

HEYNE
BÜCHER

David
Irving

HITLERS
WEG ZUM
KRIEG

1933-1939

Vom gleichen Autor erschienen
ausserdem als Heyne-Taschenbücher

Der Untergang Dresdens • Band 5485

Mord aus Staatsräson • Band 5567

Der Nürnberger Prozess • Band 5615

Wie krank war Hitler wirklich? • Band 5712

Rommel • Band 5776

DAVID IRVING

HITLERS WEG ZUM KRIEG

Mit 36 Abbildungen

WILHELM HEYNE VERLAG

MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 5864
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der englischen Originalausgabe
THE WAR PATH, HITLERS GERMANY 1933-1939
Deutsche Übersetzung von Georg Auerbach

Genehmigte, ungekürzte Taschenbuchausgabe
Copyright © 1978 by David Irving
Copyright © der deutschen Übersetzung 1979 by
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München/Berlin
Printed in Germany 1981
Umschlagfoto: Süddeutscher Verlag, Bilderdienst, München
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München
Gesamtherstellung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-01362-X

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Verfassers	7
Prolog: Der Kern	25
Teil I DER WEG ZUR ABSOLUTEN MACHT	37
Die First Lady	39
Diktator durch Zustimmung	67
Triumph des Willens	102
«Einmal die Welt»	123
Die Glücksgöttin	146
Fall «Grün»	182
Hitler privat	208
Schiessübungen	227
München.....	248
Ein Schritt auf einem langen Weg.....	288
Teil II DEM GELOBTEN LAND ENTGEGEN	329
In Hitlers Reichskanzlei	331
Fünfundzwanzig	363
Eine letzte Ölung.....	391
Die grosse Lösung	405
Der Pakt mit dem Teufel	432
Epilog: Sein Erster Schlesischer Krieg	469
Verwendete Abkürzungen.....	479
Anmerkungen	483
Anhang 1	522
Anhang 2	523
Register	527

Vorwort des Verfassers

Dieses Buch zeichnet Hitlers Weg zum Krieg nach. Die Schilderung endet genau zu dem Zeitpunkt, da der Folgeband – *Hitler's War** – beginnt: am Abend des 3. September 1939, als Hitler sich von der Reichskanzlei in Berlin an die Front in Polen begibt. Wie in jenem Werk, das Kontroversen auslöste, wird auch in *Hitlers Weg zum Krieg* der Versuch unternommen, die Ereignisse gleichsam vom Schreibtisch Hitlers aus zu beschreiben, jede Begebenheit gleichsam mit seinen Augen zu sehen und zu begreifen. Zwar verengt diese Technik den Standpunkt, aber sie verhilft zu einem Verständnis sonst unverständlicher Entscheidungen. Meines Wissens hat das bisher niemand unternommen, weswegen es mir der Mühe wert war; denn schliesslich erfasste der von Hitler entfesselte Krieg ein Land nach dem anderen, verursachte den Tod von vierzig Millionen Menschen und brachte über fast ganz Europa und halb Asien Vernichtung durch Feuer und Granaten; der Krieg zerstörte Hitlers Drittes Reich, führte die Auspowerung Englands und den Verlust seines Empire herbei und bewirkte die noch andauernde Unruhe im Getriebe der Welt; der Krieg hatte die Festigung des Kommunismus in einem Kontinent und sein Vordringen in einen weiteren im Gefolge.

In meiner Darstellung halte ich mich an die logische chronologische Abfolge. Wie Hitler 1933 an die Macht gelangte, wird nur Umrissen – diese Thematik ist bereits trefflich von anderen abgehandelt worden, vornehmlich von Karl Dietrich Bracher und Wolfgang Sauer. Ich konzentrierte meine Forschungen auf die Jahre seiner Macht; vom 3. Februar 1933 an, als Hitler seinen Generälen im Vertrauen von seinem Ziel berichtet, im Osten,

* *Hitler's War* erschien 1977 im Verlag The Viking Press (New York) und Hodder & Stoughton (London), wie auch in weiteren Ländern.

sobald Deutschland dazu fähig ist, einen grossangelegten Eroberungskrieg zu beginnen, werden die Details dichter und das Bild gewinnt an Farbe.

Wie bei meiner Arbeit an *Hitler's War* habe ich soweit wie möglich die Inanspruchnahme von bereits veröffentlichten Werken zugunsten von verfügbaren Primärquellen aus jenen Tagen vermieden. Zwar werden in vielen, die ich gelesen habe, die strikten Regeln historischer Wahrheitsfindung befolgt, aber bei allzu vielen ist es nicht der Fall; zu viele nach dem Krieg erschienene Bücher führen den Historiker in die Irre. Abgesehen von den bearbeiteten Tagebüchern, die ich in meiner Einführung zu *Hitler's War* erwähnte – wie z.B. Cianos Tagebücher –, sind selbst einige Quellen über die Vorkriegsjahre nicht weniger trügerisch: Die früh erschienene Biographie *Der Führer* des inzwischen verstorbenen Konrad Heiden ist grösstenteils wertlos; Carl-Jacob Burckhardts «Tagebuch», aus dem er in seinen Memoiren *Meine Danziger Mission 1937-1939* zitiert, lässt sich mit Hitlers tatsächlichem Vorgehen, wie es in den Tagebuchaufzeichnungen seines Mitarbeiterstabes notiert ist, nicht in Einklang bringen; die *Gespräche mit Hitler* (Zürich 1940), das häufig zitierte Werk des einstigen Danziger Politikers Hermann Rauschning, der in die Vereinigten Staaten emigrierte, hat von jeher eine Analyse von Hitlers Politik erschwert. Eine interne NS-Untersuchung ergab, dass Rauschning Hitler nur wenige Male bei formellen Anlässen getroffen hatte. Die Neuauflage von Rauschnings Buch im Jahre 1973 in Wien enthält ein abschliessendes Kapitel mit dem Titel «Hitler privat», das in der Erstausgabe von 1940 ausgelassen wurde; es ist in mancherlei Hinsicht aufschlussreich, da darin geschildert wird, wie Hitler nächtens regelmässig mit dem Schrei aufgewacht sein soll: «Da ist er!» – «er» bedeutet der Leibhaftige. Das räumt mit Rauschnings Glaubwürdigkeit ein für allemal auf, worauf der namhafte westdeutsche Historiker Professor Eberhard Jäckel in *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (Nr. 11, 1977)

bereits mit Nachdruck hinwies. Die «Memoiren» einer Sekretärin Hitlers, gleichfalls *Hitler privat* betitelt, im Jahre 1949 von Albert Zoller in Düsseldorf herausgegeben, sind gleichermassen nicht zuverlässig; die betreffende Sekretärin – Christa Schroeder –, die im Gewahrsam der Alliierten ein Manuskript hatte verfassen müssen, bestreitet energisch die Urheberschaft von vielem, das – ohne ihr Wissen und Einverständnis – in dem Buch veröffentlicht worden ist.

Zu dieser Liste von verfälschten «Primärquellen» gehören meiner Ansicht nach auch Martin Bormanns angebliche Notizen über Hitlers letzte Gespräche im Bunker im Jahre 1945, die 1961 als *The Testament of Adolf Hitler* erschienen. Die von dem angesehenen deutschen Verlag Hoffmann & Campe geplante Veröffentlichung dieser fesselnden Notizen wurde vor drei Jahren aufgegeben.

Recherchen sind kostspielig und oft unergiebig. Man muss ihnen erst Geschmack abgewinnen. Sie bedeuten langwierige Verhandlungen mit Regierungen wie der der DDR um die Erlaubnis, verschwundene Dokumente aufzuspüren; sie bedeuten langwährende Trennungen von Frau und Kindern, Schlafen in Nachtzügen und Feilschen mit griesgrämigen pensionierten Generalen und Politikern oder den Witwen, damit sie sich zeitweilig von dem sorgsam gehüteten Schatz an Tagebüchern oder Briefen trennen. Sie bedeuten Durchblättern von Tausenden und Abertausenden von oft schwierig zu lesenden Seiten in abgelegenen und kalten Archiven, wobei man intuitiv bemerkenswerte Fakten in der Hoffnung registriert, dass einige vielleicht mit anderen, Jahre später in einem weiteren, zehntausend Kilometer entfernten Archiv gefundenen einen Sinn ergeben.

Jahre sind verstrichen, seitdem ich mich an die Arbeit machte. Ich entsinne mich, dass ich 1965 zu den Tilbury-Docks fuhr, um eine Kiste mit Mikrofilmen abzuholen, die ich von der US-Regierung

für dieses Buch angefordert hatte. Das Schiff, das die Kiste brachte, ist längst verschrottet. Ich habe nicht damit gerechnet, dass bis zur Veröffentlichung vierzehn Jahre vergehen würden. Vermutlich habe ich die Sache allzu gemächlich angepackt. Andere Autoren haben mich hinter sich gelassen; ich bin mehr als einmal um einen sensationellen Fund und um die «Lorbeeren» gebracht worden, und das in mehr als einem Land. Dennoch hoffe ich, dass diese Biographie konkurrierende Werke überdauern wird und dass sich künftig immer mehr Autoren gezwungen sehen, sie wegen der Fakten zu Rate zu ziehen, die sonst in keiner anderen enthalten sind.

Ich entschuldige mich nicht dafür, dass ich die bestehenden Ansichten über Adolf Hitler revidiert habe. In der Nachkriegszeit war das Bild von Hitler so sehr von unserer Propaganda gegen ihn bestimmt, dass noch immer die karikaturhafte Vorstellung von ihm vorherrscht; somit wird jede auf authentischen Aufzeichnungen aus jener Zeit beruhende Darstellung in vielerlei Hinsicht das historische Bild von ihm verstärken, aber auch in manch anderer davon abweichen. Ich habe versucht, ihm die gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihm von einem englischen Gericht zuteil geworden wäre, wo die normalen Regeln der Wahrheitsfindung Gültigkeit besitzen, aber auch ein gewisses Mass an Verständnis statthaft ist.

Es mutet sonderbar an, dass Historiker, die sich mit diplomatischen Beziehungen befassen, sich in dreissig Jahren nicht einmal dazu aufgerafft haben, der Witwe von Ribbentrops Staatssekretär Weizsäcker einen Besuch abzustatten; sie hätten festgestellt, dass sie noch immer sämtliche Unterlagen und Tagebücher ihres Mannes besass.* Hätten sie die Witwe von Walther Hewel aufgesucht, Ribbentrops Verbindungsmann bei Hitler, würden sie auch von

* Sie sind mittlerweile von dem Kanadier Leonidas E. Hill – *Die Weizsäcker-Papiere 1933-1950* (Berlin 1974) – herausgegeben worden.

dessen Tagebuchaufzeichnungen erfahren haben. Was für ein Historiker mag wohl ein Buch über die Ursachen des Zweiten Weltkrieges ohne Einsichtnahme in das Archivmaterial des Auswärtigen Amtes mit der Bezeichnung *Dokumente zum Kriegsausbruch* vorlegen? (Es enthält z.B. Aufzeichnungen der belauschten Telefonate der englischen und französischen Botschaft in Berlin in den Jahren 1938-39 und die Ergebnisse der Dechiffrierung der Geheimtelegramme.) Und was kann man davon halten, wenn Historiker emotionsgeprägt über die Judenvernichtung schreiben und sich nur auf das veröffentlichte Nürnberger Beweismaterial stützen, sich nicht einmal die Mühe genommen haben, Einsicht in die archivierten handschriftlichen Notizen der Telefonate des Reichsführers SS Heinrich Himmler zu nehmen oder seine Memoranda für die Geheimgespräche mit Hitler zu lesen?

Die Geschichtsschreibung wird seit 1945 von den Auswirkungen der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse behindert – durch die Methoden der Beweismaterialauswahl der Anklage, durch die nachfolgende Veröffentlichung der ausgewählten Dokumente in gefällig gedruckten und mit einem Index versehenen Bänden und durch die in einer Grube in einem Wald in Bayern erfolgte Verbrennung von Dokumenten, die, so meinte man, die anklägerischen Bemühungen der Alliierten behindern würden. Beweisdokumente wurden weniger wegen ihres repräsentativen Gehalts ausgewählt, sondern eher deswegen, weil sie die verbrecherischen Absichten der Achsenmächte deutlich machten oder zur Stützung der verschiedenen Propagandahypothesen herangezogen werden konnten, die schon vor 1945 zur Rechtfertigung der Intervention des Westens in Hitlers Krieg im Umlauf waren – sie waren darauf angelegt, zu beweisen, dass Hitler von Anfang an Aggressionspläne gegen Grossbritannien und sein Empire gehegt und den Krieg gegen die Vereinigten Staaten betrieben hätte und dass die systematische Liquidierung von Millionen europäischer Juden Teil des grossangelegten Plans der Nazis gewesen sei, der jedem der Ange-

klagten vertraut gewesen war. All das wirkte auf die Gemüter im Westen viel erregender als Hitlers ordinäre territoriale Ziele in Mitteleuropa und im Osten.

In Nürnberg wurde in den ersten Prozessen alles simplifiziert (die Wahrheit begann sich erst in den darauffolgenden Gerichtsverfahren, die Ende 1946 anliefen, deutlicher herauszuschälen). Die Ankläger in Nürnberg legten Aufzeichnungen von nur drei massgebenden Geheimreden Hitlers an seine Generäle vor – die vom 5. November 1937, vom 23. Mai 1939 und vom 22. August 1939 – und stützten ein gut Teil ihrer Annahmen darauf: sozusagen ein Gipfelspringen von einem kritischen Höhepunkt zum anderen. Aber das zentrale Ziel von Hitlers Aussenpolitik blieb, wie Professor Hugh Trevor-Roper zu Recht bemerkte, während seiner politischen Laufbahn konstant: ein Eroberungskrieg im Osten. Wenn man sämtliche Geheimreden Hitlers analysiert, bei Verwendung ausschliesslich verlässlichen Quellenmaterials, wird das völlig klar; er verkündete dieses Ziel in seiner Geheimrede vom 3. Februar 1933 und bei zahlreichen späteren Gelegenheiten. Ich spürte ohne grosse Schwierigkeiten die Aufzeichnungen von vielen weiteren vertraulichen «programmatischen» Reden Hitlers auf, aus denen diese unbeirrbar Zielsetzung hervorgeht: so am 21. Januar 1938 («Einmal die Welt ... »!), am 28. Mai 1938, am 15. August 1938 und in einigen besonders aufschlussreichen Reden – auf Schallplatten aufgezeichnet –, die Hitler in vertrautem Kreise vor ranghohen Militärs im Januar, Februar und März 1939 gehalten hatte, in denen er deutlich herausstellte, dass das nationalsozialistische Deutschland unaufhaltsam dem Krieg entgegentreib. Diese höchst bedeutsamen Reden sind von den Biographen Hitlers nicht beachtet worden – entweder weil man sie nicht identifiziert und gefälligerweise in Archivverzeichnissen aufgeführt hatte, ferner weil diese Biographen ausländische Archive nicht aufgesucht hatten oder weil die Reden noch nicht ins Englische übersetzt worden waren. Deutsche Autoren haben gar beklagt – so z.B. in den

Anmerkungen zu den vom Institut für Zeitgeschichte herausgegebenen *Tagebüchern eines Abwehroffiziers* (Stuttgart 1970) –, dass Niederschriften dieser Reden nicht existieren. Doch es gibt sie, und ich habe einige der wichtigsten Passagen zitiert.

Für die Arbeit an diesem Band zog ich eine Anzahl wenig bekannter, aber authentischer Tagebücher von Leuten in Hitlers Umgebung heran, darunter einen unveröffentlichten Abschnitt von Alfred Jodls Tagebuch, ferner das dienstliche, von Keitels Adjutanten Wolf Eberhard für den OKW-Chef geführte Tagebuch und Eberhards eigenes Tagebuch von 1936-1939, das Tagebuch von Nikolaus von Vormann, dem Verbindungsoffizier des Oberbefehlshabers des Heeres bei Hitler im August und September 1939, Martin Bormanns Tagebuch und das von Hitlers persönlichem Adjutanten Max Wünsche, die beide über die Tätigkeit Hitlers berichten. Zudem verwandte ich noch die unveröffentlichten Tagebücher von Fedor von Bock, Erhard Milch, Wilhelm Leeb, Ernst von Weizsäcker, Erwin Lahousen und Eduard Wagner. Einige dieser Männer schrieben auch aufschlussreiche Privatbriefe; Frau Elisabeth Wagner überliess mir Briefe ihres Mannes mit einem Gesamtumfang von 2'000 Seiten; es stellte sich heraus, dass wichtige Abschnitte bei ihrer Veröffentlichung nicht berücksichtigt worden waren. Eine Sekretärin Hitlers stellte mir aufschlussreiche zeitgenössische Unterlagen zur Verfügung; die Familie von Julius Schaub wiederum gestattete mir das Kopieren seiner Manuskripte und Aufzeichnungen über die zwanzig Jahre, in denen er als Hitlers – dienstältester – Chefadjutant fungierte. Ich bin wohl der erste Biograph, der die Papiere Herbert Backes, eines Staatssekretärs in der NS-Regierung, verwandte; mit Gewissheit bin ich der erste, der die Tagebücher, Notizen und Unterlagen von Fritz Todt, Schöpfer von Hitlers Autobahnen und sein erster Rüstungsminister, dank der Zuvorkommenheit seiner Tochter Ilsebill Todt, auswerten durfte. Zu den aufschlussreichsten Dokumenten, die exklusiv in *Hitlers Weg zum Krieg* Verwendung

fanden, gehören die privaten Aufzeichnungen von Generaloberst von Fritsch, die ich von einer sowjetischen Quelle erhielt; sie schildern von seinem Standpunkt aus die gesamte Blomberg-Fritsch-Krise von 1938.

Keiner der einstigen Untergebenen Hitlers, an die ich mich wandte, verweigerte mir ein Interview; von den verschiedenen nationalen Archiven erhielt ich ferner detaillierte Aufzeichnungen der Befragungen einiger von ihnen. Diese Unterlagen bilden nun einen Bestandteil der Sammlung Irving im Institut für Zeitgeschichte in München und sind, von Ausnahmen abgesehen, auch anderen Forschern zugänglich. Dort finden Forscher auch die ausführlichen Anmerkungen, die für dieses Buch gemacht worden sind (etwa 1500 Seiten von Quellenangaben!); aus Platzgründen mussten sie bei diesem Band ausgespart werden. Aber wo ich angenommen habe, dass der Leser mehr erfahren möchte, verweise ich – am Ende des Buches von Seite 483 an – auf einige der bedeutsameren Quellen, die ich herangezogen habe. Am Zweiten Weltkrieg interessierte Historiker werden feststellen, dass viele der Mikrofilme mit Unterlagen, von mir bei den Recherchen zu diesem Buch angefertigt, über die Firma E. P. Microforms, East Ardsley, Wakefield, Yorkshire, England, erhältlich sind.

Es gab Skeptiker, die die Frage stellten, ob denn die beträchtliche Zuhilfenahme von – unvermeidlicherweise tendenziösen – Privat-aufzeichnungen eine bessere Methode zur Erforschung von Hitlers Laufbahn sei als die Nutzung von herkömmlicheren Informationsquellen. Meine Antwort lautet, dass es ebenso falsch ist, den Wert solcher privaten Quellen gänzlich zu bestreiten. Ich habe es keineswegs getan, und das Resultat ist, so hoffe ich, dass ich der Wahrheit über Hitlers Hinwendung zum Krieg so nahe wie möglich gekommen bin. Die namhafte *Washington-Post* vermerkte diesbezüglich in ihrer Besprechung von *Hitler's War*: «Englische Historiker sind schon immer mit Hitler objektiver verfahren als deutsche oder amerikanische Autoren.» Amerikanische Autoren

haben zweifellos in jüngster Zeit verwirrende Porträts von ihm gezeichnet. So enthält Walter C. Langers Studie *The Mind of Adolf Hitler: The Secret Wartime Report* (New York 1972) spekulative psychiatrische Deutungen, die zu abwegig und sogar obszön sind, als dass man sie hier anführen sollte. Und was soll man von der befremdenden Darstellungsweise des amerikanischen Psycho-Historikers Professor Robert Waite hinsichtlich des Konnexes zwischen Hitler und der Liquidierung der Juden halten? «Selbst die Methode der Ermordung», schreibt Waite, «stimmte mit Hitlers Vernarrtheit in Hygiene, Unrat, Gestank, Verwesung und Strangulierung überein.»

Der von mir dargestellte Adolf Hitler unterscheidet sich von dem Waites. Die nachfolgenden Kapitel enthalten weitere Beweise für meine Behauptung, dass Hitler als Führer weniger allmächtig war, als angenommen wird, und dass seine Gewalt über seine Untergebenen von Jahr zu Jahr abnahm: Drei Vorfälle – die Auswirkungen der Röhm-Affäre vom 30. Juni 1934, die Ermordung von Dollfuss einen Monat darauf und die antijüdischen Pogrome vom November 1938 – zeigen auf, wie seine Machtbefugnis von Männern usurpiert wurde, denen er sich in irgendeiner Form verpflichtet fühlte, nämlich von Himmler, der SS und Goebbels. Möglicherweise gehört schon der Blomberg-Fritsch-Skandal in diese Kategorie.

Obzwar das grundsätzliche und richtungweisende Ziel des von mir geschilderten Hitler stets konstant blieb, waren seine Methoden und seine Taktiken zutiefst opportunistisch. Wie Winston Churchill, der oft davon sprach, dass er die «flatternden Schwingen» der Schicksalsgöttin vernehme, glaubte auch Hitler fest daran, dass man flüchtige Chancen ergreifen müsse. «Es ist aber der einmalige Moment gewesen, wo die Glücksgöttin an einem vorüberstreicht», dozierte er 1938 vor seinen Adjutanten. «Wenn man in diesem Augenblick nicht ihren Saum erfasst, kommt sie nie wieder.» Die Art, wie er im Januar 1938 den doppelten Skandal

nutzte, um sich des allzu konservativen Oberbefehlshabers des Heeres, von Fritsch, zu entledigen, um noch der Oberste Befehlshaber zu werden, ist dafür ein bezeichnendes Beispiel; er hatte es nicht nötig, eine derartige Situation auszuhecken, da ein Wort von ihm genügt hätte, beide Männer, Blomberg und Fritsch, zum pflichtschuldigen Rücktritt zu bewegen. Doch als es dann zum Skandal kam, wusste er ihn zu nutzen.

Von nicht geringem Interesse wird für englische Leser die Feststellung sein, dass Hitler sich grosse Mühe gab, England das Nichtvorhandensein von gegen den Westen gerichteten Aggressionsplänen klarzumachen. Wahrscheinlich meinte er es ehrlich – denn für einen längeren Krieg gegen die Britischen Inseln hatte er unbestreitbar eine ungeeignete Luftwaffe und Kriegsmarine geschaffen. Zudem deuten unauffällige Hinweise, wie seine Instruktionen an Fritz Todt im Jahre 1936 zur Errichtung riesiger Monumente an der Westgrenze des Reiches, darauf hin, dass diese Grenzen für Hitler von Dauer waren.

Es gibt jedoch reichlich Beweise für Hitlers Pläne einer Invasion im Osten – seine Geheimrede vom Februar 1933, seine Denkschrift vom August 1936, seine Anweisungen vom Juni 1937 für den Ausbau von Pillau zu einer Marinebasis in der Ostsee und seine Äusserungen gegenüber Mussolini im Mai 1938, dass «Deutschland den alten Germanenweg nach Osten beschreiten» werde. Erst gegen Ende dieses Monats fand sich Hitler schliesslich mit der Möglichkeit ab, dass England und Frankreich vermutlich nicht abseits stehen würden. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Hitler in dem deutsch-sowjetischen Pakt vom August 1939 etwas anderes sah als eine abgefeymte vorteilhafte Massnahme.

In den letzten Vorkriegsjahren stützte sich Hitler intensiv auf strategische Täuschungsmanöver und Techniken der psychologischen Kriegführung. Das Prinzip war nicht neu: Napoleon hatte es folgendermassen definiert: «Im Krieg ist der Geist alles, und die Meinung macht gut die Hälfte der Wirklichkeit aus.» Er meinte

ferner: «Der Ruf der eigenen Waffen ist im Krieg alles und gleichbedeutend mit wirklicher Streitkraft.» Durch die Verwendung der «Vertraulichen Mitteilungen» des Reichspropagandaamts Berlin (IfZ, Ja. 70.02), des Berliner Büros der *Frankfurter Zeitungföh*, ZSg. 102) versuchte ich darzulegen, wie weit voraus der NS-Staat in diesen Techniken war, von der Remilitarisierung des Rheinlandes 1936 an bis zum Münchner Abkommen, dem grössten Triumph Hitlers im Jahre 1938.

Zu dieser Thematik gehört ferner meine Hervorhebung von Hitlers verblüffend leistungsfähigen Nachrichtenquellen über das Ausland. Andere Autoren scheinen diesen Faktor geringgeachtet zu haben und führen Hitlers sicheres Gespür auf seine angebliche «Intuition», auf sein «Fingerspitzengefühl» zurück. Wie aus *Hitler's War* wird man auch aus diesem Buch entnehmen, dass das sogenannte «Forschungsamt» des Reichsmarschalls mit seinen Telefonabhör- und Dechiffrierabteilungen den Schlüssel zu vielen Erfolgen Hitlers – sowohl im Inland als auch im Ausland – liefert: Dieses Amt versorgte ihn mit instruktiven und zuweilen erheiternden Aufzeichnungen von Telefongesprächen – wie im Fall Niemöller; es belauschte die Telefonate der ausländischen Diplomaten in Berlin und verschaffte ihm – was noch bedeutungsvoller ist – im September 1938 Transkriptionen der rund um die Uhr abgehörten entsetzten und unvorsichtigen Telefongespräche zwischen dem bedrängten Prag und den tschechischen Diplomaten in London und Paris. Sie wurden hier zum erstenmal ausgewertet.

Von der Konferenz in München bis zum Ausbruch des Krieges mit England leitete das Forschungsamt Hitler weitere Informationen aus abgehörten Telefongesprächen zwischen der englischen bzw. französischen Regierung und der jeweiligen Botschaft in Berlin zu; damit konnte er stündlich verfolgen, wie seine Gegner auf jeden Schachzug der NS-Regierung reagierten. Am 22. August 1939 folgerte er zu Recht, dass die Westmächte zwar formell den

Krieg erklären könnten, aber es nicht auf einen offenen Kampf ankommen lassen würden – das heisst, vorerst nicht.

Jene Kritiker, die an meiner Darstellung seiner Haltung gegenüber der «Judenfrage» in *Hitler's War* Anstoss nahmen – und es waren viele, vornehmlich in Nordamerika –, werden feststellen, dass seine Handlungen in den Jahren vor dem Krieg gänzlich in Einklang mit meiner zentralen Hypothese stehen: dass Hitler nämlich sehr früh begriffen hatte, der Antisemitismus in Deutschland würde sich beim Gewinn von Wählerstimmen als überaus brauchbar erweisen, und dass es ihm keine Skrupel bereitete, sich von dieser abstossenden Strömung 1933 bis zum Portal der Reichskanzlei tragen zu lassen; doch sobald er sich dort etabliert hatte und an der Macht war, trennte er sich von ihr und bekannte sich nur noch formell zu diesem Teil seiner Weltanschauung. Die NS-Gangster unter ihm jedoch betrieben die Hetze weiter, selbst als Hitler anders verfügte, so z.B. im November 1938. Was die Konzentrationslager anlangt, unter denen das von Dachau in der in diesem Buch behandelten Zeitspanne das berüchtigste war, so überliess Hitler bequemerweise diese düstere Seite der NS-Herrschaft seinen Erfüllungsgehilfen, vor allem Heinrich Himmler. Er selbst besuchte nie eines und äusserte auch nicht den Wunsch danach.

Die namhaften, nicht der SS angehörenden Persönlichkeiten, die als Privileg den Zutritt zu diesen Lagern erhielten – wie Ernst Udet oder Staatssekretär Erhard Milch im Jahre 1933 – waren eher beeindruckt (wie auch ausgewählte Auslandsgäste, denen dieselbe Vergünstigung zuteil wurde); aber das war in der Anfangszeit. Das Liquidierungsprogramm war noch nicht angelaufen; überdies gibt es eindeutige Beweise dafür, dass Hitlers Wünsche häufig nicht mit der rüden und sinnlosen Brutalität seiner Kumpane in Einklang standen. Himmler besichtigte das Vernichtungslager Auschwitz 1942 mindestens zweimal; Hitler nie. Obwohl er laut Bezeichnung der Führer war, mengte er sich selten auf irgendeine

Weise in die Verfolgung der Juden durch die NS-Partei ein. Dokumente, die Hitler faktisch mit der Behandlung der Juden in Verbindung bringen, haben stets die Form eines Unterlassungsbefehls. Da gibt es z.B. die im Frühjahr 1942 angefertigte Notiz eines leitenden Beamten im Justizministerium: «Herr Reichsminister Lammers» – Chef der Reichskanzlei unter Hitler – «teilte mir mit, der Führer habe ihm gegenüber wiederholt erklärt, dass er die Lösung der Judenfrage bis nach dem Kriege zurückgestellt wissen wolle.»

Dieses Dokument ist, einerlei wie man es bewertet, was immer man unter den Worten «Lösung der Judenfrage» verstehen mag, unvereinbar mit der Annahme, dass Hitler das Liquidierungsprogramm, das bereits angelaufen war, wünschte, es angeordnet hatte oder davon wusste. (Dieses Dokument, das angeblich 1946 vernichtet worden sei, ist erst vor kurzem in einem Konvolut des Justizministeriums, R22/52, im Bundesarchiv Koblenz aufgefunden worden).

Laut einer stenografischen Aufzeichnung wies Hermann Göring bei einer Zusammenkunft des Reichsforschungsrates am 6. Juli 1942 in Berlin mit Nachdruck darauf hin, wie sehr das engstirnige Vorgehen gegen jüdische Wissenschaftler z.B. vom Führer und ihm selbst missbilligt werde:

«Ich habe das jetzt dem Führer selbst vorgetragen. Wir haben jetzt einen Juden in Wien zwei Jahre lang eingespannt, einen anderen auf dem Gebiet der Photographie, weil sie die gewissen Dinge haben, die wir brauchen und die uns in diesem Augenblick absolut voranbringen würden. Es wäre ein Wahnsinn, nun hier zu sagen: Der muss weg! Das war zwar ein ganz grosser Forscher, ein phantastischer Kopf, aber er hatte eine Jüdin zur Frau und kann nicht auf der Hochschule sein usw. Der Führer hat in diesem Fall auf dem Gebiet der Kunst bis zur Operette hinunter Ausnahmen zugelassen, um das zu erhalten. Um so mehr wird er die Ausnahmen dort zulassen und billigen, wo es sich um wirklich ganz grosse

Forschungsaufgaben oder Forscher selbst handelt.»* (Milch documents, Band 58, Seiten 3640 ff.)

Die Kritiker verhalten sich so, als sei der Antisemitismus allein ein Phänomen des NS-Staates gewesen und nicht ein Fluch, der schon seit Jahrtausenden der zivilisierten Menschheit zu schaffen macht. Während des Krieges ereigneten sich in London viele derartige Vorfälle, aber auch in den Vereinigten Staaten: Im November 1943 kam es in Boston, Massachusetts, zu heftigen antijüdischen Ausbrüchen. In Nordamerika war der Antisemitismus endemisch: Roosevelt liess Untersuchungen durchführen, um festzustellen, welche jüdische Konzentration eine Ortschaft tolerieren könne und kam zu dem Ergebnis, dass ein Durchschnittsort nicht mehr als vier oder fünf Familien hinnehmen würde. Jeder US-Präsident der Gegenwart hat sich über jüdische Pressure-Groups beklagt, oft in höchst undiplomatischer Sprache. Harry S. Truman äusserte bei einer Kabinettsitzung im Juli 1946: «Jesus Christus vermochte sie nicht zufriedenzustellen, als er auf Erden weilte; wie kann man da erwarten, dass es mir glücken sollte.»** Diese Beispiele kennzeichnen die latenten antisemitischen Gefühle, für die selbst gebildete und der «upper middle-class» angehörende Engländer und Amerikaner in der Zwischenkriegszeit anfällig waren, Emotionen, die sich durch das Phänomen im NS-Staat wecken liessen. Doch es waren die Fanatiker in der NS-Partei, die ihren Antisemitismus bis zu diesem grauenhaften Extrem führten. Lesern, die dazu neigen, für all das Leid polnischer Juden Hitler verantwortlich zu machen, wird es vielleicht einen Schock versetzen, wenn sie eine vertrauliche Notiz des polnischen Botschafters

* Diese aufschlussreiche Äusserung wurde erstmals in meiner Geschichte der deutschen Atomforschung «Der Traum von der deutschen Atombombe» (Gütersloh, 1967) veröffentlicht.

** John Morton Blum (Hrsg.) *The Price of Vision – The Diary of Henry A. Wallace, 1942-1946* (Boston 1973).

Josef Lipski über eine Unterredung mit Hitler im September 1938 lesen. Lipski schreibt da: «Hitler sagte, dass ihm der Gedanke vorschwebte, das Judenproblem im Einvernehmen mit Polen, Ungarn und vielleicht auch Rumänien durch Emigration in die Kolonien zu lösen. (Hier erwiderte ich, dass wir ihm, wenn er eine Lösung fände, in Warschau ein herrliches Denkmal errichten werden.) ... »

(Nach dem Krieg veröffentlichten die Russen diesen Brief.) Wenn nun Hitler tatsächlich ein unverbesserlicher Antisemit war, was soll man dann von der dringenden Anweisung des Stabes des Führerstellvertreters Rudolf Hess in der berühmten Kristallnacht – dem ersten, von Goebbels angezettelten und sich über ganz Deutschland erstreckenden antijüdischen Pogrom im November 1938 –, halten, durch die die unverzügliche Einstellung sämtlicher derartiger Ausschreitungen «auf ausdrücklichen Befehl allerhöchster Stelle» angeordnet wurde? Andere Historiker, sollten sie das Dokument aufgefunden haben (das in Berlin archiviert ist), schlossen vor diesem Dokument und ähnlichen die Augen und hofften, dieses peinliche, widrige Schriftstück würde irgendwie verschwunden sein, wenn sie die Augen öffneten.

Sie sind darauf verfallen, die Existenz von Führerbefehlen vorauszusetzen, auch wenn es nicht den geringsten schriftlichen Beleg für diese Existenz gibt. John Toland, Verfasser einer unlängst in den Vereinigten Staaten und inzwischen auch in deutscher Übersetzung erschienenen Hitler-Biographie, richtete im *Spiegel* einen von Emotionen bestimmten Appell an die deutschen Historiker, doch meine Behauptung zu widerlegen, dass Hitler nicht die systematische Liquidierung der europäischen Juden befohlen habe und wahrscheinlich nicht einmal wusste, dass sie bereits angelaufen war. Allerdings konnten ihm bisher die deutschen Historiker nicht dienlich sein, wenn man von ihrem Hinweis darauf absieht, das ganze Projekt sei «selbstverständlich» so geheim gewesen, dass nur mündliche Befehle erteilt wurden, damit der Führer damit

nicht in Verbindung gebracht werden konnte. Aber weswegen sollte Hitler in diesem Fall so besorgt gewesen sein, im Gegensatz dazu aber keine Skrupel gehabt haben, als er persönlich einen Blankobefehl zur Liquidierung von Zehntausenden deutscher Volksgenossen (Euthanasieprogramm) unterzeichnete? Seine damit vergleichbaren Befehle zur Liquidierung von Kriegsgefangenen (Kommandobefehl), von «Terrorfliegern» der Alliierten (Lynchbefehl) und russischen Funktionären (Kommissarbefehl) lassen sich die ganze Befehlskette hindurch vom Führerhauptquartier bis hinunter zum Hinrichtungskommando dokumentieren. Im nazistischen Deutschland nahmen die Juden in der Volkmeinung keinen höheren Rang ein als irgendeine dieser Gruppen. Um ihre Gegenargumente zu erhärten, haben verschiedene Autoren unzulängliche und historisch nicht stichhaltige Beweise herangezogen. Ich bin überzeugt, dass sie ehrlich meinten, ihr Beweismaterial sei ausreichend. Aber einer genaueren Analyse halten diese Ansichten nicht stand. So legen sie beispielsweise gewitzte abwegige Deutungen von Äusserungen Hitlers in seinen Reden vor – offenbar war dann die Liquidierung zu geheim, als dass er einen Befehl unterzeichnet hätte, aber wiederum nicht so geheim, dass er in seinen öffentlichen Reden nicht damit geprahlt hätte! – und anscheinend vernichtende Zitate aus Dokumenten, die allerdings von ernstzunehmenden Historikern schon längst als Fälschungen verworfen worden sind wie der Gerstein-Report oder die Bunker-Gespräche vom Jahre 1945. Sie ziehen nicht selten falsche logische Schlüsse, setzen zur Erhärtung ihrer Argumentation all das voraus, was sie beweisen sollten. Aber ein unstrittiger, schriftlicher, aus der Kriegszeit stammender Beweis, etwa ein für ein englisches Gericht annehmbares Dokument, ist bisher nicht annähernd vorgelegt worden.

Ich habe den Verdacht, dass der Grund für die durch *Hitler's War* hervorgerufenen mächtigen Emotionen sich teilweise darin finden lässt: Die Kritiker haben das Buch nicht wegen seines Inhalts

angegriffen, sondern wegen der Dinge, die sie darin vermuten. Gerüchte über meine Arbeit waren schon seit Jahren im Umlauf – lange bevor ich überhaupt ein Wort niederschrieb. Nun hoffe ich, dass sich mit dem Abschluss dieser zweibändigen Biographie zumindest einige dieser Gerüchte gelegt haben und dass die Menschheit aus Hitlers Aufstieg und Fall etwas lernt. Was ich am meisten bedaure, ist, dass – in der Erregung über die in dieser Biographie enthaltenen Enthüllungen von Hitlers tatsächlicher Einstellung den Juden gegenüber – sich aus dieser Biographie ergebende, weitaus bedenkenswertere Fragen übersehen werden: aus der Feststellung etwa, dass dieser Mann zu keiner Zeit eine wirkliche Bedrohung für England oder das Empire darstellte oder sein wollte. Hätte sich England 1939 und 1940 rationaler verhalten können? Hätte es sollen? Das sind Fragen, die nicht ignoriert werden dürften.

David Irving
London, Dezember 1978

Prolog: Der Kern

Werden sich Hitlers wahre Ambitionen je ergründen lassen? Zweifellos ruhte tief in ihm ein dunkler, bislang unerhellter Kern von Antrieben, wohl verborgen unter tausenderlei Tarnschleiern und niedergehalten aus Besorgnis, damit er – selbst vor seinen Vertrauten – seine eigentlichen Absichten nicht offenbare.

Einer seiner vertrautesten Mitarbeiter, sein Luftwaffenadjutant von 1937 bis zum Ende, hat zu bedenken gegeben, dass man sich, wenn man von einer bestürzenden Tirade Hitlers vor seinen Gefolgsleuten liest, stets fragen soll: War das nun der wahre Hitler, oder schuf er sich da nur ein Image, das er seinen jeweiligen Zuhörern einprägen wollte? Waren das seine wirklichen Ziele, oder suchte er nur seine selbstzufriedenen Satrapen aus gefährlicher Lethargie aufzurütteln?

Folglich muss man tief im Gestein von Hitlers Lebensgeschichte schürfen, bevor man die Ursprünge dieser verwobenen Kette verborgener, ihn verzehrender Ambitionen aufspüren kann, die in den letzten sechs Jahren seines Lebens ihre gewaltsame Ausprägung fanden.

«Mein Kampf», 1924 in der Festungshaft und in der Zeit danach geschrieben, enthüllt fraglos manche dieser Geheimnisse, und in späteren Jahren hat er die Publikation aus eben diesem Grunde bedauert: Denn der Hitler in der Reichskanzlei zu Berlin war umsichtiger als der Hitler der Barrikaden; und der Hitler auf den ersten Stufen zur Macht war glattzüngiger als der demobilisierte Infanterist und Agitator in bayerischen Bierschenken. Ausgezeichnetes Quellenmaterial, aus der Zeit vor «Mein Kampf» sogar, ist erhalten geblieben. Die vertraulichen Polizeiberichte über zwanzig frühe Hitlerreden, gehalten in rauchgeschwängerten, überfüllten Sälen im revolutionären, vom Räteregime beherrschten München der Jahre 1919 und 1920, gewähren einen

Blick auf die Aussenhülle seiner Anschauungen, die er abänderte, um Ansichten eingliedern zu können, die den bei solchen Anlässen zusammengekommenen zwei- oder dreitausend Zuhörern den lautesten Beifall entlockten. Darin vertrat der eben dreissig Jahre alt gewordene Adolf Hitler keine hochfliegenden geopolitischen Vorstellungen, träumte er nicht von einem Reich im Osten. Folglich müssen sich derlei Ambitionen erst später herausgebildet haben. Seine Agitation drehte sich um die Bedingungen, die man den «feigen, korrupten» Vertretern Berlins in Versailles diktiert hatte. Er suchte seine Zuhörerschaft davon zu überzeugen, dass die Niederlage im Weltkrieg nicht die Feinde im Ausland, sondern die Revolutionäre in der Heimat, die jüdisch beeinflussten Politiker in Berlin herbeigeführt hätten. 1920 war das Jahr, in dem die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ihr Programm verkündete, man Hakenkreuzarmbinden anlegte und sich eine eigene Ordnungsmacht, Schlägertrupps in braunen Hemden, die spätere SA, schuf.

Lässt man das demagogische Element in diesen Reden ausser Betracht, dann kennzeichnen sie lediglich Hitlers ständige Wiederholungen, dass ein entwaffnetes Deutschland den widerrechtlichen Forderungen seiner beutegierigen Nachbarn hilflos ausgesetzt sei. Nach dem Sieg von 1871 sei Deutschland eine Nation gewesen, in der es Zielvorstellungen, Ordnung, Unbestechlichkeit und Gründlichkeit gegeben hätte; kraftvoll, prächtig und geachtet sei es gewesen, gesund im Innern und mächtig nach aussen; seine Ingenieure und Kaufleute hätten durch Tüchtigkeit, Redlichkeit und Leistung die Briten allmählich von deren gewohntem Platz auf den Weltmärkten verdrängt. Das, verkündete Hitler, sei der wahre Grund, warum Grossbritannien diesen Krieg ausgefochten habe; das sei der Grund für den Versailler Vertrag. Es sei der Sieg nackter Gewalt über die Gerechtigkeit gewesen, die gleichen ruchlosen Mittel, die Grossbritannien schon im Opiumkrieg von 1840 gegen China eingesetzt hätte, und auf diese Weise sei Gross-

britannien nahezu ein Fünftel der Erdoberfläche zugefallen. In derlei Ergüssen wurde Hitlers gefährlicher Neid auf Grossbritannien deutlich, Neid auf den Geist dieser Nation, auf die Herrenmenscheneigenschaften und auf das geniale Geschick, mit dem sich die Briten ihr Kolonialreich erworben hatten.

In diesen Reden wurden auch andere Themen abgehandelt. Hitler forderte ein Deutschland ohne Klassenunterschiede, in dem Arbeiter der Stirn und Arbeiter der Faust jeweils die Leistungen des anderen achteten.

Im April 1920 rief er bei einer Gelegenheit sogar aus: «Wir brauchen einen Diktator, der ein Genie ist, wenn wir wieder emporkommen wollen!»

Seine Anschauungen waren ultranationalistisch. «Deutsche Partei heissen wir», sagte er, «weil wir deutsch sein wollen, den Kampf gegen das polnisch-jüdische Gesindel führen wir.» Seine Ziele waren schon damals nicht bescheiden: Er wollte ein neues Deutsches Reich errichten, von der Memel im Osten bis nach Strassburg im Westen, von Königsberg bis nach Pressburg. In einer geheimen Rede, wahrscheinlich am 7. oder 8. August 1920 vor Zuhörern in Salzburg gehalten, versuchte er, seine österreichischen Landsleute für dieselben Ideale zu begeistern: «Erstens Deutschland über alles in der Welt, und zweitens, unser Deutschland reiche so weit, wie die deutsche Zunge klingt.»

Diese Salzburger Rede, von der lediglich eine einzige verblichene, lädierte und bislang unveröffentlichte stenografische Aufzeichnung erhalten geblieben ist, enthüllt seine frühesten Auffassungen und Ansichten wohl am deutlichsten. Das Sprengen der «Ketten von Versailles» war für ihn die Vorbedingung zu Reformen in Deutschland, und unter diesen Reformen sollte die Ausmerzung des «jüdischen Bazillus» in ihrer Mitte zuvorderst stehen.

« ... Das ist die erste Forderung, die wir verlangen und verlangen müssen, dass unser Volk frei wird, dass die Ketten zersprengt werden, dass Deutschland wieder Herr wird seiner

selbst, seine Geschicke selbst bestimmen kann, einschliesslich aller derjenigen, welche zu Deutschland wollen. (Beifall)

Und die erste dieser Forderungen und deren Erfüllung wird dann die Bahn frei machen für die ganzen weiteren Reformen; und da unterscheidet uns vielleicht etwas von ihnen, was nur rein programmatisch ist, aber nicht etwas, das vielleicht nicht im Geist der Frage wäre: unsere Gedanken zur Judenfrage. Für uns ist dieses Problem kein Problem, an dem man Vorbeigehen kann mit verbundenen Augen, das nur gelöst wird durch kleine Zugeständnisse, für uns ist das ein Problem, das darüber entscheidet, ob unser Volk vor allem wieder innerlich gesundet, ob der jüdische Geist auch wirklich verschwindet. Denn denken Sie nicht, dass Sie eine Krankheit bekämpfen können, ohne den Erreger zu töten, ohne den Bazillus zu vernichten, und denken Sie nicht, dass Sie die Rassistuberkulose bekämpfen können, ohne zu sorgen, dass das Volk frei wird von dem Erreger der Rassistuberkulose. Das Wirken des Judentums wird niemals vergehen und die Vergiftung des Volkes nicht enden, solange nicht der Erreger, der Jude, aus unserer Mitte entfernt ist.» (Beifall)

Solche Sprache kam an. Seine ersten Reden hatte Hitler mit diffizilen Fragen wie der Beziehung zwischen nationaler Stärke und internationaler Gerechtigkeit begonnen. Doch er merkte bald, dass es keineswegs die Sprache war, die der Mob hören wollte. 1920 forderte er in einer Reihe von Reden, dass Kriegsgewinnler und Schieber gehenkt werden sollten. Er stellte sie als Juden hin. In der Folgezeit zog er über sämtliche Juden her, über die Ostjuden aus Russland und über das «polnisch-jüdische Gesindel», das nach Wien und Deutschland geströmt war.

Aus den Polizeiberichten vom 13. August 1920 geht hervor, dass Hitler zum erstenmal seine Rede ausschliesslich auf die Juden ausgerichtet hatte. Zu Beginn entwickelte er abstruse Rassentheorien, die über das Fassungsvermögen seiner Bier trinkenden Zu-

hörer gingen. Sodann warf er den Juden vor, dass sie für den Krieg verantwortlich seien, Deutschland verbrecherisch regiert und sich als Kriegsgewinnler betätigt hätten. Zudem wies er warnend darauf hin, dass in der deutschen Presse die «orientalischen Schmierfinken» weiterhin systematisch die deutsche Volksseele untergraben, das Volk spalteten und zersetzten. Aus dem freundlichen Wien hätten sie ein zweites Jerusalem gemacht. Während österreichische Soldaten in elende Behausungen heimkehrten, sei derweil nahezu eine halbe Million Juden, aus Galizien zumeist, in die Stadt geströmt und hause nun in prächtigen Wohnungen.

Solche Verleumdungen erregten seine ungebärdigen Zuhörer. Hitler fasste Mut, die Lösung vorzutragen. Die Nationalsozialistische Partei müsse einen Kreuzzug gegen die Juden führen. «Wir wollen keine Pogromstimmung erzeugen, sondern es beseelt uns die unerbittliche Entschlossenheit, das Übel an der Wurzel zu packen und mit Stumpf und Stiel auszurotten.» Diese Worte wurden mit Beifallsstürmen aufgenommen, wie auch seine Erklärung: «Um unser Ziel zu erreichen, muss uns jedes Mittel recht sein, selbst wenn wir uns mit dem Teufel verbünden müssten.» Etliche Wochen danach bramarbasierte er: «Wenn wir ans Ruder kommen, dann werden wir wie die Büffel vorgehen.» Und bei einer anderen Gelegenheit erklärte er abermals: «Die Judenfrage darf nicht umgangen, sie muss gelöst werden.»

Es genügt, wenn die Ereignisse zwischen 1920 und seiner Macht-ergreifung 1933 nur kurz angeführt werden, dass Adolf Hitler im November 1923 in München einen misslungenen Putsch durchführte, vor Gericht gestellt, auf der Festung Landsberg inhaftiert und schliesslich entlassen wurde, «Mein Kampf» veröffentlichte und die Partei, während seiner Abwesenheit durch inneren Hader gespalten, neu formierte und in den folgenden Jahren zu einer disziplinierten, autoritär ausgerichteten Macht aufbaute, mit eigenen Parteigerichten, einer SA-Armee in Braunhemden und einer schwarzuniformierten Prätorianergarde, der SS, bis er dann an der

Spitze einer auf eine Million Parteimitglieder angeschwollenen Heerschar im Januar 1933 zur Reichskanzlei in Berlin gelangte, nach dreizehn Jahre währendem Widerstand gegen den marxistischen Klassenkampf, gegen die kulturelle und ökonomische Vorrangstellung der Juden und gegen die Fesseln von Versailles – keine geringe Leistung für einen einst unbekanntes, durch Gas zeitweise erblindeten, mittellosen Gefreiten, der das mit keinen anderen Mitteln erreichte als mit Rednergabe, Unbeugsamkeit und dem unbändigen Drang, seine noch immer verborgenen, dunklen Ambitionen in die Tat umzusetzen.

Die Briefe eines neunzehnjährigen Studenten, Walther Hewel, der 1924 mit ihm in Landsberg einsass, zeigen anschaulich, welche ungewöhnliche Macht er schon damals über seine Anhänger hatte, ein Bann, der bis 1945 wirkte, als der Briefeschreiber zusammen mit Hitler Selbstmord beging. Am 9. November, dem ersten Jahrestag des Putsches, schrieb Walther Hewel: «Um acht Uhr kamen unter den Klängen des Hohenfriedberger (gespielt von der Kapelle aktiver Festungsgefangener) Hitler, Oberstleutnant Kriebel, Dr. Weber und Rudolf Hess zu uns herüber. 8 Uhr 34: die historische Minute, in der der ‚Stosstrupp Hitler« mit seinen Lastautos als erster am 8ten eingesetzt wurde, wurde gebührend gefeiert. Dann hielt Hitler eine kurze Ansprache, über die man einfach nicht schreiben kann. Es hat einen geradezu zerrissen. Die wenigen Worte haben es fertig gebracht, dass jeder dieser oft ausgelassenen, rauhen Menschen ganz still und brav in seine Zelle ging. Eine halbe Stunde lang brachte keiner von uns ein Wort heraus. – Was hätte mancher darum gegeben, den Mann an diesem Abend zu hören. Als wenn er im Zirkus vor 7'000 Menschen stände, so stand Hitler in dem kleinen Raum unter uns. – Heute, Sonntag, kam Hitler um 1 Uhr zu uns und sagte kurz: «Jungens, in diesem Augenblick vor einem Jahr lagen eure Kameraden tot unter euch!» Dann dankte er uns, dass wir so treu zu ihm gestanden, damals und heute, und drückte jedem von uns die Hand. Und wenn dir

Hitler die Hand drückt und dir in die Augen sieht, dann geht es wie ein Blitz durch den Körper, von Kraft und Energie, von Deutschtum und allem, was es an Starkem und Schönerem auf der Welt gibt. Als er den Kreis durch hatte, trat er kurz zurück: «Und jetzt unsere toten Kameraden! Heil!< Wie der Mann diese 5 Worte gesagt hatte, da war es vorbei mit uns allen. ... Vielleicht könnt Ihr Euch das nicht vorstellen, wie das aussieht, wenn Männer ihre toten Kameraden ehren, die für das fielen, an dem ihr ganzes Leben hängt, von dessen Schönheit, Grösse und Reinheit sie überzeugt sind, für das sie alle schon einmal ihr Grösstes, ihr Leben, eingesetzt haben. Vielleicht könnt Ihr das nicht in einem Milieu von Menschen, von denen keiner mehr weiss, was ein Deutschland ist, sondern meint, «seinem< Deutschland zu dienen durch Reden oder Verhandeln oder Verpfänden alles deutschen Besitzes ans Ausland. Und das Schöne und Beruhigende für mich ist, dass Hitler nicht der Phantast, der Utopist, der blinde Patriot ist, für den man ihn hält, sondern ein ganz grosser Politiker, Denker und Realmensch. ... Das Furchtbare ist eben, dass die Feinde Hitler besser kennen als die anderen, und da hat es die Presse, die doch ganz in jüdischen Händen liegt, verstanden, diesen Mann zu verleumden und lächerlich zu machen. Bekannter Trick: erst totschweigen, dann lächerlich machen, dann aufs heftigste mit allen Mitteln bekämpfen – und dann annektieren. (Es gibt jüdische Firmen, die Hakenkreuze herstellen.)»

Am 14. Dezember schrieb der Student aus Landsberg: «Gerade war Hitler wieder bei uns, und wir haben zu viert mit ihm Tee getrunken; er hat uns erzählt von allerhand Menschen und von seinem Freund Scheubner-Richter, der am 9ten fiel. Dann sprach er von der Mutter und von der Frau an sich. ... So liegt man träumend auf dem Bett, träumend von einem Deutschland, das wieder Ehre hat und nicht versumpft ist in verlogener, feigem, gemeinem Parlamentarierium; träumend von deutschen Männern, die Männer sind und keine Weiber, die klug und mutig sind und

nicht gerissen in feigem Egoismus; von deutschen Frauen, die Mütter sind und keine Dirnen. Träumend von einem Volk, das fanatisch sein Vaterland liebt und von Führern, die mit überlegenem Geist diese starke Masse zum Schwert formen und in kalter Berechnung dieses Schwert zu führen wissen. Du fragst nach dem Führer aus der Not; der Führer ist Hitler. Er wird kurze Zeit nach seiner Freilassung die Millionen Menschen wieder um sich haben, ... Denn nur eine Rettung gibt es noch für Deutschland, und das ist Hitler.»

In diesen Jahren vor 1933 g^a^ Hitler seinen Plänen die endgültige Form. Er hatte sie bereits in «Mein Kampf» dargelegt und sie 1928 in einem Manuskript, das er allerdings nicht veröffentlichen liess, zusammengefasst. Er hatte die Zuversicht, dass sich diese Vorstellungen ebenso erfüllen würden wie, dass eines Tages die Gebäude, Brücken und Monumente, die er einst in Bayern – mit schwarzer Tinte auf Postkarten – säuberlich skizziert hatte, die umgebauten Städte Deutschlands und Österreichs zieren würden.

Hitlers Ansicht nach hatten die seinerzeitigen Staatsmänner in Deutschland die innenpolitische Stärke in ihren Prioritäten zu niedrig angesetzt. Das wollte er anders machen: Die Konsolidierung der Nation sollte vor ehrgeiziger Aussenpolitik den Vorrang haben. Und so handelte er dann auch als Reichskanzler, von 1933 bis etwa 1937. Er hielt sich eng an die Leitlinien, die er in den 20er Jahren in Schriften und Reden, gehalten bei Massenversammlungen oder vor Gruppen vermöglicher Industrieller, dargelegt hatte. Zuerst stellte er Deutschlands innere Geschlossenheit wieder her; auf diesem festen Fundament baute er Deutschlands wirtschaftliche Macht wieder auf; und auf dieser Basis wiederum schuf er ein Heer, mit dem er eine aktive Aussenpolitik erzwingen konnte. In Hitlers Schrift von 1928 sind seine aussenpolitischen Pläne am deutlichsten niedergelegt. Mit brutaler Einfachheit sahen sie eine Erweiterung des deutschen Staatsgebietes auf Kosten Russlands und Polens von damals 560'000 Quadratkilometern auf über eine

Million vor. Seine Zeitgenossen strebten lediglich die Wiederherstellung der Grenzen von 1914 an. Für diese Männer hatte Hitler nur Verachtung übrig; das war «die allerdümmste aussenpolitische Zielsetzung», sie war «ungenügend vom nationalen Standpunkt aus, unbefriedigend vom militärischen.» Deutschland müsse von den überholten Bestrebungen, sich koloniale Märkte in Übersee zu schaffen, ablassen und stattdessen «zu einer klaren, weitschauenden Raumpolitik» übergehen, um sich genügend Lebensraum für die nächsten hundert Jahre zu sichern. Zuerst müsse Deutschland «die Bildung einer ausschlaggebenden Macht zu Lande» anstreben, damit es vom Ausland ernstgenommen werde. Danach müsse es, so schrieb er 1928, zu einem Bündnis mit Grossbritannien und dem Empire gelangen, damit «wir gemeinsam der Weltgeschichte die weitere Entwicklung vorschreiben.»

In jenen Jahren entwickelte er sich zu einem der mitreissendsten Redner aller Zeiten, was sogar seine skeptischsten Gefolgsleute einräumten. Seine Reden waren lang, ex tempore gehalten, aber dennoch folgerichtig. Jeder Satz war selbst dem simpelsten Gemüt verständlich, ohne den anspruchsvollen Kopf abzustossen. Die religiös anmutende Vorstellung, für die er sich einsetzte, die suggestive Kraft, die von ihm ausging, erfassten jeden seiner Zuhörer. Er war, was einst Robespierre von Marat sagte: «Der Mann war gefährlich: Er glaubte, was er sagte.»

Die Unanfechtbarkeit von Hitlers Macht nach 1933 beruhte darauf, wie David Lloyd-George 1936 schrieb, dass er sein Versprechen gehalten hatte. Er hatte den Klassenkampf des 19. Jahrhunderts abgeschafft (und ihn nach Meinung einiger durch den Rassenkampf ersetzt). Er hatte ein Deutschland geschaffen, in dem Hand- und Geistesarbeiter, Reiche und Arme gleiche Chancen hatten. Er versuchte keineswegs, sich bei der Intelligenz anzubiedern. «Darum pfeift Hitler auf die sogenannte Intelligenz», schrieb sein Leidensgenosse auf der Festung am 14. Dezember 1924, «die allen Entschlüssen 1'000 Bedenken entgegengesetzt. Die-

jenigen der Intelligenz, die er braucht, kommen von selbst zu ihm, und das werden seine Führer.» Zwanzig Jahre später, in einer Geheimrede vor seinen Generalen am 27. Januar 1944, offenbarte Hitler selbst den pseudodarwinschen Prozess, den er genutzt hatte, um Deutschlands neue Herrenklasse heranzubilden: Er hatte bewusst die Partei als Mittel dazu verwandt, das künftige Führerpotential auszusondern – Männer mit erforderlichem Fanatismus, die nicht knieweich werden würden, wenn der wirkliche Kampf begann.

Auch das Programm seiner Partei war mit Absicht so kämpferisch und aggressiv abgefasst.

«Ich habe es damals eingestellt, obwohl mir viele Menschen sagten: Sie werden dann sehr wenige Menschen gewinnen. Ich wollte aber nicht die Gesamtheit gewinnen, sondern ich wollte einen bestimmten Kern aus dem Volk herauslösen, nämlich den Kern, der Eisen hat, der Stahl hat; den anderen wollte ich nicht... »

«Ich habe daher ein Kampfprogramm aufgestellt, das bewusst darauf zugeschnitten war, zunächst die tatkräftige und entschlossene Minorität im deutschen Volk zu sammeln. Ich habe das oft meinen Anhängern in der Zeit, in der ich noch ganz einsam und klein war, erklärt: Wenn dieses Programm Jahr für Jahr durch Tausende von Vorträgen über die Nation hinwegzieht, so muss dieses Programm wirken wie ein Magnet. Es wird langsam ein Stahlspan nach dem andern aus diesem Volk herausgezogen und bleibt an diesem Magnet'hängen, und es tritt einmal der Moment ein, wo hier diese Minorität und auf der anderen Seite die Majorität sein wird; aber diese Minorität wird die Geschichte machen, denn die Majorität geht stets dort nach, wo die tatkräftige Minorität voranschreitet.»

Nachdem Hitler 1933 an die Macht gekommen war, wandte er dasselbe Verfahren bei seinen achtzig Millionen Untertanen an, um sie auf die bevorstehende Auseinandersetzung auszurichten

und dafür zu stählen. Sein Glaube an das deutsche Volk war echt: Es war strebsam, erfinderisch und kunstsinnig; es hatte grosse Künstler, Komponisten, Philosophen und Wissenschaftler hervorgebracht. Hitler sagte einmal, dass sich der deutsche Nationalcharakter seit der Schilderung des römischen Historikers Tacitus vor zweitausend Jahren – trotziger blauer Augen, rotblondes Haar und hoher Wuchs – nicht gewandelt habe, und wenn im Verlauf der Geschichte die Deutschen wiederholt vom Strom geschichtlicher Mächte und Kräfte überflutet worden seien, dann sei es daran gelegen, dass unfähige Führer sie im Stich gelassen hätten.

Die Nationalsozialistische Bewegung würde Deutschland, das war sein fester Wille, nie im Stich lassen. Wie die Führung in Moskau die Russen zu ihrem Bekenntnis umerzog, würden die Nazis jeden Deutschen nach denselben Richtlinien erziehen und ihm zur Stärkung eine neue ideologische Kraft verleihen. Der deutsche Bürger bildete den Kern des Volkes. Dem Volk musste man erst eine autoritäre Ordnung geben, bevor das grosse kristallene Gefüge eines monolithischen, unerschütterlichen Reiches geschaffen werden konnte. Wie ein Soldat, der Befehle bedingungslos auszuführen hat, sollte auch der Bürger des neuen Deutschland zum Gehorsam erzogen werden.

Es ist schwer zu sagen, welchen Erfolg Hitlers Herrschaft bei der Festigung des Volkscharakters hatte. Doch die Auswirkungen lassen sich durch einen Vergleich mit dem faschistischen Italien feststellen. Mussolini, der mit nur wenigen tausend Anhängern an die Macht kam, gelang es selbst in zwanzig Jahren faschistischer Herrschaft nicht, die Masse des italienischen Volkes umzuerziehen oder zu wandeln. Nach einigen Luftangriffen und der sang- und klanglosen Entmachtung Mussolinis verflüchtigte sich 1943 die windige Struktur des italienischen Faschismus, ohne auch nur eine Rauchspur zu hinterlassen. In Deutschland jedoch widerstand Hitlers Volk nach nur zehn Jahren Umformung und Erziehung durch die Nazis den grausamsten Luftangriffen, in denen in

Teil I

Der Weg zur absoluten Macht

«Er ist der Götze dieses Volks,
das er durch Trug verzaubert hält.»

Richard Wagner, *Rienzi*

Die First Lady

Auf Münchens Ludwig-Strasse beschritt Hitler den Weg zum Krieg. Heutzutage drängen sich auf dem breiten Boulevard die Mercedesse, Opel und Volkswagen der saturierten Westdeutschen. Im Lärm der Provinzmetropole warten zur Hauptverkehrszeit Menschenmengen an den Kreuzungen. An einem Ende des Boulevards erhebt sich das Siegestor, am anderen das steingraue Mausoleum der Feldherrnhalle. Im Jahre 1914 stellte einst ein blassgesichtiger junger Mann seine Staffelei davor auf und malte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, in Wasserfarben akribisch den düsteren, höhlenartigen Portikus. Im November 1923 konnte man den jungen Mann abermals vor der Feldherrnhalle erblicken, als er und eine kleine Gruppe seiner Gefolgsleute trotzig auf die Karabiner zumarschierten, die ein Kordon bayerischer Polizisten auf sie richtete.

Der Boulevard hat sich seitdem wenig verändert. Es sind dieselben Gebäude. Meist sind es auch die gleichen Menschen.

Hier auf der Ludwig-Strasse schlug das nationalsozialistische Deutschland unmerklich einen Kurs ein, der zu seinem Untergang führte, was die stille Menschenmenge nicht ahnen konnte, die am Vormittag des 22. Dezember 1937 die eisigen Strassen säumte. General Ludendorff, Erster Generalquartiermeister im Grossen Krieg, war dahingeschieden. Sein schlichter Eichensarg war im Schatten des Siegestors aufgebahrt, drapiert mit der Kriegsflagge des Kaiserreiches. Hohe, schwarz verkleidete Pylonen, gekrönt von Schalen, in denen das Totenfeuer brannte, flankierten den Sarg. Ranghohe Offiziere der neuen Wehrmacht, die frierend die Nacht über am Katafalk gewacht hatten, hielten auf Seidenkissen die achtzig Orden des verstorbenen Heerführers. Sonderzüge brachten Hitler und seine Regierung durch einen Schneesturm nach München.

Die Vorbereitungen für das Staatsbegräbnis waren abgeschlossen. Kurz vor zehn Uhr trifft Hitler ein. Er trägt den vertrauten Ledermantel, eine Schirmmütze und Stiefel. Feldmarschall Werner von Blomberg, der hochgewachsene, bereits ergraute Kriegsminister, der erste von Hitler ernannte Feldmarschall, hebt den rechten Arm zum Gruss. Generaloberst Hermann Göring, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, nach Hitler und Blomberg der mächtigste Mann, salutiert gleichfalls. An jenem unglückseligen Tag im Jahre 1923 war Göring zusammen mit Hitler und Ludendorff marschiert. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch, befindet sich in Übersee. Ihn vertritt ein General der Infanterie.

Bei dumpfem Trommelwirbel heben sechs Offiziere den Sarg auf eine Lafette, und Ludendorffs letzte Reise beginnt. Photographien zeigen Hitler, wie er allein vor seinen Befehlshabern und Ministern, dahinschreitet, barhäuptig, das Gesicht eine Maske, den Blick der Feldherrnhalle zugewandt, wissend, dass Tausende von Augen auf ihn gerichtet sind. Solche Momente waren für ihn Anlass höchster, stummer Ekstase. Das war, wie er wusste, was das Volk zu sehen verlangte – den Führer, gefolgt von seinen Getreuen, umgeben von seinen Volksgenossen, verbunden mit allen durch ein grossartiges Spektakulum. Er erinnerte sich des Jahres 1923: Da, bei der Residenz der bayerischen Könige, hatte sie der Kugelhagel der Polizei empfangen. «Nicht schiessen!» hatte Ulrich Graf noch gerufen. Dann streckten ihn sechs oder sieben Schüsse nieder. Scheubner-Richter, ins Herz getroffen, wankte zurück und riss Hitler mit sich zu Boden. Auch Göring traf eine Kugel. Obgleich ein Dutzend von Hitlers Gefolgsleuten bereits erschossen dalag, marschierte Ludendorff weiter, ergrimmt darüber, dass bayerische Polizisten auf ihn zu schiessen wagten, auf ihn, den Volkshelden des Grossen Krieges.

Der Rauch der zehn Pylonen, die die Feldherrnhalle flankieren, kräuselt sich gemächlich in der windstillen Morgenluft empor.

Hitler hält die Hände feierlich gefaltet. Der Sarg wird auf ein Piedestal gehoben. Blomberg tritt vors Mikrofon, und die Feierlichkeiten nehmen ihren Fortgang.

Als die letzten schwermütigen Takte des «Guten Kameraden» verklungen waren, schoss die Batterie im Hofgarten einen neunzehnschüssigen Ehrenschat. Tauben flatterten aufgeschreckt durch die neblige Luft. Danach kehrte in München wieder der Alltag ein. Hitler ging mit seinen Adjutanten zum Hof der Residenz, wo die Wagenkolonne wartete.

Dort trat Blomberg auf ihn zu: «Mein Führer, ich möchte ein Privatgespräch mit Ihnen.»

Hitler lud ihn in seine Privatwohnung ein. Nach knapp fünf Minuten erreichten sie das Haus Nr. 16 am Prinzregenten-Platz und fuhren mit dem Lift zu Hitlers schlicht eingerichteter Wohnung im zweiten Stock.

Blomberg kam ohne Umschweife zur Sache. Er teilte Hitler als seinem Vorgesetzten mit, dass er sich wieder verhehlen möchte (seine Frau war vor fünf Jahren gestorben) und bat um Hitlers formelle Genehmigung. Hitler wusste seit geraumer Zeit, dass sein Kriegsminister eine Affäre hatte. Um dem Staatsakt beizuwohnen, war Blomberg aus Oberhof abgereist, wo er sich mit seiner Auserwählten in einem Kurhotel aufgehalten hatte. Blomberg wies Hitler darauf hin, dass seine Braut aus bescheidenen Verhältnissen stamme, eine Sekretärin sei, die für eine Regierungsbehörde arbeite. Aber mache sie das nicht im Sinne des Nationalsozialismus akzeptabel? Ohne zu zögern, gab Hitler seine Zustimmung. Schliesslich sei es weitaus zweckdienlicher, dachte er sich, wenn Blomberg eine Frau aus dem Volke heiratete, als dass er sich auf irgendwelchen Unfug einliess wie manche seiner ranghohen Generale. Ludendorffs zweite Frau hatte sich esoterischen Geheimwissenschaften verschrieben. Wilhelm Groener hatte seine Pflegerin heiraten müssen, bevor beider Kind zur Welt kam. Hans von Seeckt hatte eine Jüdin zur Frau genommen. Und zum endgülti-

gen Bruch zwischen Seeckt und Kurt von Schleicher hatte eine Auseinandersetzung um eine Frau geführt.

Hitler hatte zu Blomberg ein gutes Verhältnis. Das erklärt, warum er und Göring an der Trauung, die in einer geheimnistuerischen Atmosphäre verlief, als Trauzeugen fungierten. Die Braut war vierundzwanzig, Blomberg hingegen an die sechzig. Die unauffällige Zeremonie fand am 12. Januar 1938 hinter verschlossenen Türen im Kriegsministerium zu Berlin statt. Göring hatte deswegen seine eigene grandiose Geburtstagsfeier verlassen. Hitler bemerkte, dass nur die Adjutanten des Kriegsministers und Angehörige seiner Familie zugegen waren. Die Braut war zweifellos attraktiv: Sie war schlank, hatte blondes Haar, eine breitflächige Stirn, graublau Augen, eine zierliche Nase und einen grosszügig geschnittenen Mund. Unmittelbar darauf fuhr das jungvermählte Paar in die Flitterwochen, ohne zu ahnen, dass es durch seine Heirat Adolf Hitler endgültig den Weg zur absoluten Macht in Deutschland geebnet hatte.

Der Ablauf der nächsten Tage lässt sich minutiös aus dem Tagebuch des Adjutanten von General Keitel, Hauptmann der Luftwaffe Wolf Eberhard, Blombergs Stabschef, und den Polizeiberichten über Blombergs nunmehrige Ehefrau rekonstruieren. Durch den unerwarteten Tod von Blombergs Mutter wurden beider Flitterwochen jäh unterbrochen. Keitel begleitete Blomberg zum Begräbnis am 20. Januar im rund fünfzig Kilometer von Berlin entfernten Eberswalde. Blomberg blieb dort vier Tage und regelte alle Angelegenheiten. Bei seiner Rückkehr muss er bestürzende Nachrichten vorgefunden haben, da er unverzüglich um ein Gespräch mit Hitler nachsuchte. Doch der Führer weilte nicht in Berlin und sollte erst am Abend eintreffen. Und danach war es Hermann Göring, der Hitler als erster die Nachricht zutrug. Hitler hatte sich in München aufgehalten, um die Grosse Architektur- und Kunstgewerbeausstellung zu eröffnen.

Als er am 24. Januar 1938 abends vor der Reichskanzlei vorfuhr,

hatte ihn die Krise ereilt. Göring erwartete ihn bereits mit einer gelbbraunen Aktenmappe. Zugegen war auch Oberst d. G. Fritz Hossbach, der Adjutant der Wehrmacht. Hitler liess ihn warten und ging mit Göring in sein Arbeitszimmer. Dort eröffnete ihm Göring: «Blomberg hat eine Hure geheiratet ... Er hat uns mit einem üblen Trick zu Trauzeugen gemacht.»

Was war in Blombergs Abwesenheit geschehen? Drei Tage zuvor hatte der Polizeipräsident von Berlin, Graf Helldorf, Blomberg angerufen, ihn jedoch nicht sprechen können, da dieser sich noch immer in Eberswalde aufhielt. Gegen 16.15 Uhr hatte er Keitel ein unverfänglich wirkendes Karteiblatt der Polizei, einen polizeilichen Meldebogen, gezeigt und gefragt, ob er bestätigen könne, dass das Photo die neue Frau von Blomberg darstelle. Keitel hatte sie jedoch nur bei der Beisetzung gesehen, und da war sie tief verschleiert gewesen. Deswegen meinte er, man solle sich an Göring wenden, da er an der Trauung teilgenommen habe. Helldorf teilte daraufhin Keitel mit, etwas aus ihrer Vergangenheit sei ans Tageslicht gekommen, nachdem sie polizeilich gemeldet habe, dass sie nun in Blombergs Privaträumen im Kriegsministerium wohne. Am nächsten Morgen, dem 22. Januar, suchte Helldorf Göring auf und übergab ihm das gesamte Dossier über Frl. Eva Gruhn, wie Frau von Blomberg früher geheissen hatte.

Als Hitler am 24. Januar die braune Aktenmappe öffnete, fiel sein Blick auf Karteikarten, Photographien und Formulare. Es handelte sich um Bogen mit Fingerabdrücken, Photographien en face und en profil und polizeiliche Suchmeldungen. Zudem lag noch ein Halbdutzend Hochglanzfotos bei, die eine Frau und einen bislang nicht identifizierten Mann in verschiedenen Sexualstellungen samt einer Wachskerze darstellten.

Man kann es Hitler nicht verdenken, wenn er die Akten nicht so eingehend durchlas, um sich ein Bild von der menschlichen Tragödie zu machen, die darin aufgezeichnet war. Der erste Eindruck sprach für sich. Was die Polizeiberichte darlegten, war sozusagen

ein Spiegelbild der Berliner Halbwelt zurzeit der von der Weltwirtschaftskrise geschüttelten Weimarer Republik. Als Eva Gruhns Vater im Krieg fiel, war sie fünf Jahre alt. Sie war ein Problemkind gewesen. Ihre Mutter war eine approbierte Masseuse, die sich auf die Behandlung von Frauen und Körperbehinderten spezialisiert hatte. (Die noch am selben Tag einsetzenden gründlichen polizeilichen Ermittlungen erbrachten keinerlei Hinweise auf das Vorhandensein eines «Massagesalons», von dem danach einige lüstern munkelten.) Im Alter von achtzehn verliess Eva Gruhn 1932 ihr Zuhause und zog zu ihrem Liebhaber, einem gewissen Heinrich Löwinger, einem 41jährigen tschechischen Juden, in dessen Mietwohnung in der Wilhelm-Strasse. Als Löwinger irgendwann zu dieser Zeit pornografische Aufnahmen angeboten wurden, kam ihm der Gedanke, dass man damit auf leichte Weise Geld verdienen könne. Er heuerte einen polnischen Photographen an, einen gewissen Ernst Mikler, und dieser machte dann eines Nachmittags zur Weihnachtszeit die Aufnahmen. Vermutlich war Eva Gruhn mit Alkohol in die richtige Stimmung versetzt worden. Löwinger sicherte ihr einen prozentualen Anteil zu und versprach, die Bilder nicht in Berlin zu vertreiben. Er hatte erst acht der Aufnahmen, zu achtzig Pfennig das Stück, in Berlin verkauft, als er mitsamt seinen Komplizen verhaftet wurde. Die getäuschte Eva Gruhn wurde nach kurzer Vernehmung sofort freigelassen. Die übrigen Akten in dem Dossier waren Suchmeldungen, die sich darauf bezogen, dass sie als Minderjährige einmal von zu Hause fortgelaufen war, und ein Karteiblatt der Polizei aus dem Jahre 1934, worin erklärt wurde, dass sie «keinerlei Vorstrafen» habe.* Den Akten nach war sie eine Stenotypistin gewesen und hatte in Begleitung ihres künftigen Mannes ihrer Mutter am 9.

* Die Überprüfung der Polizeiakten in deutschen Grossstädten hat das Gerücht, Frau von Blomberg sei eine «von der Sittenpolizei überwachte Dime» gewesen, keineswegs bestätigt. Das heisst jedoch nicht, dass man Hitler diesen Eindruck nicht vermittelt hatte.

Januar zum letzten Mal einen Besuch abgestattet. «Wer es ist, ist bekannt!» hatte jemand am Rand vermerkt.

Es handelte sich also um längst bekannte Belanglosigkeiten. Aber für Hitler, dem Göring eifrig soufflierte, gab es nur eine einzige Schlussfolgerung. Blomberg hatte wissentlich eine Frau geheiratet, die eines Offiziers nicht würdig war, und sie beide dazu verleitet, ihm ihre Zustimmung und ihren Segen zu erteilen. Während er Seite um Seite las, wurde er immer wütender. Als er Göring die Mappe zurückgab, rief er aus: «Es bleibt mir doch nichts erspart!» Hitler geleitete Göring schweigend in die Eingangshalle und zog sich sodann in seine Privaträume zurück. Er konnte nicht fassen, dass Blomberg ihm das hatte antun können, Blomberg, der sich so sehr dafür eingesetzt hatte, Wehrmacht und Partei einander nahezubringen. Und nun hatte er die gesamte Wehrmacht entehrt.

Es war klar, dass der Feldmarschall seinen Abschied nehmen musste, wie es Göring vorgeschlagen hatte. Doch wer sollte sein Nachfolger als Kriegsminister werden? Ein Kandidat war Heinrich Himmler, der allmächtige Reichsführer SS. Ein anderer war Göring selbst. Aber an erster Stelle stand der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch. Gegen ihn sprach jedoch seine überholte Einstellung gegenüber moderner Kriegstechnik. Die Bedeutung der Panzertruppe hatte er nicht erfasst. Hitler empfand hohe Achtung vor Fritsch. Aber auch Fritsch war in gewisser Hinsicht nicht astrein, wie ihm, von Göring vermutlich, hinterbracht worden war.*

Wenn Fritsch nun Kriegsminister werden würde, konnte die Sa-

In seinen vertraulichen handschriftlichen Notizen darüber, die 1945 von Potsdam nach Moskau gebracht worden waren und dem Verfasser durch eine sowjetische Kontaktstelle zur Verfügung gestellt wurden, bestreitet Fritsch überraschenderweise, je den Ehrgeiz gehabt zu haben, Blombergs Nachfolger zu werden oder sich Göring in den Weg zu stellen. «Ich hätte eine solche Berufung von mir aus abgelehnt, denn bei der Einstellung der Partei zu mir wären die uns erwachsenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden gewesen.»

che nicht länger übergangen werden. Vor zwei Jahren, während der Krise um Hitlers Remilitarisierung des Rheinlands, 1936, hatte ihm Himmler ein Polizeidossier vorgelegt, demgemäss Fritsch Kontakte zu einem homosexuellen Erpresser hatte. Hitler hatte damals eine Einsichtnahme abgelehnt, um nicht das militärische Oberkommando in einer kritischen Situation zu belasten. Im Dezember 1937 hatte Himmler das Dossier – die Belege sind in diesem Fall weniger deutlich – abermals hervorgeholt und auf das Sicherheitsrisiko hingewiesen, wenn Fritsch nun tatsächlich homosexuell sei. Hitler argwöhnte jedoch, dass die Partei mit Fritsch, einem ihrer schärfsten Kritiker, eine alte Rechnung begleichen wolle. Deswegen verlangte er die Vernichtung des Aktenmaterials und eine schriftliche Vollzugsmeldung. Aber die Parteiführung liess sich nicht abbringen. Die SS liess Fritsch während seiner letzten Urlaubsreise im Winter nach Ägypten beschatten, indes man Blomberg dazu überredete, von Hitler die Ablösung von Oberst Hossbach, des gegen die Partei eingestellten Heeresadjutanten bei Hitler, zu verlangen, um ihn durch einen der Partei gewogenen Offizier zu ersetzen.

Fritsch war mit Hitler seit ihrer zwei Stunden währenden Auseinandersetzung am 15. Januar 1938 nicht mehr zusammengekommen. Fritsch beschrieb den Vorfall folgendermassen:

«Als ich auf die Ablösung von Hossbach zu sprechen kam, fing der Führer in grosser Erregung von seiner Sorge um das Umsichgreifen der anarchistischen Propaganda in der Armee an. Ich versuchte ihn vergeblich zu beruhigen und bat ihn, mir konkrete Unterlagen zu geben, damit ich die Dinge nachgehen zu können [oic]. Der Führer sagte, er habe Material, könne es aber nicht mir, höchstens Blomberg geben. Also ein offenes Misstrauensvotum gegen mich, das ich nicht auf sich beruhen lassen wollte. Ich wollte den Führer um offenes Vertrauen oder um meine Ablösung bitten. Dazu kam es aber nicht mehr, denn ich konnte vor dem 26. 1. nicht mehr zum Führer gelangen.»

Hitler fasste den Entschluss, die Angelegenheit Fritsch endgültig zu bereinigen. Am 25. Januar um zwei Uhr fünfzehn nachts befahl er einem Ordonnanzoffizier, seinen Adjutanten Oberst Hossbach telefonisch in die Reichskanzlei herbeizuordern. Der Oberst lag jedoch bereits im Bett und weigerte sich hartnäckig, vor dem Morgen zu erscheinen.

Hitler blieb nichts anderes übrig, als weiterhin über das Dilemma nachzudenken. Wie er später erzählte, lag er bis zum Morgen grauen wach, blickte zur Zimmerdecke empor und grübelte sorgenvoll darüber nach, wie er eine Prestigeeinbusse vermeiden konnte.

Am nächsten Tag, es war der 25. Januar 1938, suchte ihn Göring mehrmals auf. Gegen elf Uhr vormittags berichtete er, dass er Keitel gesehen und ihm aufgetragen habe, eine Unterredung mit dem glücklosen Kriegsminister zu führen. Am frühen Nachmittag berichtete er, dass er selbst Blomberg getroffen und ihm zum Rücktritt geraten habe. Der Führer empfehle Blomberg, für ein Jahr ins Ausland zu gehen, um so jeglichen öffentlichen Skandal zu vermeiden. Göring teilte Hitler mit, dass der Kriegsminister alles zugegeben habe und ein gebrochener Mann sei. Es ist unwahrscheinlich, dass Göring auch sein Mitwirken bei der Eheschliessung eingestanden hatte, wie er sich nämlich von Blomberg überreden liess, Blombergs Nebenbuhler, was die Zuneigung Frä. Gruhns betraf, auszuschalten, indem er ihm eine gutbezahlte Anstellung in Südamerika verschaffte.

Doch damit war das Nachfolgerproblem keineswegs gelöst. In Hossbachs Gegenwart übergab Göring Hitler das Gestapo-Dossier über den Homosexuellen, der 1936 in Zusammenhang mit Fritsch genannt worden war. Zum zweiten Mal binnen vierundzwanzig Stunden hatte Göring dem widerstrebenden Hitler Dynamit in die Hand gedrückt. Der Aktenordner war sichtlich neu angelegt und enthielt Durchschläge von Vernehmungen, eidesstattlichen Erklärungen und Photokopien, die alle nicht unter-

zeichnet waren. Ihnen zufolge war 1936 ein Erpresser, ein gewisser Otto Schmidt, verhaftet worden und hatte beim Verhör mit allen kruden Einzelheiten die homosexuellen Praktiken eines «Generals von Fritsch» ausgeplaudert, denen er im November 1933 ^m Berlin beigezogen hatte. Später habe er sich an den General herangemacht, sich als «Kriminalkommissar Kröger» ausgewiesen und ihm mit der Verhaftung gedroht. Der General habe sein Soldbuch hervorgezogen und geschnarrt: «Ich bin General von Fritsch.» Danach habe er Schmidts Schweigen mit 2500 Reichsmark erkaufte, die er von seiner Bank im Berliner Vorort Lichterfelde abgehoben hatte. Ein Komplize Schmidts bestätigte diese Geschichte. Als man dem Erpresser Photographien von Generaloberst von Fritsch vorlegte, gab er an, dass es derselbe Offizier sei. Göring wies Hitler darauf hin, dass Schmidts Aussagen sich in sechzig anderen Fällen als zutreffend erwiesen hätten. Kurzum, die Akten waren vernichtend.

Hitler war dennoch unschlüssig. Er ordnete an, dass Göring Schmidt persönlich vernehmen sollte. Hossbach untersagte er, Fritsch von dieser Angelegenheit zu unterrichten, da er den Generalobersten mit der Sachlage konfrontieren und dessen Verhalten beurteilen wolle. Noch am selben Abend teilte Hossbach jedoch Fritsch, unglückseligerweise nicht ausführlich, mit, dass Gerüchte im Umlauf seien, wonach er sich im November 1933 in ungebührlicher Weise mit einem jungen Mann eingelassen hätte. Diese unvollständige Aufklärung sollte für Fritsch am nächsten Tag fatale Folgen haben. Er zog nämlich daraus den Schluss, dass die Beschuldigungen von einem Hitlerjungen stammten. Denn 1933 hatte er sich bei einer Aktion des Winterhilfswerks bereit erklärt, einem bedürftigen Berliner Jungen freien Mittagstisch zu gewähren, und danach hatte er ihm, dem Hitlerjungen Fritz Wermelskirch, eine Lehrstelle bei Mercedes-Benz in Marienfelde verschafft. Wermelskirch war später auf die schiefe Bahn geraten. Als er sich vor seinen kriminellen Freunden damit brüstete, dass er

einen hohen Offizier als Beschützer habe, hatte Fritsch die Verbindung mit ihm abgebrochen. Das lag Jahre zurück.

Davon hatte Hitler keine Kenntnis. Der im Dossier erwähnte Erpresser hiess Schmidt, der Komplize Bücken, und der Strichjunge war ein gewisser Weingärtner.

Am nächsten Morgen gab Hossbach vor Hitler freimütig zu, dass er Fritsch gewarnt habe. Zudem berichtete er, dass der General derlei Anwürfe als «erstunken und erlogen» zurückgewiesen und hinzugefügt habe: «Wenn er mich los sein will, genügt ein Wort, und ich werde meinen Abschied erbitten.» Hitler meinte daraufhin sichtlich erleichtert: «Nun, dann ist ja alles in Ordnung, und Fritsch kann Minister werden.»

Im Verlauf des Tages liess er sich jedoch eines anderen belehren. Zu diesem Umschwung trug auch Blomberg bei. Zivil gekleidet, wurde er in Hitlers Bibliothek geleitet, wo er den Führer formell um seine Beurlaubung bitten wollte. Doch zunächst übte Blomberg heftige Kritik an der Art und Weise, wie er seines Amtes enthoben worden war, worauf Hitler mit gleicher Schärfe reagierte. Dann verwandelte sich beider Zorn in Bekümmertheit, und Hitler, der ernsthaft befürchtete, dass sich Blomberg das Leben nehmen könne, versuchte ihn zu trösten. Er meinte, dass er Blomberg gern an seiner Seite sehen würde, wenn Deutschlands grosse Stunde schlug. Und dann sei Vergangenes vergeben und vergessen.

Das Gespräch wandte sich seinem Nachfolger zu. Blomberg bemerkte, dass Göring der nächste Anwärter sei. Doch Hitler wandte ein: «Göring besitzt weder die erforderliche Ausdauer noch den erforderlichen Fleiss.» Was nun Fritsch betreffe, so gebe es Grund zu der Annahme, dass er insgeheim ein Homosexueller sei. Blomberg erwiderte gleichmütig, dass er das für durchaus glaubhaft halte. (Hitler war nicht der einzige, der die Aussagen des Erpressers dem äusseren Anschein nach als glaubwürdig erachtete. Hossbach begab sich an jenem Tag ins Rauchzimmer der

Adjutanten, liess sich auf das rote Ledersofa fallen und zeichnete mit dem Zeigefinger «§ 175» in die Luft, wobei er, den anderen Adjutanten zugewandt, «Von Fritsch!» sagte.)

So kam es dazu, dass das Wort des Oberbefehlshabers des deutschen Heeres – ein Monokelträger mit der steifen Haltung eines preussischen Offiziers – gegen die Aussagen eines Vorbestraften abgewogen wurde. Der Generaloberst war neun Jahre älter als Hitler; Otto Schmidt, der ihn beschuldigte, war 31, ein bleicher, vom Leben hinter Gefängnismauern aufgeschwemmter Mensch. Im Verlauf des 26. Januar wurde Fritsch in die Bibliothek der Reichskanzlei bestellt. Dort erwarteten ihn Göring und Hitler. Fritsch selbst schildert diese denkwürdige Szene in seinen bisher unveröffentlichten Notizen.

«Endlich, etwa 20.30, wurde ich vorgelassen. Der Führer erklärte mir sofort, ich sei homosexueller Betätigung beschuldigt. Er könne alles verstehen, wünsche aber die Wahrheit zu hören. Gäbe ich die Vorhaltung zu, solle ich eine längere Reise antreten, es geschähe mir nichts weiter. Göring redete mir in diesem Sinne gleichfalls zu. Ich lehnte jede homosexuelle Betätigung entschieden ab und fragte, wer mich bezichtige. Der Führer antwortete, wer dies sei, sei gleichgültig. Er wolle wissen, ob auch irgendwo nur die leiseste Möglichkeit der Spur eines Verdachtbes bestünde.»

Fritsch fiel der Hitlerjunge Wermelskirch ein. «Mein Führer, es kann sich wohl nur auf die Sache mit dem Hitlerjungen beziehen», erwiderte er.

Das war nun keineswegs die empörte Verwahrung, die Hitler erwartet hatte. Ihn, den schon der Blomberg-Skandal über die Massen verwirrt hatte, befremdete Fritschs Antwort. Denn der im Gestapo-Dossier erwähnte Otto Schmidt war kein Hitlerjunge. Hitler drückte die Unterlagen Fritsch in die Hand. Der Generaloberst blätterte sie durch, wurde rot und bezeichnete sie als eine Fälschung. Doch damit waren die Zweifel nicht ausgeräumt. Hit-

ler war misstrauisch, und Göring «tat so», wie sich Fritsch am nächsten Tag verstört erinnerte, «als wäre noch eine Menge Dinge in den Akten.»

Auf ein Zeichen Hitlers wurde der vorbestrafte Erpresser hereingeführt. Schmidt wies ohne jedes Zögern auf den Generaloberst und rief aus: «Das ist er!»

Fritsch fand keine Worte. Er erleichte und wurde hinausgeleitet. Von da an hatte Hitler ein gut Teil seines Respekts vor der Generalität verloren, wie er später zugab. «Homosexuelle, ganz gleich ob hoch oder niedrig, bedienen sich grundsätzlich der Lüge», lautete sein Urteil.

Als Hossbach Hitler bedrängte, doch in dieser Sache zumindest General Beck, den Generalstabschef, anzuhören, weckte das Ansinnen, Beck in seiner Privatwohnung in Lichterfelde anzurufen, nur neuen Argwohn in Hitlers gepeinigtem Gemüt. War nicht das Schweigegeld von einer Bankfiliale in Lichterfelde abgehoben worden? Er fragte Beck, wann er dem Oberbefehlshaber des Heeres zum letzten Mal Geld geliehen hätte. Der verwirrte Beck vermochte nur zu antworten, dass er es nie getan habe.

Auch Justizminister Dr. Franz Gürtner konnte das Dossier einsehen und meinte danach pflichtschuldigst, dass es allem Anschein nach genügend Beweise enthielte, um Anklage gegen den Generalobersten zu erheben.

Fritsch schreibt emphatisch in seinen Notizen: «Ich habe dem Führer mein Ehrenwort gegeben, dass ich mit der ganzen Angelegenheit überhaupt nichts zu tun hätte. Dies Ehrenwort wurde gegenüber den Bezeichnungen eines gerichtsnotorischen Lumpen restlos beiseite geschoben. Ich erhielt den Befehl, mich am nächsten Morgen zur Gestapo zu begeben, wo ich noch nähere Angaben erhalten würde. Ich verlangte, dass eine eingehende Untersuchung die Dinge restlos klären müsse. Tief erschüttert über die abwertende Haltung des Führers und Görings begab ich mich nach Hause, wo ich Major Siewert [1. Generalstabsoffizier des

Ob. d. H.] kurz über das Vorgehaltene unterrichtete. Bald darauf unterrichtete ich auch den General Beck. Beiden Herren gegenüber äusserte ich, ob es nicht das Beste sei, mich zu erschiessen angesichts des unerhörten Schimpfs, den der Führer mir angetan hatte. Beide Herren rieten davon ab, und ich musste ihnen recht geben. Der Führer und die ihn beeinflussenden Kräfte würden in meinem Selbstmord mit Freude den vollgültigen Beweis meiner Schuld erblickt haben.»

Fritsch sah keine andere Alternative, als die Sache durchzustehen und seinen guten Ruf wiederherzustellen. Er verlangte eine kriegsgerichtliche Untersuchung. Die daraufhin einsetzenden Ermittlungen sollten aber eine unerwartete Wendung nehmen.

Doch der Schaden war geschehen. Durch diese ungewöhnliche Kette von Ereignissen, die man wohl kaum dem Zufall zuschreiben kann, sollte Hitler die absolute Kontrolle über die Wehrmacht gewinnen.

Als er am nächsten Morgen, dem 27. Januar 1938, Blomberg zu einer Unterredung wegen eines Nachfolgers zu sich bitten liess, wies der Feldmarschall Hitler darauf hin, vermutlich eher aus Groll auf den bornierten Generalstab denn aus persönlichem Abwägen, dass seit Hindenburgs Tod der Führer ohnehin laut Verfassung der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht sei. Falls er keinen Kriegsminister ernennen würde, stünde die Wehrmacht unter seiner direkten Kontrolle.

«Das muss ich mir überlegen», erwiderte Hitler. «Wenn ich das mache, benötige ich einen guten Stabschef der Wehrmacht.»

«General Keitel!» schlug Blomberg vor. «Er hat diese Dinge bisher für mich erledigt. Er ist tüchtig und beherrscht sein Metier.»

Als Blomberg zum letzten Mal die Reichskanzlei verliess, bemerkte er, dass die Wache nicht mehr vor ihm das Gewehr präsentierte. Hitler empfing Keitel um 13 Uhr. General Wilhelm Keitel war ein hochgewachsener, gutaussehender Mann, dem man den Offizier ansah, obgleich er laut Geheiss in Zivilkleidung erschien. Keitel,

sechs Jahre älter als Hitler, war während des Aufbaus der Wehrmacht Leiter der Heeresorganisationsabteilung gewesen. Er war ein eifriger Verfechter eines einheitlichen Oberkommandos der Wehrmacht, was für Hitler von Bedeutung war. Als Hitler ihn fragte, wer Blombergs Nachfolger werden solle, schlug Keitel gleichfalls Göring vor.

«Nein, das kommt nicht in Frage», entgegnete Hitler. «Göring hat meiner Ansicht nach nicht die Fähigkeit dazu. Wahrscheinlich werde ich Blombergs Amt selbst übernehmen.» Danach verlangte er von Keitel die Ernennung eines neuen Wehrmachtsadjutanten. Denn Oberst Hossbachs Loyalität neigte sich offensichtlich eher dem Oberbefehlshaber des Heeres als dem Führer zu. Keitel schlug Major d. G. Rudolf Schmudt vor. Der damals 42jährige Schmudt, ein fähiger Offizier mit grossen Ohren, sollte als der neue Wehrmachtsadjutant in der Folgezeit auf Hitler psychologischen Einfluss ausüben, was Militärgeschichtlern bislang meist entgangen ist.

Hitler-Keitel-Schmudt – die Glieder der Kommandokette waren aneinandergesetzt. Nur über Fritschs Stellung, das nächste Kettenglied, war noch keine Entscheidung gefallen.

Wie Hitler angeordnet hatte, unterwarf sich Generaloberst von Fritsch am Morgen des 27. Januar der Befragung durch die Gestapo. Über versteckte Mikrophone wurde jedes Wort aufgezeichnet. Die 83seitige schriftliche Übertragung ist erhalten geblieben und illustriert das Drama, als der Generaloberst abermals mit dem Erpresser konfrontiert wurde. Otto Schmidt beharrte auf seiner Version, obwohl ihn Dr. Werner Best von der Gestapo eindringlich darauf aufmerksam machte, welche Konsequenzen eine Falschaussage haben könnte. Schmidt sagte aus, dass der General, den er 1933 gesehen hatte, ein Monokel, einen Mantel mit Pelzkragen und einen steifen, dunklen Hut getragen habe. Während der Unterredung um das Schweigegeld habe er eine Zigarre geraucht. Schmidt schilderte noch einmal den angeblichen Akt:

«Der Bayernseppel», der Strichjunge Weingärtner, «stand, und der Herr kniete vor dem Bayernseppel und nippelte da dran.» Darauf konnte Fritsch nur ausrufen: «Das wagt der Mensch zu sagen! Das soll *ich* gewesen sein?»

Fritsch übernahm streckenweise selbst das Verhör. Mehr als einmal meinte er verbittert: «Es ist ja eigenartig, dass mein Wort geringer gilt als das dieses Burschen.» Keine von Schmidts Angaben traf auf ihn zu. So hatte er beispielsweise seit 1925 nicht einmal eine Zigarette mehr geraucht. Dennoch räumte er freimütig ein, dass Schmidts Aussagen dem Anschein nach vernichtend waren. «Das gebe ich ohne weiters zu, dass, wenn er, von irgendeiner Seite veranlasst, die Unwahrheit sagt, dann macht er es sehr geschickt.»

Seine Lauterkeit illustriert keine Äusserung besser als sein trauriger Kommentar: «Wenn ich mir die Dinge vergegenwärtige, muss man eines leider als wahr unterstellen, dass es wahrscheinlich ein *Offizier* war.»

Er wusste nicht, dass die beiden anderen «Zeugen» im Gestapohauptquartier unauffällig postiert worden waren, so dass sie ihn sehen konnten. Weingärtner stellte mit Nachdruck fest, dass Fritsch *nicht* sein Kunde von 1933 sei. Bucker bemerkte zwar eine gewisse Ähnlichkeit, aber er würde darauf keinen Eid ablegen. Von diesem keineswegs eindeutigen Untersuchungsergebnis wurde Hitler nicht informiert. «Hätte man dem Führer diese beiden Tatsachen gemeldet», schrieb Fritsch später, «so wäre seine Entscheidung angesichts meines Ehrenwortes sicherlich anders ausgefallen.»

Hitler hatte mittlerweile Fritsch bereits abgeschrieben. Am 28. Januar führte er schon Gespräche darüber, wer als Nachfolger für das Amt des Oberbefehlshabers des Heeres in Frage käme. Anfangs zog er General Walther von Reichenau in Erwägung, Keitels Vorgänger im Kriegsministerium. Keitel riet jedoch ab, da Reichenau sich zu eng mit der Partei liiert hatte, um noch von der

Generalität gebilligt zu werden. Sein Kandidat war General Walther von Brauchitsch, ein umsichtiger, allseits respektierter Offizier, der sich als früherer Wehrkreisbefehlshaber im abgelegenen Ostpreussen allgemeine Achtung erworben hatte. Keitel hatte ihn bereits in einem dringlichen Telefongespräch gebeten, mit dem nächsten Zug aus Dresden zu kommen. Noch am selben Abend gegen 20.45 Uhr traf Brauchitsch ein.

Allem Anschein nach war Brauchitsch der ideale Anwärter. Am nächsten Morgen teilte Keitel dem Führer die Ergebnisse seiner ausführlichen Unterredung mit dem General mit. Brauchitsch war vor allem bereit, das Heer enger an den Nazi-Staat und seine Ideale zu binden und hatte nichts dagegen, General Viktor von Schwedler, den Chef des Heerespersonalamtes, abzuhalftern, der als Haupthindernis Hitler im Wege stand, wenn dieser die ausschliessliche Kontrolle über die Beförderung auf den höheren Rängen im Heer übernehmen wollte. Allerdings nahm Brauchitsch die Vorstellung eines einheitlichen Oberkommandos der Wehrmacht mit Zurückhaltung auf.

Hitler bat Brauchitsch zu einer Unterredung. Dabei erwähnte der General, dass auch er Probleme habe. Er wolle sich scheiden lassen, um eine gewisse Charlotte Ruffer zu heiraten, die bereits geschieden sei. Hitler sah darin keinerlei Schwierigkeiten. Brauchitsch führte jedoch weiter aus, dass seine Frau eine finanzielle Abfindung verlange, die er sich nicht leisten könne. In der letzten Januarwoche 1938 muss der prude, biedere Hitler einen sonderbaren Eindruck vom Privatleben seiner Generale erhalten haben. Keitels Kandidat schien damit vorläufig ausgeschieden zu sein. Das Gerangel um Fritschs Amt, das jener offiziell noch nicht geräumt hatte, ging weiter. Reichenau liess sich häufig im Kriegsministerium sehen. Göring sandte seinen getreuen Adjutanten Oberst Karl Bodenschatz, damit dieser unter Hitlers Adjutanten verbreite, dass Göring auch den Oberbefehl über das Heer übernehmen würde. Admiral Erich Raeder, der Oberbefehlshaber der

Marine, schlug durch seinen Adjutanten den allseits verehrten, aber schwierigen General Gerd von Rundstedt als Interimslösung vor. Raeders Adjutant traf auf einen unschlüssigen Hitler in seinen Privaträumen in der Reichskanzlei. Hitler lehnte Rundstedt aus Altersgründen ab. Er schob dem Marineoffizier die umfangreiche Rangliste des Heeres über den Schreibtisch zu und sagte auffordernd: «Schlagen Sie mir doch einen vor! Wissen Sie denn einen? Wen soll ich ja ernennen?»

Die bittere Wahrheit war, dass bislang keiner geeigneter zu sein schien als Brauchitsch. Er hatte die Billigung Blombergs, Keitel und Rundstedts. Auch Fritsch liess wissen, dass er nichts gegen ihn einzuwenden habe. Und Göring, der befürchtete, dass der dynamische Reichenau den Posten erhalten könne, stellte sich gleichfalls mit seinem Einfluss hinter Brauchitsch.

Am 3. Februar gab Hitler schliesslich seine Zustimmung. Er erklärte, dass er mit Brauchitschs Haltung gegenüber der Kirche, der Partei und militärischen Problemen einverstanden sei und bestätigte ihn durch einen Handschlag als den Nachfolger Fritschs. Der unglückselige Generaloberst von Fritsch, dessen Wirtschaftlerin, ehemalige Fahrer und Burschen inzwischen aus ganz Deutschland von der Gestapo zur Vernehmung herbeibeordert wurden, wurde noch am selben Nachmittag von Hitler gebeten, um seinen Abschied einzukommen. Fritsch schrieb danach: «Ich bin dieser Forderung nachgekommen, denn ein Zusammenarbeiten mit diesem Mann ist für mich künftig unmöglich.»

Rückblickend muss gesagt werden, dass Hitler offensichtlich von dessen Schuld überzeugt war. Auch Fritsch ging davon aus, als er etliche Wochen danach notierte: «Dass der Führer von vornherein den Schurkenstreich von Himmler gekannt und gebilligt hat, glaube ich nicht. Dazu machte er am 26. Januar abends [bei der Gegenüberstellung in der Bibliothek] einen zu verzweifelten Eindruck.»

Am 4. Februar unterzeichnete Hitler einen in kühlem Ton gehal-

tenen Brief an ihn und nahm formell das Rücktrittsgesuch «ange-sichts Ihrer angegriffenen Gesundheit» an. Er fügte noch ein paar kurze Lobesworte für die Dienste des Generals beim Aufbau der deutschen Wehrmacht hinzu. Der Brief wurde im vollen Wortlaut veröffentlicht und besiegelte somit Fritschs Schicksal. Unterdessen hatte Hitler Dr. Hans Lammers, den Chef der Reichskanzlei, beauftragt, die Bedingungen für die finanzielle Abfindung für Frau von Brauchitsch auszuhandeln, damit die Scheidung möglichst unauffällig ausgesprochen werden könne. Vom Staat wurde ihr schliesslich eine monatliche Zuwendung von 1500 Reichsmark ausgesetzt. General von Brauchitsch brachte seiner-seits 20'000 Reichsmark auf, worauf die Scheidung im April rechtsgültig wurde. Für eine verhältnismässig bescheidene Summe erkaufte sich Hitler somit die moralische Verpflichtung des neuen Oberbefehlshabers des Heeres.

Hitler-Keitel-Schmundt-Brauchitsch – die Kette war um ein wei-teres Glied verlängert worden. Brauchitsch, bedächtig, introvertiert, von stillem Wesen, entstammte einer angesehenen Familie. In seiner Jugend war er einst Page der Kaiserin Auguste Viktoria gewesen. Er, Göring und Raeder würden nun ihre Anweisungen von dem neugebildeten Oberkommando der Wehrmacht empfan-gen, dessen Chef Keitel wurde. Das OKW sollte auch Blombergs frühere ministerielle Funktionen übernehmen. Die einstige Abtei-lung Landesverteidigung würde dem OKW als Wehrmachtsfüh-rungsamt unter Oberst d. G. Max von Viebahn angegliedert werden.

Keitel wurde somit Hitlers oberster militärischer Sekretär. Hitler sollte es nicht bedauern. General Keitel entstammte einer alten Offiziers- und Gutsbesitzerfamilie. Ihn zeichneten weder Eigen-sinn noch eine unabhängige Denkungsweise aus. Er war nachgiebig und führte Befehle ordnungsgemäss und ohne Widerrede durch. Und schliesslich war es Hitler, der die militärischen Pla-nungen bestimmte. Dazu brauchte er zuallererst eine reibungslos

laufende, leistungsfähige Maschinerie, die sie in die Tat umsetzte. Hitler war überzeugt davon, dass er den Sturm durchgestanden hatte. Er vertraute Keitel an, dass er etwas plant, worüber Europa «den Atem anhalten» werde. Das würde die Aufmerksamkeit von den Schwierigkeiten mit der Wehrmacht ablenken. Zudem konnte er aufgrund dieser privaten Skandale in der Öffentlichkeit Triumphe einheimsen. Er beabsichtigte ein Revirement der Generalität, nicht um den Eindruck momentaner Schwäche, sondern den der Kräftekonzentration zu erwecken. Seinen Andeutungen nach sollte Österreich den Schauplatz abgeben, der Europa ablenken würde.

Es war in der Tat ein kleiner Erdrutsch, der die militärischen und diplomatischen Spitzen in Berlin erfasste. Hitler wechselte seinen Aussenminister und seinen Wirtschaftsminister aus. Missliebige Diplomaten wie der Botschafter in Rom, Ulrich von Hasseil, wurden pensioniert. Göring hingegen wurde zum Feldmarschall ernannt. Rund sechzig Heeres- und Luftwaffengenerale, die entweder zu alt, zu konservativ oder zu halsstarrig waren, wurden geschasst oder versetzt. Keitels jüngerer Bruder Bodewin wurde Chef des Heerespersonalamtes.

Dieses Revirement wurde am 4. Februar bekanntgegeben. Ein Grossteil der Betroffenen erfuhr davon erst aus den Morgenzeitungen. Den abgehörten Berichten ausländischer Diplomaten in Berlin konnte Hitler entnehmen, dass in den letzten Tagen mancherlei Spekulationen im Umlauf gewesen waren. Am 5. Februar war er sicher, dass sein aufsehenerregendes Vorgehen zumeist den beabsichtigten Erfolg zeitigte. Der britische Presselord Rothermere telegraphierte ihm: «Darf ich Ihnen, mein lieber Führer, meine Glückwünsche zu den heilsamen Veränderungen aussprechen, durch die Sie Ihren Stern höher und höher steigen machen.»

Das Heer jedoch liess sich keineswegs so leicht besänftigen. Bedenkliche Gerüchte breiteten sich aus. Fritschs Amtsenthebung wurde als schlagender Beweis für die zunehmende Macht der

Partei über die Wehrmacht gewertet. Aus diesem Grund hielt Hitler am 5. Februar gegen 16 Uhr vor den ranghohen Generalen des Heeres und der Luftwaffe, die ihn im Halbkreis umgaben, im Kriegsministerium eine zweistündige Ansprache, in der er rückhaltslos die Beschuldigungen darlegte, die zum Rücktritt von Blomberg und Fritsch geführt hatten. Er las das Gutachten des Justizministers vor und ausgewählte Teile aus dem Otto-Schmidt-Dossier. Dass Fritsch alles abtritt, scheint er nicht erwähnt zu haben. Doch er gab an, dass ein Sondergericht, dem Göring, Brauchitsch und Raeder als Beisitzer und ferner noch zwei Präsidenten des Reichskriegsgerichts angehören würden, über die Schuld des Generalobersten befinden werde. Er untersagte den Anwesenden, sich über die Angelegenheit in der Öffentlichkeit zu äussern.

Seine Rede wurde mit betroffenem Schweigen aufgenommen. Hitler hatte mit solcher Überzeugung gesprochen, seine Worte waren von einer derartig tückischen Glaubwürdigkeit, dass keinerlei Protest laut wurde. Dennoch schienen manche Militärs nicht völlig zufriedengestellt zu sein. Einige Wochen danach meinte Abwehrchef Vizeadmiral Wilhelm Canaris zu seinen Mitarbeitern: «Wir haben uns zunächst mit dieser Erklärung abzufinden. Es ist zurzeit nicht möglich, auch nur ein Wort darüber zu sagen.»

Am 5. Februar 1938, abends gegen 20 Uhr, führte Hitler den Vorsitz im zum letzten Mal einberufenen Kabinett. Er stellte Keitel und Brauchitsch den Kabinettsmitgliedern vor und fuhr anschliessend zu seinem Landhaus in den bayerischen Bergen – als Führer, Reichskanzler und nicht allein nomineller Oberster Befehlshaber der Wehrmacht.

Doch die Januar-Skandale sollten beweisen, dass sich Hitler von seinen Paladinen weitaus abhängiger gemacht hatte, als selbst er argwöhnen mochte.

Anfang März, als er sich wieder in Berlin befand, wurde ihm

erstmalig zugetragen, dass er getäuscht worden war, dass Himmler, die SS und die Gestapo ihn irreführt hätten und dass selbst Göring nicht völlig schuldlos war. Hitler nahm daraufhin einen klaren Standpunkt ein: Fritsch war hoffnungslos kompromittiert, indes Himmler, die SS und Göring unersetzlich waren. Zudem war er weiterhin davon überzeugt, dass das Kriegsgericht trotz allem Fritschs Schuld feststellen würde.

Die Heeresrichter hatten mit ihren Ermittlungen im Februar begonnen. Fritsch hatte sich einen versierten Verteidiger genommen, Rüdiger Graf von der Goltz, zu dessen Klienten vor 1933 einst Goebbels wegen einer Verleumdungsklage, ferner der sogenannte «Holstein-Saboteur» und einige Fememörder gehört hatten. Die Gestapo brachte daraufhin triumphierend die Behauptung vor, dass auch von der Goltz von Otto Schmidt erpresst worden war. Goltz verlangte empört Einsichtnahme in die Akten. Es stellte sich heraus, dass sich die Angaben auf einen Anwalt namens Herbert Goltz, der mittlerweile verstorben war, bezogen. Dennoch war es eine höchst interessante Entdeckung.

Fritsch fragte sich, ob nicht auch er das Opfer einer Verwechslung sein konnte. Und in der Tat gelang von der Goltz am 1. März der Nachweis, dass der Erpresser einen Rittmeister ähnlichen Namens, Achim von Frisch, bei der Tat beobachtet hatte. Die ermittelnden Heeresoffiziere konnten ihn ausfindig machen, und er gab sein Vergehen freimütig zu. Um die Sache zu belegen, zeigte er sogar die von Otto Schmidt unterzeichnete Quittung über die 2500 Reichsmark, die er an den Erpresser gezahlt hatte. Zudem machte er noch die bestürzende Bemerkung, dass die Gestapo bereits am 15. Januar sein Bankkonto bei einer Bankfiliale in Lichterfelde überprüft hatte. War es blosser Zufall, dass das nur drei Tage nach Blombergs Trauung stattgefunden hatte? Mit Sicherheit stand jedoch fest, dass wenigstens ein Gestapobeamter die Identität von Schmidts Opfer die ganze Zeit über gekannt haben musste.

General Walter Heitz teilte Hitler am 3. März 1938 im Auftrag des Reichskriegsgerichts diese verblüffende Erkenntnis mit. Hitlers erste Reaktion war, den bevorstehenden Prozess auszusetzen. Aber der anwesende Himmler wandte ein: «Die Angelegenheiten Frisch und Fritsch sind zwei völlig verschiedene Fälle. Der Erpresser Schmidt hat den Generaloberst selbst identifiziert.»

Um diesen Punkt zu unterstreichen, wurde Achim von Frisch nun verhaftet, da er seine homosexuellen Vergehen zugegeben hatte. Hitler setzte den Prozessbeginn auf den 10. März an, wobei er zweifellos hoffte, seine Beurteilung des Generalobersten werde sich bewahrheiten oder dass ihm die Vorsehung eine Möglichkeit in die Hand spielen werde, damit er auch diese interne Krise meistern könne.

In gewissem Sinne kam ihm die Vorsehung zu Hilfe. Denn am 11. März wurden drei der Richter, Göring, Raeder und Brauchitsch, anderswo benötigt, da Hitler den Einmarsch ins Nachbarland Österreich betrieb. Der Prozess wurde auf den 17. vertagt. Und zu diesem Zeitpunkt konnte Hitler vor der Öffentlichkeit einen derartigen Erfolg vorweisen, dass seine Position gegenüber kleinlicher Kritik seitens des Heeres unanfechtbar war.

Der Prozess begann. Einige Tage darauf schrieb Fritsch:

«Anfangs hatte ich den Eindruck, dass Göring es zu einem Unentschieden bringen wolle, also zu dem Ergebnis, dass zwar meine Schuld nicht erwiesen, aber immerhin doch möglich sei. Unter der Gewalt der Tatsachen der Beweisaufnahme musste aber auch Göring erklären, dass es kein mit Vernunft begabtes Wesen geben könne, das nicht von meiner Unschuld überzeugt sei. Schliesslich gab auch der Kronzeuge, der Erpresser, zu, dass alle seine mich betreffenden Aussagen erlogen seien.»

Erst Görings ärgerliche Fragen hatten Otto Schmidt das Geständnis entlockt. Während der Vernehmungen stellte es sich heraus, dass am Vorabend des Prozesses Kriminalrat Josef Meisinger, der Chef des Gestapopreferats zur Bekämpfung der Homosexualität,

Schmidt Schlimmes angedroht hatte, wenn dieser von seiner beeideten Aussage abrücken sollte.

Generaloberst von Fritsch wurde in allen Ehren freigesprochen. Es liegen keinerlei Anhaltspunkte dafür vor, dass Hitler sich im geringsten um die Aufklärung dieser heimtückischen Gestapointrige bemüht hätte. Die Sachlage war folgende: Reinhard Heydrich, Chef der Sicherheitspolizei, hatte die von Meisinger geleitete Abteilung II-H vor vier Jahren eingerichtet. 1936 hatte Otto Schmidt bei einem Verhör den Namen des Generals in der vergeblichen Hoffnung erwähnt, dass man die Anklage gegen ihn fallen lassen würde. Meisinger hatte ihm bereitwillig Glauben geschenkt; doch Heydrich und Gestapochef Heinrich Müller hielten seine Aussage als unzureichend für ein Vorgehen. Die Angaben kamen zu den Akten. Als Müller einmal krank war, zeigte Meisinger das Dossier Himmler, der es seinerseits Hitler vorlegte – mit negativem Ergebnis, wie bereits berichtet wurde. Da einer von Meisingers Beamten das Bankkonto in der Filiale in Lichterfelde überprüft hatte, wusste zumindest Meisinger, dass da ein Irrtum vorlag. Nach Prozessbeginn beorderte ihn Himmler aus der Schusszone nach Wien. Seine Fahrlässigkeit schadete jedoch keineswegs seiner Karriere.

Anders stand es um die Karriere von Generaloberst von Fritsch. Einen Tag nach seinem Freispruch schrieb er seinem Verteidiger: «Ob der Führer sich dazu bereitfindet, mich zu rehabilitieren, muss erst noch festgestellt werden. Ich fürchte, er wird sich mit aller Energie dagegen stemmen. Darauf weisen Görings aufschlussreiche Schlussbemerkungen bereits hin.»

In seinen privaten Notizen erinnert sich Fritsch: «Sowohl vor Schluss der Beweisaufnahme wie in seiner mündlichen Urteilsverkündung war Göring bemüht, das Verhalten der Gestapo zu rechtfertigen. ... In seiner mündlichen Urteilsbegründung wies Göring die schönen Worte, die Graf Goltz für mich und die Armee gefunden hatte, zurück. Er sprach zwar von einer Tragik

meines Schicksals, aber das wäre unter diesen Umständen nun nicht zu ändern. Vor allem klang immer wieder durch, dass man mich nun, Gott sei Dank, los sei und zwar für immer. Göring sprach immer wieder mit besonderer Betonung vom Generalobersten *a. D.* von Fritsch.»

Fritschs Auffassung nach deutete alles darauf hin, dass Göring ein schlechtes Gewissen hatte.

Erst am Sonntag, dem 20. März, gelang es Brauchitsch, zu einem Gespräch mit Hitler vorgelassen zu werden, in dem er die Rehabilitierung Fritschs verlangte. «Der Führer soll sich angeblich meiner Rehabilitierung nicht abgeneigt gezeigt haben, hat aber seine Entscheidung hinausgeschoben», schrieb Fritsch später. «Inzwischen wird die andere Seite Gelegenheit haben, ihn zu bearbeiten.»

Als Ehrenmann und Offizier wollte Fritsch die Sache nicht länger auf sich beruhen lassen. Er fertigte eine zwölf Punkte umfassende Liste an, aus der sich die Intrige der Gestapo beweisen liess. Ende März fügte er sie in einen an Himmler gerichteten Brief ein. Der Briefentwurf endete mit den ungewöhnlichen Worten: «Das ganze Verhalten der Gestapo in dieser Angelegenheit beweist, dass sie einseitig bestrebt war, mich als den Schuldigen hinzustellen», und: «Ich fordere Sie daher zum Zweikampf mit gezogenen Pistolen.»

Aus seinen Notizen ergibt sich, dass er zuerst Beck und danach Rundstedt gebeten hatte, als seine Kartellträger Himmler das Schreiben zu überbringen. Beide hatten jedoch höflich abgelehnt. Fritsch hatte keine andere Wahl, als seine öffentliche Rehabilitierung durch den Führer abzuwarten. Den Gedanken an ein Duell liess er bedauerlicherweise fallen.

Auf Brauchitschs Drängen hin schrieb Hitler eigenhändig auf seinem privaten goldgeränderten Büttenpapier einen teilnahmevollen Brief an Fritsch (Dokument siehe Anhang 1). Doch eine eigentliche Entschuldigung enthielt das Schreiben nicht. Der Ge-

neraloberst erwähnte in seinem bewegenden Antwortschreiben das Band des Vertrauens, das seiner irrigen Meinung nach zwischen ihnen beiden existiert hätte. Er werde sich solange nicht zufrieden geben, bis die Schuldigen in der Gestapo zur Rechenschaft gezogen worden seien. Hitler liess ihn wissen, dass er ihm in der nächsten Reichstagssitzung seine Anerkennung aussprechen werde. Doch die Zeitpunkte, Ostern, Ende Mai und schliesslich der 2. Juni 1938, an denen Gerüchten zufolge eine Reichstagssitzung stattfinden sollte, verstrichen ereignislos.

Anfang Juni erholte sich Deutschland von einer erneuten Krise um die Tschechoslowakei. Hitler war vorläufig gegen die Einberufung des Reichstags, da er die öffentliche Erwähnung der Krise vermeiden wollte. Brauchitsch wies ihn jedoch warnend darauf hin, dass die Heeresgeneralität gereizter Stimmung sei. Fritsch war mittlerweile so weit gegangen, dass er einen offenen Brief an die ranghohen Generale verfasste, worin er die zu seinem Freispruch führenden Fakten darlegte. Das mag Hitler zu Ohren gekommen sein.

Sämtliche Heeres- und Luftwaffengenerale, die Hitlers geheime Verdammungsrede am 5. Februar angehört hatten, wurden am 13. Juni 1938 zu einem entlegenen Flugplatz in Pommern beordert, wo sie angeblich einer Luftwaffenvorführung beiwohnen sollten. Es war ein stickig heisser Tag. Um die Mittagszeit traf Hitler ein, entfernte sich aber, als der Präsident des Reichskriegsgerichts drei Stunden lang das Urteil im Fritsch-Prozess samt den Untersuchungsergebnissen verlas.

Danach begann Hitler in sichtlicher Verlegenheit mit seiner Ansprache: «Meine Herren, ich bin hinsichtlich des Generalobersten von Fritsch das Opfer eines äusserst bedauerlichen Missverständnisses geworden.» Er bat die Anwesenden, sich seine «seelische Erschütterung» vorzustellen, die schon die Blomberg-Affäre in ihm ausgelöst hätte. 1936, sagte er, hätte er das Schmidt-Dossier nicht ernstgenommen. Doch nach dem Blomberg-Skandal habe er

«alles für möglich gehalten», insbesondere als Fritsch überraschenderweise den völlig unbeteiligten Hitlerjungen erwähnte. Die Schwierigkeit sei nun, erklärte er, dass er sich als Führer wohl kaum vor der gesamten Nation blossstellen könne. Deswegen habe er bekanntgegeben, dass Fritschs Rücktritt aus «Gesundheitsgründen» erfolgt sei, eine Sprachregelung, die er auch in Zukunft zu benützen nicht zögern werde.

«Die Anklage gegen Generaloberst von Fritsch war keine infame Machenschaft», behauptete er, «sondern ein Fehler untergeordneter Beamter.» Er habe die Erschiessung des Erpressers angeordnet und bitte nun um das Vertrauen der Versammelten. Seine Rede schloss er mit der Versicherung, dass die Wehrmacht stets vor der Einflussnahme durch die Partei gefeit bleiben werde. «Ein Einfluss anderer Faktoren, wie in Russland, sei ausgeschlossen.» (Dort hatte sich Stalin durch eine Säuberungswelle seiner ranghohen Generale entledigt.)

Mancher General verliess den Flugplatz mit der zeitweiligen Überzeugung, dass Hitler aufrichtig gesprochen hatte. Zwei Tage später berichtete Brauchitsch Fritsch von den Ereignissen dieses Tages. Hitler habe ihn zum Ehrenoberst seines alten Regimentes ernannt. Doch diese althergebrachte Ehrenbezeugung vermochte kaum die erlittene Schmach zu lindern. Fritsch wertete sie als blosser Beschwichtigung gegenüber der Heeresgeneralität, da die wirklichen Schuldigen ungeschoren blieben.

«Entweder der Führer achtet darauf, dass Recht und Ordnung wieder in Deutschland herrschen», schrieb er, «und Menschen wie Himmler und Heydrich ihre verdiente Strafe erhalten, oder er wird auch weiterhin die Missetaten dieser Menschen decken, in welchem Fall ich für die Zukunft fürchte. Da der Führer die Art und Weise, wie die Gestapo sich in meinem Fall verhalten hat, gutgeheissen und hingenommen hat, muss ich bedauerlicherweise von meinem Plan, Himmler zum Duell zu fordern, Abstand nehmen. Nachdem soviel Zeit inzwischen verstrichen ist, würde es

Diktator durch Zustimmung

Als Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde, befand sich Deutschland in einer Phase bedenklicher nationaler Krise, war es ein international hochverschuldeter Staat in einer insolventen Welt und am Rand eines Bürgerkrieges zwischen den sechs Millionen Kommunisten und den Nationalsozialisten. Rund sechs Millionen Deutsche waren arbeitslos und nahezu die gleiche Anzahl war nur halbtags beschäftigt. Am 5. März 1933 konnte die nationalsozialistische Partei bei der Wahl ihre Macht von 288 auf 647 Reichstagssitze vergrößern. Die kommunistische Partei wurde verboten, eine Massnahme, von der Hitler seinem ersten Kabinett vom 30. Januar aus Furcht vor einem Generalstreik abgeraten hatte. («Es sei schlechterdings unmöglich, die sechs Millionen Menschen zu verbieten, die hinter der KPD ständen.») Die Abgeordneten der kommunistischen Partei wurden aus dem Reichstag ausgeschlossen. Die Koalition mit Hugenberg's Deutschnationaler Partei sicherte Hitler die Majorität, die er zur Verabschiedung eines auf vier Jahre befristeten Ermächtigungsgesetzes nutzte. Nun konnte er die Gesetze erlassen, die ihm genehm waren.

Unverzüglich erfolgten die Massnahmen, die er versprochen hatte. Darunter befanden sich auch die rücksichtslosen Verordnungen, durch die die Juden aus akademischen Berufen, aus Handel und Gewerbe und letztlich auch aus Deutschland ausgeschlossen werden sollten.

Von wirtschaftlichen Problemen hatte Hitler eine wesentlich vernünftigeren Auffassung als zumeist angenommen wurde. Graf Schwerin von Krosigk, den er 1933 als Finanzminister in sein Kabinett übernommen hatte, schrieb nach dem Krieg: «Die Warnung vor der Inflation tat er mit der nicht einmal ganz unrichtigen Bemerkung ab, dass unter einer starken Regierung eine Inflation

überhaupt nicht eintreten könne. Daher hatte Hitler ein durchaus gesundes Gefühl dafür, dass man Ausgaben im Rahmen der Einnahmen halten müsse.» Während der ersten Monate galt Hitler bei Schacht und den übrigen Kabinettsmitgliedern als Genie. Er stellte das Vertrauen in die Zukunft wieder her, was das Fundament einer Gesundung des wirtschaftlichen Lebens war. Er beendete den Klassenkampf, der die deutsche Industrie gelähmt hatte. Streiks und Ausschlüssungen wurden für ungesetzlich erklärt. Strenge Preis- und Lohnkontrollen wurden eingeführt. Die Reichsmark nahm an Kaufkraft zu. Mittlerweile stellte Dr. Hjalmar Schacht, der autokratische Reichsbankpräsident, die Zahlungsfähigkeit des deutschen Staates wieder her, indem er zuerst einmal die noch anfällige einheimische Wirtschaft gegen die widrigen Einflüsse der Depression im Ausland abschirmte, strikt auf den Abschluss zweiseitiger Handelsabkommen bestand und sodann mit Hilfe ausgeklügelter Massnahmen die Kreditfähigkeit Hitlers steigerte, damit dieser seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen konnte.

Die Arbeiter waren nicht länger Parias der Gesellschaft. All die schwärenden Symptome wirtschaftlicher Unruhe wie Streiks, Fernbleiben von der Arbeit, Krankmeldungen, gehörten nun der Vergangenheit an. Nach 1945 sollte Hitlers nur kurze Zeit amtierender Nachfolger Admiral Dönitz schreiben: «Was hatten sich die Arbeiter um die Judenfrage z.B. gekümmert? Endlich hatten sie wieder Brot und Arbeit, und sie sind nun geachtet worden.» Im neuen Hitler-Deutschland hatte die Reglementierung der Arbeit Vorrang. Im April 1933 wurden durch Regierungsbeschluss die unabhängigen Gewerkschaften aufgelöst und ihr Büropersonal, ihre fünf Millionen Mitglieder und ihr Vermögen ein Jahr darauf der monolithischen Deutschen Arbeitsfront eingegliedert. Sie wurde damit zur grössten wie auch erfolgreichsten Gewerkschaft der Welt. Dr. Robert Ley, der stämmige, mit einem Sprachfehler behaftete Parteifunktionär, der bis 1945 die Kontrolle über

die DAF ausüben sollte, verdient zweifellos, dass die Geschichte ein besseres Bild von ihm zeichnet. Der einstige Weltkriegspilot war 1925 durch eine Hitlerrede veranlasst worden, seine gutdotierte Stellung als Chemiker bei IG-Farben aufzugeben und sich ausschliesslich für Hitlers Ziele einzusetzen. Im November 1932 hatte Hitler Ley zum «Reichsorganisationsleiter» der Partei ernannt. Die DAF umfasste schliesslich 30 Millionen Menschen, die bis auf die sechs Millionen kollektiv angegliederter Mitglieder sich aus freien Stücken angeschlossen hatten. Die DAF erhielt regelmässig an die 95 Prozent der fälligen Mitgliedsbeiträge, was wohl ein beispielloser Ausdruck des Vertrauens ist, das die Arbeiter in die DAF setzten. Mit diesen ungeheuren Finanzmitteln baute die DAF Vergnügungsdampfer, Wohnungen, Geschäfte, Hotels und Erholungsheime für die Arbeiter. Sie finanzierte das Volkswagenwerk, die Vulkanschiffswerft, Betriebe der Lebensmittelbranche und die Bank der Deutschen Arbeit. Im Verlauf der Zeit brachte es die DAF zu einem Vermögen von zehn Milliarden Reichsmark. Hitler schätzte Leys Fähigkeiten hoch ein und liess sich gern mit Leys erster Frau, einer schönen Blondine, fotografieren. Er hatte keinen Anlass, je an Leys Loyalität zu zweifeln, und der Arbeiterführer hielt ihm auch bis zum Ende die Treue.

Hitlers erste Machtbasis im Jahre 1933 war also die Arbeiterschaft. Kein Historiker darf an dieser Tatsache Vorbeigehen. Unter den Aufzeichnungen Walther Hewels, der als 19jähriger Student Hitlers Landsberger Festungshaft teilte, fand der Verfasser den folgenden Leitsatz in Hitlers steiler Handschrift:

«Sie müssen sich gegenseitig wieder achten lernen, der Arbeiter der Stirne den Arbeiter der Faust und umgekehrt. Keiner von beiden bestünde ohne den anderen. Aus ihnen heraus muss sich ein neuer Mensch kristallisieren: Der Mensch des kommenden Deutschen Reiches!

Adolf Hitler,

Landsberg, den 18. Dezember 1924 (Festungshaft)»

Hitler hatte schon in Landsberg von einem Wunschtraum gesprochen, den er nach seiner Machtübernahme unverzüglich in die Tat umsetzte – nämlich den Bau eines Netzwerks von Autobahnen, die ganz Deutschland durchziehen sollten. Laut Görings Aussage sprach er darüber schon bei der ersten Kabinettsitzung. Graf Schwerin von Krosigk schrieb später:

«Hitler pflegte zu schildern, wie der Sonntagsausflug der Grossstädter bei der Rückkehr in überfüllten Zügen, mit abgerissenen Knöpfen, zerbeulten Hüten, verdorbener Laune und verlorengangener Erholung zu Ende ginge, und wie anders es sein würde, wenn der Grossstadtarbeiter die wirkliche Erholung des Sonntagsausfluges sich im eigenen Auto leisten könne ... Strassenbau [sei] immer Zeichen und Ausdruck starker Regierungen gewesen, die Römer, die Inkas, Napoleon, etc.»

Am ii. Februar 1933 verkündete Hitler das Autobahnprogramm. Am 28. Juni erliess die Regierung die entsprechenden Gesetze. Einige Tage danach hatte Hitler eine Unterredung mit Dr. Todt, einem Ingenieur, der 1932 eine 48seitige Studie über die Probleme des Strassenbaus verfasst hatte. Er fragte Todt, ob er das Amt des Generalinspektors für das deutsche Strassenwesen übernehmen würde. Er erwähnte noch, dass er stets lieber mit dem Auto als mit der Bahn gereist sei, da er so engeren Kontakt zum Volk habe. «In den vierzehn Jahren des Machtkampfes muss ich wohl an die 700'000 Kilometer zurückgelegt haben.» Todt nahm das Amt an. Die Unterredung hatte kaum drei Minuten gedauert. Am 5. Juli gegen 21 Uhr traf sich Hitler abermals mit Todt und machte mit ihm einen 90 Minuten währenden Spaziergang in der Abendsonne, wobei er begeistert von den Autobahnen der Zukunft sprach, Todt die Streckenführung der ersten Autobahnen darlegte, die Mindestbreite der Fahrbahnen bestimmte und Todt mit dem unverzüglichen Baubeginn beauftragte, wie aus Todts privaten Aufzeichnungen hervorgeht.

Die militärische Bedeutung der Autobahnen ist übertrieben wor-

den. Das Streckennetz der Reichsbahn war von weitaus grösserer Bedeutung. Hitler interessierte vielmehr die politische Auswirkung der Autobahnen, die ihm in der Zukunft eine Möglichkeit zur Kolonisation im Osten boten. Vorläufig waren sie ihm ein Mittel, die nationale Einheit zu stärken, da er ahnte, dass der Kampf gegen Provinzialismus und Separatismus in Deutschland noch lange währen würde. Eine von Todt geleitete Behörde entstand, die durch ausgezeichnete Fachleute die privaten Baufirmen beaufsichtigte, die an diesem riesigen Bauvorhaben beteiligt waren. Zugrunde lag das radikale Prinzip der Selbstverantwortung, das später Albert Speer äusserst wirkungsvoll auf die gesamte Rüstungsindustrie anwenden sollte.

Um auch bisher fernstehende Teile des deutschen Volkes für sich zu gewinnen, ernannte Hitler Dr. Josef Goebbels, einen klumpfüssigen, damals 35jährigen Rheinländer, zum Minister für Volksaufklärung und Propaganda. Diesem mitreissenden, begeisterten Agitator der Berliner Barrikaden fiel nun die Aufgabe zu, die Kommunikationsmedien zum Sprachrohr des Nationalsozialismus zu machen. Am 11. März 1933 erläuterte Hitler vor dem Kabinett die Notwendigkeit des Goebbels-Ministeriums mit entwaffnender Offenheit.

«Eine Hauptaufgabe des Ministeriums wird die Vorbereitung [des Volkes] auf wichtige Regierungsmassnahmen sein. Beispielsweise in der Öl- und Fettfrage, die das Kabinett eben beschäftigt, muss die Öffentlichkeit dahin aufgeklärt werden, dass den Landwirten der Ruin bevorsteht, wenn der Verkauf ihrer Produkte nicht verbessert wird. Es muss die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit dieser Massnahme in Kriegszeiten richten. Fabrikarbeitern muss mit Statistiken die Notwendigkeit der Hilfe für die Bauern verständlich gemacht werden. Radiosendungen müssen demselben Ziel dienen.

Die Regierungsmassnahmen werden erst dann beginnen, wenn eine bestimmte Phase der Volksaufklärung stattgefunden hat.»

Hitler wertete das ziellose Gezänk der Zeitungen in demokratischen Ländern als unverzeihliches Vergeuden einer äusserst wichtigen nationalen Kraftquelle. Seiner Auffassung nach konnte die Presse ein überaus wirksames Instrument nationaler Politik sein. Um ein wahres Pressemonopol der nationalsozialistischen Partei zu schaffen, bediente sich Hitler des immer umfangreicher werdenden Franz-Eher-Verlages, den er 1920, mit einem Darlehen von sechzigtausend Reichsmark von dem Reichswehrgeneral Franz Ritter von Epp, aufgekauft hatte. Damals hatte der Münchner Verlag eine nicht recht florierende Tageszeitung, den *Völkischen Beobachter*, herausgegeben, der kaum 7'000 Abonnenten fand. Hitler liess das kleine Blattformat dem grösseren der Berliner Zeitungen angleichen und ernannte 1923 Alfred Rosenberg zum Herausgeber.

Zuvor hatte er im April 1922 Max Amann, seinen einstigen Feldwebel im Weltkrieg, zum Geschäftsführer des Eher-Verlages gemacht. Amann, ein Bayer von kleiner Statur, der einen Arm verloren hatte, hatte sich bisher zur vollen Zufriedenheit um die geschäftlichen Belange der Partei gekümmert. Die Auflage des *Völkischen Beobachters*, der durch die ungewöhnlich hohen Einnahmen aus dem Verkauf des im Eher-Verlag erscheinenden «Mein Kampf» von der wirtschaftlichen Depression abgesichert war, begann stetig zu steigen. Dennoch erreichten um 1932 die 59 Hitler nahestehenden Tageszeitungen lediglich eine Gesamtauflage von 780'000. Das eigentliche Pressemonopol entstand erst nach der Machtergreifung 1933.

Binnen eines Jahres kontrollierte dann die Partei 86 Zeitungen mit einer Gesamtauflage von 3'200'000. Auf Grund von neu erlassenen Gesetzen wurden 120 sozialistische und kommunistische Druckereien geschlossen. Sie wurden zu einem Spottpreis an die Partei veräussert. Der *Völkische Beobachter* steigerte seine Auflage auf anderthalb Millionen. Bald darauf hatte Amann die Kontrolle über 700 Zeitungen. Ruhrindustrielle wie Hugo Stinnes und Al-

fred Hugenberg, die noch Zeitungsverlage besaßen, wurden zum Verkauf an Amann gezwungen. Die publizistische Freiheit der Redakteure war bereits auf Grund von Notverordnungen der Regierungen Brüning und Papen beträchtlich eingeeengt worden. Aber Goebbels und Amann übertrafen sie noch, als sie abweichende Pressestimmen zum Schweigen brachten, die Verlage «säuberten», sie gleichschalteten oder beschlagnahmten.

Juden und Marxisten wurde jegliche journalistische Betätigung im nazistischen Deutschland verboten. Im Oktober 1933 erließ Hitler ein Pressegesetz, das sich an die Reglementierung von Journalisten im faschistischen Italien anlehnte. Von der Mitte des Jahres 1935 an musste sich auch die katholische Presse aller konfessionellen Tendenzen enthalten. Zuwiderhandelnde Zeitungen durften nicht mehr erscheinen. Goebbels erklärte öffentlich:

«Ich verwerfe den Standpunkt, dass es in Deutschland eine katholische und eine protestantische Presse gibt oder eine Arbeiterpresse oder eine Bauernpresse oder eine Stadtpresse oder eine Proletarierpresse. Es existiert nur eine *deutsche* Presse.»

Goebbels' neuentstandener gleichgeschalteter Organisation wies Hitler drei Aufgaben zu: der Welt die Dringlichkeit der Probleme darzulegen, die er lösen wolle, warnend darauf hinzuweisen, dass mit ihm nicht zu spassen sei, und der Welt die Solidarität des deutschen Volkes vorzuführen.

Gleichzeitig baute Hitler seinen Polizeistaat aus – die Peitsche, das Gegenstück zu Goebbels' Zuckerbrot. Die Kontrolle über die einzelnen Polizeibehörden des Reiches fiel allmählich Heinrich Himmler, dem Reichsführer SS, zu.

Nach Hitlers Machtübernahme 1933 unterstand dem damals 32jährigen Himmler nur die Polizei in München. Danach war es der gesamte Polizeiapparat in Bayern. 1935 gebot er über alle Polizeibehörden im Reich, nur in Preussen nicht, wo Göring sich den bebrillten Idealisten mit dem Bartschatten auf den Wangen fernzuhalten wusste.

Hitler hatte von Himmler eine hohe Meinung. Er machte sich ohne weiteres die Auffassung zu eigen, dass Himmlers «Konzentrationslager» für die politische Umerziehung Andersdenkender wie auch sittlich verwahrloster Menschen unabdingbar waren. Im Jahre 1935 befanden sich in den Lagern zahlreiche unglückliche Insassen, deren Verwahrung Hitler als drastische Kur gegen Alkoholismus oder andere noch anstößigere Verfehlungen befohlen hatte. («Die Strafe wurde vom Führer nicht angeordnet, um Ihnen wehzutun», schrieb Himmler am 18. Mai 1937 an einen Alkoholiker in Dachau, «sondern um Sie von einem Weg zurückzuholen, der Sie und Ihre Familie schnurstracks in den Ruin geführt hätte.»)

Chef der Sicherheitspolizei im Reich wurde Reinhard Heydrich. Im März 1933 batte Himmler den 29jährigen einstigen Marineoffizier, der wegen seines ehrenrührigen Verhaltens gegenüber der Tochter eines hohen Beamten in Schleswig-Holstein und seiner falschen Aussage vor einem Ehrengericht der Marine geschasst worden war, zum Chef der politischen Abteilung im Münchner Polizeipräsidium ernannt. In der Folgezeit zeichnete sich Heydrich in dem Himmler unterstellten Sicherheitsdienst aus. Im April 1934 unterstellte ihm Göring die Gestapo in Preussen. Heydrich, hochgewachsen, blond, mit klassisch arischen Gesichtszügen, ob seiner Kaltblütigkeit in späteren Jahren berüchtigt, scheint trotz seiner abgründigen Seele in folgender Sache Humor gezeigt zu haben: 1939 wagte er dem Reichsführer SS zu schreiben, dass sich unter dessen Vorfahren eine Hexe befände, die 1629 den Scheiterhaufen hatte besteigen müssen. Doch vielleicht war dieser Hinweis auch ernst gemeint.

Über die Art der Beziehungen zwischen Hitler und Himmler wie auch Heydrich lässt sich nur wenig mit einiger Sicherheit sagen. Ihre Unterredungen fanden stets in völliger Zurückgezogenheit statt. Adjutanten hielten sich nie zur Verfügung. Himmler führte in seiner pedantischen Manier auf mit Bleistift geschriebenen Zet-

teln in seiner steilen Handschrift die Themen auf, die er mit dem Führer besprechen wollte, und notierte mitunter auch Hitlers Entscheidungen im jeweiligen Fall. Bei der Übertragung der gesamten Notizen durch den Verfasser ergaben sich derartig erstaunliche Lücken, dass, falls die Notizen in dieser Form vollzählig sein sollten, die Annahme naheliegt, Himmler habe entweder ganze Bereiche seiner ruchlosen Tätigkeit Hitler verschwiegen, oder er wusste auch ohne ausführliche gemeinsame Besprechungen im Sinne des Führers zu handeln.

Eines der bedeutsamsten Machtinstrumente in Hitlers Polizeistaat unterstand nicht Himmlers, sondern Görings Kontrolle. Es war das sogenannte «Forschungsamt», das 1933 eingerichtet wurde und ausschliesslich die Überwachung der Nachrichtenübermittlung durch Telefon und Funk unter sich hatte. 1935 wurde es in einen weitläufigen, aber unauffälligen Gebäudekomplex im Berliner Stadtteil Charlottenburg verlegt und aussen wie innen streng bewacht. Dem Forschungsamt war eine leistungsfähige Dechiffrierabteilung mit 240 Kryptanalysten angeschlossen, die mit Hilfe von Hollerithmaschinen im Monat an die dreitausend aufgefangene ausländische Depeschen entschlüsseln konnten.

In den Jahren seiner grossen diplomatischen Triumphe konnte Hitler auf Grund seiner geheimen Kenntnisse der ausländischen Meldungen aus Moskau, London, Paris oder Ankara seine Entscheidungen mit schlafwandlerischer Sicherheit fällen. Das Forschungsamt war zugleich eine höchst bedeutsame und ergiebige Quelle polizeilich, ökonomisch und politisch wichtiger Informationen. Über die Rohrpost der Berliner Telegraphen- und Telefonämter und durch Kuriere aus den übrigen Städten gelangten die abgehörten Meldungen zur Auswertung in das Forschungsamt. Auf braune Papierbögen ausgedruckt, weshalb sie unter der Bezeichnung «braune Blätter» oder «braune Vögel» bekannt waren, wurden sie sodann in versiegelten Depeschenumschlägen Hitlers Ministern gemäss dem Informationsbedarf zugestellt.

Leider ist das gesamte Archivmaterial des Forschungsamtes 1945 vernichtet worden. Die wahllos erhalten gebliebenen Akten demonstrieren dennoch, mit welcher tückischer Effizienz nicht nur routinemässig solche Randfiguren – von denen in den nächsten Kapiteln die Rede sein wird – wie Gauleiter Julius Streicher, Miss Unity Mitford, die Prinzessin Hohenlohe, Goebbels' Mätressen und selbst Hitlers Adjutant Wiedemann telefonisch überwacht wurden, sondern auch die telefonische Nachrichtenübermittlung zwischen dem Ausland und den jeweiligen Botschaften und beispielsweise das Raketenversuchsgelände von Peenemünde.

Die Kryptanalysten des FA überprüften auch die Codes des Nazi-staates auf deren Entschlüsselbarkeit. Zuweilen waren die Ergebnisse nicht eben erfreulich. Das Aussenministerium bestritt hartnäckig, dass sein Kode dechiffriert werden könne. Im FA wurden auch Spezialcodes entwickelt, die so perfekt waren, dass 1935, als einer von ihnen während der britisch-deutschen Verhandlungen um ein Flottenabkommen in London verwandt wurde, britische Geheimagenten in die deutsche Botschaft in London einzudringen versuchten, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

Die Tätigkeit des FA wurde erstmals bei der Kabinettsitzung vom 29. März 1933 erwähnt, als man Hitler mitteilte, dass übertriebene Berichte über antijüdische Übergriffe in Deutschland gesammelt würden. «Die Greuelmeldungen seien hauptsächlich durch den Vertreter der Hearst-Presse, Deuss, nach Amerika gekabelt worden. Durch Abhören seiner Telefongespräche sei das einwandfrei erwiesen.» (Hitler stimmte dann der Ausweisung von Deuss zu.) Aber auch deutsche Oppositionelle wurden abgehört.

Auf einem dieser «braunen Blätter» ist ein Telefongespräch zwischen der Ehefrau des Generals Kurt von Schleicher und deren Freundin aufgezeichnet, in dem es um eine Rätselfrage geht: «Was ist das? Ohne ein i, will es keiner sein. Mit einem i, jeder.» Die Antwort lautet «arisch». Göring brach in schallendes

Gelächter aus, als er es las. Später sollte ihm die Telefonüberwachung Schleichers einige Kopfschmerzen bereiten.

Hitler hatte sich beflissen um die Sympathie des allseits verehrten Reichspräsidenten von Hindenburg bemüht. Hindenburg, der Oberster Befehlshaber der Wehrmacht war, konnte Hitlers Pläne ohne weiteres blockieren, wenn er irgendwelche Einwände hatte. Hitler versuchte, ihn für sich einzunehmen, indem er Dr. Hans Lammers, einen Verfassungsrechtsexperten, der zehn Jahre älter als Hitler war, zum Staatssekretär in der Reichskanzlei ernannte. Lammers wiederum wies Hitler an, wie er bei Hindenburg Vorgehen solle und dass er vor allem seine Stimme und Sprache mässigen müsse. Hitler gab Hindenburg das Versprechen, Dr. Otto Meissner als Chef der Präsidialkanzlei und Franz Seldte als Arbeitsminister im Amt zu belassen, was er auch bis zu seinem Tod zwölf Jahre später einhielt.

Anfangs hatte Hindenburg Hitler gegenüber Vorbehalte. Doch dann liess er sich von dem feierlichen Ernst und den Erfolgen der neuen Regierung umstimmen. Auf Hitlers Machtergreifung kam es nicht zu einem Bürgerkrieg, sondern zu Fackelparaden und pseudoreligiösen Feiern wie dem «Tag von Potsdam», einem Spektakulum, das nicht allein Hindenburg, sondern selbst die gelassensten Generale zu der Ansicht gelangen liess, dass in Deutschland eine neue Ära angebrochen sei.

Hitler gab sich alle Mühe, die Reichswehr für sich zu gewinnen. Seine Grundauffassung war es von jeher gewesen, dass in den Beziehungen zum Ausland Waffen schwerer wogen als moralische Redlichkeit. Deutschland hatte man lediglich ein Hunderttausend-Mann-Heer zugestanden; es war zahlenmässig kleiner als die Feuerwehr in vergleichbaren Ländern. Italien hatte beispielsweise 600'000 Mann unter Waffen. Die französische Armee war damals die mächtigste der Welt. Um allein mit Polen gleichzuziehen, würde Deutschland wahrscheinlich fünf Jahre benötigen. Gemäss dem Versailler Vertrag, den zu brechen Hitler entschlossen war,

war Deutschland die Produktion von schwerer Artillerie, Kampfflugzeugen, Panzern oder Flugabwehrgeschützen verboten. Seine Marine war bedeutungslos. Marineflugzeuge gab es nicht.

Doch das Heer, das General von Seeckt von 1919 an geschaffen hatte, sprengte den üblichen Rahmen. Es bildete einen Offizierskader, der nur auf den günstigsten Zeitpunkt zur Erweiterung des Heeres wartete. Keine Regierung konnte sich ohne die Unterstützung der Reichswehr halten. Mirabeau prägte einen Aphorismus über den preussischen Militarismus, der trefflich auf die Reichswehr vor Hitler passt: «Preussen ist nicht ein Land mit einer Armee – es ist eine Armee mit einem Land.» Vor 1933 hatte Hitler mit Schmeicheleien und dem Gebaren eines Staatsmannes, der ein benachbartes Land zum Verbündeten gewinnen möchte, um die Reichswehr geworben. Vor dem Reichsgericht in Leipzig schwor er, dass er keineswegs die Zersetzung der Reichswehr durch seine Partei anstrebe. Als er später erfuhr, dass der ehemalige Stabschef der SA, Hauptmann von Pfeffer, in seiner Amtszeit heimlich Kontakte zu Reichswehroffizieren unterhalten hatte, stiess er ihn aus der Partei aus.

Seine ersten Kontakte mit der Reichswehr waren eine Enttäuschung. So hatte er hohe Achtung vor dem aus dem Dienst ausgeschiedenen Generaloberst Hans von Seeckt gehabt, bis er im November 1932 in Görings Berliner Wohnung privat mit ihm zusammenkam. Bei dieser Gelegenheit schilderte Seeckt seine Beziehungen zu der Deutschen Volkspartei. Daraufhin erhob sich Hitler abrupt und unterbrach ihn mit den Worten: «Herr Generaloberst, ich dachte mit einem unserer grossen Heerführer des Weltkrieges zusammen zu sein. Ihre so enge Bindung an eine politische Partei hat mich überrascht. Ich danke Ihnen.» Später erklärte er Göring: «Ich kann mit dem Generaloberst als Parteimann meine Pläne nicht verwirklichen.»

Sein Verhältnis zum damaligen Oberbefehlshaber des Heeres, General Curt Freiherr von Hammerstein-Equord, war kühl.

Hammerstein hatte Hitler bei einer Gelegenheit mitgeteilt: «Herr Hitler, wenn Sie legal zur Macht kommen, soll es mir recht sein. Im anderen Fall würde ich schiessen.»

Aber Hitler konnte der Generalität gewichtige Argumente Vorbringen. Er strebte eine Erweiterung ihres Tätigkeitsbereiches an und beabsichtigte, ungeachtet der Beschränkungen des Versailler Vertrags, Deutschlands Streitkräfte wiederaufzubauen.

General von Blomberg, der neue, von Hindenburg ernannte Kriegsminister, war für Hitler ein äusserst wertvoller Verbündeter bei seinem Bemühen um die Loyalität der Armee. Blomberg hatte als Wehrkreiskommandeur in der Enklave von Ostpreussen die Organisation der nationalsozialistischen Partei als wertvolle Ergänzung der Verteidigungsbereitschaft dieser Provinz vor der anhaltenden Bedrohung durch einen polnischen Angriff schätzen gelernt. Er war überdies das erste Kabinettsmitglied, das Hitler seiner bedingungslosen Loyalität versicherte. Hitler achtete Blomberg als einen vorbildlichen, geradlinigen preussischen Offizier. In seinem «Berghof» auf dem Obersalzberg stand ein geräumiges Gästezimmer über der Grossen Halle Blomberg bei seinen Besuchen zur Verfügung. Nach Blombergs Rücktritt im Jahre 1938 wurde es von keinem General mehr benützt.

Blomberg bemühte sich darum, das Heer vorbehaltlos an Hitler zu binden. Darin wurde er von seinem Stabschef Oberst von Reichenau unterstützt, der gleichfalls in Ostpreussen gedient hatte und als äusserst aktiver, ehrgeiziger Offizier galt, der für die Naziideologie durchaus empfänglich war. (Er hatte sich schon 1932 um Kontakte zu Hitler bemüht.)

Kurze Zeit nach seiner Machtergreifung strebte Hitler eine Unterredung mit der Generalität an. Da Blomberg in Berlin noch keine Wohnung hatte, bat er General von Hammerstein, ihm seine Wohnung in der Bendlerstrasse Nr. 14 für die Begegnung zur Verfügung zu stellen. Es war der 3. Februar 1933. Hitler kam in Begleitung von Lammers und seines hünenhaften Adjutanten Wil-

heim Brückner. Hammerstein wandte sich an die versammelten Generale und Admirale, die einen Halbkreis bildeten, und verkündete: «Meine Herren, der Herr Reichskanzler!» Hitler war nervös und blieb es bis zum Ende des Essens, als er durch Klopfen an sein Glas um Gehör bat und zu reden begann.

Die über zwei Stunden währende Rede war von immenser historischer Bedeutung. Hammersteins Adjutant, Major Horst von Mellenthin, machte sich, hinter einem Vorhang verborgen, Notizen, die hier auszugsweise wiedergegeben werden.

«Es gibt noch 2 Möglichkeiten, die zur Lösung unserer Notlage führen:

Erstens, sich gewaltsam Absatzgebiete für unsere Produktion schaffen,

zweitens, neuen Lebensraum* für die überzähligen Menschen schaffen.

Ein pazifistisches Volk verträgt diese Zielsetzung nicht. Deshalb muss es erst dazu erzogen werden. Deutschland muss sich die volle Freiheit seines Entschlusses wieder erobern. Ohne Gewinnung der politischen Macht wird diese Freiheit des Entschlusses nicht möglich sein. Daher ist mein Ziel die Wiederherstellung der politischen Macht. Meine Organisation ist nötig, um den Staatsbürger wieder in Ordnung zu bringen. Die Demokratie ist eine Utopie, sie ist unmöglich. Sie findet weder in der Wirtschaft noch in der Wehrmacht Anwendung, also ist sie erst recht nicht brauchbar in einer so komplizierten Institution, wie es der Staat ist. Die Demokratie ist das Verhängnisvollste, was es gibt. Es kann und darf nur einer befehlen. Für diese Idee arbeite ich seit 1918, und, wenn ich bedenke, dass mich meine Bewegung, die von 7 Leuten zu 12 Millionen

Ein gleichfalls anwesender General notierte sich folgende Sätze: «Vielleicht Erkämpfung neuer Exportmöglichkeiten, vielleicht – wohl besser – Eroberung neuen Lebensraumes im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung.»

angewachsen ist, vom einfachsten Soldaten zum Reichskanzler des deutschen Reiches emporgetragen hat, so zeigt dies, dass doch noch ein grosser Teil des Volkes für diese Idee zu gewinnen ist. Das Volk muss national denken lernen und dadurch zusammengeschmiedet werden. Geistig allein ist dies nicht zu schaffen, sondern nur durch Gewalt. Wer nicht einsehen will, muss gebeugt werden. Das höchste Gebot ist die Erhaltung der Gesamtheit. Dieser Prozess ist heute im Vollenden begriffen. In diesem Sinne habe ich meine Organisation aufgebaut und jetzt in den Staat hineingestellt. Ziel ist die Wiederherstellung der deutschen Macht. Dafür kämpfe ich mit allen Mitteln. Zur Wiederherstellung der Macht gehört die Wehrmacht. Die Masse des Volkes muss auf einer einheitlichen Basis erzogen werden. Der Marxismus muss mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. ... Entscheidend steht über allem die Wehrpolitik, da sicher ist, dass die letzten Konflikte durch Gewalt ausgetragen werden müssen. Die von mir geschaffene Organisation ist nicht geschaffen zum Waffentragen, sondern zur moralischen Erziehung des einzelnen. Mein Ziel führe ich durch. Kampf dem Marxismus ...

Der Nationalsozialismus wird andere Wege gehen als der Faschismus. In Italien war die Schaffung einer Miliz notwendig, da die bolschewistische Gefahr unmittelbar vor der Tür stand. Meine Organisation will einzig und allein die ideelle Erziehung der Massen und damit dem Heer innen- und aussenpolitisch die Voraussetzung schaffen, die es braucht. Ich bekenne mich zur allgemeinen Wehrpflicht [die nach dem Versailler Vertrag verboten war].

Der Weg, den ich Ihnen vorgezeichnet habe, wird viele Jahre in Anspruch nehmen. Wenn Frankreich tüchtige Staatsmänner hat, so wird es uns in der Vorbereitungszeit überfallen, nicht selbst, sondern wahrscheinlich durch seine Vasallen im Osten. Daher ist es falsch, sich zu sehr auf den Gedanken der Gleich-

Berechtigung festzulegen. Wir müssen im Geheimen wirtschaftlich und militärisch alle Vorbereitungen 100°/oig treffen und erst, wenn wir dies erreicht haben, hervortreten. Dann haben wir die Freiheit des Entschlusses. ...

Wenn dies erreicht ist, dann ist der Entschluss zu fassen: Absatzmärkte oder Kolonien? Ich bin für Kolonien. ... Dann wird eines Tages die Stunde kommen, wo wir eine grosse Armee aufstellen können, wobei ich betone, dass ich die Wehrmacht nie für den inneren Krieg einsetzen werde, dafür habe ich andere Mittel.¹¹ Also verstehen Sie bitte mein Ziel und nehmen Sie meine politische Hilfe entgegen. Mit meiner Bewegung ist dem Vaterland ein Wunder gegeben. Dieses Wunder gibt es aber nur einmal, deshalb müssen wir es auch ausnützen.»

Er hätte sich kaum klarer ausdrücken können. Dennoch blieben seine Zuhörer unbeeindruckt. Einer murmelte: «Und das soll der Führer des deutschen Volkes sein?» Zu diesem Zeitpunkt war Hitlers Revolution erst seit vier Tagen im Gange, und sie alle hatten noch viel zu lernen.

Vier Tage darauf besprach man im Kabinett die verschiedenen Möglichkeiten zum Abbau der Arbeitslosigkeit. Da ergriff Hitler das Wort: «Jede öffentlich geförderte Arbeitsbeschaffungsmassnahme müsse unter dem Gesichtspunkt beurteilt werden, ob sie notwendig sei vom Gesichtspunkt der Wiederwehrhaftmachung des deutschen Volkes.» Er führte aus, dass es in den kommenden fünf Jahren bis 1938 nur den obersten Grundsatz gebe: «Alles für die Wehrmacht. Deutschlands Stellung in der Welt werde ausschlaggebend bedingt durch die deutsche Wehrmachtstellung.» Etliche Tage darauf veranlasste Hitler die Regierung, Göring grosse Summen für die «zivile Luftfahrt» zu bewilligen.

«Der Reichskanzler führte aus, dass es sich bei der Errichtung

* Die SS. – Bei der ersten Kabinettsitzung am 30. Januar 1933 bestimmte Hitler, dass selbst bei einem von den Kommunisten ausgerufenen Generalstreik die Wehrmacht zu seiner Beilegung nicht eingesetzt werden dürfe.

des Reichskommissariats für die Luftfahrt darum handele, dem deutschen Volk in getarnter Form zu der Luftwaffe zu verhelfen, die ihm bisher wegen der Bestimmungen des Versailler Vertrages vorenthalten worden sei.»

Rekrutierung und Ausbildung des Personals für die neue Luftwaffe wurden, abgeschirmt durch Heeres- und SA-Einheiten, unter der Aufsicht des Arbeitsministers Seldte in aller Stille durchgeführt. Die fliegerische Ausbildung ermöglichten die Lufthansa wie auch private Flugsport- und Segelfliegerschulen. Erhard Milch, der Direktor der Lufthansa, wurde mit dem geheimen Aufbau der Luftwaffe beauftragt. Hitler hatte schon 1932 insgeheim derartige Pläne mit ihm erörtert. Milch trat für die rasche Aufstellung einer provisorischen Bomberflotte ein, anstelle von Jagd- oder Aufklärungsflugzeugen, da sie, zumindest am Anfang, nicht gross genug sein würde, um die befürchtete Intervention ausländischer Mächte auszulösen, aber doch schlagkräftig genug, jeder intervenierenden Macht empfindliche Verluste zuzufügen. Es sollte eine «Risikoluftwaffe» werden, ähnlich der vor 1914 von Tirpitz geschaffenen «Risikoflotte».

In den folgenden zwei Jahren baute Milch Flugzeugfabriken, verpflichtete er die Junkers-Flugzeugwerke zur Arbeit für den Staat und liess Lufthansamaschinen auf bestimmten Routen auch nachts fliegen, damit auf diese Weise Bomberpiloten ausgebildet werden konnten. Hitler teilte Blomberg mit, dass die im Aufbau stadium befindliche Panzertruppe wie auch die Luftwaffe in den nächsten Jahren als Eliteeinheiten vorrangig gefördert werden würden. Insbesondere das Offizierskorps der Luftwaffe sollte ein «stürmischer Angriffsgeist» prägen. Die «Risikoluftwaffe» der ersten Phase sollte gegen Ende des Jahres 1935 einsatzbereit sein. Danach würde die Luftwaffe soweit erweitert werden, wie es Deutschlands neuer Weltgeltung bis zum 1. Oktober 1938 entsprach, ein Zeitpunkt, an dem Hitler, wie der Zufall es wollte, in der Tat Geschichte machte.

Von besonderem Interesse sind Hitlers Instruktionen an die Marineleitung nach seiner Machtergreifung. Admiral Raeder, der Oberbefehlshaber der Marine, der an dem Arbeitessen am 3. Februar 1933 teilgenommen hatte, wurde bald darauf von Hitler zu einer Unterredung gebeten. Vermutlich ging es dabei in erster Linie um die Festlegung der neuen Panzerschiffklasse vom Typ D. Die Marineleitung hatte schon im November 1932 mit Blombergs Vorgänger, General von Schleicher, ein weitreichendes Flottenbauprogramm, das sich auch auf eine Marineluftwaffe und auf Unterseeboote erstreckte, besprochen. Da die Entwicklung und der Bau grosser Kriegsschiffe ebenso viel Zeit beanspruchen wie die Planung und Errichtung einer kleinen Stadt, lassen sie sich keineswegs den rasch wechselnden Vorstellungen eines Diktators anpassen. Deswegen muss eine Flotte im Gegensatz zum Heer unbedingt nach dem möglichen Gegner ausgerichtet sein. Hitler wies Raeder in der Unterredung an, seine Berechnungen auf die Marine Frankreichs und Russlands abzustimmen. Raeder gab zu bedenken, dass Frankreich mit dem Bau neuer Kriegsschiffe der «Dünkirchen-Klasse» begonnen habe, die von enormer Grösse seien. Raeders Adjutant, Kapitän zur See Erich Schulte-Mönting, erinnerte sich später:

«Hitler sagte zu Raeder, dass es die Grundlage seiner zukünftigen Politik sei, in einem friedlichen Verhältnis mit England zu leben, und er gedenke, diese Sache zum Ausdruck zu bringen, indem er versuchen wolle, ein Flottenabkommen mit England zu schliessen. Er wünsche dabei, dass die deutsche Flotte relativ klein gehalten würde. Er wolle die starke Überlegenheit der britischen Flotte aufgrund ihrer Weltmachtstellung anerkennen. Er würde entsprechend versuchen, ein solches Stärkeverhältnis vorzuschlagen.»

Die Deutschen sahen, wie Hitler vor ihren Augen seine Versprechungen wahr machte.

Am 23. September 1933 nahm er den ersten Spatenstich zu der

von Todt geplanten Autobahn bei Frankfurt vor, einer Stadt, in der es 1932 80'000 Arbeitslose gegeben hatte. Um sieben Uhr morgens marschierten die ersten siebenhundert Mann, ausgerüstet mit vom dortigen Gauleiter verteilten Werkzeugen über den Main, indessen Kapellen spielten und die Zuschauer ihnen zujubelten. Um zehn Uhr hielt Hitler vor ihnen eine Ansprache:

«Ich weiss, dass dieser Tag des Festes vergeht, dass die Zeiten kommen, da Regen, Frost und Schnee dem Einzelnen die Arbeit sauer und schwer machen werden. Aber es hilft niemand, wenn wir uns nicht selber helfen.»

Sobald Hitler abgefahren war, stürmten die Arbeiter zu dem kleinen Erdhaufen, den er aufgeschaufelt hatte, und nahmen ihn portionsweise zur Erinnerung mit nach Hause. «Auch Frauen und Kinder holen davon», klagten die Vorarbeiter. So stark war bereits die religiöse Inbrunst, die Hitler geweckt hatte.

Allmählich wuchs das Netz der Autobahnen. Fritz Todt kam häufig zur Inspektion. Am 30. September 1933 schrieb er an einen Professorenkollegen:

«Das Schönste in meiner Tätigkeit ist die enge Verbundenheit mit dem Führer. Ich habe die Überzeugung, dass jeder Mensch, der jede Woche einmal 10 Minuten mit dem Führer zusammen ist, ein Vielfaches seiner normalen Leistungsfähigkeit erreicht.»

Den Trassenverlauf der Autobahnen hatten Ingenieure zuvor für undurchführbar gehalten, so zum Beispiel über ausgedehnte Moore wie am Südufer des Chiemsees. Lange Viadukte wie die sechzig Meter hohe Mangfallbrücke wurden von Hitler persönlich wegen ihrer klaren, schlichten, aber dennoch soliden Linienführung aus siebenzig miteinander konkurrierenden Entwürfen ausgewählt. «Was wir bauen, muss noch stehen, wenn wir längst nicht mehr da sind», sagte Hitler. Er besichtigte die Baustellen und sprach mit den Arbeitern. «Wenn ich einmal so alt werde wie Sie, möchte ich auch noch so arbeiten können wie Sie jetzt», schmeichelte er einmal einem siebenjährigen Arbeiter bei Darmstadt.

Politisch aufschlussreich ist zudem Hitlers Anweisung vom November 1936, dass die Autobahnen an den Reichsgrenzen von vierzig Meter hohen Türmen markiert werden sollten. Das bezog sich insbesondere auf die deutsch-holländische Grenze.

Nachdem die Wiederaufrüstung angelaufen war, strebte Hitler folgerichtig den Austritt aus dem Völkerbund an. Er legte Hindenburg dar, dass der Völkerbund ein Ausdruck des Diktats von Versailles sei und lediglich einen Zusammenschluss der Sieger darstelle mit dem Ziel, vom Besiegten die durch den Weltkrieg zufallende Beute und Reparationen einzutreiben. Er würde mit dem Völkerbund Zusammenarbeiten, wenn man Deutschland als gleichwertig anerkannte. Da das jedoch nicht der Fall war, erklärte er am 14. Oktober 1933 den Austritt aus dem Völkerbund.

Es war eine riskante Entscheidung, weil sie zu einer Zeit, da Deutschlands Verteidigungsmöglichkeiten noch hoffnungslos gering waren, mit Waffengewalt durchgeführte Sanktionen auslösen konnte. Dennoch war Reichspräsident von Hindenburg mit der Entscheidung einverstanden. Hitler entsandte Walther Funk, Goebbels' Staatssekretär, nach Westpreussen, um den Feldmarschall zur Unterzeichnung der Dokumente nach Berlin zu holen. Hindenburg erklärte seine Billigung: «Endlich ein Mann, der den Mut hat, etwas zu tun.» In der Kabinettsitzung vom 13. verkündete Hitler, dass er am nächsten Tag den Reichstag auflösen würde, um so dem Volk die Möglichkeit zu bieten, über seine «Friedenspolitik» in einer allgemeinen Wahl und in einem damit verbundenen Volksentscheid zu urteilen. Der Volksentscheid wurde zu einem überwältigenden Vertrauensbeweis – vierzig-einhalb Millionen Deutsche stimmten für ihn, das waren 95 Prozent aller abgegebenen Stimmen.

Einen Tag darauf, am 14. November, beglückwünschte Vizekanzler von Papen Hitler vor dem versammelten Kabinett:

«Wir, Ihre nächsten und engsten Mitarbeiter, stehen vollkommen unter dem Eindruck des einzigartigsten, übermächtigsten

Bekanntnisses, das jemals eine Nation ihrem Führer abgelegt hat. In neun Monaten ist es dem Genie Ihrer Führung und den Idealen, die Sie neu vor uns aufrichteten, gelungen, einem innerlich zerrissenen und hoffnungslosen Volk ein in Hoffnung und Glauben an seine Zukunft geeintes Reich zu schaffen.»

Die geheime Wiederbewaffnung wurde weiter vorangetrieben. Blomberg versicherte Anfang 1934 der Generalität, dass es Hitlers Plan sei, «für eine Reihe von Jahren» den Frieden zu sichern, um so den Aufbau des Reiches und seiner neuen Wehrmacht ungehindert zu ermöglichen. «Es besteht dann nicht etwa die Absicht, über irgend jemand herzufallen. Wohl aber soll das Reich dann befähigt sein, aktiver in die grosse Politik einzugreifen», erklärte Blomberg.

1933 war Hitlers Macht durch die Befugnisse des Reichspräsidenten von Hindenburg noch eng begrenzt. Er hatte beispielsweise keinen Einfluss auf die Beförderungen in den höheren Rängen der Armee. In seinen Augen war das von Generalmajor von Schwedler geleitete Heerespersonalamt «ein Hort der Reaktion». Doch dann wurde im Februar 1934 der lethargische, halsstarrige Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Hammerstein-Equord, durch Generaloberst Freiherr von Fritsch ersetzt, und Hitlers Einfluss im Heer begann langsam zu wachsen.

Hitler und Fritsch waren zwei völlig gegensätzliche Charaktere. Fritsch trug überdies ein Monokel, das er sich mal in das eine, dann ins andere Auge klemmte, hatte eine schnarrende Akademikerstimme, nahm gegenüber Untergebenen – nach Hitlers Auffassung zählte er auch ihn dazu – eine herrische Haltung ein und sass stets kerzengerade mit den Händen auf den Knien, als sei das in den Heeresvorschriften so festgelegt. Dennoch war Fritsch ein glühender Nationalist und teilte mit Hitler und vielen Deutschen den Hass gegen die Juden und die «Judenblätter» und glaubte, dass « ... Pazifisten, Juden, Demokraten, Schwarzrotgold und Franzosen alles das gleiche [sind], nämlich die Leute, die die Vernich-

tung Deutschlands wollen.» Er brachte Hitler Sympathie entgegen und hielt bis zu seinem allzu frühen Tod im Jahre 1939 an seinen Ansichten fest.

Im Februar 1934 ordnete Generaloberst von Fritsch an, dass die Insignien der Wehrmacht das Hakenkreuz enthalten sollten, um so Hitler bei der Verteidigung des regulären Heeres gegen die wachsende Bedrohung seitens der Braunhemden von Ernst Röhm's «SA-Armee» zu unterstützen.

Fritsch schätzte die Zusammenarbeit mit Hitler.⁴ Er war dem Reichskanzler für das in ihn gesetzte Vertrauen dankbar, aber er konnte den «Hitzköpfen» in dessen Umgebung ebensowenig Achtung entgegenbringen wie jene diesem konservativen, bedächtigen und vorsichtigen General. An dem Tag, als sich Fritsch zum ersten Mal bei Hitler meldete, sagte ihm dieser: «Schaffen Sie ein Heer in grösstmöglicher Stärke und innerer Geschlossenheit und Einheitlichkeit auf dem denkbar besten Ausbildungsstand.» Als Fritsch das Kommando über das Heer übernahm, fand er, wie er später schrieb, «einen Trümmerhaufen» vor; es war den ehrgeizigen Umtrieben General von Reichenaus ausgesetzt und wurde von Teilen der Partei angegriffen. Sein Vorgänger hatte all dem gegenüber eine gleichmütige, inaktive Haltung eingenommen. Der Erfolg von Hitlers «Revolution» im Januar 1933 hatte Röhm's Armee von in Braunhemden gekleideten Maulhelden und Schlägern mehr oder minder überflüssig gemacht. Die SA war in der Zwischenzeit auf zweieinhalb Millionen Mann angewachsen. Anfänglich hatte sie auf Anraten von Blomberg und Reichenau, die damit der Partei entgegenkommen wollten, im Rahmen des regulären Heeres eine militärische Grundausbildung erhalten. Im Frühjahr 1934 stellte die SA jedoch grössere Forderungen. Sie

* Das wird durch Fritsch's, nun im Archiv der Universität Oxford befindliche Privatbriefe wie auch durch seine Notizen in den Jahren 1938-1939, die sich derzeit in sowjetischem Besitz befinden, zur Genüge belegt.

entwickelte sich somit zu einer wirklichen Gefahr nicht nur für die zahlenmässig kleine Reichswehr, sondern auch für Hitler selbst. Röhm war nämlich der Ansicht, dass Hitler den «sozialistischen» Gehalt des Parteiprogramms verraten habe und forderte die Schaffung eines auf der SA basierenden Volksheeres.

Hitler sass bereits auf einem Pulverfass; denn er musste befürchten, dass ein falscher Schritt die für ihn fatale Intervention des Auslands hervorrufen könnte. Seitdem er im Sommer 1933 in Bad Godesberg vor versammelten SA-Spitzen und Reichswehroffizieren eine Ansprache gehalten hatte, hatte er diesen Sturm heraufziehen sehen. Damals hatte er dargelegt, dass auf jede Revolution eine Periode der Evolution folgen müsse. Doch mit solchen Worten gab sich die SA nicht zufrieden. Obgleich Blomberg Mitte Januar 1934 Röhm davor gewarnt hatte, den Bogen zu überspannen, kam es immer wieder zu Reibereien. Am 1. Februar, dem Tag, an dem Fritsch den Oberbefehl über das Heer übernahm, reagierte Röhm mit einer Denkschrift, in der er nichts weniger als ein Aufgehen der Reichswehr in der SA forderte und für sich den Oberbefehl beanspruchte.

Hitler nahm hingegen den Standpunkt ein, dass die Reichswehr der einzige legitime Waffenträger sei. Die Partei konnte jedoch die Geister, die sie heraufbeschworen hatte, nicht so einfach loswerden, und die Kluft liess sich nicht mehr überbrücken. Für Röhm war die «revolutionäre Gesinnung» von entscheidender Bedeutung. Nicht jedoch für Fritsch. «Das Heer ist auf Disziplin und nicht auf revolutionärem Geist gegründet», erläuterte er Blomberg während einer besorgten Unterredung am 3. Februar 1934. Gemeinsam fassten sie den Entschluss, Röhm in seine Schranken zu verweisen.

Aus diplomatischen Rücksichten versuchte Hitler, die Konfrontation hinauszuschieben. Als der britische Aussenminister Anthony Eden Berlin einen Besuch abstattete, um sich wegen des geheimen Aufbaus der Luftwaffe und über die Verletzung des Geistes von

Versailles zu beschweren, sicherte ihm Hitler zu, dass das riesige SA-Heer demilitarisiert werden würde. Dieser Standpunkt lag auch einer Reihe von Vorschlägen zugrunde, die am 27. Februar vom Kriegsministerium entwickelt wurden. Künftig sollte sich die SA auf die paramilitärische Ausbildung und die Ertüchtigung der Jugend beschränken. Blomberg sollte die Inspektionsbefugnis über die SA haben. Diese ernüchternden Vorschläge setzte Hitler persönlich in der SA-Führung durch. Am 28. Februar beorderte er SA-Führer und Reichswehrgenerale ins Kriegsministerium und sprach sich in schroffem Ton gegen Röhm's Bestrebungen, aus der SA ein «Volksheer» zu bilden, aus. Er *beschwor* die SA-Führung, auf ihre Forderung zu verzichten, damit nicht Deutschlands hart erkämpfte nationale Einheit Schaden erleide. General Liebmann notierte sich an jenem Tag:

«H. sagte u. a. folgendes: Als ich im Januar 33 die Regierung übernahm, hatte ich das Gefühl, auf einer breiten, festen Strasse vorwärts zu marschieren; dann wurde die Strasse schmaler und schlechter; sie verwandelte sich in einen engen Pfad, und heute habe ich das Gefühl, auf einem Drahtseil vorwärts gehen zu müssen, während man mir täglich, bald rechts, bald links, schwere Lasten in die Hand gibt.»

Hitler hatte mittlerweile insgeheim die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht ins Auge gefasst, so dass die Nützlichkeit der SA bald erschöpft sein würde. Denn nur die bereits existierende Reichswehr mit ihren Berufsoffizieren und ihren gutausgebildeten Truppenkadern konnte sein Hauptanliegen erfüllen. Laut General Maximilian von Weichs, der die Rede mitstenographierte, führte Hitler ferner noch aus: « ... die neue Armee müsse nach fünf Jahren für die Verteidigung, nach acht Jahren auch für den Angriff geeignet sein.» Da die Westmächte höchstwahrscheinlich die Gewinnung eines neuen Lebensraums durch Deutschland nicht zulassen würden, würden kurze, entscheidende Schläge nach Westen und dann nach Osten notwendig sein.

Hitler forderte Blomberg und Röhm in aller Form auf, die neuen Pläne zu unterzeichnen. Röhm kam dem nach und bekräftigte die Unterzeichnung des Dokumentes, indem er Blomberg die Hand schüttelte.

Doch Hitler erfuhr später, dass Röhm noch am selben Tag Befehle an seine SA-Führer in der SA-Zentrale in der Berliner Standartenstrasse erteilt hatte, die in flagranter Weise gegen die Abmachung verstiessen. Zudem hatte Röhm noch «über den unwissenden Weltkriegsgefreiten» Adolf Hitler gespöttelt.

Das Forschungsamt hörte die Telefonate der wichtigsten SA-Führer ab. Röhm wurde beschattet. Man beobachtete, dass er sich mit dem einstigen Kriegsminister General von Schleicher und mit ausländischen Diplomaten wie dem französischen Botschafter Andre François-Poncet traf. Ein Diplomat ermunterte ihn mit den Worten, er könne «der Bonaparte des Dritten Reiches» werden. Man bemerkte, dass sich die SA ein Waffenarsenal zulegte, offensichtlich für eine «zweite Revolution», durch die Hitler abgesetzt werden und die Macht der SA zufallen sollte.

Hitler fasste den Entschluss, an Röhm ein Exempel zu statuieren, obgleich dieser einst einer seiner engsten Freunde gewesen war, einer der wenigen Privilegierten, von denen er sich duzen liess. Er wollte mit Röhm so verfahren, dass künftig alle Dissidenten abgeschreckt würden. Hitler wusste, dass viele hinter ihm standen, da der homosexuelle SA-Chef sich mächtige Feinde geschaffen hatte – Himmler, Göring und Reichenau, die alle gemeinsam gegen ihn arbeiteten. General von Fritsch, der vier Jahre danach voller Naivität schrieb, dass seiner Vermutung nach Himmler und Reichenau die Ereignisse «im Wesentlichen gestaltend beeinflusst» hätten, war nach Aussage seines Adjutanten Major von Mellenthin einer der ersten gewesen, der Blomberg und Reichenau gegen Röhm aufgestachelt hatte.

Nur einmal, im September 1939, soll sich Hitler im privaten Kreis darüber geäußert haben, welche Kenntnis er von Röhm's Machen-

schäften gehabt hatte. Doch zu diesem Zeitpunkt rationalisierte er wohl mehr, als dass er von seinen Erinnerungen berichtete.

«Es war mir seit Anfang 1933 völlig klar, dass es zu einem Kampf zwischen uns beiden kommen musste, bei dem einer auf der Strecke blieb. Ich wusste von allen Verbrechen, die dieser Mann und seine Clique beging ... und ich konnte, durfte nicht eingreifen, wenn ich nicht alles bisher Erreichte aufs Spiel setzen wollte. Unsere effektive Macht damals war sehr gering, von der heute erreichten Gleichschaltung von Partei und Staat war damals noch keine Rede, die Aufrüstung kaum angelaufen, der geringste Anstoss vom Ausland her hätte alles wie ein Kartenhaus zum Einsturz bringen können. Ich wusste auch, dass besonders in Frankreich starke Kräfte auf eine Intervention drängten. Der Wortlaut des Versailler Diktates hätte jederzeit den rechtlichen Vorwand dazu gegeben. Dass es zu keiner Einmischung gekommen ist, verdanke ich allein dem französischen Botschafter François-Poncet. Ich kenne alle seine Berichte. Ich wusste, dass Röhm mit ihm und Frankreich in hochverräterischen Verhandlungen stand. Ich kannte aber auch Poncets vertrauliche Vorschläge, nicht einzugreifen, abzuwarten, bis der offene Kampf zwischen uns beiden ausgebrochen war, um dann leichtes Spiel zu haben.* Von diesem Gewährenlassen, von diesem Warten Frankreichs darauf, dass wir uns gegenseitig zerfleischen sollten, habe ich 1933 ^{un<^} x934 gelebt. Es wareine ungeheure Belastung für mich, aber jeder gewonnene Tag machte uns stärker. So habe ich dann die Nerven behalten und bis zur letzten Stunde vor dem Ausbruch der Empörung gewartet. Dann musste ich zuschlagen ...»

* Das Forschungsamt entschlüsselte laufend die französischen Diplomatenberichte. Dennoch scheinen die betreffenden französischen Archive keine Berichte zu enthalten, aus denen hervorgeht, dass Röhm mit dem französischen Botschafter François-Poncet konspirierte, was François-Poncet in einem Brief an den Verfasser auch bestätigte.

Das blutige Aufräumen in den Reihen der SA am 30. Juni 1934 bereitet einer historischen Darstellung weiterhin Schwierigkeiten. Es lässt sich noch immer nicht mit Gewissheit feststellen, inwieweit Hitler dahinter steckte und in welchem Ausmass er unwissentlich von der Reichswehr und der SS, die sich zu einer befristeten, unheiligen Allianz zusammengefunden hatten, irreführt wurde. Einige Tatsachen stehen fest. Die SA plante im Verborgenen, Hitlers Regierung zu einem in der Zukunft liegenden Zeitpunkt abzulösen. Ein Schattenkabinett war bereits von Röhm nominiert worden – er selbst als Kriegsminister, Schleicher als Kanzler und der Direktor der Messerschmitt-Werke Theo Croneiss als Luftfahrtminister. Fritsch ordnete an, dass in sämtlichen Wehrkreisen belastendes Material über Röhm's Pläne zusammengetragen werden sollte. Blomberg zeigte Hitler eine offensichtlich von Röhm am 23. Mai unterzeichnete Anweisung, die allgemeine Waffenbeschaffung für die SA anordnete, damit diese in die Lage versetzt würde, «der Wehrmacht gegenüber die Belange der SA erfolgreich zu vertreten». Die Sprache war deutlich genug, falls das Dokument echt und nicht von der Wehrmacht, der Abwehr, von Papen oder von einem der vielen Gegner Röhm's fabriziert worden war. Hitler war dennoch überzeugt. Vor dem Kabinett erklärte er später: «Damit war der Beweis für Hochverrat erbracht.» Wenn auf hoher See eine Meuterei ausbreche, führte er aus, sei es die Pflicht des Kapitäns, sie sofort niederzuschlagen.

Bald erfuhr er aus Agentenberichten, dass der SA-Sturm Berlin-Brandenburg unter dem berüchtigten SA-Gruppenführer Karl Ernst wider alle Abmachung Waffen für eine Operation «Ende Juni» hortete. Damit hatte Hitler sozusagen einen Richttermin und konnte sich erlauben, die Verdichtung des Komplotts abzuwarten. Da er Mitte Juni eine Zusammenkunft mit Mussolini plante, wollte er nicht, dass sein Ansehen zuvor Schaden erleide. Mittlerweile hatte Croneiss aufs andere Pferd gesetzt und Göring über die Verschwörung aufgeklärt. Göring forderte sodann den

SA-Chef in einer Unterredung auf, die Karten auf den Tisch zu legen. Röhm stritt empört alles ab. Göring war dennoch von dessen Schuld überzeugt und informierte dementsprechend Hitler. Hitler legte ihm, wie Göring später schilderte, die Hände auf die Schultern und versicherte ihm feierlich: «Göring, Sie irren sich nicht.»

Anfang Juni 1934 kam es zu einer vierstündigen Unterredung zwischen Hitler und Röhm. Röhm versicherte ihm ehrenwörtlich, dass er von allen Intrigen ablassen würde. Er würde vom 7. Juni an Urlaub in Bayern machen und die SA im Juli in einen dreissigtägigen Urlaub schicken. Doch bevor Röhm Berlin verliess, warnte er öffentlich seine Gegner vor der trügerischen Hoffnung, dass die SA aus ihrem Urlaub im Juli nicht mehr wiederkehren würde. In der Reichswehr schien man es besser zu wissen. Oberst i. G. Eduard Wagner schrieb am 11. an seine Frau: «Man munkelt doch, dass Röhm nicht mehr von seinem Urlaub zurückkehrt.» Jemand muss den letzten Tag im Juni 1934, einen Sonnabend, für die Säuberungsaktion festgesetzt haben. Vielleicht war es Hitler selbst gewesen, da er später mit Vorliebe an Samstagen seine Coups durchführte. Er muss offenbar auch Admiral Raeder einen Hinweis gegeben haben, dass die Sache bald entschieden werden würde. Denn der Admiral wiederum legte seinem Stab, ohne einen triftigen Grund anzugeben, nahe, eine für eben diese Woche geplante einwöchige Erprobungskreuzfahrt zu verschieben.* Ein

* Hitler traf Raeder am 18. und 22. Juni 1934. Am 18. wies er Raeder an, an Holland und Spanien vergebene Aufträge zum Bau von Unterseebooten geheimzuhalten und auch nicht preiszugeben, dass die neuen deutschen Schlachtschiffe ein Displacement von über 23'000 BRT-Tonnen haben würden. Die Marine sollte von «verbesserten 10'000ern» sprechen. Raeder wies darauf hin, dass von 1936 an Deutschlands grössere Schiffseinheiten mit 35-cm-Geschützen wie die der englischen King-George-Klasse armiert sein müssten. – Die Unterredung vom 22. Juni drehte sich um die deutsche Teilnahme an der bevorstehenden internationalen Marinekonferenz.

Faktor, der die Entwicklung entscheidend beeinflusste, war die offenkundige Verschlechterung des Gesundheitszustandes des Reichspräsidenten von Hindenburg. (Hitler traf ihn am 21. Juni, um über seinen Besuch in Italien Bericht zu erstatten.) Ein Gerücht jagte das andere. Am 23. versetzte Generaloberst von Fritsch bestimmte Heereseinheiten wegen eines drohenden Aufstandes in Alarmzustand. In den Gängen des Kriegsministeriums wurden MG-Stellungen errichtet. Zwischen Reichswehr und SS kam es zu Kontakten darüber, inwieweit das Heer die SS durch Versorgung mit Waffen, Munition und Fahrzeugen bei gegen die SA gerichteten Operationen unterstützen könne.

Unter den Akten des Münchner Wehrkreises VII befindet sich eine Notiz vom 28. Juni 1934 mit folgendem Wortlaut: «Benachrichtigung durch das Reichskriegsministerium: ... Stellungnahme des Kanzlers: ist überzeugt von der Loyalität des Heeres. Zuversichtliche Stimmung bei von Reichenau. Befehl von Röhm.» Hitler und Göring verliessen an jenem Tag Berlin, um nach Essen zur Hochzeit des dortigen Gauleiters zu fahren. Bei der Befragung durch die amerikanische Armee im Juli 1945 erklärte Göring: «Da wurde uns mitgeteilt, dass Röhm der SA Befehle gegeben hatte, sich bereitzuhalten, und an diesem Tage alle SA-Führer zu sich nach Wiessee bestellt hatte.» Hitler schickte Göring mit der Anweisung, gegen die SA vorzugehen, sobald ihn ein bestimmtes Losungswort erreichte, nach Berlin zurück. In Berlin wies Göring seinen Stellvertreter Milch an, die Flugplätze Staaken, Gatow und Tempelhof am 30. durch bewaffnete Wachen abzusichern, wie aus Milchs Tagebuch hervorgeht.

Röhm hielt sich weiterhin zur Kur in Bad Wiessee auf. Am Abend des 28. Juni wies Hitler Röhm's Adjutanten telefonisch an, die höheren SA-Führer zu einer Besprechung am 30. dorthin zu bestellen. Während des nächsten Tages telefonierten Himmler und Göring laufend, dass sich die Krise zuspitze. Am 29. Juni gegen Mitternacht erschreckte Hitler seinen Mitarbeiterstab mit

dem Entschluss, *persönlich* nach Bayern zu fliegen. Sein Adjutant Brückner meinte später, dass ein Kurier entscheidende Nachrichten aus Berlin gebracht haben musste. Aus Milchs späteren Aufzeichnungen ergibt sich in der Tat, dass Görings Staatssekretär Paul Koerner, der nominelle Leiter des Forschungsamtes, mit Texten abgehörter Telefonate, aus denen Röhm's Schuld hervorging, von Göring zu Hitler geschickt worden war. Vor seinem Abflug muss Hitler zweifellos erfahren haben, dass es in Bayern zu Zwischenfällen gekommen war und dass die Berliner SA für eine auf den 30., den nächsten Tag also, um 16 Uhr angesetzte Operation in Bereitschaft gesetzt worden sei. Wieweit Hitler diesen Nachrichten Glauben schenkte und wieweit sie, was interessanter ist, den Tatsachen entsprachen, lässt sich nicht mehr feststellen. In Bayern waren SA-Männer unter mysteriösen Umständen mit Soldaten der regulären Armee aneinandergeraten. Doch die dortigen hohen SA-Führer, August Schneidhuber und Wilhelm Schmid, begaben sich eilends nach München und bekundeten Gauleiter Robert Wagner, der zugleich Innenminister war, ihre Loyalität zu Hitler. Anscheinend hatte jemand diesem schmutzigen Spiel ein wenig nachgeholfen.

Als Hitlers Maschine am Morgen des 30. Juni in München landete, hatten sich Reichswehroffiziere zu seiner Begrüssung am Flughafen versammelt. Nach Angaben des Adjutanten von Generaloberst Wilhelm Adam sagte Hitler kurz angebunden: «Melden Sie Ihrem Befehlshaber, dass ich jetzt nach Wiessee fahre und Röhm mit eigener Hand erschiesse.» Doch er tat es nicht und fuhr stattdessen zu Gauleiter Wagner ins Innenministerium, wo er den beiden verstörten SA-Führern Schneidhuber und Schmid die Achselstücke herunterriss und beide ins Gefängnis Stadelheim schaffen liess. Zu ihnen gesellten sich später noch Röhm und eine Busladung weiterer SA-Grössen, die Hitler persönlich in deren Hotel in Bad Wiessee, angeblich inmitten einer abstossenden homosexuellen Orgie, gestellt hatte. Gegen acht Uhr befand er sich wieder im

Innenministerium in München. Göring erhielt das Losungswort, nun seinerseits mit der Säuberung in Berlin anzufangen.

Von grossem Interesse sind Hitlers Äusserungen, wie sie an jenem Tag in General Adams Kommandozeitfale aufgezeichnet wurden. Nach seiner Rückkehr aus Bad Wiessee sagte Hitler ungefähr:

«Sämtliche SA-Führer hinter Schloss und Riegel (ausser Gruppenführer Ernst). Ich habe dessen [Röhms?] Schwäche gekannt, ich habe aber noch geglaubt, die Sache auf den rechten Weg führen zu können. Angelegenheit erledigt. Unendlich schwer, mich von Kameraden zu trennen, mit denen ich jahrelang gekämpft habe. Diese Leute hätten die ganze SA zugrunde gerichtet. Es musste daher nun endlich ein Schlussstrich gezogen werden. Vorgänge bei der Verhaftung in Wiessee unerhört und schamlos, so schamlos, wie ich es nie in meinem Leben für möglich gehalten hätte. Nun eine klare Linie geschaffen, das Heer der alleinige Waffenträger. Jeder Mann, sei es SA oder sonstwer, steht in Zukunft dem Heer zur Verfügung. Jeder Deutsche, auf den die Wehrmacht weist, ist ihr verfallen. Ich habe jederzeit vollstes Vertrauen zur Wehrmacht und zum Reichswehrminister [Blomberg]. Es muss nun endgültig ein Strich gemacht werden. Seien Sie überzeugt, ich werde nun endgültig Ordnung schaffen.»

In der Münchner Parteizentrale, im Schutz eines Reichswehrcorps, setzte Hitler eine Pressemitteilung auf, führte dann Gespräche mit loyal gebliebenen SA-Führern und ernannte einen ungefährlichen Nachfolger für Ernst Röhm, dessen Leben verwirkt war. Es handelte sich um den SA-Gruppenführer Viktor Lutze, der sich während der Ereignisse in jener Nacht als stiller Beobachter an seiner Seite befunden hatte. In Berlin hatten sich mittlerweile Göring, Himmler und Reichenau in Görings Villa zurückgezogen, von wo aus sie nach ihrem Gutdünken Haft- und Exekutionsbefehle erteilten. Milch war stummer Zeuge dieser widerlichen Szenen.

Es gab jedoch Tatsachen, die zweifellos nicht mit Hitlers Version eines dicht bevorstehenden «SA-Putsches» übereinstimmten. (Am frühen Morgen hatte er in General Adams Kommandozentrale davon gesprochen, dass gewisse SA-Führer einen Putsch geplant hätten. Doch das sei allein Sache der Partei und nicht der Reichswehr, mit der Ausnahme, dass die Generale von Schleicher und von Bredow anscheinend darin verwickelt seien.) Der Berliner SA-Gruppenführer Karl Ernst war unterwegs nach Bremerhaven, von wo aus er mit seiner jungen Frau zu einer Kreuzfahrt in die Flitterwochen aufbrechen wollte. In Potsdam verschaffte sich ein Trupp Männer Einlass in Schleichers Haus, fragte ihn, ob er der General sei, und schoss ihn an seinem Schreibtisch nieder. Auch seine Frau wurde erschossen. Das war Görings Wirken. Sein Forschungsamt hatte die ganze Zeit über Schleichers Telefonate abgehört. Als danach Beamte der Mordkommission der Potsdamer Staatsanwaltschaft von Schleichers Haus aus das Justizministerium telefonisch benachrichtigten, dass General von Schleicher offensichtlich einem «politischen Meuchelmord» zum Opfer gefallen sei, wandte sich Göring entrüstet dagegen, da die offizielle Verlautbarung, wie er sagte, völlig anders ausfallen würde.

Auch General von Bredow wurde ermordet, ferner noch Mitarbeiter Papens, von denen einer zumindest sein Los verdiente.* Als die dreizehnhundert Mann der SS-Leibstandarte am Nachmittag in München eingetroffen waren, händigte Hitler Sepp Dietrich, dem stämmigen Kommandeur, eine sieben Namen umfassende Liste aus und wies ihn an, die Genannten im Gefängnis Stadel-

* Dr. Edgar Jung, der Papens weithin bekanntgewordene Marburger Rede vom 17. Juni 1934 verfasst hatte, ist von der zeitgenössischen Geschichtsschreibung aufs Märtyrerpodest gehoben worden. Im Münchner Geheimen Staatsarchiv befinden sich jedoch, der Öffentlichkeit noch immer unzugänglich, polizeiliche und fiskalische Akten, aus denen hervorgeht, dass Jung ein von der bayerischen Regierung gedungener Meuchelmörder gewesen war, der unter anderen 1924 den Separatistenführer Heinz Orbis liquidiert hatte.

heim zu erschiessen. Gegen zwanzig Uhr flog Hitler nach Berlin zurück. Auf dem Flughafen Tempelhof hatte Milch eine Ehrengarde in den Uniformen der neuen, bislang noch geheimgehaltenen Luftwaffe antreten lassen, die Hitler bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Hitlers Sekretärin Christa Schroeder erinnerte sich später, dass sie an jenem Abend allein in der Reichskanzlei gegessen sei und eine vegetarische Mahlzeit zu sich genommen hätte, als sich Hitler unerwartet zu ihr gesellt und ausgerufen habe: «So! Ich habe gebadet und bin wie neu geboren!» (Fr. Schroeder, die die Ereignisse mitverfolgt hatte, hat nie vergessen, in welchem Tonfall ihr Chef diese Worte sagte.) Vieles war geschehen, das Hitler aus der Fassung brachte. Göring hatte Gregor Strasser, Hitlers einstigen Rivalen, liquidieren lassen. Hitler war darüber ebenso wütend wie über die vielen unkontrollierten Morde in Bayern, wo oft aus Versehen die Falschen umgebracht worden waren. So erfuhr er, dass sein alter Freund Pfarrer Bernhard Stempfle, den er einst nahezu täglich getroffen hatte und der Hitlers «Mein Kampf» druckfertig gemacht hatte, ebenfalls umgebracht worden war.

Hitlers Adjutant Brückner schildert in seinen privaten Aufzeichnungen, welche Vorhaltungen Hitler dem Reichsführer SS machte, als Himmler mit der endgültigen Liste der Opfer – 82 waren es insgesamt – in der Reichskanzlei eingetroffen war. In den darauffolgenden Monaten erzählte auch Röhm's Nachfolger Viktor Lutze, wenn der Alkohol ihm die Zunge gelöst hatte, jedem, der es hören wollte, dass der Führer ursprünglich nur sieben Namen angegeben hatte. Er hätte Röhm anheimgestellt, Selbstmord zu begehen. Doch als Röhm dieses «Angebot» ablehnte, liess ihn Hitler erschiessen.* Trotz Hitlers Anweisungen seien aus den

* In Martin Bormanns Tagebuch sind am 30. Juni 1934 sieben Namen aufgeführt: «Röhm-Komplott aufgedeckt: Schneiderhuber, Graf Spreiti, Heines, Hayn, Schmid, Heydebreck, Ernst erschossen.»

sieben Namen siebzehn und dann zweiundachtzig geworden! «Der Führer wurde damit in die peinliche Lage versetzt, im nachhinein alle zweiundachtzig Morde gutzuheissen», klagte Lutze, der eindeutig Himmler und Göring die Schuld gab. Ein Bericht über Lutzes alkoholselige Geschwätzigkeit wurde Himmler zugeschickt, der ihn wiederum Hitler vorlegte. Bezeichnenderweise unternahm dieser nichts. Weder Lutze noch die hochgestellten Mörder wurden zur Rechenschaft gezogen. Ein sonderbares Faktum deutet darauf hin, dass Lutze möglicherweise recht hatte. In einem Akt überraschender Grossmut, den er 1944 nach dem misslungenen Bombenattentat wiederholen sollte, ordnete Hitler an, dass die nächsten Angehörigen der in der «Nacht der langen Messer», wie der 30. Juni 1934 später genannt wurde, Ermordeten Staatspensionen erhalten sollten.

Hitler litt in der Folgezeit an Alpträumen und Schlaflosigkeit. Aus ärztlichen Berichten geht hervor, dass ihm ein Magenleiden zusetzte. Doch sein schuldiges Gewissen machte sich bezahlt: Er hatte sich die ungeteilte Loyalität der Reichswehrgeneralität erworben, mit der ihn nun sozusagen eine «Blutsbrüderschaft» verband. Am 3. Juli 1934 dankte ihm Kriegsminister Blomberg im Namen des versammelten Kabinetts. Im nachhinein erklärte die Regierung die meisten Morde als «Akte der Staatsnotwehr» für Rechtens.*

Die von Hitler und am 5. Juli von Blomberg der Generalität dargelegte offizielle Version ist aufschlussreich. Beide wiesen auf die drohende Gefahr eines von Röhm geplanten Putsches hin. Röhm habe im Juli eine Welle von Terrorakten durchführen wollen, um so die Machtlosigkeit des Reiches zu beweisen, wenn

* Nicht alle Morde wurden legalisiert. Das Protokoll der Kabinettsitzung vom 2. August 1934 bezieht sich auf eine Reihe von Leuten, die wegen Begleichung privater Rechnungen verurteilt worden waren. In einem Fall hatte ein Mann am 30. Juni einen anderen nur deswegen erschossen, weil dieser während eines Prozesses gegen ihn ausgesagt hatte.

seine SA beurlaubt sei. Röhm hätte Kontakt zu Schleicher gesucht und über Generalmajor Kurt von Bredow auch zum Ausland, womit Frankreich gemeint war. Hitler habe ein Zusammentreffen mit Röhm und den übrigen SA-Führern in Bad Wiessee vereinbart, wo er sie verhaften lassen wollte. Die SA habe jedoch davon Wind bekommen, erklärte er, und ihre ruchlosen Pläne vorange-trieben. Deshalb sei es in Bayern an jenem Freitagabend zu den überstürzten Zwischenfällen gekommen. Der Rest sei allgemein bekannt. Denjenigen, denen die Unstimmigkeiten auffielen, versprach Blomberg ein offizielles «Blaubuch» mit allen erforderlichen Beweisen. Es wurde nie veröffentlicht.

Nach der Kabinettsitzung flog Hitler nach Westpreussen, um dem dahinsiechenden Reichspräsidenten Bericht zu erstatten. Hindenburg war einsichtig. «Mein lieber Kanzler», sagte er, «wer Geschichte machen will, muss auch Blut fließen lassen ... »

Triumph des Willens

Noch bevor der Juli 1934 verstrichen war, hatte Hitlers Ansehen im Ausland weiteren Schaden erlitten, der diesmal weitaus bedenklicher war. Bei dem von Ungeduld diktierten Versuch, das diktatorische Regime in Österreich zu stürzen, hatte ein Mordkommando der Nationalsozialisten in Panik am 25. Juli Bundeskanzler Engelbert Dollfuss in dessen Büro erschossen.

In späteren Jahren verwahrte sich Hitler entschieden dagegen, dass er von dem Attentat Kenntnis gehabt hätte und daran mitschuldig sei. Doch aus den seit kurzem zugänglichen privaten Aufzeichnungen des damaligen Befehlshabers im Wehrkreis VII in Bayern, General Wilhelm Adam, ergibt sich das Gegenteil. Am Morgen jenes Tages wurde General Adam nach Bayreuth beordert, wo Hitler den alljährlichen Richard-Wagner-Festspielen beiwohnte. Hitler bramarbasierte: «Heute schlägt das österreichische Bundesheer gegen seine Regierung los.» Er behauptete, dass Dr. Anton Rintelen, ein prominenter, politisch rechtsstehender österreichischer Politiker, Dollfuss' Nachfolger werden solle. Rintelen würde auch die Rückkehr der aus ihrer Heimat geflohenen Österreicher durchsetzen. Adams Aufgabe sei es nun, diese österreichischen «Legionäre» mit Waffen aus deutschen Heeresbeständen zu versehen, bevor sie die Grenze nach Österreich überschritten.

Adam meldete offen Bedenken an, worauf ihm Hitler versicherte: «Wenn ich etwas von Wien höre, teile ich es Ihnen gleich mit, damit Ihre Zweifel zerstreut werden.»

Gegen fünfzehn Uhr rief ihn Hitler an. «Die Sache in Wien geht tadellos. Das Bundesministerium ist von uns besetzt. Dollfuss ist verwundet. Andere Nachrichten sind noch unklar. Ich werde Sie bald wieder anrufen.» Doch der Anruf erfolgte nicht, da Dollfuss tot war, die SS-Gangster in Wien verhaftet worden waren und in europäischen Hauptstädten Empörung laut wurde.

Dieser unausgegorene, tragische Putsch hatte folgende Hintergründe: Seit seiner Machtergreifung hegte Hitler den Plan, Deutschland und Österreich zu einem zukünftigen Zeitpunkt zu vereinigen. Am 7. April 1933 hatte Aussenminister Konstantin Freiherr von Neurath in der Kabinettsitzung erklärt: «Die Union mit Österreich kann wegen der Opposition Italiens vorläufig nicht aktiv betrieben werden.» Doch die nationalsozialistische Partei hatte inzwischen längst auf Österreich übergegriffen, wo sie wegen ihrer antikommunistischen und antijüdischen Haltung unter der verarmten Bevölkerung auf breite Sympathie stiess. Arbeitslose Österreicher sahen mit Neid, welche Erfolge Hitler bei der Eindämmung der Arbeitslosigkeit in Deutschland erzielt hatte. Die österreichische Landesgruppe der Partei wurde von Theo Habicht, einem Deutschen, von Bayern aus geleitet. Das autokratische Dollfuss-Regime nahm gegenüber den Nationalsozialisten und der sozialdemokratischen Bewegung in Österreich eine kompromisslose Haltung ein und schreckte vor dem Einsatz von Maschinengewehren und Galgen nicht zurück, ein Zeichen, dass man vom erfolgreicheren Nachbarn in Berlin gelernt hatte. Im Frühjahr 1934 verbot Dollfuss die nationalsozialistische Partei und führte für solche Vergehen wie den unerlaubten Besitz von Sprengstoff die Todesstrafe ein – eine Bestimmung, gegen die Habichts nunmehr geächtete Anhänger in zunehmendem Mass versties.

Wenn Dollfuss nicht die Unterstützung Mussolinis und der schlagkräftigen italienischen Einheiten am Brenner gehabt hätte, wäre Hitler über den unerwarteten Fehlschlag des SS-Putsches in Wien weniger betroffen gewesen. Der Putsch misslang aus drei Gründen: Erstens hatte Habicht die Zahl seiner Anhänger in Österreich wie auch die Unterstützung seitens der österreichischen Armee überschätzt. Zweitens hatte die Dollfuss-Regierung Wind von dem bevorstehenden Putsch bekommen, worauf sich mehrere Minister in Sicherheit brachten. Und drittens hatte die

illegale österreichische SA, verstimmt über die Ereignisse am 30. Juni in Deutschland, sich der versprochenen Mitwirkung absichtlich enthalten. Sie hätte loyale Armee- und Polizeieinheiten entwaffnen sollen. Demzufolge geriet das SS-Kommando in eine aussichtslose Lage und verschlimmerte die Sache für Hitler noch dadurch, dass es sich in Panik an die deutsche Gesandtschaft um Hilfe wandte. Hitler liess seine Leute im Stich. Er sperrte die Grenze, sandte ein Beileidstelegramm an Dollfuss' Witwe und schasste Habicht. Die Attentäter wurden in Wien öffentlich gehenkt. Hitler schickte obendrein Vizekanzler Papen als «Sonderbotschafter» nach Wien. Unmittelbar danach berichtete die deutsche Presse, dass Ermittlungen im Gange seien, durch die die Beteiligung deutscher Stellen an dem Putsch festgestellt werden solle. Hitlers Widersacher vom Juli 1944 hätten daraus eine wichtige Lehre ziehen können: Die Ermordung eines Diktators bietet noch keine Garantie für den Zusammenbruch seines Regimes.

Hitler entsandte Dr. Lammers nach Westpreussen, damit dieser Reichspräsident Hindenburg über die Umstände von Dollfuss' Ermordung aufkläre. Lammers berichtete nach seiner Rückkehr, er zweifle, dass der hochbetagte Reichspräsident in seinem Zustand noch die Bedeutung der Mitteilung in vollem Ausmass begriffen habe. Am 1. August 1934 flog Hitler selbst nach Neudeck, um von dem sterbenden Feldmarschall Abschied zu nehmen. Dem Greis fiel das Sprechen schwer. Hitler redete er sogar als «Eure Majestät» an.

Am Abend informierte Hitler das Kabinett, dass nach Meinung der Ärzte Hindenburg die nächsten 24 Stunden kaum noch überleben würde. Daraufhin beschloss das Kabinett ein Gesetz, das nach Hindenburgs Tod in Kraft treten sollte:

«Das Amt des Reichspräsidenten wird mit dem des Reichskanzlers vereinigt. Infolgedessen gehen die bisherigen Befugnisse des Reichspräsidenten auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler über. Er bestimmt seinen Stellvertreter.»

Hindenburg starb am nächsten Tag. Seine letzten Worte bezogen sich auf den Reichskanzler, dem er alles Gute wünschte. Hitler wollte das neue, von der Regierung beschlossene, dennoch wohl kaum der Verfassung entsprechende Gesetz von der Öffentlichkeit bestätigen lassen. Beim Plebiszit am 19. August stimmten neunzig Prozent der Deutschen dafür.

«Damit habe ich Deutschland erobert», meinte Hitler triumphierend zu Blomberg.

Die Wehrmacht wurde nun auf Hitler vereidigt. Dennoch konnte nur Blomberg als Kriegsminister der Wehrmacht Befehle erteilen, ein formelles Hindernis, das erst 1938 beseitigt werden sollte.

In der Zwischenzeit wuchs die Zahl der Himmler unterstehenden SS-Regimenter. Die spektakuläre Parade der gut ausgebildeten, hochgewachsenen, kräftigen SS-Männer war der Höhepunkt des Parteitages von 1934. Wer Leni Riefenstahls beängstigenden Film über diesen Parteitag, «Triumph des Willens», sieht, wird sich wohl beim Anblick der im Paradeschritt an Hitler vorbeistampfenden SS-Formationen eines Schauers nicht erwehren können. Die Elitetruppe der SS mit ihrer schwarzen eleganten Uniform konnte sich über einen Mangel an Freiwilligen nicht beklagen. Himmler war ehrgeizig, schwer zu durchschauen, idealistisch auf seine Art und hinterhältig. Seine Vorstellungen von menschlichem Verhalten liessen sich auf die Vorträge über Tieraufzucht zurückführen, die er einst an einer Landwirtschaftsschule gehört hatte. Die SS zeigte eine gewisse Affinität zum Jesuitenorden und einen übersteigerten Mystizismus, den selbst Hitler ein wenig lächerlich fand. Als er 1940 dem Julfest der SS-Leibstandarte beiwohnte, meinte er halblaut zu seinem Adjutanten, dass derlei wohl kaum das herkömmliche Weihnachten ersetzen könne.

Er teilte Blomberg mit, dass er der SS die Aufstellung einer voll ausgerüsteten Division, der Verfügungstruppe, gestatten werde, die sodann zum Vorläufer der Waffen-SS wurde. Bei Kriegsausbruch war Himmlers SS längst darüber hinausgewachsen. Für

Hitler war die Waffen-SS eine vierte Waffengattung und eine vertrauenswürdige Elitetruppe. Trotzdem bestimmte er noch 1942, dass im Frieden das Verhältnis zwischen der Waffen-SS und der regulären Armee auf eins zu zehn beschränkt bleiben solle. Das Heer beneidete die SS und misstraute ihr zugleich. So war zum Beispiel Himmlers erste SS-Junkerschule weitaus besser eingerichtet, als es sich das Heer hätte leisten können. Generaloberst von Fritsch, der Oberbefehlshaber des Heeres, argwöhnte, dass Himmler gegen ihn intrigierte. Die Generalität behauptete, dass die SS Dossiers über sie anlege. In Dienststellen der Wehrmacht, wie im Münchner Wehrkreiskommando, wurden versteckte Mikrophone aufgespürt. Als 1938 der Panzerschrank in Blombergs Büro, den Blomberg geräumt hatte, nicht mehr schliessen wollte, stellte man fest, dass ein Draht eingeklemmt war, der zu einem Verstärker unter den Dielenbrettern führte. Abwehrchef Canaris ging der Sache nach und behauptete dann, dass die Leitung zur Gestapozentrale führe. Man warf der SS vor, dass sie Agenten ins Heer schleuse. Kleinere SS-Formationen wurden ohne viel Aufhebens ausgebildet, wie z.B. die «Totenkopf»-Verbände der Konzentrationslager. Hinzu kamen noch bewaffnete Polizeieinheiten. Berittene SS-Formationen wurden aufgestellt, da das Heer wegen der fortschreitenden Mechanisierung an solchen Verbänden wenig Interesse zeigte. Die SS durchsetzte auch den Kyffhäuserbund, die mitgliederstarke unpolitische Vereinigung ehemaliger Frontsoldaten, bis eines Tages seine sämtlichen Funktionäre in der schwarzen Uniform der SS erschienen.

Die zweite Hälfte des Jahres 1934 kennzeichnete die offene Feindschaft zwischen der Partei und der neuen Wehrmacht. Ein mörderischer Machtkampf zwischen den Kräften der Tradition und jenen der Revolution drohte. Im Heer munkelte man von einem Kesseltreiben der SS. Die Partei wiederum argwöhnte, dass Fritsch im Januar 1935 einen Militärputsch gegen Hitler plane. Oberst Bodenschatz hörte Göring und Hitler darüber diskutieren. Auch

Milch erwähnt in seinen bislang unveröffentlichten Memoiren diese Gerüchte und führt sie auf gewisse Kreise in der Partei zurück. Hitler schien mit einem Attentat gerechnet zu haben, da er im Dezember 1934 zweimal sowohl Lammers wie auch das Kabinett mit Geheimerlassen beschäftigte, wonach im Fall seines Todes Blomberg die Belange der Wehrmacht und Rudolf Hess die der Partei in seinem Sinne weiterführen sollten, indes er Göring zu seinem Nachfolger ernannte. Doch nach aussen liess er sich nichts anmerken. Als Dr. Ley, der Organisationsleiter der Partei, sich bei ihm beschwerte, dass ein Heeresgeneral die Partei und Hitler beleidigt habe, entgegnete ihm Hitler ärgerlich: «Ley, ich wünsche derartige Meldungen nicht. Ich vertraue meinen Offizieren, und sie vertrauen mir.»

Die Zeitungen im Ausland und Emigrantenorganisationen begannen mit einer lautstarken Kampagne, die darauf abzielte, einen Keil zwischen Wehrmacht und Partei zu treiben. Man redete von einem Blutbad, zu dem es nach Hitlers Ausschaltung kommen würde. Hitlers Nerven waren schliesslich so angespannt, dass er die Spitzen der Partei und der Wehrmacht am 3. Januar 1935 unerwartet in die Oper Unter den Linden beordnete, wo er ihnen in einer zweistündigen dramatischen Rede seine Verbundenheit mit der Wehrmacht darlegte. Er bezeichnete sie als eine Säule des Reiches, die für Deutschlands Zukunft ebenso bedeutsam sei wie die andere, die nationalsozialistische Partei – «beide gleich wichtig und unbesiegbar, solange sie einig sind.» Werner Best, ein hoher SS-Führer, der zugegen war, erinnerte sich später:

«Hitler befand sich in einem Zustand höchster Erregung, fast krankhafter Depression. Seine Rede war eine Mischung von Drohungen und flehentlichen Beschwörungen. Ihren Höhepunkt bildete der geradezu verzweifelte Ausruf Hitlers, er werde sich eine Kugel durch den Kopf schiessen, wenn die verschiedenen Träger des Reiches nicht untereinander einig blieben.»

Admiral Karl Boehm entsann sich folgender Worte Hitlers: «Dann kommt aber vielleicht einer von der Partei und sagt zu mir: ‚Alles gut und schön, mein Führer, aber der General Soundso spricht und arbeitet gegen Sieh Dann sage ich: «Das glaube ich nicht!‘ Und wenn dann der andere sagt: «Ich bringe Ihnen aber schriftliche Beweise, mein Führerh Dann zerreiße ich den Wisch, denn mein Glaube an die Wehrmacht ist unerschütterlich.»

Diese Rede stellte vorläufig Hitlers uneingeschränkte Autorität wieder her. «Nach der Rede des Führers», notierte Fritsch lakonisch, «flaute die Hetze der SS zunächst ab.»

Hitler setzte sich mit ganzer Kraft für die Wehrmacht ein. Er bekundete sein Interesse an militärischer Technologie, indem er beispielsweise sich äusserst aufmerksam die Fachvorträge von Milch und Admiral Karl Witzell anhörte. Auf Grund seiner ungewöhnlichen Auffassungsgabe konnte er wie ein Schwamm sämtliche Daten und Angaben in sich aufnehmen.

Am 6. Februar 1935 besichtigte er das Erprobungsgelände des Heeres bei Kummersdorf, als erster Kanzler seit 1890, in welchem Jahr Bismarck dort geweiht hatte. General Heinz Guderian führte ihm die neuesten Panzermodelle und Panzerspähwagen vor, von denen Hitler hellauf begeistert war. Blomberg und Reichenau unterstützten tatkräftig diese Neuentwicklungen, indessen weder Fritsch noch Generalstabschef Beck ihnen besondere Bedeutung beimassen.

Beck, ein umsichtiger, tüchtiger Generalstäbler, war anstelle des kritischer eingestellten Generals Adam wegen seiner rechtskonservativen Ansichten im Oktober 1933 auf diesen Posten berufen worden. Beck billigte die Ereignisse vom 30. Juni 1934. Sein ehrgeiziges Ziel war es, den Generalstab nach den Grundsätzen seines grossen Vorbildes Moltke zu führen. Nach Becks Ansicht hatte die Panzerwaffe lediglich der Unterstützung der Infanterie zu dienen. Diese gepanzerten Ungetüme waren ihm zu schnell. Er

hielt nicht viel von Funkgeräten und anderen technischen Neuentwicklungen. Ihm war auch die Vorstellung zuwider, dass Divisionskommandeure sich unmittelbar an der Front aufhalten sollten. Einmal wandte er sich mit den Worten an Guderian: «Wie stellen Sie sich eine Kommandoführung ohne Kartentisch und Feldtelefon überhaupt vor? Haben Sie denn Schlieffen nicht gelesen?»

Hitler fällt die Entscheidung, die neue Wehrmacht politisch auszuspielen. Am 9. März, einem Samstag, gab er formell bekannt, dass Deutschland insgeheim eine Luftwaffe geschaffen habe. Da diese Verletzung des Versailler Vertrags keine bedenklichen Reaktionen im Ausland auslöste, ging Hitler, kühner geworden, einen Schritt weiter und führte am 16. März, gleichfalls einem Samstag, die allgemeine Wehrpflicht wieder ein. Sein geheimes Ziel war, das Heer von 7 Divisionen auf 24 zu vergrößern und danach bis zum Jahre 1939 auf 36 zu erweitern. Das führte jedoch zu einer Auseinandersetzung mit Fritsch, der einwandte, dass die neuen Divisionen nicht den bisher hohen Ausbildungsstand haben würden. Mussolini protestierte lautstark gegen die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und verkündete zusammen mit einer französischen Delegation Mitte April 1935 in Stresa, dass eine Verletzung des Status der entmilitarisierten Zone entlang des Rheins seitens Deutschlands nach den Bestimmungen von Locarno die Intervention Grossbritanniens, Italiens und auch Frankreichs auslösen würde. Die Besetzung des Rheinlandes war auch Hitlers nächster Plan. Aber vorläufig wollte er das Risiko – bis zum Jahre 1937 – nicht eingehen.

Im April teilte Fritsch der Heeresgeneralität mit, dass eine Veränderung des Status des Rheinlandes durch Deutschland «der Tropfen ist, der zurzeit mit Sicherheit das Fass zum Überlaufen bringt.»

Am 30. März 1935 fand im Kriegsministerium im Beisein von Göring, Raeder und Fritsch eine Besprechung darüber statt, wie

sich Deutschland gegen einen eventuellen Überraschungsangriff Frankreichs und Italiens verteidigen könne. Im April erhielt Hitler zudem noch die bedenkliche Nachricht, dass Frankreich ein Bündnis mit der Sowjetunion anstrebe, das auch die Tschechoslowakei einbeziehen solle. Angeblich würden bereits 25 grosse Flughäfen gebaut, was die legitimen Bedürfnisse der Tschechoslowakei bei weitem übertraf. Daraus konnte man klar ersehen, dass die Tschechoslowakei als Luftstützpunkt für einen Angriff auf Deutschland dienen sollte. Am 2. Mai gab Blomberg eine geheime vorläufige Anweisung für das Unternehmen «Schulung» heraus, für einen Überraschungsangriff auf die Tschechoslowakei mit dem Ziel, dieses Risiko auszuschalten, falls es im Westen zu Kampfhandlungen käme. Beck drohte daraufhin mit seinem Rücktritt, wenn ein derartiger Plan durchgeführt werden sollte. Dabei handelte es sich, das muss hervorgehoben werden, nur um einen Eventualplan. Am 24. April versicherte Fritsch der Generalität:

«Der Führer ist entschlossen, den Krieg zu vermeiden, und wird nichts unversucht lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Ob er damit Erfolg haben wird, hängt allein von uns ab.»

Die Unsicherheit über die Absichten Frankreichs hielt den ganzen Sommer über an. Am 10. Juli gab Blomberg eine weitere wichtige Anweisung heraus. Leider hat sich bisher eine Kopie mit dem Originalwortlaut nicht auffinden lassen; dennoch lässt er sich aus ihm betreffenden Dokumenten rekonstruieren. Danach hätte Hitler einen Einmarsch französischer Truppen ins Rheinland als Grund zum Krieg betrachtet. Die dort befindlichen deutschen paramilitärischen Einheiten wie Landpolizei, Grenzpolizei und andere hätten laut Hitlers Anweisung hinhaltenden Widerstand leisten sollen, bis die Rheinbrücken gesprengt und sämtliche Wasserfahrzeuge in Sicherheit gebracht worden waren, um so ein Übersetzen zu erschweren. Die Wehrmacht hätte sodann das Reich am Rhein verteidigt.

Im Herbst 1935 brach die gegen Deutschland gerichtete sogenannte «Front von Stresa» zusammen. Im Mai hatte Grossbritannien mit Deutschland ein zweiseitiges Marineabkommen geschlossen. Und im Oktober versetzte Italiens Einfall in Abessinien ganz Europa in Aufregung.

Unmittelbar nach Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht bemühte sich Hitler um eine formelle Verständigung mit England. Anfangs führte er selbst die Verhandlungen. Später schickte er Joachim von Ribbentrop als seinen inoffiziellen Gesandten nach London, damit dieser seine Ansichten über Abrüstungsfragen vortrage. Als Hitler am 17. März vor den Spitzen der Wehrmacht eine Rede hielt, stiess er auf Zustimmung, als er spöttelte: «Diese Leute [das Auswärtige Amt] machen keine Politik, sie registrieren nur politische Ereignisse.» Seine Meinung lautete: «Die Engländer werden mir schon noch kommen.» Gegen Ende des Monats trafen Sir John Simon, der britische Aussenminister, und Anthony Eden in Berlin ein, um zu versuchen, die deutsche Wiederaufrüstung einzudämmen. Hitler empfing sie im Bismarcksaal der Reichskanzlei, wo er als Reichskanzler vor zwei Jahren von Hindenburg mit der dröhnenden Warnung zum ersten Mal empfangen worden war: «Gehen Sie so nahe wie möglich an der Wand, Herr Hitler! Der Boden hält nicht mehr lange.» Hitler prahlte vor ihnen, dass das Heer auf 36 Divisionen erweitert werde, was den Tatsachen entsprach, und dass die Luftwaffe bereits so schlagkräftig wie die RAF sei, was allerdings nicht stimmte.

Hitler hatte sich klare Prioritäten gesetzt. Als Sir John von einem deutschen Kolonialreich sprach und dabei mit der Hand über eine Karte von Afrika fuhr, von Französisch-Kongo bis Italienisch-Somaliland, fiel ihm Hitler ins Wort: «Ich bin derzeit an Kolonien nicht interessiert.» Stattdessen machte er den Vorschlag, dass die britische Regierung einer Erweiterung der deutschen Marine auf genau 35 Prozent der britischen Tonnage und dem Aufbau einer begrenzten deutschen U-Bootflotte zustimmen solle. England er-

klärte sich schliesslich damit einverstanden. Am 18. Juni 1935 wurde das britisch-deutsche Marineabkommen von Ribbentrop in London unterzeichnet. Damit wurde die dritte Verletzung der Bestimmungen des Versailler Vertrags durch Hitler stillschweigend hingenommen, was Hitler ohne Zweifel in dem Glauben bestärkte, dass ein weiterreichendes Bündnis mit Grossbritannien im Verlauf der Zeit wohl möglich sei.

Am 25. Mai 1935 war er mit Raeder in Hamburg zusammengetroffen. Als er dort erfuhr, dass das Marineabkommen unterzeichnet werden sollte, frohlockte er:

«Es ist der glücklichste Tag meines Lebens, den ich heute erlebe. Heute früh bekam ich die Nachricht von meinem Arzt, dass mein Kehlkopfleiden unwesentlicher Natur sei und heute nachmittag bekomme ich diese für mich so erfreuliche politische Nachricht.»

Hitler war dennoch weit davon entfernt, völlig gesund zu sein. Seinen Ärzten klagte er, dass er nicht schlafen könne und an schlimmen Magenkrämpfen leide, und das seit der «Nacht der langen Messer» am 30. Juni 1934.

Seitdem er gesehen hatte, wie seine Mutter an Krebs dahingesiecht war, hatte er grosse Angst vor dieser Krankheit. Als er 1935 einen Stimmbandpolypen bekam, befürchtete er eine Zeitlang, dass es eine krebsartige Wucherung sein könnte. Am 5. Mai wurde der Polyp von Professor von Eicken entfernt, der im November 1944 diese Operation abermals durchführen sollte. Drei Tage durfte Hitler nicht sprechen. Seine Anweisungen selbst an Göring, der an einer wichtigen Konferenz in Rom teilnehmen sollte, erteilte er schriftlich.

Als in den darauffolgenden Jahren das Kehlkopf- und Magenleiden immer wieder auftrat, zog Hitler insgeheim alle möglichen medizinischen Nachschlagewerke zu Rate. Seine Mitarbeiter fanden sie an Stellen aufgeschlagen, wo von Krebsdiagnosen die Rede war.

Rechts: Mit Werner von Blomberg, dem ersten Feldmarschall des NS-Staates, an seiner Seite trat Hitler den Marsch zur absoluten Macht an. – Im Januar 1938 betrieb Hermann Göring (unten rechts), der ehrgeizige Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Generalbevollmächtigter im Rahmen des Vierjahresplanes, erfolgreich die Abhalfterung Blombergs (aus Walther Hewels Sammlung, im Besitz des Autors; aus der Eva Braun Collection, Nationalarchiv, Washington).





Wenn Persönlichkeiten aus dem Ausland den Berghof besuchten, wie der Herzog von Windsor im Oktober 1937, der einstige englische König, hielt sich Hewel im Hintergrund zur Verfügung (aus Hervels Sammlung).



Walther Hewel (rechts), damals ein umworbener Jungeselle, erlebte Hitlers Aufstieg und Fall aus nächster Nähe und ging 1945 mit ihm in den Tod. Unter Hitlers Mitarbeitern nahm er – wie Julius Schaub (links) und Polizeichef Reinhard Heydrich (Mitte) – einen hohen Rang ein (aus Hewels Sammlung).

*Joachim von Ribbentrop, Hitlers neuer-
nannter Aussenminister, stellte das
Auswärtige Amt völlig in den Dienst
des NS-Staates. Er suchte engen Kon-
takt zu führenden NS-Grössen wie dem
Reichsführer-SS Heinrich Himmler
(rechts).*

*Unten rechts: Hitler verliess sich völlig
auf Ribbentrops Einschätzung der engli-
schen Politik (Joachim von Ribbentrop
Collection, Nationalarchiv, Washington).*

*Eine kulinarisch nicht eben anspruchs-
volle Speisekarte (unten) von Hitlers
Mittagstafel; das vegetarische Menü
war für Hitler und seine Sekretärin
Christa Schroeder bestimmt (aus der
Eva Braun Collection).*



Von seinen schicksalhaften Entschlüssen überzeugt, blickte Hitler im März 1938 auf das unter ihm liegende österreichische Land und meinte: «All das ist nun Deutschland.» Den «Anschluss» sah er lediglich als eine Etappe auf dem langwierigen Weg zur Weltherrschaft an (aus der Sammlung Hewels).



Hindenburg hatte Hitler bei der letzten Zusammenkunft im August 1934 vor den Italienern gewarnt. Der todkranke Feldmarschall hatte sich mühsam im Bett aufgerichtet und mit seiner tiefen Stimme gesagt: «Und nun, mein lieber Reichskanzler, trauen Sie den Italienern nicht zu sehr!» Hitler hatte davon in einer Kabinettsitzung berichtet und laut Schwerin von Krosigk hinzugefügt, dass es sein Traum sei, Deutschland, Italien *und* Grossbritannien in einem Bundesverhältnis zusammenzuschliessen. Wenn ihm noch Japan beiträte, wäre der Weltfrieden gesichert. In derselben Sitzung gab er noch zu verstehen, dass er, falls er seine Wahl zwischen Grossbritannien und Italien treffen müsse, Hindenburgs Worte seiner Entscheidung zugrunde legen werde.

Mussolinis Überfall auf Abessinien am 3. Oktober 1935 führte die Entscheidung herbei. Hitler selbst bezeichnete es als einen Wendepunkt. Sein Adjutant Hauptmann Wiedemann berichtete später, dass Hitler damals stets gesagt hätte: «Wenn ich die Wahl habe zwischen England und Mussolini, dann ist das eigentlich keine Wahl; der letztere steht mir natürlich weltanschaulich näher, aber politisch kann ich nur mit den Engländern gehen.» Hitler kannte und bewunderte den englischen Soldaten aus eigener Kriegserfahrung. Mussolinis Einfall in Abessinien hielt er für verfrüht, auch wenn er für das Verlangen Italiens nach einem Kolonialreich Verständnis hatte. «Die Zeit des Kampfes zwischen statischen und dynamischen Nationen liegt noch fern», erklärte er.

England und Frankreich kündeten Sanktionen gegen Italien an. Hitler stand vor der Wahl, und er entschied sich trotz allem für Italien. Den Zusammenbruch des faschistischen Italien durfte er nicht zulassen. Vor der Generalität und seinen Ministern erklärte Hitler, so erinnerte sich Keitel später, warum er Mussolini unterstützen müsse, damit die Sanktionen folgenlos blieben. «Wir könnten auch einmal in die Lage kommen, in der wir ein Eingreifen gegen uns in der Verwirklichung berechtigter Forderungen nicht anerkennen und hinnehmen wollten.»

Sein Adjutant Wiedemann sollte später schreiben:

« ... wenn er mit irgendwelchen Plänen beschäftigt war, hat er sich oft allein auf seinem Zimmer eingeschlossen. Man hörte ihn dann oft ruhelos auf und ab gehen. Die grossen Entschlüsse, wie Aufrüstung, Rheinlandbesetzung, hat er immer allein gefasst, vielfach gegen die Auffassung seiner Umgebung und Berater. Er war sich klar, dass er allein die Verantwortung zu tragen hatte.»

Von Goebbels beträchtlich beeinflusst, wich Hitler nun vom Weg einer staatsmännischen, verantwortungsbewussten Politik ab und strebte den risikvollen Aufstieg zur Vorherrschaft über Europa an. Die Parallele zur Französischen Revolution ist nicht zu übersehen. Auch jene war aus dem Glauben der notleidenden Massen geboren und von Idealisten bis zum endgültigen Triumph durchgeführt worden. Auch jene war durch Zwist im eigenen Lager und durch den wachsenden Terror einer Minderheit zunichte geworden. Auch jene war zu einem abstossenden Vernichtungskampf gegen bestimmte Gruppierungen von Feinden entartet wie nun das Dritte Reich, als im September 1935 die berüchtigten Nürnberger Gesetze verkündet wurden, wodurch man die Juden aus allen Berufen ausschloss und der Möglichkeit eines Fortkommens in Deutschland beraubte.

Mitte Februar 1936 fasste Hitler den Entschluss, sein Regime durch einen erneuten spektakulären Coup weiter zu festigen. Er plante – bei abermaliger Verletzung der Bestimmungen des Versailler Vertrags und ein Jahr vor dem in seinem Geheimplan vorgesehenen Termin – die Remilitarisierung des Rheinlands. Als Vorwand sollte ihm die bevorstehende Ratifizierung des Abkommens zwischen Frankreich und der Sowjetunion dienen. Von Mussolini erlangte er insgeheim die Zusicherung, dass dieser seinen Verpflichtungen gemäss dem Vertrag von Locarno nicht nachkommen werde. Somit konnte Hitler das Argument Vorbringen, dass der neue französisch-russische Pakt mit dem Locarnovertrag nicht vereinbar sei.

Am 2. März gab Blomberg eine vorläufige Anweisung heraus. Am Tage darauf ordnete Fritsch an, dass drei Infanteriebataillone zu gegebener Zeit den Rhein überqueren und weiter nach Aachen, Trier und Saarbrücken vorrücken sollten. Doch Fritsch bestimmte ferner, indem er sich auf die bisher nicht aufgefundene Anweisung vom Juli 1935 bezog, dass sich die deutschen Truppen bei einem militärischen Eingreifen der Franzosen zum Rhein absetzen sollten. Am 4. ratifizierten die Franzosen das Abkommen mit der Sowjetunion. Am 5. ordnete Blomberg an, dass die Besetzung des Rheinlandes zwei Tage darauf zu erfolgen habe. Das war abermals ein Samstag. Das Kabinett war einverstanden. Die Infanteriebataillone marschierten ein.

Hitlers Vorgehen rief laute Proteste in Westeuropa und Säbelraseln in Frankreich hervor. Blomberg verlor daraufhin die Nerven und beschwor Hitler, die Truppen zurückzubeordern, bevor es zu Kampfhandlungen kam: Das Infanteriebataillon exerziere auf dem Marktplatz von Saarbrücken in Reichweite der französischen Geschütze an der Grenze. Die drei deutschen Attaches in London schickten gemeinsam ein warnendes Telegramm an Blomberg. Aber Hitler bewies in dieser kritischen Situation, dass er bessere Nerven hatte. Dass die Briten nichts gegen ihn unternahmen, führte er auf die Intervention Eduards VIII. zurück. Ende März wurde Hitlers Politik in einer Wahl mit über 90 Prozent Ja-Stimmen bei ein Prozent Gegenstimmen bestätigt.

«Ende März oder Anfang April 36 fragte ich den Führer», schrieb Fritsch 1939, «ob er nicht der Armee die Ehre erweisen wolle, sich zum Chef des Infanterie-Regimentes 9 in Potsdam zu machen. Der Führer stimmte zu; das Infanterie-Regiment 9 sollte hierzu zum 20. April [Hitlers Geburtstag] nach Berlin kommen. Kurz vor dem 20. 4. stürzte ich in Achterberg mit dem Pferd so, dass ich am 20. 4. nicht in Berlin sein konnte. Am 19. 4. teilte Hossbach [Adjutant der Wehrmacht] fernmündlich mit, dass der Führer

seine Zusage, Chef vom Infanterie-Regiment 9 zu werden, zurückgezogen habe.» Das war damals für Fritsch völlig unverständlich. Am darauffolgenden Tag, Hitlers Geburtstag, schickte er ihm von seinem Krankenlager in Achterberg ein Telegramm:

«Ich und das Heer, wir folgen Ihnen in stolzer Zuversicht und in gläubigem Venrauen auf dem Weg, den Sie uns in Deutschlands Zukunft voranschreiten.»

Am 18. Januar 1939 notierte Fritsch jedoch:

«Das entsprach damals voll den Tatsachen. Heute kann ich kein Vertrauen mehr zu diesem Mann haben. Ob und wieviel es noch im Offizierskorps des Heeres vorhanden ist, vermag ich nicht zu beurteilen.»

1939 wusste Fritsch natürlich, warum Hitler seine Zusage wieder rückgängig gemacht hatte. Am 9. April 1939 schrieb er:

«Im Frühjahr 36 legte Himmler dem Führer das Aktenstück vor, nach dem der Erpresser mich erpresst haben wollte. Vielleicht hat daraufhin der Führer seine Zusage, Chef zu werden, zurückgezogen. Seine spätere Erklärung, die Partei würde es nicht verstehen, wenn er Chef eines Regimentes würde, war nicht recht glaubwürdig, wenigstens allein nicht recht stichhaltig. Möglich ist auch folgendes. Himmler erfährt, dass der Führer Chef des Infanterie-Regimentes 9 werden will. Er fürchtet, dass der Einfluss des Heeres dann immer stärker werden könnte. Dies will er hintertreiben. Als er von der Angelegenheit des Rittmeisters a. D. [Achim] von Frisch erfährt, fälscht er sie auf mich um und beeinflusst den Erpresser zu entsprechender Aussage. Eine solche Handlungsweise wäre dem Schuft Himmler durchaus zuzutrauen.»

Als Hitler im August 1936 Deutschlands wirtschaftliche Lage überprüfte, stellte er verärgert fest, dass von der neuen NS-Regierung noch wenig getan worden war, um – eine Voraussetzung für den Krieg – das Land autark zu machen. Ende April übertrug er

Göring die Verantwortung für sämtliche im Zusammenhang mit Rohstoffen und Devisen stehenden Probleme. Schacht war darüber verstimmt, denn Hitler hatte seine Kritik ausser Acht gelassen. Über den langsamen Fortschritt ungehalten, diktierte Hitler im August 1936 seiner Sekretärin eine lange, weitschweifige und schwerfällig abgefasste Denkschrift über die wirtschaftliche Lage und liess sie Göring zustellen.

In seiner Denkschrift fasste er zusammen:

«Es sind jetzt fast vier kostbare Jahre vergangen. Es gibt keinen Zweifel, dass wir schon heute auf dem Gebiet der Brennstoff-, der Gummi- und zum Teil auch in der Eisenerzeugung vom Ausland restlos unabhängig sein könnten. Genauso wie wir zur Zeit 7 oder 800'000 Tonnen Benzin produzieren, könnten wir 3 Millionen Tonnen produzieren. Genauso wie wir heute einige tausend Tonnen Gummi fabrizieren, könnten wir schon jährlich 70 und 80'000 Tonnen erzeugen. Genauso wie wir von 2½ Millionen Tonnen Eisenerzeugung auf 7 Millionen Tonnen stiegen, könnten wir 20 oder 25 Millionen Tonnen deutsches Eisenerz verarbeiten und wenn notwendig auch 30.»

Göring war von seiner neuen Aufgabe äusserst angetan. Sein Staatssekretär Paul Koerner schrieb am 7. September einem Kollegen im Ernährungsministerium:

«Heute haben wir den schönsten Tag auf dem Gebiete der Wirtschaft erlebt. Göring kam vom Obersalzberg zurück und brachte die neuesten Richtlinien für unsere Arbeit der nächsten Jahre. Leider kann ich Ihnen auf diesem Wege nicht mehr sagen ... wenn Sie Ende September nach voller Genesung wieder in Berlin eintreffen, werden Sie einen klaren Weg vorfinden.»

Hitler hatte zugleich die militärischen Voraussetzungen Umrissen, auf die Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung ausgerichtet sein, sollte. Deutschland müsse «fähig sein, einen aussichtsvollen Krieg gegen die Sowjetunion zu führen. ... Denn ein Sieg des

Bolschewismus über Deutschland würde nicht zu einem Versailler Vertrag führen, sondern zu einer endgültigen Vernichtung, ja Ausrottung des deutschen Volkes.» Hitler verkündete, dass er als Führer ein für allemal Deutschlands wirtschaftliche Probleme durch die Erweiterung des Lebensraumes und damit auch der Rohstoffvorkommen und der Ernährungsbasis lösen müsse. Die Industrie sollte inzwischen die Herstellung von synthetischem Treibstoff und Gummi vorantreiben, damit nicht noch mehr Zeit verloren ging.

Im Einzelnen stellte Hitler zwei Forderungen auf:

«I. Die deutsche Armee muss in vier Jahren einsatzfähig sein.

II. Die deutsche Wirtschaft muss in vier Jahren kriegsfähig sein.»

Göring wurde zum Bevollmächtigten des «Vierjahresplanes» ernannt. Am 4. September 1936 trug er Hitlers Denkschrift dem Kabinett vor und erläuterte: «Sie geht von dem Grundgedanken aus, dass die Auseinandersetzung mit Russland unvermeidbar ist. Was die Russen geleistet haben, können wir auch leisten.» Wiedemann erinnerte sich, wie er im März 1939 schrieb, dass Göring im Herbst 1936 zu Hitler gesagt hatte:

«Mein Führer, wenn ich die Dinge richtig sehe, dann ist in den nächsten fünf Jahren ein grosser Krieg unvermeidlich. Sie sind wohl einverstanden, wenn ich alle meine Massnahmen diesem Gesichtspunkt unterordne.»

Zu diesem Zeitpunkt – Herbst 1936 – war Hitler bereits in den spanischen Bürgerkrieg verstrickt.

Am 25. Juli 1936 stellte Canaris, in der Pause während einer Wagner-Oper, dem Führer Abgesandte eines damals unbekanntes spanischen Generals, Francisco Franco, vor. Im Auftrag Francos baten sie um Unterstützung bei dem geplanten Sturz der republikanischen Regierung in Madrid. Franco bat um deutsche Transportflugzeuge, mit denen seine loyalen marokkanischen Truppen vom nordafrikanischen Tetuan aufs spanische Festland übergesetzt werden sollten.

Hitler gab seine Zustimmung, und binnen vierundzwanzig Stunden waren die ersten Transportflugzeuge der Luftwaffe vom Flughafen Tempelhof aus nach Marokko abgeflogen. Am 31. Juli verabschiedete Milch das erste Kontingent von 86 Freiwilligen der Luftwaffe. Sie sollten die Transportmaschinen und Jagdflugzeuge fliegen. Von Hamburg aus wurden sechs Heinkel-51-Maschinen verschifft. Mussolini entsandte ein Kontingent unter General Roatta.

Im Oktober war der Bürgerkrieg in vollem Gang. England und Frankreich waren mit Freiwilligen auf seiten der Republikaner vertreten. Von Russland gelieferte Panzer und Bomben wurden eingesetzt. Nach einer Besprechung mit Göring, Milch und Kesselring, dem neuen Generalstabschef der Luftwaffe, ordnete Hitler den Grosseinsatz der Luftwaffe an. Am 6. November schickte Göring ein Bombergeschwader nach Spanien. Die Legion Condor war somit entstanden.

Hitler kam dieser Krieg aus mancherlei Gründen gelegen. Die neuen Waffen konnten unter Kriegsbedingungen erprobt und Offiziere und Mannschaften im Turnus ausgebildet werden. Göring hingegen sah darin die günstige Möglichkeit, Rohstoffe für seinen Vierjahresplan wie Wolfram, Kupfer und Gerbstoffe aus Spanien zu beziehen. Zudem lenkte der spanische Bürgerkrieg die Aufmerksamkeit von der deutschen Aufrüstung ab. Deswegen verwarf auch Hitler den von Sorge diktierten Vorschlag seines Geschäftsträgers bei Franco, Generalleutnant a. D. Faupel, eine reguläre Division des Heeres einzusetzen und damit dem Krieg ein rasches Ende zu bereiten.

Das Auswärtige Amt war ob der Möglichkeit besorgt, dass Deutschland in einen offenen Konflikt mit Russland, Grossbritannien oder Frankreich geraten könnte. Unmittelbar nach einer «grundlegenden politischen Rede» Hitlers vor dem Kabinett am 1. Dezember, von der keine Aufzeichnung erhalten geblieben ist, äusserte Göring vor seinen Ressortleitern: «Russland will den

Krieg, England rüstet sehr stark auf.» Er ordnete an, dass sich die Luftwaffe, ohne Rücksicht auf finanzielle Schwierigkeiten, für den sofortigen Einsatz bereitzuhalten habe. Zwar wünsche Deutschland Frieden bis 1941, erklärte ihnen Göring:

«Wir können aber noch nicht wissen, ob schon vorher Verwicklungen kommen. Wir befinden uns bereits im Kriege, nur wird noch nicht geschossen.»

Anfang 1937 hatte das nationalsozialistische Regime Ähnlichkeit mit der Struktur eines Atoms. Der Atomkern war Hitler. Ihn umgaben Ringe von ihm nahe- oder fernerstehenden Gefolgsleuten. Zum innersten Ring gehörten Göring, Himmler und Goebbels. Sie waren in seine minder geheimen Pläne und in die von ihm entworfene Vorgehensweise zu deren Verwirklichung eingeweiht. Die äusseren Ringe bildeten die Minister, die Oberbefehlshaber der einzelnen Wehrmachtteile und die Diplomaten, von denen jeder nur einen kleinen Bereich der Pläne kannte, die vom Kern ausgingen. Danach kam das deutsche Volk. Diese Struktur wurde durch die Kräfte des Polizeistaates zusammengehalten – durch die Angst vor telefonischer Überwachung, vor der Postzensur, vor der Gestapo und letztlich durch die rücksichtslose Umerziehung, die in Himmlers berüchtigten Lagern wie Dachau und anderswo stattfand.

Die äusserste «Elektronenschale» des Nazikerns war die instabilste – obskure Skribenten der Partei, die entweder wie Alfred Rosenberg 1941 eine spektakuläre Karriere machten oder nach kometenhaftem Aufglühen jählings in Vergessenheit versanken.

Einer dieser Kometen war Dr. Ernst «Putzi» Hanfstaengl, der seit Jahren zu Hitlers Vertrauten zählte und dessen Esprit und Können als Begleiter am Klavier Hitler schätzte. Die Posse, die zu Putzis Flucht führte, wirft mehr Licht auf die von Nervosität und Argwohn geprägte Atmosphäre in Berlin im Jahre 1937 als eine Darstellung anderer Vorfälle.

Anfang Februar nahm Hanfstaengl am Mittagessen in der Reichskanzlei teil. Das Tischgespräch drehte sich um den spanischen Bürgerkrieg und um das Los der Soldaten. Hitlers nicht eben Strapazen gewohnter Vertrauter, damals «Auslandspressereferent» der Partei, war 1909 Student an der Harvard-Universität gewesen und hatte den Weltkrieg in einem amerikanischen Internierungslager verbracht. Hanfstaengl warf nun nicht gerade taktvoll ein, dass der Mut eines Internierten weit höher zu bewerten sei als die Strapazen eines Soldaten an der Front. Die Anwesenden waren verduzt. Göring, einst Kommandeur des Richthofen-Geschwaders, und Goebbels protestierten lautstark. Hitler sollte Hanfstaengl zum letzten Mal gesehen haben.

Nachdem sich Hanfstaengl verabschiedet hatte, heckten die Zurückgebliebenen einen tückischen Streich aus, um ihn blosszustellen. Hitler war freudig damit einverstanden. Etliche Tage darauf wurde Hanfstaengl für einen gefährvollen Auftrag «auserwählt». Er sollte einen versiegelten Briefumschlag persönlich General Franco überbringen. Die Maschine sei abflugbereit. Bodenschatz, der darüber berichtete, begleitete den verstörten Auslandspressereferenten zur wartenden Ju 52 und wünschte ihm Hals- und Beinbruch. Beim Surren der Filmkameras wurde Hanfstaengl ein Fallschirm umgeschnallt. Der Grund dafür wurde ihm klar, als er die versiegelte Anweisung Hitlers öffnete, die ihm der Pilot aushändigte. Darin hiess es, da sich Franco im Alcazar von Toledo befände – eine Falschmeldung, die Argwohn hätte erregen sollen –, müsse Hitlers wagemutiger Abgesandter mit dem Fallschirm über der zernierten Festung abspringen, um an Franco heranzukommen.

Die Junkers-Maschine hob ab und nahm Kurs «auf Spanien» – in Wirklichkeit kreiste sie lediglich auf Hitlers Anweisung einige Stunden über der dunklen Landschaft rings um Berlin. Sodann kam es zu einer «Notlandung auf einem feindlichen Flughafen», hinter dem sich das rund 35 Kilometer von Berlin entfernte Klein-

Posen verbarg. Hitler wartete indessen in Berlin auf die Rückkehr seines geknickten Freundes. Er wartete vergebens. Denn der Ulk nahm einen unerwarteten, aber auch wenig amüsanten Ausgang. Während die Maschine ausrollte, sprang Hanfstaengl hinaus und verschwand in der Dunkelheit, überzeugt, dass der Führer seine unauffällige Liquidierung befohlen habe. Er tauchte erst in der neutralen Schweiz auf, «floh» sodann nach London und weigerte sich von dort aus schuldbewusst, wieder heimzukehren. Göring schickte Bodenschatz dreimal zu ihm, damit dieser ihn überrede. Es war umsonst. Hitlers einstiger Vertrauter bangte weiterhin in West-Kensington, bis es für eine Rückkehr zu spät war.

Die Gestapo fand in Hanfstaengls Wohnung ein nicht gerade wohlwollend verfasstes Manuskript über Hitlers Jugendjahre, was vermutlich Hanfstaengls von Schuldgefühlen geprägte Reaktion erklärt.

Es ist unwahrscheinlich, dass Hitler an Hanfstaengls Manuskript Anstoss genommen hätte. Ihn kümmerte auch nicht sein Aussehen in der Öffentlichkeit; dennoch widersetzte er sich allen Versuchen seiner wohlmeinenden Freunde, die ihn dazu bewegen wollten, seine «Briefträgermütze», die derben Stiefel und seinen altmodisch anmutenden Schnurrbart zugunsten einer den 30er Jahren angepassten Erscheinungsform aufzugeben. Er strebte weder zeitgenössische Publicity noch den Beifall der Nachwelt an. Hans Lammers wies er einmal schriftlich an, dass man der Londoner *Wbo's* WAO-Redaktion, wenn sie schon auf detaillierten Angaben über sein Leben bestand, lediglich einen knappen Abriss liefern solle. Jahre danach sollte er 1944 in einer Geheimrede vor Generalen, die gegen seine harten Entscheidungen an der Ostfront protestiert hatten, erklären: «Es ist mir völlig gleichgültig, was die Nachwelt über mich denken mag.»

Einmal die Welt

Hitlers Aussenpolitik – von einer zentralen Zielvorstellung, nach Osten zu marschieren, abgesehen – wurde häufig von irrationalen und emotionalen Antrieben bestimmt.

Seine Intervention in Spanien, eher von einem Gefühl der Verbundenheit denn von Vernunftgründen inspiriert, ist nur ein Beispiel dafür. Anfang November 1937 teilte er seinen Mitarbeitern im Vertrauen mit, dass ein hundertprozentiger Sieg Francos für Deutschland nicht wünschenswert sei. «Wir sind eher daran interessiert, den Krieg in die Länge zu ziehen und die bestehenden Spannungen im Mittelmeerraum beizubehalten.» Dass Franco gegen die von Kommunisten unterstützten Republikaner kämpfte, war von zweitrangiger Bedeutung. Im April 1938 sagte er nachdenklich zu Reinhard Spitzzy, Ribbentrops Privatsekretär: «Wissen Sie was? Wir haben uns auf das falsche Pferd gesetzt. Wir hätten uns wahrscheinlich gescheiter mit den Sozialisten verbinden sollen. Sie stellen das Volk dar, und wir hätten aus den Sozialisten eben Nationalsozialisten gemacht. Die anderen um Franco sind alle reaktionäre Pfaffen, Aristokraten, Geldleute. Die passen gar nicht zu uns.» (Als Hitler im Sommer 1940 – inzwischen war er mit Stalin zu einer Einigung gelangt – dringend darum ersuchte, durch Spanien marschieren zu dürfen, muss er noch mehr bedauert haben, dass er die Niederlage der Republikaner hingenommen hatte; denn Franco verweigerte ihm die Genehmigung.)

Seine Beziehung zu Mussolini war gleichfalls nicht auf Vernunftgründen aufgebaut: Ihr lag an Substanz nicht mehr zugrunde als das, was er in «Mein Kampf» als «tiefe Bewunderung für diesen grossen Mann südlich der Alpen» bezeichnet hatte. Dem italienischen Diktator machte er prachtvolle Geschenke. Henriette Hoffmann, die Tochter von Hitlers Leibfotografen, schilderte, wie

Hitler in seinem Lieblingscafé in München im Beisein eines Buchbinders Ledermuster für eine Prachtausgabe von Nietzsches Werken, für Mussolini bestimmt, begutachtete. Hitler rieb an dem Leder, strich mit der Hand darüber, roch daran und lehnte schliesslich die Muster mit dem Ausruf ab: «Das Leder muss gletschergrün sein!» Er meinte das stumpfe Blaugrün der Gletscher, von denen aus Nietzsches Zarathustra über die Welt nachgedacht hatte. (Hitler war ein Anhänger Nietzsches. In seiner Münchner Wohnung bewahrte er den schwarzen, mit einem Silberknauf versehenen Spazierstock auf, den Nietzsche einst auf seinen Spaziergängen mit Richard Wagner entlang des Genfer Sees benützt hatte.)

Trotz Hitlers Staatsbesuch in Venedig im Juni 1934 verfolgte Mussolini, von seinem nationalsozialistischen Imitator keineswegs beeindruckt, seine eigenen Ziele. Österreich blieb, insbesondere nach Dollfuss' Ermordung, für beide weiterhin ein Zankapfel. Doch Hitlers Unterstützung während der Krise um Abessinien hatte den Faschistenführer milder gestimmt, und nachdem sie nun in Spanien an einem Strang zogen, sprach der Duce des Öfteren von einer «Achse» zwischen Rom und Berlin. Im September 1937 nahm der Duce als Hitlers Gast eine Woche lang an den umfangreichsten Manövern in Deutschland seit 1918 teil. Sie besichtigten auch die Krupp-Werke in Essen. Hitler zeigte die neuen deutschen Waffen und Maschinen wie die neuen Hochdruckdampfturbinen, die für das neue Schlachtschiff «Scharnhorst» entwickelt worden waren. Nach der Besichtigung der Hochöfen, der Walzstrassen und der Herstellungshallen für Panzerplatten führten Hitler und Ribbentrop Mussolini allein in eine Halle, wo sodann Krupp-Ingenieure Hitlers kühnste Entwicklung enthüllten – ein Langrohrgeschütz von derartigem Ausmass, dass es nur auf zwei Parallelgleisen transportiert werden konnte. Mussolini, von der Grösse des Geschützes tief beeindruckt, strich mit der Hand darüber und sprach dem Führer seine Bewunderung aus.

In Berlin hielt der Duce eine Rede vor 750'000 Menschen. Da er die deutsche Sprache gut beherrschte, konnte er später mit Hitler konferieren, ohne dass Dolmetscher hinzugezogen werden mussten. Nach der Veranstaltung legte ein Wolkenbruch in Berlin den gesamten Verkehr lahm. Mussolini war völlig durchnässt. Im Reichspräsidentenpalais, wo er untergebracht worden war, machte er sodann die Bekanntschaft mit der unerbittlichen deutschen Reglementierung. Eine Hausvorschrift aus altpreussischer Zeit untersagte den Bewohnern die Entnahme von warmem Wasser nach 19 Uhr. Hitler hat diese Angelegenheit Hindenburgs betagtem Staatssekretär Otto Meissner nie verziehen. Später wurde das Schloss Bellevue als offizielles Gästehaus verwandt.

In den folgenden Wochen kam Hitler, wie der neue Luftwaffenadjutant Major von Below berichtete, immer wieder auf den Besuch Mussolinis und die damit verbundenen Manöver der Wehrmacht zu sprechen. Sie liessen in ihm Gedanken reifen, die Anfang November zu Tage traten.

Der deutschen Öffentlichkeit war Hitlers Interesse an Mussolini ebenso unbegreiflich wie sein Wechsel von einer prochinesischen zu einer projapanischen Politik in Fernost.

Bis 1937 hatten Blomberg, die Spitzen des Heeres und das Aussenministerium ihm nahegelegt, die einflussreiche deutsche Militärmission in China, die anfangs unter Seeckts, dann unter General von Falkenhausens Leitung stand, beizubehalten. Man verknüpfte damit die Erwartung, dass das chinesische Staatsoberhaupt, General Tschiang Kaischek, im Austausch für Geschütz-, Munitions- und Waffenfabriken Deutschland Rohstoffe liefern würde. Aber mittlerweile hatte sich Hitler selbstbewusst in die traditionelle deutsche Aussenpolitik eingemischt. Er warf Tschiang Kaischek Korruption und allzu grosse Beeinflussung durch seine Frau vor und sagte voraus, dass Tschiang Kaischek auf Grund seines mangelnden Kontaktes zum Volk die Chinesen in die Arme des Kommunismus treiben würde.

Die Nationalsozialisten identifizierten sich irrigerweise mit der Samurai-Tradition der Japaner, indessen die Fernostexperten des Auswärtigen Amtes eine weitaus grössere ideologische Wesensverwandtschaft mit Tschiang Kaischek und der Kuomintang konstatierten. 1936 kam es nach Vorarbeit des japanischen Militärattachés General Hirosho Oshima und des Ribbentrop-Büros zu deutsch-japanischen Besprechungen. Ihnen folgte die Unterzeichnung des mehr oder minder belanglosen «Antikominternpakts». Abermals war der entsetzte Neurath bis zum letzten Augenblick im Dunkeln gelassen worden. Nachdem Japan im Juni 1937 China den Krieg erklärt hatte, stellte Hitler jegliche deutsche Unterstützung Chinas ein und liess sich davon trotz der Hinweise, dass das Kriegschaos dem Bolschewismus in Fernost zugute kommen würde, nicht abbringen. Ribbentrop forderte nun offen einen dreiseitigen militärischen Beistandspakt zwischen Deutschland, Japan und Italien «im Hinblick auf den unvermeidlichen Konflikt mit den Westmächten». Am 6. November 1937 wurde dieser Pakt in Rom unterzeichnet. Er war der sichtbare Beweis, dass Hitler immer weiter von England abrückte, eine Tendenz, die Neurath erstmals im September nach Mussolinis Besuch bemerkt hatte. Seit 1922 hatte Hitler in England den zukünftigen Partner Deutschlands bei der Beherrschung der Welt gesehen. Er bewunderte freimütig die Rücksichtslosigkeit, mit der die Briten ihr Empire geschaffen hatten, und die Unbeirrbarkeit, mit der sie es seitdem zusammenhielten. Mit grossem Interesse hatte er Bücher über englisches Brauchtum gelesen. So wusste er z.B., dass die drei weissen Ringe auf den Krägen der Matrosen Admirals Nelsons grosse Siege versinnbildlichten. Des Öfteren hatte er geäussert: «Der Zusammenbruch des britischen Empire wäre ein grosses Unglück für Deutschland und ganz Europa.» Er entwickelte vage Pläne, wonach Deutschlands neue Wehrmacht Grossbritannien zur Verfügung stehen sollte, wenn seine Kolonien in Fernost angegriffen werden würden.

Ribbentrop teilte diese verstiegene Auffassung. Er rühmte sich der persönlichen Bekanntschaft mit einflussreichen Engländern. (Als Hitler Göring darauf hinwies, meinte dieser drastisch: «Ja, aber die Schwierigkeit ist, dass sie auch Ribbentrop kennen.») Anfangs hatte ihn Hitler zum Staatssekretär Neuraths machen wollen, aber nachdem der deutsche Botschafter in London gestorben war, bat ihn Ribbentrop um diesen Posten und versprach, die von Hitler angestrebte Allianz mit den Briten zustandezubringen. Er hatte den Führer bereits des Öfteren mit einflussreichen Engländern bekannt gemacht. 1945 erbeuteten die Amerikaner die Aufzeichnungen dieser Gespräche – so mit Lord Beaverbrook, dem Verleger des *Daily Express*, vom 22. November 1935, mit dem früheren Sekretär des englischen Kabinetts Tom Jones vom 17. Mai 1936, mit dem Dirigenten Sir Thomas Beecham vom 13. November 1936 und vielen anderen. Leider sind diese Dokumente wie auch andere, die in Zusammenhang mit Ribbentrops Verhandlungen mit den Briten stehen, seitdem verschollen. 1941 erklärte Ribbentrop dem türkischen Diplomaten Acikalin:

«Ich weiss, dass ich in manchen Kreisen als der ‚böse Geist‘ des Führers im Hinblick auf die Aussenpolitik angesehen werde. Tatsache ist, dass ich dem Führer immer geraten habe, alles nur irgend mögliche zu tun, um die Freundschaft mit England herbeizuführen. ... Ich habe dem Führer im Jahre 1935 gesagt, dass ich der Ansicht bin, dass England zum Kriege entschlossen sei.»

Als der neue Botschafter in London bot Ribbentrop Baldwin insgeheim ein «Schutz- und Trutzbündnis» an. Zwei Jahre später vertraute er seinen Mitarbeitern an, dass es ausgeschlagen worden sei.

Ribbentrop fand in London wohlwollende Aufnahme. Doch bald darauf wurde seine Position dadurch geschwächt, dass er der deutsche Delegierte beim Komitee für Nichteinmischung in Spanien war. Er wurde die Zielscheibe wachsender Kritik in London

(gerechtigkeitshalber muss jedoch gesagt werden, dass es seinem Nachfolger 1938 und 1939 nicht besser erging). Eine beispiellose, gegen Hitler und Ribbentrop gerichtete Zeitungskampagne setzte ein, die Whitehall in Verlegenheit brachte und zu der Erklärung veranlasste, dass man dagegen in einer Demokratie machtlos sei. Es war tragisch, dass Hitler nur wenige Engländer kennenlernte, die obendrein nicht repräsentativ waren. Er traf die Mitfords, Sir Oswald Mosley, Lord Rothermere, den Journalisten Ward Price. Auch mit dem Generalmajor J.F.C. Fuller, dem britischen Panzerexperten, führte er ein vertrauliches Gespräch. Im September 1936 verbrachte David Lloyd George, Grossbritanniens Premierminister während des Ersten Weltkrieges, als sein Gast zwei Wochen in Deutschland. Bewundernd schilderte er im *Daily Express*, wie Hitler Katholiken und Protestanten, Arbeitgeber und Handwerker, arm und reich zu einem Volk vereinigt hatte. (Der englische Pressezar Cecil King trug vier Jahre danach in sein Tagebuch ein: «Lloyd George erwähnte seine Begegnung mit Hitler und meinte, dass dieser die bedeutendste Persönlichkeit in Europa seit Napoleon sei, vielleicht sogar noch bedeutender als jener. Er sagte, dass wir seit den Tagen Attilas und seiner Hunnen es nicht mehr mit einem so strengen Asketen wie Hitler zu tun gehabt hätten.») Lloyd George und Hitler tauschten Erinnerungen an den Weltkrieg aus, und Hitler erging sich unbescheiden in Überlegungen, wie er geendet hätte, wenn er Kanzler und nicht nur ein Gefreiter gewesen wäre. Lloyd George gestand, dass 1918 die Briten fast klein beigegeben hätten, da nach Feldmarschall Haigs Einschätzung die Alliierten ihre Offensive nicht länger durchhalten könnten. Obgleich das eine schmeichelhafte Übertreibung war, wurde Hitler später, als sein Krieg in eine düstere Phase getreten war, nicht müde, seine verzagten Heerführer immer wieder darauf hinzuweisen.

Ende Mai 1937 erstattete Blomberg Hitler Bericht über die Krönungsfeierlichkeiten in London. Die Witwe König Georgs V.

hätte ihn ersucht, eine Wiederholung von 1914 zu vermeiden. Hitler hatte darauf nur eine skeptische Erwiderung.

Im Juni kam es zu einem weiteren Kontakt mit einem Repräsentanten der angelsächsischen Welt, als nämlich Mackenzie King, der zu Verschrobenheit neigende kanadische Premier, ein zwei-stündiges vertrauliches Gespräch mit ihm führte (in seinem umfangreichen Tagebuch schilderte Mackenzie King, welcher günstigen Eindruck er von der «konstruktiven» Arbeit der Nationalsozialisten gewonnen hatte). Hitler entnahm all den Berichten aus London, dass England eine kaum verschleierte Aufrüstung, insbesondere der RAF, betrieb; der Erfüllung seiner geheimen strategischen Ambitionen war folglich eine zeitliche Grenze gesetzt. Sein Militärattache Geyr von Schweppenburg berichtete am 19. Februar 1937 aus London: «Die Zeit spricht in jedem Kriege für England, aber nur dann, wenn zu Beginn solche Rückschläge ausbleiben, die die Fortsetzung der Kriegführung überhaupt unmöglich machen.» Geyr von Schweppenburg warnte 1937 in seinen Depeschen wiederholt vor der zunehmenden Schlagkraft Englands. Hitler war darüber offensichtlich erbittert. Hjalmar Schacht sah richtigerweise den Grund für seine Betroffenheit darin, dass das Marineabkommen, wonach Deutschland aus freien Stücken den Bau von Schlachtschiffen und Unterseebooten beschränkte, einseitig den Briten zugutekam.

1935 hatte Hitler Ribbentrop gesagt, dass er Admiral von Tirpitz' Fehler nicht wiederholen und sich nicht auf ein Wettrüsten einlassen werde. Er würde stillschweigend die Vormachtstellung der englischen Flotte anerkennen und hoffen, seinerseits für Deutschland als künftige Landmacht ähnliche Zugeständnisse zu erreichen. Doch dieses Quidproquo hatte sich bislang noch nicht eingestellt. Im September 1938 sollte der Stab der Seekriegsleitung zu folgender Beurteilung kommen:

«Im Laufe der letzten anderthalb Jahre erwuchs innerhalb der Marine und auch beim Führer die Erkenntnis, dass, entgegen

den Hoffnungen des Führers beim Abschluss des 35%-Abkommens, England in Zukunft als Gegner nicht auszuschalten ist.»

Im Oktober 1937 waren die englisch-deutschen Beziehungen in eine Phase getreten, die man am treffendsten mit «Entfremdung» bezeichnen könnte. Hitler bedauerte das und vertraute seinem persönlichen Adjutanten Schaub an, dass all das hätte vermieden werden können, wenn nicht König Eduard VIII. unter einem Vorwand zur Abdankung gezwungen worden wäre. Am 13. Mai 1942 behauptete Hitler, dass Eduard VIII. Deutschlands kolonialen Forderungen durch eine Besiedlung Nordaustraliens durch Deutsche entgegenkommen wollte, um so England einen mächtigen Schutzwall gegen Japan zu schaffen. Sein Nachfolger, Georg VI., sei jedoch ohne Durchsetzungsvermögen und schwankend in seinen Ansichten, äusserte Hitler im engeren Kreis. Er stehe gänzlich unter dem Einfluss seiner «üblen und antideutsch eingestellten Berater». Als Eduard im Oktober nach Berchtesgaden kam, teilte er im Gespräch Hitler manches mit, das diese Auffassung bestätigte. Ribbentrop schätzte ihn überdies «als eine Art britischen Nationalsozialisten» ein. Bedauerlicherweise ist die Aufzeichnung dieses Gesprächs aus den erbeuteten Dokumentensammlungen verschwunden. Und die Aufzeichnungen des britischen Kabinetts aus jener Zeit, die sonst der Forschung zur Verfügung stehen, bleiben bis zum Jahre 2037 unter Verschluss.

Ein weiterer, minder fassbarer Grund für Hitlers Rastlosigkeit war wohl die Erkenntnis, dass die Jahre verstrichen, indes sein weitgesteckter Plan unerfüllt blieb.

Zu den Kabinettsitzungen versammelten sich, mit abnehmender Regelmässigkeit, dieselben Personen, von denen kaum Inspiration zu erwarten war. Auf der Tagesordnung standen immer wieder dieselben erstickenden Staatsgeschäfte. Der Gestapobeamte Werner Best, der 1937 an solch einer Sitzung teilnahm, bemerkte, dass Hitler «zunehmend nervös, missmutig, ungeduldig, finster, schroff, misstrauisch, ungerecht, rechthaberisch und eigensinnig»

geworden war. War das noch der mitreissende Prophet der Kampfjahre? «Mit finsterner Miene», schrieb Best, «hörte er die Vorträge der Reichsminister an und sprach mit grollender Stimme und in schroffer Form. Ein deutlicher Widerwille gegen die behandelten Gegenstände, gegen die Form der Erörterungen und Argumentationen und vielleicht auch gegen die anwesenden Personen sprach aus Hitlers Verhalten.» Hitler hatte das Gefühl, als würde er dem Trägheitsmoment der Regierungsbürokratie unterliegen. Es waren dieselben Menschen, Prozeduren, Gebäude der Regierungen, die er ausgeschaltet und verachtet hatte. Seine Geringschätzung von Neuraths Aussenministerium war dafür ein Beispiel wie auch sein Hass auf bürokratische Verfahrensweisen und Rechtsanwälte. (Haider hörte zweimal von Hitler selbst: «Ich werde nicht ruhen, bis jeder Deutsche einsieht, dass es eine Schande ist, Jurist zu sein.») (Aussage im OKW-Prozess, 14. 4. 1948, Seite 1975).

Hitler wünschte sich eine neue Umgebung, neue Männer, neue Methoden. Er begann, Sonderbevollmächtigte zu ernennen, die neben den erstarrten Regierungsbehörden bestimmte Aufgaben erfüllen sollten. Das war weniger mühevoll als der Versuch, die letzteren aus ihrer Lethargie zu reissen. Das Amt Ribbentrop liefert dafür ein Beispiel. Ende 1937 fanden kaum noch Kabinettsitzungen statt. Dafür griff Hitler unmittelbar – über Lammers – in die Staatsgeschäfte ein, wenn er seine Entschlüsse ohne Diskussion direkt den Ministern und Generalen übermitteln wollte. Nun kamen die Dinge in Fluss. Das Ende einer Kabinettsregierung in Deutschland fiel somit mit dem Emporkommen seiner aggressiven Pläne, Lebensraum im Osten zu erobern, zusammen. Doch zur Erfüllung dieses ehrgeizigen Ziels war die Unterwerfung Österreichs und der Tschechoslowakei eine geographisch bedingte Notwendigkeit, wie man auch nach der Landkarte postulierte. Eine psychologische Voraussetzung war die geeignete Ausrichtung der öffentlichen Meinung. Im November 1938 sollte er mit

bemerkenswertem Freimut – nach dem Erreichen der ersten Phase (Österreich und die Tschechoslowakei) – erklären:

«Die Umstände haben mich gezwungen, jahrzehntelang fast nur vom Frieden zu reden. Nur unter der fortgesetzten Betonung des deutschen Friedenswillens und der Friedensabsichten war es mir möglich, dem deutschen Volk Stück für Stück die Freiheit zu erringen und ihm die Rüstung zu geben, die immer wieder für den nächsten Schritt als Voraussetzung notwendig war.»

Nun sei die Zeit gekommen, fuhr er in jener Geheimrede fort, die deutsche Öffentlichkeit psychologisch auf jede mit dem Ausland verbundene Krise vorzubereiten, bis das Volk selbst nach einer gewaltsamen Lösung verlange.

Das erste Ziel sollte Österreich sein. Seiner Vorstellung nach wollte er, falls möglich, den Sieg mit friedlichen Mitteln erringen. Doch das schlosse keineswegs ein späteres Blutbad aus:

«Wenn einmal die österreichische Frage gelöst wird, wird es nicht anders gehen, als dass Hunderttausende daran glauben müssen. Anders können wir dort nicht Ordnung schaffen.»

In Österreich hatte eine lautstarke, organisierte Kampagne für die Solidarisierung mit dem Reich eingesetzt. Im Juli 1937 war Hitler über die Teilnahme von Gruppen aus deutschsprachigen Gebieten ausserhalb der Reichsgrenzen – aus Österreich und der Tschechoslowakei – an dem grossen deutschen Sängerefest in Breslau tief bewegt. Er machte diesen Menschen Mut, als er in seiner Rede von den «fünfundneunzig Millionen Deutschen» sprach, von denen derzeit nur achtundsechzig im Reich lebten. Das war ein Hinweis auf das Ausmass seines Ehrgeizes. Die Gruppe aus Österreich, in farbenprächtiger Nationaltracht, stürmte zu seiner Tribüne vor. Die Frauen weinten fassungslos – eine Szene, auf die Hitler im privaten Kreis in den darauffolgenden Monaten immer wieder zu sprechen kommen sollte. Anfang Juli hatte er den SS-Gruppenführer Dr. Keppler zum Bevollmächtigten der Partei

für österreichische Angelegenheiten ernannt. Aber er hatte Keppeler warnend darauf hingewiesen, dass nur eine evolutionäre Lösung erstrebenswert sei. Einen Vorfall wie die Ermordung von Dollfuss konnte er sich nicht mehr leisten.

In der Tschechoslowakei gab es eine beträchtliche deutsche Minderheit. Abgesehen von den 150'000 nach der Volkszählung von 1930 in der Slowakei beheimateten Deutschen lebten noch dreieinhalb Millionen «eingeschlossen» in Böhmen und Mähren innerhalb der künstlich errichteten Grenzen der 1919 geschaffenen Tschechoslowakei. Laut Hitler hatten die Tschechen kein Anrecht auf Böhmen und Mähren. Denn sie seien erst im 6. und 7. Jahrhundert dort eingedrungen und hätten alles unterwandert. «Die Tschechen sind Meister im Unterwandern», erläuterte er im Oktober 1941, «das beweist das Beispiel von Wien. Vor dem Weltkriege sind von den 1800 k. u. k. Hofbeamten nur noch etwa 170 Deutsche gewesen, alles andere bis hinauf in die höchsten Stellen waren Tschechen.» Erinnerungen an den fanatischen Panlawismus der Tschechen waren in ihm seit seiner Schulzeit lebendig. Während des russisch-japanischen Krieges hatten seine tschechischen Schulkameraden mit den Russen sympathisiert, die deutschen hingegen mit den Japanern. «Als wir von dem Fall von Port Arthur hörten, weinten die kleinen Tschechen in meiner Klasse, während wir übrigen frohlockten», erinnerte er sich im September 1941.

Hitlers Strategie der Zerschlagung der Tschechoslowakei beruhte nicht nur auf emotionalen Motiven, sondern auch auf anderen Gründen. «Wer die Tschechoslowakei besitzt», legte er im engeren Kreis dar, «hat Mitteleuropa in seiner Gewalt.» Die Bündnisse der Tschechoslowakei mit Frankreich und Russland bestürzten ihn und machten ihn besorgt. Am 19. Januar 1937 hatte General Geyr von Schweppenburg aus London berichtet, es gebe konkrete Beweise dafür, dass sich der russische und der tschechische Generalstab über die Einzelheiten von russischen Luftoperationen ge-

gen Deutschland von tschechischen Flugplätzen aus einig geworden seien. Sowjetische Verbindungsoffiziere befänden sich bereits in Prag. Für Hitler wiederum war die Tschechoslowakei das geeignete Aufmarschgebiet für eine Invasion in die Ukraine.

Die meisten Volksdeutschen lebten im «Sudetengebiet» Böhmens und Mährens, wo tschechische und französische Ingenieure in jahrelanger Arbeit Befestigungsanlagen errichtet hatten, die der französischen Maginotlinie gleichkamen. Unter diesen Umständen wäre der tschechische Staatspräsident, Dr. Eduard Benesch, wohlberaten gewesen, jeden Anlass für Streitigkeiten mit den Deutschen in diesen Gebieten zu vermeiden. Doch stattdessen begann er, die Tschechisierung der Lokalbehörden voranzutreiben, wodurch der deutschstämmige Bevölkerungsanteil zu einer unterbeschäftigten und verbitterten Minderheit wurde. Aussenminister von Neurath hatte vergebens versucht, Benesch zu einer Abschwächung dieser Politik zu bewegen.

Deutschlands Beziehungen zur Tschechoslowakei beruhten formell auf dem 1925 unterzeichneten Schiedsvertrag, der im Locarnovertrag enthalten war. Aus taktischen Gründen hatte ihn Hitler nach der Besetzung des Rheinlandes 1936 nicht aufgekündigt. Als ihm nun das Auswärtige Amt eine nützliche formalrechtliche Handhabe bot, die ein Umgehen des Vertrages ermöglichte, wandte sich Hitler dagegen. Er wollte nach eigenen Worten jeglichen Verdacht eines Vorgehens gegen die Tschechoslowakei, das er dennoch plante, vermeiden.

Die Frage war nur: Wann sollte er zuschlagen? Spitzzy erinnerte sich später an eine Szene, als nämlich Hitler, die goldgeränderte Brille auf der Nase, die neuesten Agenturmeldungen überflog, indes ihm Ribbentrop über die Schulter schaute. «Mein Führer», sagte Ribbentrop, «ich glaube, wir werden bald das Schwert ziehen müssen.»

«Nein, Ribbentrop», erwiderte Hitler. «Jetzt noch nicht.»

Im November 1937 bezweifelte er, dass seine militärischen Be-

fehlshaber kriegsbereit seien. Zweimal wandte sich Göring mit der Frage an Blomberg, ob die Generale Hitler bedingungslos folgen würden. Offensichtlich hatte die Partei hinsichtlich der Loyalität der Wehrmacht Bedenken.

Blombergs letzte Weisung an die Wehrmacht vom Juni 1937 war vornehmlich defensiver, nicht offensiver Natur gewesen. Sie handelte lediglich von zwei kleineren Angriffsplänen im Eventualfall: dem Fall «Otto», einem Angriff auf Österreich, wenn es dort zur Restauration der verhassten Habsburger Monarchie kommen sollte, und dem Fall «Grün», einem Überraschungsangriff auf die Tschechoslowakei beim Einfall Frankreichs oder Russlands in Deutschland (es musste verhindert werden, dass russische Luftstreitkräfte die inzwischen fertiggestellten Flugplätze in der Tschechoslowakei verwenden konnten). Fritsch hatte pflichtgemäss die zuständigen Heeresstellen beauftragt, Pläne zur Überwindung der tschechischen Befestigungen auszuarbeiten. Hitler schien es jedoch, dass es dem Heer an der nötigen Einsatzfreude fehle. Zweifellos mangelte es dem Heer an Munition und Waffen für einen längeren Konflikt.

Das war ein Problem, mit dem sich die Wehrmacht bisher noch nicht hatte beschäftigen müssen. Aus Unterlagen geht hervor, dass es in Deutschland vom Herbst 1936 an in zunehmendem Mass an Eisen und Stahl mangelte. Anfang 1937 wurden die drei Waffengattungen angewiesen, ihren Bedarf zu drosseln. Das führte zu lautem Protest. Die Marine wandte sich mit Nachdruck gegen eine Reduzierung des Schiffsbauprogramms, nachdem nun die Seemacht Grossbritannien als möglicher Gegner feststand. Insbesondere mussten mehr Unterseeboote gebaut werden. Doch die Lücke liess sich nicht schliessen. Die Marine forderte jeweils 88 400 Tonnen Stahl in den Monaten Juni, Juli und August 1937 und danach monatlich 77 400 Tonnen. Aber man sagte ihr nur 45'000 Tonnen zu. Selbst diese Menge war fraglich, da die Marine im April lediglich 23 600 Tonnen erhalten hatte. Raeder teilte Hitler

mit, dass folglich die für 1938 geplanten Stapelläufe – zwei Schlachtschiffe (die *Bismarck* und die *Tirpitz*), zwei schwere Kreuzer und zwei Flugzeugträger – bis auf den Stapellauf eines Kreuzers und eines Flugzeugträgers verschoben werden müssten. Auch der Bau von Werften würde davon betroffen werden. Es kam zu einem hitzig geführten Streit zwischen den einzelnen Waffengattungen. Die Luftwaffe wies darauf hin, dass sie monatlich 70'000 Tonnen Stahl erhalte, was ihre Aufrüstung nur zu 75 Prozent zulasse und den Ausbau der zivilen Luftverteidigung unmöglich mache. Wenn sie monatlich nicht zumindest 48 825 Tonnen *mehr* erhielte, würde das Rüstungsprogramm der Luftwaffe erst 1947 vollendet sein. Auf Blombergs Anraten beorderte Hitler die aufgebrachten Oberbefehlshaber zur Beilegung des Streits in die Reichskanzlei.

Vor diesem Hintergrund muss man die sogenannte «Hossbach-Konferenz» vom 5. November 1937, eine von Hitlers bedeutungsvollsten Geheimbesprechungen, sehen. Hitler beschloss bei dieser Gelegenheit, den Anwesenden den wahren Kern seiner Ambitionen zu enthüllen, ihnen zumindest ein Gefühl der Dringlichkeit zu vermitteln, oder, wie er zu Göring meinte, «Fritsch ein wenig Dampf zu machen.» Oberst Hossbach, der Wehrmachtsadjutant, schrieb fünf Tage danach, am 10. 11. 1937, eine Zusammenfassung des Besprochenen. Ein Teil ist erhalten geblieben, wie auch ein verschlüsseltes Telegramm, das der französische Botschafter um 19 Uhr am darauffolgenden Tag nach Paris geschickt hatte. Darin berichtete er mit verblüffender Genauigkeit von Hitlers ungewöhnlich langer Besprechung und von der erstaunlich grossen Anzahl der Generale und Admirale, die in die Reichskanzlei beordert worden waren. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass Görings *Forschungsamt* das Telegramm François-Poncets entschlüsseln konnte, worauf Blomberg eine strenge Untersuchung anordnete, um den Gewährsmann des französischen Botschafters aufzuspüren. Aus diesem Grund enthalten die im deutschen Mari-

nearchiv vorhandenen Aussagen viel Backgroundmaterial über die «Hossbach-Konferenz».

Es war keine Kabinettsitzung. Wie Hitler erklärte, wgr das Thema für eine derartige Zuhörerschaft viel zu bedeutungsvoll. Doch um den Ernst der Zusammenkunft zu betonen, liess er, wie er Göring anvertraute, neben Blomberg, Göring, Raeder und Fritsch auch den Aussenminister kommen. Hitlers übrige fünf Adjutanten waren ausgeschlossen. Er wies sie an, im «Wintergarten», in einem Flügel der Reichskanzlei, seinem offiziellen Amtssitz, zu warten. Die Glastüren wurden hinter ihnen geschlossen und der schwere Vorhang zugezogen. Das Dutzend Munitionsexperten und Wehrwirtschaftsführer, die Blomberg gleichfalls herbeibeordert hatte, vergebens, wie es sich heraussteilen sollte, musste vier Stunden im Rauchzimmer nebenan zubringen. Nach der ersten Hälfte der Besprechung kam Neurath heraus, ohne jedoch ein Wort an sie zu richten. Als die Konferenz um 20.30 Uhr endete, hörte man: «Die Marine hat gesiegt!» und «Nur die Marine hat 20'000 Tonnen bekommen.»

Der Grund für Neuraths Wortkargheit ist verständlich. Unter Zuhilfenahme von Notizblättern hatte Hitler abermals von seinem Entschluss gesprochen, durch einen Krieg Deutschlands «Lebensraumprobleme» in den kommenden fünf oder sechs Jahren zu lösen, da Deutschland kaum darauf hoffen konnte, in der Nahrungsmittelproduktion autark zu werden und die Länder mit einer Überproduktion an Nahrungsmitteln diese wohl schwerlich freiwillig mit Deutschland teilen würden. Als erste Phase der Lösung des Lebensraumproblems würde er unter gewissen Umständen einen «Blitzangriff» während des Jahres 1938 auf die benachbarte Tschechoslowakei einleiten, das heisst, falls es in Frankreich zu einem Bürgerkrieg kommen sollte oder falls das Vorgehen Italiens im Mittelmeerraum im folgenden Sommer zu einem regelrechten Krieg mit Grossbritannien und Frankreich führen würde.

Hitler sprach mit solchem Nachdruck, dass Fritsch seinen bereits geplanten Urlaub, der in zehn Tagen beginnen sollte, verschieben wollte. Göring schlug die Einstellung der deutschen Operationen in Spanien vor. Blomberg und Fritsch beschworen Hitler, einen Zweifrontenkrieg zu vermeiden, das heisst, zu verhindern, dass Grossbritannien oder Frankreich Deutschland den Krieg erklärten. Doch Hitler war der Ansicht, dass England die Tschechoslowakei bereits stillschweigend abgeschrieben hatte und Frankreich sich anschliessen würde.

Man erhob sonst keinerlei Einwände gegen Hitlers Pläne, weder damals noch später. Göring gab eilends neue Anweisungen an die Luftwaffe. Und im Dezember verfasste Blomberg eine neue Direktive für die Wehrmacht, in der er mit unmittelbarer Wirkung den Planungsschwerpunkt auf den Fall «Grün», den Blitzangriff auf die Tschechoslowakei, verlagerte. Die den Fall «Grün» betreffende Weisung wurde am 21. Dezember von Blombergs Ministerium herausgegeben. Wenn Deutschland bereit war, konnte der Angriff auf die Tschechoslowakei stattfinden, wodurch das Lebensraumproblem gelöst werde – eine interessante Übersimplifizierung –, selbst «wenn die eine oder andere Grossmacht gegen uns eingreift.» Natürlich müssten zuvor die Befestigungen an der Westgrenze verstärkt werden, da Deutschland dort zahlenmässig zu schwach sei. Doch Hitler würde nach Möglichkeit einen Zweifrontenkrieg oder andere militärisch oder wirtschaftlich bedenkliche Risiken vermeiden. Sollte sich die politische Lage nicht zum besten entwickeln, hiess es in der Direktive, würde «Grün» um einige Jahre verschoben werden. Andererseits könnte es jedoch zu einer Situation kommen, in der die Tschechoslowakei bis auf Russland ohne alle potentiellen Verbündeten dastehe: « ... so wird der Fall ‚Grün‘ auch vor der erreichten vollen Kriegsbereitschaft Deutschlands eintreten.»

Blombergs Direktive führte als Ziele des Falles «Grün» die rasche Besetzung von Böhmen und Mähren auf, der grössten westlichen

Landesteile der Tschechoslowakei, und ferner die gleichzeitig verlaufende politische Union mit Österreich, wobei militärischer Einsatz nur dann in Frage käme, wenn «andere Mittel» sich zuvor als erfolglos erwiesen hätten.

Kriegsminister von Blomberg hatte den Entwurf dieser Weisung gebilligt und war dann am 15. Dezember mit seiner unseligen Freundin für eine Woche nach Oberhof gefahren. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch, war nach Ägypten gereist, um dort seinen zweimonatigen Urlaub zu verbringen, wobei ihn die Gestapo beschattete. Ende Januar 1938 sollte keiner von beiden mehr im Amt sein.

Eine bezeichnende Fehlinterpretation in Blombergs Direktive zeigt, wie wenig der Kriegsminister das Ausmass von Hitlers Ambitionen erfasst hatte – die Ansicht nämlich, dass der erfolgreiche Abschluss von «Grün» das «Lebensraumproblem» lösen werde.

Wer Kapitel XIV in «Mein Kampf» gelesen hatte, wusste, dass Hitler weitaus mehr ins Auge gefasst hatte. In all den Jahren hatte ihn der Gedanke an Russland nicht losgelassen. Schon in seinen ersten Reden hatte er die Aufmerksamkeit auf die Weite dieses Landes gerichtet. Wenn man an seine eigentlichen Ziele in den folgenden Jahren den einzig angebrachten Massstab anlegt, nämlich seine *langfristige materielle Vorbereitung*, verbleibt nur ein «Traumland» – das neue Reich, das im Osten seiner harne.

Ein Hinweis auf die materiellen Vorbereitungen befindet sich im deutschen Marinearchiv. Es handelt sich um ein Schreiben des Hafenkommendanten im ostpreussischen Pillau, der über ein im Juni 1937 stattgefundenes Gespräch zwischen Hitler und dem dortigen Gauleiter, Oberpräsident Erich Koch, berichtet. Hitler hatte demnach auf Pillaus künftige Bedeutung als Marinebasis hingewiesen, die «einstmals stärker als Kiel und Wilhelmshaven ausgebaut werden» würde, damit sie in den nachfolgenden Jahren eine grössere Flotte aufnehmen könne.

«Nach Ansicht und Absicht des Führers würde in absehbarer Zeit – in vielleicht 6 bis 7 Jahren – der Zeitpunkt gekommen sein, wo Deutschland aus einer, bis dahin defensiven Politik zu einer offensiven Betätigung übergehen könne; die Entwicklung im europäischen Raum würde hierbei nur nach Osten hin möglich sein.»

Es war bezeichnend, dass Hitlers Oberbefehlshaber der Marine, Admiral Raeder, davon erst auf Umwegen über Parteikanäle erfuhr. Hitler liess die deutsche Öffentlichkeit über seine wahren Ziele konsequent im Dunkeln. Zudem gab es nur wenige, die weit genug in die Wirrnis von «Mein Kampf» vorgedrungen waren. Aber selbst die Oberbefehlshaber der Wehrmacht hielt er bis zum Vorabend einer neuen militärischen Entwicklung im ungewissen. Nur bewährte Parteigenossen wurden rechtzeitig informiert. Es ist bedauerlich, dass von den meisten wichtigen Geheimreden Hitlers vor seinen Gauleitern, wie den vom 2. Juni 1937, auf die Koch wahrscheinlich anspielte, keine Aufzeichnungen aufgefunden wurden. Eine Rede, am 23. November 1937 vor Amtsleitern und Kreisleitern gehalten, ist als Schallplattenaufzeichnung erhalten geblieben. In dieser Rede rief Hitler aus: «Das ganze britische Weltreich ist noch nicht einmal mit soviel Blut gemacht worden, als wir im Ersten Weltkrieg an Toten hatten.» Er klagte, dass die Deutschen bereits einmal Europa in den Händen gehalten hätten, bis es dann schwächlichen Monarchen aus den Fingern glitt. «Monarchien sind höchstens geeignet, Erobertes zu bewahren. Weltreiche werden nur aus revolutionären Kräften geboren.» Später fährt er fort: «Heute hat die deutsche Nation endlich das bekommen, was ihr jahrhundertlang fehlte, nämlich eine Organisation der Volksführung.»

Hitler war an überseeischen Eroberungen nicht interessiert, wie er in der «Hossbach-Konferenz» am 5. deutlich machte. Denn Kolonien könnten stets durch eine Blockade der britischen Flotte von Deutschland abgeschnitten werden. «Die einzige, uns vielleicht

traumhaft erscheinende Abhilfe läge in der Gewinnung eines größeren Lebensraumes.» Dieses Ziel definierte er folgendermassen: «Auch die Rohstoffgebiete seien zweckmässiger im unmittelbaren Anschluss an das Reich in Europa und nicht in Übersee zu suchen.» Als Lord Halifax, der englische Staatsmann, ihm am 19. November in Bayern einen Besuch abstattete, um mit ihm über dessen Ansichten über den Erwerb von Kolonien zu diskutieren, auf Kosten einer anderen europäischen Macht und nicht Grossbritanniens, gelang es ihm nicht, Hitlers Interesse zu wecken. Halifax wollte diesbezügliche Verhandlungen mit der Forderung nach einseitiger deutscher Rüstungsbeschränkung verbinden[^]was für Hitler unannehmbar war. Zudem war Hitler der Auffassung, dass die einstigen Kolonien in Ostafrika Deutschland von Rechts wegen zustanden und keineswegs Objekte eines politischen Handels waren.

Ende 1937 wurde deutlich, dass das kommende Jahr von zwei Faktoren bestimmt werden würde – von Hitlers fester Entschlossenheit, den Kampf um Lebensraum und um ein Reich im Osten zu beginnen, und von der wachsenden Gewissheit, dass im Westen Grossbritannien alles tun würde, was in seiner Macht stand, um dies zu vereiteln.

Ende Dezember, am 27. Dezember 1937, hatte Ribbentrop als Botschafter in London in einem Schreiben die Haltung Englands gegenüber Deutschland zusammengefasst.“ Es sehe Deutschland als seinen gefährlichsten potentiellen Gegner an, da allein Hitler das Herz des Britischen Empire, nämlich England selbst, bedroh-

* Dieses Dokument ist der deutliche Beweis, dass Ribbentrop, im Gegensatz zu der bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen 1946 entstandenen Legende, Hitler warnend darauf hinwies, England werde kämpfen. Ich führe mehrere Zitate an, da dieses Schriftstück von den Herausgebern der alliierten Dokumentenpublikation, den *Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik* «nicht aufgefunden» worden ist.

te. Ribbentrop teilte ferner mit, dass Chamberlain gegenwärtig eine neue Initiative in der Hoffnung vorbereite, den Frieden in Europa zu sichern. England wolle dafür Kolonien anbieten und sei hinsichtlich Österreich und der Tschechoslowakei zu gewissen Konzessionen bereit. Doch er warnte zugleich, dass zwar das englische Volk in Mehrheit für eine Verständigung mit Deutschland eingestellt sei, aber die feindselig gestimmte Führungsschicht die Öffentlichkeit jederzeit z.B. durch Greuelnachrichten über das NS-Regime für einen Krieg gewinnen könne. Es gebe, schrieb Ribbentrop, eine «heroische» Führungsschicht, die vor einem Krieg nicht zurückschrecken würde, um ihre materiellen Interessen als auch ihre Machtstellung in der Welt zu schützen. «Sind die besseren Chancen einmal auf Englands Seite, wird es kämpfen.» Ribbentrop berichtete noch, dass England sich darauf vorbereite, 1939 eine unnachgiebigere Haltung einzunehmen. Er selbst würde das allerdings wegen des nachhinkenden Marinebauprogramms etwas später ansetzen. Er sei der Ansicht, dass England und Frankreich vorläufig überlegten, welche Kolonien sie anbieten sollten. Ribbentrop sah richtig voraus, dass England im Februar oder März 1938 ein geheimes Angebot unterbreiten würde. Sein Rat an Hitler lautete, sich auf die unvermeidlichen Bindungen, wie eine deutsche Rüstungsbeschränkung und eine Garantie für die Tschechoslowakei, nicht einzulassen, solange es die angebotenen Kolonien nicht wert waren. Er selbst habe ein ungutes Gefühl. Vermutlich versuchten die Briten, die genau wussten, dass Hitler das Anerbieten nicht akzeptieren würde, sich ein Alibi zu verschaffen, um Deutschlands Halsstarrigkeit zu demonstrieren.

Seine Schlussfolgerung lautete:

«Wenn England auch in Zukunft versucht, Deutschland zu blockieren, kann kein Zweifel bestehen, dass die beiden Länder endgültig auseinandertreiben werden. – Trotzdem scheint es mir richtig, dass unsere zukünftige Politik mit England weiter auf Ausgleich gerichtet bleibt. Die Botschaft wird daher auch

konstant in Richtung einer deutsch-englischen Verständigung arbeiten.»

Am 2. Januar 1938 korrigierte Ribbentrop seine Auffassung erheblich. In einer Depesche an Hitler meinte er abschliessend, dass sich zwar Deutschland weiterhin um eine Verständigung mit Grossbritannien bemühen solle, aber insgeheim ein eigenes Bündnissystem anstreben müsse. Er schrieb an den Führer:

«Heute glaube ich nicht mehr an eine Annäherung. England möchte kein Deutschland von überragender Stärke als ständige Bedrohung seiner Inseln in seiner Nähe haben. Deswegen wird es auch kämpfen.»

Die Folge war, dass Hitler im Januar plötzlich den Bau von mehr Schlachtschiffen forderte. In einem Dokument über das Marinebauprogramm heisst es:

«Rüstungspolitisch hatte der Führer Anfang 1938 anlässlich eines Vortrags des Oberbefehlshabers der Marine über den Schiffsbauplan eine wesentliche Verstärkung der Flotte und damit zusammenhängend eine erhebliche Verschärfung des Bautempos befohlen. Bis Ende 1944 sollten z.B. nicht, wie bis dahin vorgesehen, 4, sondern 6 neue Schlachtschiffe des Typs «H» fertig sein.»

Raeder war damit einverstanden, sofern er die dafür erforderlichen Facharbeiter und Rohstoffe für seine Werften erhielt. Ribbentrops Warnungen beschleunigten Hitlers Programm. Am 21. Januar 1938 hielt er nach einem Napola-Lehrgang in Berlin vor Militärs die erste von vielen Reden. Laut Oberst Jodls Tagebuch dauerte sie zweieinhalb Stunden. Aus einer erhalten gebliebenen dreiseitigen getippten Zusammenfassung, deren Autor nicht feststeht, geht hervor, dass Hitler mit einer eingehenden Schilderung des Römischen Reiches begann und danach ausführte, wie das Christentum der westlichen Zivilisation die erforderliche innere Einheit verliehen habe, damit sie die Invasionen aus dem Osten abwehren könne. Sodann verglich er den Bolschewis-

mus mit dem Nationalsozialismus und die parlamentarische Demokratie mit dem Einheitsstaat.

«Es kann nur einer führen, der aber auch allein die ganze Schwere der Verantwortung trägt. Sie ist sehr schwer. Glauben Sie, meine Generale, ich habe bei meinen schweren Entscheidungen schlaflose Nächte gehabt, und nun sind meine Nerven zerrüttet, und ich schlafe überhaupt nicht mehr in der Sorge um Deutschland.»

Er legte dar, dass Deutschlands Ernährungslage besonders bedenklich sei.

«Der deutsche Boden erzeugt bei guten Ernten gerade den Bedarf für die jetzige Bevölkerungszahl des Volkes für ein Jahr. Bei einer nur mittelguten Ernte fallen schon mehrere Monate für die Ernährung aus. Bei einer schlechteren oder schlechten Ernte, wie sie ganz bestimmt einmal kommen wird, hat das deutsche Volk vielleicht nur für ein Vierteljahr oder ein Halbjahr seine Ernährungsgrundlage, und das bei dem gegenwärtigen Bevölkerungsstand. Die Bevölkerungszunahme Deutschlands beträgt jährlich 600'000 Köpfe. Das sind in zehn Jahren 6 Millionen. Wie soll nun weiter das deutsche Volk sich ernähren können? Es ist nur möglich, wenn wir neuen Raum gewinnen, den wir uns gewaltsam schaffen müssen.»

Das war der Punkt, auf den Hitler zusteuerte. Das Ende seiner Rede lautete:

«Es ist die Lage Deutschlands eigentlich trostlos, und ich mühe mich in Tagen und Nächten um eine Lösung. Eine Erkenntnis führt mich dazu, dass die Lage des deutschen Volkes trotzdem hoffnungsfreudig ist; wenn wir die herrschenden Völker der Erde, Engländer, Franzosen, Amerikaner, betrachten, so ergibt sich aus den Statistiken, dass nur ein verschwindend geringer Teil, 40-50 Millionen, reinblütiger Angehöriger des Führerlandes Millionen anderer Menschen und riesige Flächen der Welt beherrscht. Es gibt nur ein einziges Volk der Erde, das in

grosser Geschlossenheit, in einheitlicher Rasse und Sprache eng zusammengedrängt im Herzen Europas wohnt, das ist das deutsche Volk mit seinen 110 Millionen Deutschen in Mitteleuropa. Dieser Vergleich macht mich hoffnungsfreudig, und diesem geschlossenen Block Mitteleuropas wird und muss einmal die Welt gehören.»

Die Glücksgöttin

Eine kalkgraue Trümmerstätte ist alles, was übriggeblieben ist vom Berghof, von Hitlers hoch über der Stadt Berchtesgaden erbautem Landsitz, wohin er sich am Morgen des 6. Februar 1938 begab.

Nach den Verwüstungen durch einen englischen Bombenangriff im Jahre 1945 wurden die Überbleibsel einige Jahre danach von der amerikanischen Besatzungsmacht gesprengt. Hierher kam Hitler, wenn er eine heitere Atmosphäre suchte und sich Zeit nehmen wollte, um über seine künftigen Schritte nachzudenken. Mochte über München oder dem Chiemsee Dunst oder Nebel lasten, in diesem Winkel Bayerns schien stets die Sonne zu leuchten. Seitdem Hitler einmal in halsbrecherischer Fahrt auf dem Soziussitz eines Motorrades über die holprigen Bergstrassen gefahren worden war, hatte es ihm die Landschaft um den Obersalzberg angetan, diese grüne Bergkette mit Seen und Kiefernwäldern, samtigen Almen und grasenden Kühen. Auf diesen Berg hatte ihn Dietrich Eckart, ein vermögender Dichter und einer seiner ersten Mäzene, der der nationalsozialistischen Partei ihren Kampftruf «Deutschland erwache!» gegeben hatte, aufmerksam gemacht. Ende der zwanziger Jahre hatte Hitler das Haus Wachenfeld mit einem 6800 Quadratmeter grossen Grundstück von den Tantiemen aus dem Verkauf von «Mein Kampf» und vom Honorar der unter einem Pseudonym von der Hearst-Presse und der *New York Times* veröffentlichten Artikel erworben. Um das Haus schuf er sich seinen Berghof. Die Luft war rein und frisch. «Luft ist die allerfeinste Form der Nahrung», pflegte er zu sagen. In der Folgezeit beauftragte er Martin Bormann, den stämmigen Stabsleiter im Amt Hess, mit der Verwaltung des Berghofs, eine Stellung, die diesem allmählich auch die Kontrolle über Hitlers Haushalt verschaffte.

Bormann, ehemals Gutsverwalter im Mecklenburgischen, hatte sich mit Durchtriebenheit und einer nahezu aufdringlichen Freundlichkeit, sowohl gegenüber Ranggleichen wie auch Untergebenen, emporgearbeitet. 1932 war er noch Leiter der Versicherungsabteilung der SA gewesen, hatte den in Strassenschlachten verletzten Braunhemden Schmerzensgelder ausgezahlt. Anfang 1945 war er einer der mächtigsten Männer in der deutschen Innenpolitik. Er war ein unermüdlicher Arbeiter und achtete darauf, dass Hitler auch davon erfuhr. Er lud sich telefonisch zu Hitlers Mittagstafel ein und sagte dann in auffälliger Weise «wegen dringlicher Amtsgeschäfte» ab. Oder er verspätete sich und verwandte eine ähnliche Entschuldigung. Wegen seiner Arbeitswut war Bormann bei den behäbigen und geniesserischen Militärs und Bürokraten verhasst. Er konnte sieben Tage in der Woche Tag und Nacht arbeiten. «Ich habe seit 1933 ... gearbeitet wie ein Pferd», schrieb er nach Hess' wunderlichem Alleingang im Jahre 1941. «Ja, mehr als ein Pferd, denn ein Pferd hat seinen Sonntag und seine Nachtruhe, und ich habe in den vergangenen Jahren kaum einen Sonntag und meistens herzlich wenig Nachtruhe gehabt.»

Hitlers Wort war für Bormann Befehl. Bormann kaufte die angrenzenden Grundstücke auf, um die Ungestörtheit des Berghofes zu wahren. Er liess die alte, unweit über dem Berghof gelegene Pension Platterhof abreißen und errichtete dort ein geräumiges Hotel. Denn der Berghof sollte zu einer Art Pilgerstätte werden. Einmal machte Hitler die Bemerkung, dass ein Gehöft die Aussicht verschandle. Als er beim nächsten Mal in die Runde blickte, war es verschwunden. Das Grundstück war planiert und mit frischem Rasen bedeckt. Am 13. Juni 1937, einem Sonntag, trug Bormann in sein Tagebuch ein: «Der hochsommerlichen Hitze wegen wünscht sich der Führer zum täglichen Vorbeimarsch einen Baum; Baum in München bestellt.» Vier Tage danach wurde die Linde eingepflanzt. (Am 1. Juli 1937 notierte Bormann in aller

Hast in seinem Tagebuch: «Möglichst täglich Besichtigung der Baustellen. Antreiben, antreiben!»)

Das Ritual des täglichen Vorbeimarsches bildete einen Teil des Hitler-Kultes. Tausende strömten zum Berghof, um ihn leibhaftig zu sehen. Sie waren seine Untertanen, er ihr Führer. «Der Führer ist jetzt am Obersalzberg», schrieb Autobahnbauer Fritz Todt einem Freund, «und lässt, wenn nichts Besonderes vorliegt, jeden Tag nach Tisch, also etwa zwischen 2-3 Uhr diejenigen, die durch den Garten gehen wollen, durchgehen und begrüsst sie. Es ist immer ein sehr netter, herzlicher Zug dort oben am Obersalzberg. ... Man soll allerdings ohne zu rufen mit stillem Gruss durchgehen; nur Kinder dürfen herüber zum Führer springen.»

Bormann liess neue Strassen auf dem Berg anlegen, Mannschaftsunterkünfte und Flakstellungen bauen. Das Dach einer neuen Kaserne für die SS-Wachen konnte man hinter dem Berghof aus einer Mulde emporragen sehen. Weitere Unterkünfte lagen beiderseits der einzigen Zufahrtsstrasse aus der Stadt. Das Prunkstück des neuerbauten Berghofes war die «Grosse Halle», ein Raum von über 20 Meter Länge. Eine ganze Wand bestand aus einem Panoramafenster. Stolz erzählte Hitler seinen Besuchern: «Ich habe eigentlich ein Haus um ein Fenster herum gebaut.» Man blickte über das Tal bis hin zu den fernen mit Kiefern bewachsenen Berghängen, so dass Besucher, die ahnungslos die Grosse Halle betraten, einen Augenblick lang die befremdende Vorstellung hatten, sie sähen einen in ungewöhnlich leuchtendem Grün gehaltenen Wandteppich, bis sich ihre Augen schliesslich auf die Weite einstellten und sie die fernen Umrisse der Bäume auf dem Untersberg erkannten.

Aus den Steinbrüchen am Untersberg wurden später die Quader aus rotem Marmor gehauen, aus denen Hitler seine Berliner Reichskanzlei bauen liess. In einer Sage heisst es, dass sich in diesem Berg Kaiser Barbarossa befindet, der nicht gestorben ist, sondern dort schon seit tausend Jahren sitzt – sein Bart sei mittlerweile

durch den Tisch gewachsen und dass er eines Tages wiederkehrt, wenn Deutschland seiner bedarf, um die Macht und Ordnung wiederherzustellen.

In der Grossen Halle des Berghofes stand ein überlanger, schwerer Tisch mit einer Platte aus rotem Marmor, der von der gegenüberliegenden Talseite stammte. Darauf legten allmorgendlich die Adjutanten die Post, die Zeitungen und die neuesten Depeschen aus Berlin. Auf derselben Marmorplatte wurden später Landkarten von Europa und Seekarten ausgebreitet. Eine Fotografie aus dem Jahre 1940 zeigt den über die Karten gebeugten Führer, umgeben von Generalen und Adjutanten: Walther von Brauchitsch, Fritschs willfährigen Nachfolger als Oberbefehlshaber des Heeres, den Generalstabschef des Heeres, den Adjutanten der Wehrmacht Schmunt und Wilhelm Keitel, der bezeichnenderweise einen Schritt hinter Hitler steht. Die Topfpflanzen hat man ans Tischende geschoben, wo Schmunt achtlos seine lederne Dokumententasche abgestellt hatte. General Jodl, der Chef des Wehrmachtsführungsamtes, steht mit verschränkten Armen ausdruckslos vor einem prächtigen Gobelin.

Auf der Rückseite dieser Momentaufnahme notierte Jodl mit Bleistift: «31. Juli 1940. Auf dem Berghof. Der Führer entwickelt einen kurz vorher gefassten Entschluss, und es ist gut, dass man die Karten nicht erkennen kann.»

Es waren Karten der Sowjetunion. In der Grossen Halle verkündete Hitler den lauschenden Generalen seinen Entschluss, in Russland einzufallen.

Nationalsozialistische Schwärmer sahen im Berghof die pulsierende Kraftquelle des Reiches, umtost von der lauten Betriebsamkeit der Geheimboten, uniformierten Ordonnanzen und Adjutanten. Hitlers Hofstaat hatte da einen anderen Eindruck. Die Tage verstrichen mit monotoner Gleichförmigkeit. In dem dickwandigen Gebäude herrschte eine Stille wie in einer Kathedrale. Nur dann und wann unterbrach sie das Kläffen zweier Scotchterrier, die

einer jungen Frau gehörten, die unauffällig im ersten Stock wohnte, oder das Lachen der Kinder eines Adjutanten, die zu Besuch gekommen waren. Es war nicht verwunderlich, dass Hitlers Mitarbeiter jede Gelegenheit nützten, um die behaglichen Gasthäuser in Berchtesgaden oder in den Dörfern weiter unten im Tal aufzusuchen.

Hitler schlief bis zum späten Vormittag, indessen die Hausangestellten geräuschlos die Täfelung säuberten, die Treppe aus rotem Marmor polierten oder die kostbaren Kunstwerke abstaubten – den Tintoretto, den Tiepolo, den kleinformatigen Schwind. Die Mittagsmahlzeit wurde gemeinsam eingenommen, Hitler sass am Kopfende der Tafel, die junge Frau zu seiner Linken. Die Tischgespräche drehten sich um Filme, Theateraufführungen oder die Mode. Wenn Bormann anwesend war, hänselte ihn Hitler wegen seiner landwirtschaftlichen Ambitionen oder wegen des prächtigen, aber übelriechenden Mustergutes, das die Partei unlängst wenige hundert Meter entfernt aufgebaut hatte.

Kurzum, Hitlerjgab sich als Landjunker. In bequemer Tweedkleidung unternahm er zusammen mit geladenen Gästen ausgedehnte Spaziergänge. Neue befestigte Wege waren angelegt und ein kleines Teehaus war gebaut worden, von wo aus man eine atemberaubend schöne Aussicht auf das Tal und die dahinter liegende Salzburger Landschaft hatte, auf die österreichische Heimat des verfeimten Hitler. Stundenlang konnte er im Teepavillon sitzen und dem Geplauder seiner Freunde lauschen. In den darauffolgenden Jahren nickte er zuweilen ein, bis es dann an der Zeit war, zum Berghof – zum Abendessen und zur Filmvorführung – zurückzukehren. Zum Abendessen trugen die Damen eine formellere Garderobe. Die Mahlzeiten waren von puritanischer Schlichtheit. Hitler hatte früher Fleisch gegessen, dann aber – nach einem tragischen Selbstmordfall, der sich 1931 in seiner Münchner Stadtwohnung zutrug – plötzlich erklärt, dass er Vegetarier sei, eine Marotte, für die er später alle möglichen Gründe angab. So habe er

nach dem Verzehr von Fleisch Körpergeruch festgestellt. Oder das menschliche Gebiss sei für vegetarische Speisen geschaffen, eine Ansicht, die sein Zahnarzt Professor Blaschke, gleichfalls ein Vegetarier, teilte. «Da sehen Sie, Doktor», sagte Hitler 1944 zu einem Spezialisten, «wie gering mein erzieherischer Einfluss auf meine Umgebung ist. Ich als Chef bin der einzige Vegetarier, Nichtraucher und Antialkoholiker. Die Leute würden alle mehr leistungsfähig sein, wenn sie ebenso gesund lebten wie ich.» Manchmal berichtete er seinen Gästen auf dem Berghof mit allen widerwärtigen Einzelheiten von den verschiedenen Vorgängen, die er in einem Schlachthof beobachtet haben wollte. Obzwar die junge Frau an seiner Seite ihn abzulenken versuchte, gelang es ihr nicht, ihn davon abzubringen, jedem ahnungslosen Gast dasselbe zuzumuten.

Nach dem Abendessen wurden die Gobelins in der «Grossen Halle» zurückgeschoben. Ein Projektionsraum und eine Leinwand kamen zum Vorschein, und ein Film wurde gezeigt. Hitler frönte dieser allabendlichen Unterhaltung, bis Europa auf seinen Befehl hin vom Krieg heimgesucht wurde. Von diesem Tag an sah er sich nie mehr einen Spielfilm an. Doch damals war es erstaunlich, wie gern er sich Filme anschaute. Der beflissene Bormann schickte wöchentlich eine Wunschliste dem Propagandaministerium zu und verlangte, dass bestimmte Lieblingsfilme wie «Der Hund von Baskerville» und «Die Meuterei auf der Bounty» ständig zur Kurzweil des Führers auf dem Berghof vorhanden sein sollten.

Auf dem Berghof gab Hitler bekannt, dass er seinen nächsten Coup einleiten würde – eine Konferenz mit dem österreichischen Kanzler Kurt von Schuschnigg, deren Ausgang *finis Austriae* heissen sollte.

Die Beziehungen zu Österreich wurden formell durch den Vertrag vom Juli 1936 bestimmt. Darin war vorgesehen, dass den Nationalsozialisten in Österreich eine gewisse Legalität einge-

räumt werden sollte. Doch Schuschniggs Regime hatte in dieser Hinsicht nur wenig getan. Schuschnigg – autokratisch und eigensinnig – weigerte sich, die bittere Realität der politischen Entwicklung in Mitteleuropa hinzunehmen. Seinem Freund, dem Polizeipräsidenten von Wien, vertraute er einmal an, dass Österreichs Zukunft «natürlich» untrennbar mit der Deutschlands verbunden sei; doch der Teufel solle ihn holen, wenn er sich damit abfinden würde, dass ihm Berlin seine Aussenpolitik diktiere. In mancherlei Hinsicht war er Hitler ähnlich – ein Diktator, der gleichfalls ungesellig und wenig gereist war. Er besass aber nur einen Bruchteil von Hitlers dämonischer Ausstrahlung, Schlagfertigkeit und ruchloser Durchtriebenheit, so dass er bei einer Begegnung den kürzeren ziehen musste. Es wurde eine historisch bedeutsame Zusammenkunft, deren wahrer Verlauf jedoch durch die verfälschenden Berichte verdunkelt worden ist, die die Hauptbeteiligten Jahre danach gegeben haben und die in dem nach dem Krieg stattgefundenen Prozess gegen Schuschniggs Aussenminister Guido Schmidt ihren Höhepunkt fanden.

Eine derartige Zusammenkunft war schon seit langem Schuschniggs Lieblingsidee. «Von Mann zu Mann» wolle er mit Hitler sprechen, wie er sagte. Hitler stand dem anfangs reserviert gegenüber, teilte jedoch seinem Sonderbotschafter in Wien, Franz von Papen, in der ersten Januarwoche 1938 mit, dass das Treffen Ende des Monats stattfinden könne. Im Januar kam es zu unerfreulichen Zwischenfällen in Österreich, während in Berlin allerlei Gerüchte die Runde machten. Am 11., bei Hitlers Neujahrsempfang des diplomatischen Korps, drückte François-Poncet die Hoffnung aus, dass es 1938 nicht mehr zu Hitlers «Wochenendüberraschungen» kommen werde, worauf Aussenminister von Neurath erwiderte, die innenpolitische Situation in Österreich gebe Anlass zur Besorgnis. Während eines Abendessens mit dem österreichischen Gesandten Tauschitz am 21. Januar erläuterte Neurath seinen Standpunkt: «Wenn ein Dampfkessel fortwährend geheizt wird

und kein Sicherheitsventil eingebaut ist, muss er explodieren.» Das war ein Hinweis auf die anhaltende Internierung österreichischer Nationalsozialisten, die gegen den Vertrag vom Juli 1936 verstiehs. (Am selben Tag hielt Hitler seine Geheimrede vor den Generalen, in der er seinen Plan zur gewaltsamen Eroberung neuen Lebensraumes bekanntgab*.) Am nächsten Tag wurde Schuschnigg zuge-
tragen, dass Hauptmann Josef Leopold, der Führer des einen Flügels der zerstrittenen Wiener Nationalsozialisten, unlängst vor dem Privatsekretär Sir Oswald Mosleys, des britischen Faschistenführers, geprahlt hätte, die österreichischen Nationalsozialisten würden im Frühjahr mit der Unterstützung des Reiches einen bewaffneten Aufstand durchführen. Am 22. erfuhr Wien von seinem Berliner Gesandten, dass Göring bramarbasiert habe, die Schwierigkeiten des Reiches «bei der Bezahlung österreichischer Rohstoffe – Holz und Eisenerz – wären im Frühling beseitigt. Drei Tage darauf führte Schuschniggs Polizei in Leopolds Wiener Zentrale eine Razzia durch. Man fand Dokumente, die auf einen Staatsstreich im Frühjahr hindeuteten, der vom Einmarsch deutscher Truppen begleitet sein sollte, «um so weiteres Blutvergiessen zu vermeiden». Hitler schasste Leopold – ob aus Verärgerung über dessen Komplott oder wegen der allzu leichten Dekuvrierung seiner Pläne, lässt sich nicht sagen.

Vor der Erörterung der Zusammenkunft auf dem Berghof sollte man sich daran erinnern, dass Hitler in den letzten Januartagen 1938 mit der internen Krise konfrontiert war, die in der Entlassung von Blomberg und Fritsch ihren Höhepunkt fand; im Verlauf der nächsten zwei Wochen spielte Hitler gleichsam ein kompliziertes Spiel mit jeweils einem Widersacher. Am 26. Januar, am selben Tag, als Hitler Fritsch mit dem Erpresser konfrontierte, teilte Neurath Wien telegrafisch Hitlers Vorschlag mit, dass das Treffen auf dem Berghof etwa um den 15. Februar stattfinden

* Siehe Seiten 144-145

könne. Das gehörte zum selben Spiel, wie Hitler OKW-Chef Keitel anvertraute. Fünf Tage später vermerkt Jodl in seinem Tagebuch die Worte Keitels:

«Führer will die Scheinwerfer von der Wehrmacht ablenken, Europa in Atem halten ... Schuschnigg soll nicht Mut fassen, sondern zittern.»

Zwei Tage danach, am 2. Februar 1938, schlenderte Hitler durch den Garten der Reichskanzlei zum Auswärtigen Amt, wobei er mit dem Aussenminister das bevorstehende Treffen mit Schuschnigg erörterte, und nahm sodann in schroffer Form das Abschiedsgesuch des betagten Neurath an, das dieser schon einige Wochen zuvor eingereicht hatte und das bisher nicht akzeptiert worden war. Hitler, Neuraths entsetzte Warnungen missachtend, ernannte Ribbentrop zum neuen Aussenminister.

Joachim von Ribbentrop war begeisterungsfähig, arrogant und aufbrausend. Obwohl Hitler davon wusste, sah er in ihm den idealen diplomatischen Sekretär – einen loyalen Gefolgsmann, der seine politischen Weisungen an die Missionen im Ausland mit der gleichen selbstverständlichen Beflissenheit weiterleiten würde, wie sie General Keitel bei OKW-Angelegenheiten an den Tag legte. Ribbentrop erregte allenthalben Abneigung. Einer seiner Kritiker, General Carl Heinrich von Stülpnagel, fasste die Haupteinwände gegen ihn folgendermassen zusammen:

' __ «Unbeschreiblich eitel und so von sich selbst überzeugt, dass er keine Mitarbeiter gelten lässt. Was er Politik nennt, spielt sich etwa so ab: Hitler gibt ihm eine Trommel und befiehlt ihm zu trommeln. Dann trommelt er laut und stark. Nach einer Weile nimmt ihm Hitler die Trommel weg und gibt ihm eine Trompete. Dann trompetet er, bis ihm befohlen wird, aufzuhören und Flöte zu spielen. Warum er getrommelt, trompete^und geflötet hat, weiss er nicht und hat er nicht verstanden.»JJ

Ribbentrop war ein Jahr jünger als Hitler. Er hatte als Offizier in einem angesehenen preussischen Regiment gedient und war ein

exzellenter Reiter. In der Nachkriegszeit hatte er – mit Weinen und Spirituosen – ein florierendes Export-Import-Geschäft aufgebaut. Wohlhabend geworden, kaufte er eine Villa im eleganten Berliner Vorort Dahlem und heiratete in die Henkell-Dynastie ein (er war also keineswegs «ein Handelsreisender»). Graf Helldorf, der mit ihm bei den 12. Husaren gedient hatte, brachte ihn mit Hitler zusammen. In Ribbentrops Villa fanden dann die entscheidenden Zusammenkünfte zwischen Hitler und dem damaligen Kanzler von Papen statt, die schliesslich dazu führten, dass die Nationalsozialisten in der Koalitionsregierung vom 30. Januar 1933 vertreten waren.

Hitler hielt diesen vermögenden Neuling für einen Mann von weitreichenden ausländischen Verbindungen, der dort Ergebnisse erzielen konnte, wo die vergreisten Diplomaten aus der Wilhelmstrasse bisher so deutlich Schlappen erlitten hatten. Ribbentrop wurde der diplomatische Berater von Rudolf Hess, dem Stellvertreter Hitlers seit April 1933, und schuf daraufhin das «Büro Ribbentrop», das inoffiziell mit Neuraths Auswärtigem Amt konkurrierte. Ribbentrop waren einige aufsehenerregende, doch mehr oder minder leicht erzielte persönliche Triumphe vergönnt wie das Marineabkommen von 1935 und der Antikominternpakt von 1936. Zweifellos hatte ihn Hitler, der seine Adjutanten davon unterrichtete, als Botschafter in London ausersehen und sodann, in der vergeblichen Hoffnung, damit der Meinung in der englischen Hauptstadt entgegenzukommen, als Nachfolger Neuraths. Mit diesem Aussenminister betrat Hitler nun die Bühne der Weltpolitik. Nachdem er sich des Ballasts der überkonservativen Generale und Minister entledigt hatte, nun über eine mächtige Armee, ein einiges Volk und eine klare Zielrichtung verfügte, beschloss er, in Europa bedenkenlos die Initiative zu übernehmen. Er erwartete von Ribbentrop wie auch von Keitel keinerlei gegen ihn gerichtete Intrigen. Offenbar weihte er Ribbentrop nur in seine naheliegenden Pläne einer geografischen Korrektur ein –

Österreich, die Tschechoslowakei, das einst deutsche Memelland, das 1923 Litauen einverleibt worden war, ferner Danzig und der «Polnische Korridor», der Landstreifen, der Polen mit der Ostsee verband und Ostpreussen vom übrigen Deutschland abtrennte. Ribbentrop wiederum respektierte Hitlers Vertrauen. Er war ein Mann von Ehre und hatte eine Auffassung von dem, was «korrekt» war, die zuweilen lächerlich wirkte. So weigerte er sich, einen Pfennig mehr von Hitler anzunehmen, als er einst als Geschäftsmann verdient hatte. iNach dem Krieg lehnte er es ab, mit amerikanischen Ermittlungsbeamten die Hintertreppenintrigen in Zusammenhang mit König Eduard VIII. zu erörtern oder Graf Cianos Befähigung – da dieser tot war – oder die Einzelheiten des von ihm im August 1939 mit Stalin abgeschlossenen Geheimpaktes, da dieser noch immer geheim und es «gegen die internationalen Gepflogenheiten» sei.

Zu denen, die Hitler gegen Ende der Blomberg-Krise schasste, gehörte auch Franz von Papen, der seit 1934 sein Sonderbotschafter in Wien gewesen war.

Papen verliess ergrimmt Wien und traf, kurz nach Hitler, zu später Stunde am 6. Februar 1938 auf dem Berghof ein. Hitler schickte ihn prompt wieder zurück nach Wien mit der Instruktion, Schuschnigg am 12., einem Samstag, auf den Berghof einzuladen. Papen verbiss sich seinen Stolz und kam dem nach. In den nächsten Tagen erörterten er, Guido Schmidt und Schuschnigg, welche Forderungen jede Seite der anderen stellen sollte. Die deutschen Vorschläge wurden von Hitlers Beauftragten Wilhelm Keppler dargelegt. Schuschnigg stimmte grundsätzlich der Ernennung eines prodeutschen Finanzministers und eines Sicherheitsministers zu. Den letzteren Posten sollte der Rechtsanwalt Dr. Arthur Seyss-Inquart, ein «allseits angesehener» Sympathisant der nationalsozialistischen Partei, erhalten. Damit sollte sichergestellt werden, dass die Verfolgung der österreichischen Nationalsozialisten aufhörte. Hitler wiederum war mit der Schliessung der NS-Zen-

trale in Wien einverstanden. Auf weiteres Drängen seitens Papens nahm Schuschnigg Hitlers Einladung an.

Hitler bereitete die Zusammenkunft so sorgfältig wie ein Regisseur eine Opernaufführung in Bayreuth vor. Die Kasernen entlang der Zufahrtsstrasse füllten sich mit Angehörigen der «österreichischen Legion», die insgesamt 120'000 Mann zählte und somit das österreichische Bundesheer nahezu ums Doppelte übertraf. Die SS-Wachtposten bei der Auffahrt sprachen unverkennbar kärntnerischen Dialekt. Als Hitler sodann – mit braunem Parteirock, der roten Hakenkreuzarmbinde und schwarzen Hosen – die Treppe hinunter zu dem Raupenschlepper schritt, der Schuschnigg und sein kleines Gefolge die vereisten Strassen hochgefahren hatte, begleiteten ihn Reichenau und Luftwaffengeneral Hugo Sperrle – «zwei meiner am brutalsten aussehenden Generale», wie er später schmunzelnd seinen Adjutanten mitteilte. Der österreichische Kanzler machte auf den adretten Hitler einen schlechten Eindruck. Schuschnigg sei unrasiert und habe schmutzige Fingernägel, äusserte er vor seinen Mitarbeitern. Als er Schuschnigg seinem persönlichen Stab vorstellte, machte der österreichische Kanzler jeweils eine leichte Verbeugung, wobei er die Hacken zusammenschlug und murmelte: «Schuschnigg – Schuschnigg» – wie ein Schulmeister aus der Provinz.

Luftwaffenadjutant von Below entsann sich später, dass die Besprechung ursprünglich nur für den Vormittag angesetzt gewesen war. Doch sie zog sich bis um elf Uhr nachts hin. Die Stimmung kennzeichnet Hitlers Bemerkung im Mai 1942:

«Ich werde nie vergessen, wie Schuschnigg zusammengerutscht war, als ich ihm erklärt habe, er solle die Sperrren an unserer Grenze beseitigen, sonst werde ich ein paar Pionierbataillone schicken und den Mist wegräumen.»

Anfangs sprachen sie unter vier Augen in der ungestörten Atmosphäre seines im Obergeschoss gelegenen, länglichen Arbeitszimmers. Hitler warf Schuschnigg vor, dass sein autokratisches Re-

gime eine antideutsche, antidemokratische und brutale Haltung einnehme. Deshalb habe er beschlossen, die österreichische Frage «so oder so» zu lösen. Eine Zeitlang, bluffte er, habe er sich mit dem Gedanken getragen, am kommenden 26. Februar, einem Samstag, in Österreich einzumarschieren. Doch nun hätten ihm seine Berater einen Plan unterbreitet. Er habe ihn akzeptiert. Nun müsse ihn auch Schuschnigg unterzeichnen. «Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich von einer sehr bestimmten Entscheidung abgehe», sagte er. Während der Unterredung schlug er eine Abstimmung in Österreich vor – er selbst werde gegen Schuschnigg kandidieren. Dieser liess sich jedoch nicht in die Enge treiben. Beim Mittagessen sprachen Hitlers Generale mit einiger Lautstärke über die Luftwaffe und die neuen Bomben. Hitler redete von seinen künftigen Panzerarmeen. Schuschnigg stocherte ohne rechten Appetit auf seinem Teller herum. Dann wechselte Hitler geschickt das Thema und sprach begeistert von seinen Plänen, in Hamburg riesige Wolkenkratzer zu errichten, die noch höher als die New Yorks sein sollten. Er skizzierte sogar die mächtige Hochbrücke, die er und Todt über die Elbe bauen wollten – die längste Brücke der Welt. «Ein Tunnel käme zwar billiger», räumte er ein, «aber ich möchte, dass die nach Europa kommenden Amerikaner mit eigenen Augen sehen, dass das, was sie tun können, wir Deutsche noch besser machen.» Er verkündete ferner, dass im Verlauf des Jahres 1938 ein Kriegsschiff mit dem Namen «Admiral Tegethoff», dem österreichischen Nationalhelden, der 1866 in der Schlacht von Lissa die italienische Flotte versenkt hatte, vom Stapel laufen werde. «Ich werde Sie als österreichischen Bundeskanzler und Admiral Horthy zu der Zeremonie einladen», sicherte Hitler Schuschnigg zu. Das rief eine derartige Begeisterung hervor, dass einige der Gäste aus Österreich, als Hitler sich mit Ribbentrop nach dem Essen zurückzog, um das Dokument aufzusetzen, das Schuschnigg unterzeichnen sollte, zur allseitigen Verlegenheit «Heil Hitler!» riefen.

Die Stimmung schlug um, als Schuschnigg das Schriftstück zu Gesicht bekam. Demnach sollte er Seyss-Inquart zum Sicherheitsminister und Dr. Hans Fischböck zum Finanzminister machen, um so die wirtschaftliche Union zwischen Österreich und Deutschland in die Wege zu leiten. Das österreichische Bundesheer und die deutsche Wehrmacht sollten jeweils hundert Offiziere austauschen. Sämtliche inhaftierten Nationalsozialisten sollten amnestiert und in ihre einstigen Ämter eingesetzt werden. Dafür wollte Hitler öffentlich die Gültigkeit des Vertrages vom n. Juli 1936 und die nationale Souveränität Österreichs bestätigen. Ribbentrop wies Schuschnigg schroff darauf hin, dass diese Bedingungen keine Verhandlungspunkte seien. Erneut begann ein Ringen zwischen Hitler und Schuschnigg, und Keitel wie auch Dr. Kajetan Mühlmann versicherten später, dass das Unterfangen, den Österreicher zur Unterschrift zu bewegen, keineswegs von Zartgefühl geprägt gewesen sei.

Mühlmann, Kunsthistoriker und österreichischer NS-Sympathisant, befand sich an diesem Tag «zufällig» in Berchtesgaden. Papen hatte ihn zum Berghof geschickt, wo er Hitler beraten sollte. Hitler fragte ihn, ob sich Schuschnigg an die Vereinbarung halten würde, und meinte: «Ich glaube nicht daran.» Mühlmann war anderer Meinung. Während sie miteinander redeten, kam Ribbentrop herzu und sagte aufgebracht: «Mein Führer, ich bin mit dem Kanzler in den Hauptpunkten einig; doch in einem Punkt ist er absolut hartnäckig, und das betrifft die Ernennung Seyss-Inquarts zum Sicherheitsminister.» Darauf erwiderte Hitler: «Sagen Sie Schuschnigg, wenn er diese Forderung nicht akzeptiert, so marschiere ich noch in dieser Stunde.» (Das war ein Bluff.) Kurze Zeit danach kam Papen: «Mein Führer, die machen schon ganz fröhliche Gesichter.» Doch Schuschnigg bestand auf einer sechstägigen Bedenkzeit, da nur Präsident Miklas neue Minister ernennen könne. Hitler bat den österreichischen Kanzler in sein Arbeitszimmer und setzte ihn erneut unter Druck. Er drohte sogar:

«Wollen Sie, dass Österreich ein zweites Spanien wird?» Danach meinte er mit einschüchterndem Unterton, dass Schuschnigg sich nicht allzusehr auf die militärische Unterstützung Italiens verlassen solle. Denn Italien sei durch den Krieg in Abessinien und Spanien geschwächt, und seine Armee sei wertlos. «Im Konfliktfalle würden zehntausend deutsche Soldaten genügen, um die italienische Armee über den Haufen zu werfen.» Sodann bat er Schuschnigg, draussen zu warten. Als die Tür geöffnet wurde, rief er in die Grosse Halle: «General Keitel!»

Als Keitel herbeieilte und nach seinem Begehrt fragte, deutete Hitler lediglich auf einen Sessel. «Ich möchte nichts. Nehmen Sie Platz!» Diese stumme Posse dauerte zehn Minuten. Danach wurde Schuschnigg wieder hereingebeten. Papen äusserte später, dass er diese Behandlung des zu Besuch weilenden Bundeskanzlers peinlich gefunden habe. Aber Hitler hatte seinen Widersacher richtig eingeschätzt. Schuschnigg paraphierte nun widerspruchlos die Endfassung des Abkommens. Er schien Hitlers suggestivem Einfluss erlegen zu sein. Doch zu seiner Ehre sei hinzugefügt, dass er sich ihm länger widersetzt hatte als später viele hartgesottene Generale der Wehrmacht. «Ich muss sagen», vertraute er zwei Tage darauf einem Wiener Freund an, «er hat etwas von einem Seher.»

Trotz Hitlers Säbelrasseln lagen die Fakten so, dass er keineswegs die Absicht hatte, in Österreich einzumarschieren, sofern Schuschnigg seinen Teil der Abmachung einhielt. (Wilhelm Keppler hatte am 7. gewarnt, dass Schuschnigg sich «von periodischen Stimmungen» tragen lasse.) Seinem Luftwaffenadjutanten gegenüber meinte Hitler, dass sich Österreich nun wohl aus eigenem Antrieb enger an das Reich anschliessen werde, vielleicht noch im Herbst 1938, wenn nicht Schuschnigg in der Zwischenzeit eine «Dummheit» begehe. Um Schuschnigg von etwaigen Hintergedanken abzuschrecken, ordnete er an, dass das OKW Vorbereitungen für einen «Einmarsch» Vortäuschen solle. Canaris persönlich veram

lasste alles Nötige in der Münchner Abwehr-Zweigstelle. Doch Hitlers Befürchtungen schienen grundlos zu sein. Nach seiner Ankunft in Berlin erfuhr er am 15. Februar, dass Präsident Miklas das Berchtesgadener Abkommen ratifiziert hatte. Hitler empfing am Abend das diplomatische Korps. Der österreichische Gesandte Tauschitz berichtete, Göring, Goebbels und auch Hitler hätten ihm überschwenglich gratuliert. Der österreichische Gesandte wiederum gratulierte Ribbentrop dazu, dass seine erste Amtshandlung als Aussenminister von derartigem Erfolg gekrönt worden war. Hitler äusserte vor den Diplomaten, die «Zeit der Missverständnisse» sei nun vorbei und niemand könne mehr zwischen Deutschen Zwietracht säen. Der *Sunday Express* tönte, dass der Triumph allein Schuschnigg zukomme, indes der *Daily Express* seine Leserschaft darüber informierte, dass «in dem österreichisch-deutschen Pokerspiel» Schuschnigg seine Trumpfkarte ausgespielt habe.

Doch binnen kurzem wandelte sich die Tonart. Wie auf ein gegebenes Signal hin veröffentlichten plötzlich englische und französische Zeitungen aufgebauschte Berichte über Hitlers «Erpressung» auf dem Berghof. Das hatte zur Folge, dass am 18. Februar 1938, knapp sechs Tage nach Schuschniggs Besuch, die Luftwaffenführung von Göring erstmals eine vorläufige Anweisung erhielt, die Möglichkeit von Angriffsoperationen gegen London und Südengland für den Fall zu untersuchen, dass es zum Krieg mit England käme. Überdies schien jemand Schuschnigg das Rückgrat zu steifen:

Ribbentrops eigener Nachrichtendienst, von Rudolf Likus geleitet, erfuhr, dass Schuschnigg nach seiner Ankunft in Wien in privatem Kreis erklärt habe: «Der Mann, mit dem man in Berchtesgaden verhandeln musste, wäre in Österreich, wenn er noch hier wäre, längst ins Sanatorium gesperrt worden.» Noch bedenklicher war, wie Likus berichtete, dass der Bundeskanzler und Guido Schmidt «ihr Gleichgewicht» wiedergefunden hätten und

nun darauf hinarbeiteten, das Berchtesgadener Abkommen zu sabotieren.

Hitler hingegen hielt sich daran – getreulich, wie man sagen könnte. In seiner Reichstagsrede am 20. Februar fand er lobende Worte für das Abkommen und pries Schuschnigg's staatsmännischen Weitblick. Zudem gab er bekannt, dass er sich an den Vertrag vom Juli 1936 gebunden fühle. Am nächsten Tag beorderte er Hauptmann Leopold, den radikalen österreichischen Nationalsozialisten, nach Berlin und entthob ihn seines Amtes. Leopolds Nachfolger teilte er mit, dass Österreich gegenüber fortan ein anderer Kurs eingeschlagen werden müsse. Die dortige nationalsozialistische Partei müsse lernen, sich im Rahmen der Gesetze zu bewegen. Am 26. Februar 1938 wiederholte er vor Ribbentrop und fünf österreichischen Nationalsozialisten, dass er ein für allemal den Gedanken aufgegeben habe, gegen Österreich gewaltsam vorzugehen. Denn die Zeit, sagte er, arbeite zu seinen Gunsten. Wenn beide Seiten das Berchtesgadener Abkommen einhielten, würde sich die österreichische Frage von selbst lösen.

Doch Anfang März gab es in Österreich Anzeichen dafür, dass sich abermals eine Krise zusammenbraute. Am 3. notierte Oberst Jodl in seinem Tagebuch:

«100 Offiziere sollen dorthin [nach Österreich] geschickt werden. Der Führer will sie persönlich sprechen. Sie sollen nicht dafür sorgen, dass die österreichische Wehrmacht besser gegen uns kämpfen kann, sondern dass sie überhaupt nicht kämpft.»

In der Zwischenzeit machte sich Deutschlands neue militärische Stärke auch andernorts bezahlt. Am 3. März 1938 kam es zu der längst angekündigten englischen «Initiative». Botschafter Sir Neville Henderson brachte dementsprechende Vorschläge aus London mit. Henderson beherrschte einigermassen die deutsche Sprache und verstand sein Metier. Hitler mochte ihn trotz seiner dandyhaften Allüren und der roten Nelke, die stets in seinem

Knopfloch prangte. Noch im Mai 1942 schnitt Henderson nicht schlecht ab, als Hitler ihn mit seinen Vorgängern verglich – dem «ewig angetrunkenen» Sir Horace Rumbold und dem «restlos vertrottelten» Sir Eric Phipps.

Streng vertraulich unterbreitete Henderson Hitler das Angebot, dem Chamberlains Kabinett zugestimmt hatte. Chamberlain selbst hatte es am 27. Januar dem aussenpolitischen Ausschuss des Kabinetts als einen Handel dargestellt, durch den das nationalsozialistische Deutschland «in das Arrangement einbezogen werden sollte, indem es eine Kolonialmacht in Afrika wurde ... und man ihm bestimmte Territorien zur Verwaltung überliess.»* Als Gegenleistung sollte Deutschland seine Aufrüstung beschränken und den Status quo in Europa anerkennen. Hitler hörte sich mit finsterner Miene den zehninütigen Vortrag des Botschafters an und hielt darauf eine heftige Rede, die dreissig Minuten dauerte. Laut Henderson erwiderte er, dass nichts getan werden könne, solange nicht die gegen ihn gerichtete Pressekampagne in England aufhöre. Zudem werde er keineswegs die Einmischung Dritter in Mitteleuropa hinnehmen. (Vermutlich hatte er aus den vom Forschungsamt aufgefangenen Nachrichten erfahren, dass England Schuschnigg ermutigte, das Berchtesgadener Abkommen zu missachten.) Er weigerte sich, einseitige Rüstungsbeschränkungen in Erwägung zu ziehen, solange die Sowjetunion mit ihrer Wiederaufrüstung ungehindert fortfahre. Man könne ebensowenig darauf bauen, dass ein Vertrag mit einem barbarischen Gebilde wie die Sowjetunion eingehalten wird, wie darauf, dass ein Wilder mathematische Formeln begreift. Deswegen sei jedwedes Abkommen mit der Sowjetunion völlig wertlos.

* Sämtliche Kabinettsmitglieder, einschliesslich Eden, hatten den Plan gebilligt. Am 30. Januar schrieb Chamberlain in seinen Privatnotizen: «... Ich hatte hinsichtlich der Verhandlungen mit Deutschland eine Idee. Sie wurde anstandslos und sogar begeistert von allen angenommen, denen ich sie mitteilte, und wir haben Henderson kommen lassen, um mit ihm darüber zu reden.»

Henderson zeigte geduldig auf dem Globus in Hitlers Arbeitszimmer die in Frage kommenden Kolonien. Hitler wollte wissen, ob denn Belgien und Portugal, deren Regierungen diese Gebiete in Afrika verwalteten, konsultiert worden seien. Er fragte, welche Schwierigkeiten es denn bereite, Deutschland die nach dem Weltkrieg «geraubten» afrikanischen Kolonien zurückzugeben. Doch in Wahrheit strebte er nach der Gewinnung von Lebensraum im Osten. Trotzdem schickte er Ribbentrop persönlich nach London, damit er sich dort formell als Botschafter von der britischen Regierung verabschiede – ein Akt berechnender Schmeichelei. Ribbentrop sollte zudem herausfinden, ob Chamberlain ernsthaft eine Entente anstrebte oder ob seine Initiative lediglich ein taktisches Manöver zur Spaltung der Achsenmächte war. Seine allgemeiner gehaltenen Instruktionen spiegeln sich in den Bemerkungen Ribbentrops wider, die dieser am 5. März Weizsäcker gegenüber machte, dem er die Stellung des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt anbot. Ribbentrop wies Weizsäcker darauf hin, dass eine «grundsätzliche Übereinstimmung mit der Politik des Führers» erforderlich sei und sprach dann von einem «grossen Programms das nicht ohne das Schwert zu erfüllen sei; daher noch 3-4 Jahre Vorbereitung nötig. Anreicherung des Antikomintern-Dreiecks. Wo und wofür zu fechten, bleibt späterer Erörterung vorbehalten. Österreich möglichst noch 1938 zu liquidieren.»

Die Zusammenkunft mit Henderson hatte in der Berliner Reichskanzlei stattgefunden. In Berlin musste Hitler feststellen, dass in Kreisen der Wehrmacht die Meinung über das erzwungene Ausscheiden Generaloberst von Fritschs aus dem Amt des Oberbefehlshabers des Heeres, über seine Ersetzung durch Brauchitsch und über die Bildung des OKW zur Kontrolle der drei Wehrmachtteile noch immer geteilt war. Eine Spannung lag in der Luft, als Vertreter der drei Waffengattungen unabhängig voneinander ihre Gründe für eine grundsätzliche Ablehnung der Schaffung eines OKW darlegten.

Die Ansicht des Generalstabs wurde in einem Dokument vorgelegt, das das Datum vom 7. März 1938 trug und von Brauchitsch als Oberbefehlshaber des Heeres unterzeichnet war. Generaloberst Walther von Brauchitsch war ein Offizier von festen religiösen Bindungen und hatte ein ruhiges, unpräntiöses Wesen. Er fand Trost in der Bibel, die stets auf seinem Nachttisch lag, und behielt seine kritische Einstellung gegenüber der NS-Partei für sich. Er war immer korrekt gekleidet und hatte, wie Robert Ley, eine etwas undeutliche Sprechweise. In den ersten Monaten, da er im Amt war, verlor er in Hitlers Augen sehr viel an Respekt, als er die von General Beck, dem Chef des Generalstabs, geführte Kampagne gegen das OKW unterstützte. Beck war es auch, der zusammen mit seinem Stellvertreter Erich von Manstein die Denkschrift vom 7. März ausgearbeitet hatte – eine Wiederholung der Vorschläge, die bereits etliche Wochen zuvor Hitler vorgelegt worden waren und darauf hinausliefen, dass das Heer bei der Wehrmachtführung den Vorrang haben sollte.

Becks Bewunderern kam zugute, dass seinen ersten Biographen diese Denkschrift nicht zur Verfügung stand. Doch ein Exemplar befindet sich im deutschen Marinearchiv und ermöglicht somit eine Beurteilung seines Scharfsinns. Im Hinblick auf einen Weltkrieg, der grösstenteils von Fernbomben und Unterseebooten bestimmt sein würde, stellt sie sich als ein enttäuschendes Memorandum heraus. Zum Teil enthält sie unberechtigte Kritik an Hitler und ignoriert dessen Weisung zur Reorganisation vom 4. Februar. Einst, so hiess es in diesem Dokument, konnte ein Monarch auch ein Feldherr sein, wenn er sich dazu berufen fühlte. Friedrich der Grosse und Napoleon seien da Beispiele. Aber nun wäre «auch ein Genie» nicht imstande, sowohl die politische wie auch die militärische Führung zu übernehmen. In einem Krieg müssten zwei voneinander getrennte Aufgaben gemeistert werden – «die Organisation der kämpfenden Nation» durch einen «Reichskriegssekretär» und die strategische Führung der Kriegs-

Operationen durch einen «Reichsgeneralstabschef». Da in Deutschland der ausschlaggebende Wehrmachtteil das Heer sei und die Entscheidung in einem künftigen Kriege vom Heer abhängen sollte, sollte vernünftigerweise, so argumentierte Beck, auch dem Heer die strategische Führung zufallen.

Nur das Heer könne das Land verteidigen oder ein anderes erobern, hiess es ferner in der Denkschrift.

«Je mehr für uns ein Ostkrieg, bei dem es auf die Eroberung des Raumes ankommen wird, während gleichzeitig im Westen ein unzerstörbarer Wall aufzurichten ist, in den Vordergrund tritt, um so mehr tritt hervor, dass letzten Endes der Erfolg des Heeres über Gewinn oder Verlust des Krieges entscheiden wird. Es kommt hinzu, dass von unseren Ostgegnern Russland und Polen weder zur See noch zur Luft tödlich zu treffen sind, und dass man die Tschechei, selbst durch Zerstörung ihrer grossen Städte und Industriezentren, vielleicht zur Abtretung gewisser Gebietsteile, nicht aber zur völligen Preisgabe ihrer Staatlichkeit zwingen kann. Um sich ein Land einzuverleiben, um seinen Widerstand endgültig zu brechen, wird man es letzten Endes immer erobern müssen.»

In der Denkschrift wurde warnend darauf hingewiesen, dass im Kriegsfall ein Heeresgeneralstab und ein Wehrmachtsgeneralstab, wie er von Generalleutnant von Viebahn aufgebaut worden sei, nicht nebeneinander bestehen könnten.

«Es bleibt nur die Schlussfolgerung, dass der Oberbefehlshaber des Heeres [Brauchitsch] zugleich der für die Gesamtkriegsführung verantwortliche Ratgeber des Oberbefehlshabers der Wehrmacht [Hitler] ist.»

Ferner hiess es, dass Marine und Luftwaffe vor allem auf Verteidigungsaufgaben beschränkt werden müssten – auf «das Offenhalten der Seezufuhr» und auf den «Schutz des Heimatgebietes». Beck hatte natürlich nicht die Entwicklung der Atombombe voraussehen können. Aber die Möglichkeit eines ausgedehnten Kreuzer-

krieges, des Einsatzes von U-Booten, der Durchführung von Operationen wie dem Luftlandeunternehmen in Norwegen, der Bombardierung Belgrads und der Vernichtung der polnischen, französischen und russischen Luftstreitkräfte scheint er nicht bedacht zu haben.

Für Hitler war das lediglich ein Beweis dafür, wie reaktionär und veraltet in seinen Ansichten der Generalstab war. Zu seinen Adjutanten sagte er ärgerlich, dass die Denkschrift das genaue Gegenteil von dem fordere, was er am 4. Februar angeordnet habe. «Wäre es nach dem Heer gegangen», bemerkte er zu Major Schmudt, «wäre das Rheinland heute noch nicht frei; von allgemeiner Wehrpflicht, Flottenabkommen und jetzt Österreich ganz zu schweigen.» Sogar Blomberg habe sich in all diesen Fragen kläglich wie eine hysterische Jungfrau gebärdet.

Hitler beauftragte Keitel, eine formelle Widerlegung der Argumente des Generalstabs auszuarbeiten.

Die Vorsehung, von Hitler oft beschworen, verschaffte ihm die Möglichkeit, die Kritiker unter der Generalität mundtot zu machen.

Um die Mittagszeit des 9. März 1938 erfuhr er, dass Schuschnigg in knapp fünf Tagen unerwartet eine Volksbefragung in Österreich durchführen wolle. Das war nun die «Dummheit», auf die Hitler gewartet hatte. Offensichtlich versuchte der österreichische Bundeskanzler, sich aus dem Berchtesgadener Abkommen herauszuwinden. Doch ein derartiges Plebiszit verstieß gegen die österreichische Verfassung vom Jahre 1934[^] Zudem war die einzige Frage so formuliert, wie Hitler bald erfuhr, dass jeder Österreicher, der sie mit «Nein» beantwortete, wegen Hochverrats angeklagt werden konnte (die Wahlberechtigten sollten auf dem Stimmzettel Name und Anschrift angeben). Schuschniggs Vorhaben hatte selbst in der «Vaterländischen Front», der einzigen zugelassenen Partei, zu einer Kontroverse geführt. Nach Ansicht einiger Minister sollten bereits Achtzehnjährige wahlberechtigt

sein, und das Stimmrecht sollte nur Mitgliedern der Vaterländischen Front gewährt werden. Andere wandten ein, dass die Verfassung das Wahlalter auf 21 festsetze. Schuschnigg setzte es für die Abstimmung selbstherrlich auf 24 fest – die NS-Partei stützte sich vor allem auf die Jugend – und ordnete an, dass die Stimmzettel nicht wie üblich in den Wahllokalen, sondern bei den Funktionären der Vaterländischen Front abzugeben seien. Überdies gab es keine auf den neuesten Stand gebrachten Wählerlisten (unter dem diktatorischen Regime hatten in Österreich seit vielen Jahren keine Wahlen mehr stattgefunden). Schuschnigg weigerte sich, die Volksabstimmung um vier Wochen zu verschieben, da sonst die Nationalsozialisten genügend Zeit hätten, eine negative Stimmenabgabe zu organisieren. Im Grunde genommen wären nach den kurzfristig festgelegten Richtlinien für die Volksabstimmung somit nahezu sämtliche Stimmen – ausgenommen die der standhaftesten, zu allem entschlossenen Gegner – als Ja-Stimmen gewertet worden. Wenn beispielsweise auf einem der vordruckten «Ja»-Stimmzettel das «Ja» durchgestrichen und durch ein deutliches «Nein» ersetzt werden würde, sollte das dennoch als Ja-Stimme gewertet werden. Es gab keine vordruckten «Nein»-Stimmzettel. Wen verwundert es, dass selbst Ribbentrops Staatssekretär von Weizsäcker das Vorhaben bissig als «eine schlechte Kopie» von Hitlers Abstimmungstaktiken bezeichnete.

Zwei Tage lang war sich Hitler nicht im Klaren darüber, ob er sogleich, noch vor dem Tag der Volksabstimmung, in Österreich einmarschieren sollte. Seine erste Massnahme war, dass er seinen Sonderbeauftragten Keppler nach Wien fliegen liess, damit dieser die Volksabstimmung verhindere oder zumindest erreiche, dass eine Zusatzfrage eingefügt werde, um so die Ansicht der österreichischen Wählerschaft über eine Union mit dem Reich zu ergründen. Noch am selben Abend gab Schuschnigg offiziell die Durchführung der Volksbefragung bekannt. Nachdem Hitler die vom Sender Innsbruck ausgestrahlte Rede gehört hatte, schlug er mit

der Faust auf den Tisch und rief aus: «Es muss etwas geschehen – und zwar jetzt!» Einen Monat später äusserte er: «Als am 9. März Herr Schuschnigg sein Abkommen brach, da fühlte ich in dieser Sekunde, dass nun der Ruf der Vorsehung an mich ergangen war.» Doch es war keineswegs so, dass der Ruf der Vorsehung Hitler gelegen kam. Ribbentrop hielt sich in London auf, Brauchitsch und die ranghohen Militärs nahmen an Manövern in Thüringen teil, Reichenau, der das Oberkommando über die 4. Armeegruppe mit Guderians Panzerverbänden innehatte, befand sich in Kairo, und Görings fähiger Stellvertreter Milch verbrachte seinen Urlaub in der Schweiz. Um Mitternacht scharte Hitler seine wichtigsten Gefolgsleute – Göring, Goebbels und Bormann – in der Reichskanzlei um sich und verkündete ihnen seine Entscheidung, jetzt eine Lösung der österreichischen Frage zu erzwingen. Ribbentrops Privatsekretär Reinhard Spitzzy wurde eilends mit einem Schreiben nach London geschickt, damit Ribbentrop unverzüglich darüber Bericht erstatte, welche Massnahmen England in diesem Fall wahrscheinlich ergreifen werde. Als Hitler erfuhr, dass General Edmund von Glaise-Horstenau, ein prodeutsch eingestellter österreichischer Minister, «zufällig» einen Vortrag in Stuttgart hielt, bat er ihn telefonisch nach Berlin, um mit ihm Mittel und Wege zu erörtern, die Schuschniggs Sturz herbeiführen könnten. «Der Ribbentrop ist ja weit weg in London», lamentierte Hitler. «[Aber] ... hier ist ja in der Nähe der überlegende und bedächtige Neurath, den lass ich mir kommen.»

Hitlers grösste Sorge war nicht Österreichs kleine Armee von knapp 60'000 Mann, sondern die Haltung der angrenzenden oder mit Österreich befreundeten Staaten. Er erfuhr später aus vom Forschungsamt dechiffrierten Telegrammen, dass Frankreich, sofern ein Einvernehmen mit Grossbritannien und Italien erreicht worden wäre, eine Intervention angestrebt hätte, um Österreichs Souveränität zu schützen, selbst auf die Gefahr des Krieges hin. Der englische Gesandte in Wien war davon angetan, wurde aber

unverzüglich von London zurechtgewiesen, da Lord Halifax, Edens Nachfolger, eine Garantie der Souveränität ablehnte. Der französische Aussenminister teilte Wien mit: «England wäre nicht bereit, Herrn Schuschnigg in seinem Widerstand zu ermutigen.» Am nächsten Tag setzte Hitler mit aller Sorgfalt einen Brief an Mussolini auf, in dem er seine Entscheidung darlegte und um dessen Zustimmung bat. In seinem – bisher unveröffentlichten – Tagebuch notierte Jodl am 11. März: «Heikelste Frage ist Italien – tut es gegen uns nichts, dann halten auch die andern still. Daher freundl. Verhalten.»

Als Keitel am 10. März gegen zehn Uhr vormittags in der Reichskanzlei eintraf, hatte Hitler die vorläufige Entscheidung gefällt, dass der Einmarsch in zwei Tagen stattfinden sollte. Auch Neurath, hochofrend darüber, dass er bei Hitler wieder Gehör fand, sprach sich für ein schnelles Zugreifen in Österreich aus. Keitel schickte eine Ordonnanz zum OKW-Gebäude mit dem Auftrag, die Eventualpläne für einen Einmarsch herbeizuschaffen. Doch trotz Blombergs ausdrücklicher Anordnung vom Juni 1937 waren solche Pläne nicht vorhanden, ausser für den Fall «Otto», bei dem es um die Verhinderung einer Restauration der Habsburger ging. Die Wehrmacht beorderte Oberst Jodl mit einem Entwurf des Plans «Otto» zur Reichskanzlei. In der Zwischenzeit hatte Keitel General Beck aufgesucht und ihn gefragt, welche Pläne der Generalstab hinsichtlich Österreich angefertigt hätte. Betroffen erwiderte Beck: «Überhaupt keine. Es sind keine Pläne ausgearbeitet worden.» Nachdem beide in der Reichskanzlei eingetroffen waren, gab er Hitler dieselbe Auskunft. Bestenfalls könne er zwei Korps und einige Panzer- und Reserveinfanteriedivisionen mobil machen. Hitler ordnete an, dass er den Einmarsch für den 12. März, einen Samstagmorgen, vorbereiten solle.

«Ich kann für den Einmarsch in Österreich keine Verantwortung übernehmen», erwiderte Beck empört. «Sie brauchen gar nicht die Verantwortung zu tragen», entgegnete Hitler. «Wenn Sie sich

gegen diesen Einsatz verwehren, werde ich den Einmarsch durch meine SS und SA mit klingendem Spiel durchführen lassen! Ist es das, was das Heer sich wünscht?» In einem im Oktober geschriebenen Brief an Hossbach meinte Beck bitter, dass das seine erste und zugleich letzte militärische Unterredung mit Hitler gewesen sei und dass sie nur fünf Minuten gewährt habe.

Dennoch leistete sein Generalstab bewundernswert rasche Arbeit. Um 18.30 Uhr gingen die Mobilmachungsbefehle an das Oberkommando der 8. Armee in Bayern hinaus. Wo es einen Willen gab, gab es offenbar auch einen Weg. Die Luftwaffe hatte keinerlei Einwände. Göring, inzwischen zum Feldmarschall avanciert, stellte unverzüglich 300 Transportflugzeuge für Propagandaflüge und den Abwurf von Flugblättern zur Verfügung. Die Diplomaten handelten gleichfalls rasch, wie aus Weizsäckers Notizen von jenem Tag hervorgeht:

«6.30 abends erfahre ich von Neurath, dass am 12. März einmarschiert werden soll. Wir besprechen alle diplomatischen Massnahmen. Vor allem dränge ich darauf, die inner-österreichischen Vorgänge so zu gestalten, dass wir *von dort* gebeten werden zu kommen, um den historisch richtigen Ansatz zu erhalten. Diese Idee, welche Neurath und der Reichskanzlei neu zu sein scheint, will Neurath noch in letzterer absetzen.»

Gegen 20 Uhr traf Odilo Globocnik, ein in Triest geborener österreichischer Nationalsozialist und einer der späteren Hauptverantwortlichen für die Greuel der Judenvernichtung, mit einem Brief in der Reichskanzlei ein, den Seyss-Inquart am Tage zuvor Guido Zernatto, einem von Schuschnigg's Ministern, geschrieben hatte. Darin wies Seyss-Inquart warnend darauf hin, dass die Volksabstimmung verfassungswidrig und unfair sei. Hitler las das Schreiben laut vor. Neurath meinte daraufhin, dass Seyss-Inquart von Hitler telegraphisch die Intervention Deutschlands «erbitten» sollte, was auch Weizsäckers Vorstellung entsprach. Hitler war einverstanden, setzte einen passenden Text auf und knüpfte somit

das Seil, an dem Seyss-Inquart später in Nürnberg aufgehängt werden sollte. In dem Telegramm, das Seyss-Inquart nie zu Gesicht bekam, wurde Hitler gebeten, Truppen zu schicken, damit nach den Unruhen, Morden und dem Blutvergiessen in Wien wieder Ordnung einkehre. Göring hatte zwar gewisse Bedenken, aber Hitler hatte nicht vergessen, dass Mussolini 1934 nach der Ermordung von Dollfuss fünf Divisionen zum Brenner beordert hatte. Hitler wollte, dass deutsche Truppen – und nicht italienische oder tschechische – das Vakuum Österreich füllten, selbst wenn sie nicht benötigt wurden.

Während des Abendessens in seiner Villa händigte Göring den Telegrammentwurf Glaise-Horstenau aus, damit dieser ihn nach Wien bringe. Hitler hatte diesem österreichischen General bereits zwei Unterlagen übergeben – eine Rundfunkrede, die Seyss-Inquart am nächsten Abend, am 11. März, halten sollte, und ein verkapptes, befristetes Ultimatum, das er Schuschnigg selbst aushändigen sollte. Um zwei Uhr nachts wies er die Wehrmacht an, in Österreich «verfassungsmässige Zustände herzustellen». «Den Befehl über das ganze Unternehmen führe ich.»

Hitler wird in jener Nacht wohl wenig Schlaf gefunden haben. Als Ribbentrops Privatsekretär Reinhard Spitzky nach seinem Rückflug aus London gegen vier Uhr früh in der Reichskanzlei eintraf – Hitler selbst hatte ihn am Abend unter Verwendung eines Kodennamens angerufen –, herrschte dort ein ständiges Kommen und Gehen. Hitler liess ihm ein Frühstück servieren und las Ribbentrops Meinung über das mutmassliche Verhalten Grossbritanniens: «Grundsätzlich bin ich überzeugt, dass England gegenwärtig von sich aus nichts dagegen unternehmen will, sondern beruhigend auf die anderen Mächte einwirken würde.» Danach übermittelte ihm Schmundt die Anfrage des Generalstabes, wie man sich denn verhalten solle, wenn man auf österreichischem Territorium auf italienische oder tschechische Truppen stiess. Hitler bestimmte, dass die Tschechen als Gegner anzusehen seien.

Die Telefonverbindung zwischen Berlin und Wien war überbeansprucht. (Hitler schien übersehen zu haben, dass die Telefonleitungen über tschechisches Gebiet liefen.) Ein Defekt in der Telefonzentrale der Reichskanzlei nötigte ihn sogar, seine Gespräche von einer Telefonzelle im Wintergarten aus zu führen. Nach Kriegsende wurden die Aufzeichnungen dieser Gespräche durch das Forschungsamt in Görings Archiv aufgefunden.

Hitlers Sonderbeauftragter in Wien, Keppler, kümmerte sich derweil um Seyss-Inquart, damit gewährleistet war, dass dieser unschlüssige und legitimistisch eingestellte Minister auch nach Hitlers Geheiss handelte. Zudem hatte Keppler eine Liste jener Nationalsozialisten mitgebracht, die der neuen österreichischen Regierung angehören sollten, darunter auch Görings Schwager Dr. Franz Hueber – in den Telefonaten als «Ullrich» bezeichnet –, der das Justizressort und die auswärtigen Angelegenheiten übernehmen sollte, indes Dr. Fischböck für die Wirtschaft und Ernst Kaltenbrunner für die Sicherheit im Inland zuständig sein würden.

Am Morgen des 4. März wies Goebbels' engster Mitarbeiter Alfred-Ingemar Berndt die Pressevertreter in Berlin vertraulich an: «Die österreichischen Vorgänge müssen heute etwas stärker aufgemacht werden, die Boulevardblätter mit Schlagzeilen, die politischen Tageszeitungen etwa 2spaltig. Eine Uniformität soll vermieden werden.» Brauchitsch konferierte nahezu den ganzen Tag in der Reichskanzlei. Laut Hitlers Anordnung sollten auch SS-Verbände an der Aktion teilnehmen, wobei den dafür vorgesehenen drei SS-Regimentern Heeresoffiziere als Instrukteure zugeteilt werden würden. Als General Guderian um die Erlaubnis bat, seine Panzer mit Flaggen und Blumen zu schmücken, um so den «friedlichen» Charakter des Unternehmens zu bekunden, wurde sie ihm von Hitler bereitwillig erteilt.

Schuschnigg, der hoffte, dass die Nationalsozialisten nur blufften, überschritt mit allen möglichen Ausflüchten den von Hitler ge-

setzten Termin um etliche Stunden. Göring gab seinen Helfershelfern in Wien von der Telefonzelle aus lauthals Anweisungen. Görings Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass Schuschnigg noch vor Anbruch der Nacht zurücktrat. Obgleich Schuschnigg schliesslich die Volksbefragung verschob, teilte Göring, nach einer Unterredung mit Hitler, Seyss-Inquart telefonisch mit, dass das nicht mehr genüge. Denn der österreichische Bundeskanzler habe das Berchtesgadener Abkommen gebrochen und müsse deswegen zurücktreten. Der Führer wolle bis 17.30 Uhr darüber Klarheit haben, ob nun Präsident Miklas Seyss-Inquart mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt habe oder nicht. Seyss-Inquart drückte die Hoffnung aus, dass Österreich, wenn auch im Wesen nationalsozialistisch, so doch unabhängig bleiben würde. Darauf fand Göring nur eine unverbindliche Antwort.

Es wurde 17.30 Uhr und später. Göring erfuhr, dass Schuschnigg zwar zurückgetreten sei, aber Miklas nun einen anderen zum Kanzler ernennen wolle. «Es sind augenblicklich die Herren von uns selbst bei ihm [dem Bundespräsidenten] ... und stellen ihm die Situation vor», berichtete Seyss-Inquart. Göring wies ihn und den Militärattache Generalleutnant Wolfgang Muff an, beim Bundespräsidenten vorstellig zu werden:

« ... wenn nicht unverzüglich die Forderungen, wie genannt, angenommen werden, dann erfolgt heute nacht der Einmarsch der ... Truppen ... und die Existenz Österreichs ist vorbei ... Sagen Sie ihm, es gibt keinen Spass jetzt ... Wenn der Miklas das nicht in vier Stunden kapiert, dann muss er jetzt eben in vier Minuten kapiieren.»

«Na gut», meinte Seyss-Inquart freudlos.

Da man von Schuschniggs Rücktritt überzeugt war, wurde der Einmarschbefehl widerrufen. Nur Polizeieinheiten sollten in Österreich einrücken.

Doch um 20 Uhr meldete sich Seyss-Inquart abermals telefonisch aus Wien. Niemand sei zurückgetreten, die Schuschnigg-Regie-

ung habe sich sozusagen von den Geschäften «zurückgezogen» und lasse die Dinge treiben. Ausserdem weigere sich Miklas weiterhin, ihn zum Bundeskanzler zu ernennen. Eine halbe Stunde währte das erregt geführte Gespräch über die verfahrenere Lage. Göring befürwortete nun lautstark eine militärische Intervention, indes Hitler nachdenklich zuhörte. Als sie sodann von der Telefonzelle zum Sitzungszimmer zurückschritten, schlug sich Hitler auf den Oberschenkel, warf den Kopf zurück und sagte: «Jetzt geht's los, voran!»

Göring rief nach Bodenschatz und ordnete an, dass sich die Luftwaffe bereithalten solle. Gegen 20.30 Uhr unterzeichnete Hitler den Einsatzbefehl. Der Einmarsch sollte am kommenden Morgen stattfinden.

Hitler rechnete nicht mit ernstem Widerstand. Kurz darauf, gegen 20.48 Uhr, telefonierte Keppler aus Wien, dass Miklas die Regierung aufgelöst und dem österreichischen Bundesheer die Weisung gegeben habe, keinen Widerstand zu leisten. Gegen 22 Uhr traf das überaus wichtige – mit «Seyss-Inquart» unterzeichnete* – Telegramm mit der Bitte der «Provisorischen österreichischen Regierung» ein, zur Aufrechterhaltung der Ordnung deutsche Truppen zu entsenden.

Um 22.30 Uhr wusste Hitler auch, dass Mussolini die Besetzung Österreichs durch deutsche Truppen wohlwollend hinnehmen würde (der Duce hatte Schuschnigg wegen der abgekarteten

* Er selbst hat es nie zu Gesicht bekommen. Seine Witwe, Frau Gertrud Seyss-Inquart, gewährte mir Zugang zu seinen Papieren, unter denen ich einen ausführlichen Bericht über diesen unklaren Vorgang fand. Höchstwahrscheinlich hatte Keppler das Telegramm aus Wien geschickt. Seyss-Inquart hat es dann nach vollendeter Tatsache widerstrebend gebilligt. «Meine Verantwortung in dieser Sache besteht darin, dass ich es zuliess, dass das Reich sich rücksichtlich des

Einmarsches auf mich berief, und zwar *nach* Beginn des Einmarsches. Ich selbst habe hiervon erst glaublich am 12. 3. morgens gehört.» Seyss-Inquart wurde 1946 in Nürnberg gehängt.

Volksabstimmung Vorhaltungen gemacht). Ausser sich vor Freude bat Hitler telefonisch seinen Sondergesandten in Rom:

«Dann sagen Sie bitte Mussolini, ich werde ihm das nie vergessen! ... Nie, nie, nie! Es mag sein, was wolle.» Und: «Wenn die österreichische Sache jetzt aus dem Wege geräumt ist, bin ich bereit, mit ihm durch dick und dünn zu gehen.»

Nachdem Hitler aufgelegt hatte, vertraute er Göring an, dass er an Mussolinis Grösse nie gezweifelt habe. Das sei der glücklichste Tag seines Lebens. (Nach über einem Jahrzehnt konnte er nun in seine Heimat Österreich zurückkehren und das tun, was Schuschnigg und seine Vorgänger ihm verwehrt hatten – das Grab seiner Eltern in Leonding besuchen.

Hitler war sich dessen bewusst, dass Ribbentrop aufgebracht sein würde, wenn er den glorreichen Einzug am morgigen Tag nicht miterleben durfte. Aber er war der Meinung, dass sein Aussenminister Deutschland am besten dadurch diene, wenn er übers Wochenende in London «den Blitzableiter» spielte. Deswegen gab er seinem Adjutanten Brückner den Auftrag, dafür zu sorgen, dass Ribbentrop noch zwei bis drei Tage dort blieb. Falls alles gut verlief, würde er in Wien mit Ribbentrop Zusammentreffen. Neurath erbleichte bei diesen Worten und beschwor Hitler, das Risiko eines Wienbesuches vorläufig noch nicht einzugehen. Seine Geburtsstadt Braunau ginge noch an. Aber Wien nicht. Doch Hitler liess sich nicht abbringen und ordnete strengstes Stillschweigen an. Sodann zog sich Hitler zurück, um nach den Aufregungen der letzten zwei Tage noch ein wenig zu schlafen. Doch weder ihm noch Keitel war viel Erholung vergönnt, da besorgte Generale und kleinmütige Diplomaten in erregten Telefonanrufen baten, das Unternehmen abzublasen, bevor es zum Blutvergiessen kam. Brauchitsch, der weiterhin eine bewaffnete Intervention der Italiener oder der Tschechen befürchtete, machte einen verzweifelten Eindruck. Er und Beck riefen nachts wiederholt Keitel und Weizsäcker an und beschworen sie, den geplanten Einmarsch zu hin-

tertreiben. General von Viebahn, Chef der Operationsabteilung in Keitels OKW, ein Freund Becks, bedrängte Keitel gleichfalls mit Telefonanrufen und ging sogar so weit, dass er gegen 2 Uhr nachts General Muff mit Hitler verbinden liess, dessen Telefon auf dem Nachttisch stand. Hitler fuhr Keitel deswegen an, und Keitel untersagte daraufhin Viebahn, den allzu aufdringlichen Militärattaché oder sonst jemand mit der Reichskanzlei zu verbinden. Viebahn erlitt im Morgengrauen einen Nervenzusammenbruch und schloss sich in einem Büro im Kriegsministerium ein, wo er, wie weiland Luther, Tintenfässer gegen die Tür schleuderte. (Jodl wurde sein Nachfolger.) Hitler gewann von einigen seiner Generale einen niederschmetternden Eindruck.

Es war – wieder einmal – ein Samstag. Um sechs Uhr früh an jenem Tag, dem 12. März, flog Hitler von Berlin ab und überliess Göring die Befehlsgewalt. In der Münchner Kommandozentrale von General von Bock, dem die 8. Armee unterstand, wurde er über den bisherigen Verlauf des Unternehmens unterrichtet. Jubelnde Menschenmengen hatten die deutschen «Invasoren» begrüsst, denen sich die österreichischen Soldaten, die keineswegs an Widerstand dachten, anschlossen. Veteranen des Weltkrieges säumten die Strassen, salutierten und trugen stolz ihre Orden. Die Tschechoslowakei, der Hitler zugesichert hatte, dass es keinen Grund zur Beunruhigung gab, hielt still. Sie schien überdies, wie Hitler sarkastisch zu General Haider sagte, der neben ihm im Wagen sass und vor Rührung weinte, unverhoffte Beflissenheit zu demonstrieren. Mit diesem Land wollte er demnächst abrechnen. Gegen 16 Uhr überquerte Hitler nahe Braunau die Grenze und fuhr weiter nach Linz, wohin er Seyss-Inquart bestellt hatte. Stolzgeschwellt stand er aufrecht in seinem offenen, dunkelblauen Mercedes, grüsste oder winkte, indessen sein Fahrer Erich Kempka den Wagen herunterschalten musste, um nicht in die begeisterte Menschenmenge zu fahren, die den Weg blockierte. Es dämmerte bereits, als sie das Zentrum der Stadt erreichten, wo

sich Zehntausende lärmender Österreicher drängten. (Sir Alexander Cadogan, Staatssekretär im britischen Foreign Office, sagte später mit leisem Tadel zu Henderson: «Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir über die Stimmung in diesem Land überaus unzureichend informiert worden sind. ... Wir haben uns nur gegen den Anschluss gestemmt, um Deutschland eins auszuwischen.») Vom Balkon des Rathauses hielt Hitler eine Rede an die versammelten Menschen:

«Wenn die Vorsehung mich einst aus dieser Stadt hinaus zur Führung des Reiches berief, dann muss sie mir damit einen Auftrag erteilt haben. Und es kann nur *ein* Auftrag gewesen sein: meine teure Heimat dem Deutschen Reich wiederzugeben!»

Am Abend ass Hitler zusammen mit Seyss-Inquart und Keppler. Auch den nächsten Tag – es war der 13. März – verbrachte er in Linz. Am Nachmittag fuhr er nach Leonding, wo seine Eltern begraben waren.

Als er zurückkehrte, hatte der Gedanke, der ihm nachts gekommen war, feste Gestalt angenommen. Ursprünglich hatte er ein autonomes Österreich unter seiner – durch eine Volksabstimmung bestätigten – Präsidentschaft geplant. Aber konnte er jetzt nicht auch eine direkte Union Österreichs mit dem Reich, den «Anschluss» wagen? Die Sympathiebekundungen der Bevölkerung waren überwältigend. Er schickte einen Boten mit dem Flugzeug zu Göring, um dessen Meinung einzuholen. Zudem rief er Keppler in Wien an und verlangte, dass Seyss-Inquart diesen Plan unverzüglich mit seinen Kabinettskollegen beraten solle. Göring hatte mittlerweile von dem Jubel in Linz erfahren und daraufhin Milch mit dem gleichen Vorschlag geschickt. Als Milch um 17.09 Uhr ankam, teilte Hitler ihm mit, dass er sich bereits entschieden habe. Seyss-Inquart und Keppler, die gleichfalls abends dort eintrafen, meldeten, dass das Kabinett dem Anschluss an das Reich zugestimmt habe.

So war es zu Hitlers Entscheidung gekommen. Sie war keinesfalls das Ergebnis seit langem währender Machenschaften, sondern ein Augenblicksentschluss, von dem selbst Göring, auf seinem Landsitz Karinhall, auch durch ein Telefongespräch mit dem österreichischen Gesandten Tauschitz erfahren hatte.

«Es ist aber der einmalige Moment gewesen, wo die Glücksgöttin an einem vorüberstreicht», sagte Hitler danach zu seinen Adjutanten. «Wenn man in diesem Augenblick nicht ihren Saum erfasst, kommt sie nie wieder.»

Hitlers triumphale Fahrt nach Wien am nächsten Tag ist nicht weiter erwähnenswert, ausser dass die Bevölkerung in der Hauptstadt keineswegs dermassen jubelte wie die Linzer. Kardinal Innitzer, ^er Erzbischof von Wien, hatte Hitler telefonisch um die Erlaubnis gebeten, zu seinen Ehren sämtliche Kirchenglocken in Österreich läuten zu lassen und forderte Hakenkreuzfahnen an, die von den Kirchtürmen wehen sollten, wenn Hitler in die Hauptstadt einfuhr. Derlei Paradoxien kennzeichneten die Tragik Österreichs. Denn nach Hitler kamen die einst verfemten österreichischen Nationalsozialisten, die das Leben im Exil verbittert hatte und die nun auf Rache sann. Nachdem die Aufzüge, die Paraden und die Feiern ein Ende genommen hatten, begann ihr Wuten auf den Strassen und in den Inhaftierungslagern und trübte somit das Urteil der Geschichte über Hitlers Leistung.

Am 15. März nahm Hitler um 14 Uhr am Maria-Theresia-Denkmal eine Truppenparade ab. Einheiten der Wehrmacht und österreichische Regimenter marschierten mit Blumen und Fahnen an ihm vorbei. An die tausend Bomber und Jagdflugzeuge der Luftwaffe beider Länder – angeführt von je einem deutschen und einem österreichischen General – flogen dröhnend über die Dächer der österreichischen Kapitale hinweg. Nicht wenige Menschen waren zutiefst bewegt, als österreichische Dragoner zusammen mit deutschen Soldaten nach den Klängen des Prinz-Eugen-Marsches vorbeidefilieren.

Freiherr von Weizsäcker, der mit Ribbentrop gekommen war, schrieb an jenem Tag: «Wer dächte in diesen Tagen nicht an die früher oft gestellte Frage, wofür unsere Opfer im Weltkrieg gebracht wurden.»

Das war nun die Antwort. Sämtliche Diplomaten in Wien drängten sich auf Hitlers Tribüne, um dieser Demonstration beizuwohnen. (Nur der englische und der französische Gesandte waren hochmütig ferngeblieben.) Dabei handelte es sich keineswegs um ein von Goebbels inszeniertes Spektakulum. Die ganze Stadt schien vor jubelnder Begeisterung zu beben.* Die Menschen erlebten die Wiedergeburt deutscher Grösse, das Wiedererstarken eines Geistes, der trotz blutiger Opfer besiegt, durch den Waffenstillstand gespalten, gedemütigt, durch internationale Verschuldung geknechtet worden war. Doch nun belebte er sich im Herzen Europas, in zwei Völkern, die einer der ihren, ein Führer, der ihnen eine Ära der Grösse und des Wohlstands versprach, vereinigt hatte.

Während die Nacht über Wien hereinbrach, das nun zu einer Provinzmetropole herabsinken sollte, schnallte sich Hitler in der Junkersmaschine auf seinem Sitz links vom Gang an, von wo aus er während des Rückfluges nach Deutschland auf Österreich herabsehen konnte. Sie flogen dem Sonnenuntergang entgegen. Die zerklüftete Alpenkette färbte sämtliche Schattierungen von Rot und Gold. Keitel blickte gegen Böhmen und Mähren zu seiner

* Im Privatarhiv von Richter Robert H. Jackson, dem US-Hauptankläger während der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, findet man Belege dafür, dass seine Mitarbeiter im November 1945 aus den als Beweis vorgeführten Wochenschaufilmen die Szenen allgemeiner Begeisterung beim Einmarsch von Hitlers Truppen ins Rheinland, in Österreich und ins Sudetengebiet entfernt hatten. «Denn all das Fahنشwenken, die strahlenden Gesichter und die entgegengestreckten Blumensträusse widerlegten unsere Vorstellung, dass diese Menschen durch ihre Handlungen einen Angriffskrieg gegen die Nachbarvölker herbeiführen wollten», heisst es in einer Aktennotiz.

Rechten. Mit Tränen in den Augen machte Hitler den OKW-Chef auf das unter ihnen hingebreitete Österreich aufmerksam. «All das ist nun Deutschland.»

Nach einer Weile beugte sich Hitler zum Gang vor. Keitels Adjutant, der hinter beiden sass, bemerkte, dass Hitler einen zerknitterten Zeitungsausschnitt vorzeigte, den er seit dem Abflug von Wien in der Hand gehalten hatte. Er hatte ihn aus einer Morgenzeitung herausgerissen. Es handelte sich um eine Kartenskizze mit den neuen Grenzen des Reiches. Die Tschechoslowakei, deren Gebiet schraffiert war, war nunmehr nahezu gänzlich von deutschem Territorium eingeschlossen. Hitler legte die linke Hand auf die Kartenskizze, so dass sein Zeigefinger und Daumen die neuen Reichsgrenzen mit der Tschechoslowakei bildeten. Sodann blinzelte er Keitel zu und bewegte langsam Zeigefinger und Daumen gegeneinander.

Fall «Grün

Die Diplomatie Hitlerscher Prägung hatte begonnen.

Seine ersten Siege in Mitteleuropa gewann er nicht durch das Schwert. Er errang sie durch Machtpolitik, Bluff, Pressionen, psychologische Manöver und durch Nervenkrieg.

Jedes Mal schätzte er zuvor mit aller Sorgfalt seine potentiellen Gegner ein. Er rechnete damit, dass die Westmächte nicht kämpfen würden, solange er seine Forderungen einleuchtend zu begründen vermochte. Der Westen war schwach und unvorbereitet; er hingegen nicht. Frankreich litt unter dem schleichenden revolutionären Einfluss der Linken. Als Brauchitsch am 9. März 1938 den Ausbau der deutschen Verteidigungsstellungen an der Mosel und am Rhein bis Anfang 1939 und den Bau von Festungsanlagen an der belgischen, holländischen und luxemburgischen Grenze bis zum Frühjahr 1940 vorschlug, sah Hitler keinen Grund, die Sache schneller voranzutreiben. Am 10. November sollte er in einer Geheimrede vor NS-Schriftleitern erklären: «Die allgemeine Weltlage schien mir günstiger als je zu sein für das Durchsetzen unserer Forderungen.»

Sein nächstes Opfer sollte die Tschechoslowakei sein. Aus Jodls Tagebucheintragungen geht hervor, dass Polen Hitler über nachrichtendienstliche Kanäle wissen liess, es werde gegebenenfalls die deutsche Politik unterstützen. Die Tschechoslowakei wiederum übermittelte über dieselben Kanäle, dass sie willens sei, zur Lösung des Problems der deutschstämmigen Bevölkerung im Sudetengebiet beizutragen, wo 3'200'000 Deutsche jenseits der Grenzen eingeschlossen lebten, die 1919 neu gezogen worden waren. Achtzig Prozent von ihnen waren der Prager Regierung feindlich gesonnen. Von den Tschechen wurden sie beruflich, im Staatsdienst etwa, diskriminiert, und tschechische Gerichte behandelten sie nicht eben glimpflich. Hitler hielt nicht viel von den Lösungs-

Vorschlägen der Tschechen. Er strebte die Kontrolle über das Sudetengebiet an, weil da die tschechischen Grenzbefestigungen lagen, vor denen ihn General von Fritsch 1937 gewarnt hatte. Am 19. März 1938 hielt Hitler mit den Spitzen der NS-Partei eine Konferenz ab. Am selben Tag wies Goebbels in einem geheimen Rundschreiben die NS-Schriftleiter an, die Bezeichnung «grossdeutsch» fortan sparsamer zu verwenden.

«Es soll lediglich der Eindruck vermieden werden, als ob die deutschen Ansprüche mit der Herstellung der deutsch-österreichischen Einheit erledigt wären. Dies ist nicht der Fall. Zu dem wirklichen grossdeutschen Reich gehören nämlich noch andere Gebiete, die wir zu gegebener Zeit beanspruchen werden.»

(Nahezu die gleiche Anweisung an die Presse wurde ein Jahr darauf herausgegeben.)

Bei der Besprechung legte Hitler seine Pläne für eine Abstimmung dar, die am 10. April in ganz Deutschland und Österreich abgehalten werden sollte. Die Frage auf dem Abstimmungsbogen lautete: «Bekennst du dich zu unserem Führer Adolf Hitler und damit zu der am 13. März 1938 vollzogenen Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich?» Im Gegensatz zu Schuschniggs abgekartetem Plebiszit handelte es sich tatsächlich um eine geheime Abstimmung. Das Ergebnis erstaunte selbst Hitler: Von den 49'493'028 Wahlberechtigten hatten 49'279'104 ihre Stimme abgegeben, und von diesen hatten 99,08 Prozent mit «Ja» gestimmt, das heisst, 48'751'587 mündige Bürger hatten Hitlers Vorgehen gebilligt. Das war eine Einmütigkeit von geradezu bestürzendem Ausmass.

Die Propagandakampagne führte Hitler kreuz und quer durch beide Länder. Am 7. machte er den ersten Spatenstich zum Bau eines Autobahnnetzes in Österreich. Einer seiner Ärzte, Hans Karl von Hasselbach, schrieb später/ «Die Leute säumten kilometerlang die Strassen, unbeschreiblicher Jubel umtobte ihn, und vielen aus dem Publikum rannen beim Anblick Hitlers die Tränen her-

unter.» /Mittlerweile galten die deutschen Gesetze nun auch in Österreich, und ihnen folgten die NS-Methoden. Tausende von Kommunisten und Nazigegnern waren bereits verhaftet und in Konzentrationslager gepfercht worden.

Hitler instruierte Ribbentrop, dass der einstige Bundeskanzler Schuschnigg trotz allem gut zu behandeln sei und irgendwo in einer ruhig gelegenen Villa untergebracht werden solle. In den Jahren danach wurde diese Anweisung Hitlers, wie viele andere, missachtet.

Ursprünglich hatte Hitler dem OKW mitgeteilt, dass das nächste Ziel – die Tschechoslowakei – erst dann angestrebt werden könne, wenn Österreich «verdaut» worden sei. In der Zwischenzeit wurde das österreichische Bundesheer mit deutschen Uniformen und deutschen Waffen versehen. Doch es schien an der Zeit zu sein, mit subversiven Aktionen im Sudetengebiet zu beginnen. Am Nachmittag des 28. März besprach er mit Konrad Henlein, dem Führer der sudetendeutschen Partei, die einzuschlagende Taktik. Henlein war 1935 von Vizeadmiral Canaris «entdeckt» und von der Abwehr in subversiver Tätigkeit geschult worden. Henlein, der im verbalen Gebrauch demokratischer und diplomatischer Floskeln versiert war, dem man homosexuelle Neigungen nachsagte, hatte unter den 3 200'000 Sudetendeutschen eine schlagkräftige politische Organisation aufgebaut. Obgleich er von SS-Gruppenführer Lorenz von der «Volksdeutschen Mittelstelle» eine gewisse Unterstützung empfing, hatten ihn Himmler und Heydrich bislang übergangen und ihm den Zugang zu Hitler verwehrt.

Hitler hielt nun eine streng geheime Besprechung ab, an der ausser Henlein nur noch Ribbentrop und Lorenz teilnahmen. Er sicherte Henlein Unterstützung zu, deutete an, dass er die tschechische Frage «in nicht allzu langer Zeit» anpacken wolle und gab ihm zwei miteinander verknüpfte Anweisungen: Er sollte erstens der tschechischen Regierung eine Reihe von Forderungen stellen, die

zwar dem Anschein nach recht vernünftig klangen, aber nicht das Risiko bargen, von Staatspräsident Benesch tatsächlich in Erwägung gezogen zu werden. Und zweitens sollte Henlein den ihm zu Gebote stehenden Einfluss in London dahin geltend machen, dass die Briten sich einer Einmischung enthielten.

Am selben Tag, dem 28. März, unterzeichnete Keitel eine bedeutungsvolle OKW-Weisung an das Heer, die den Ausbau der wichtigsten Donaubrücken und der in die Tschechoslowakei führenden Strassen in Österreich betraf und somit den Einsatz von Truppenverbänden gegen dieses Land erleichtern sollte. Am 1. April forderte der Generalstab telefonisch General von Leeb auf, Beck binnen fünf Tagen über seine Mobverwendung im Kriegsfall Auskunft zu geben. Beck liess Leeb mitteilen, er sei als Oberbefehlshaber der 7. Armee ausersehen, die von Österreich aus gegen die Tschechoslowakei Vorgehen solle. Aus Leeb's Tagebuchaufzeichnungen geht hervor, dass er daraufhin im April die österreichisch-tschechische Grenze von einem Ende bis zum anderen inspizierte.

In dieser Phase stiess Hitler seitens der Wehrmacht kaum auf Widerstand. Beck's feindselige Haltung der Tschechoslowakei gegenüber war allgemein bekannt. (Manstein schrieb in einem Brief an Beck vom 21. Juli, er wisse, dass niemand die Zerschlagung der Tschechoslowakei «heisser erstrebt als Herr General»). Im Dezember 1937 hatte Beck im Gespräch mit Jenö Ratz, dem ungarischen Generalstabschef, die Tschechoslowakei als ein Anhängsel des deutschen Landes bezeichnet. «Solange sie existiert, kann Deutschland keinen Krieg führen.» Beck war, das muss man zugeben, ein befähigter, aber im Grunde genommen ein in überholten Anschauungen befangener Militärtheoretiker. Sein Denken verschloss sich allen Möglichkeiten, die über die Beurteilung seiner Profession hinausgingen. Seine erklärte Auffassung lautete, dass die Tschechoslowakei durch militärische Operationen nicht einzunehmen sei. Er schien sich der Tatsache nicht bewusst zu sein,

dass ein moderner Staat auch von mit anderen Mitteln durchgeführten Angriffen empfindlich getroffen werden könne, dass das Heer nur eine Waffe in Hitlers Arsenal war, dass Hitler zudem über eine Luftwaffe verfügte, über eine dem OKW unterstellte Abteilung zur Sabotage und Subversion hinter der gegnerischen Front und über eine lautstarke Propagandamaschinerie.

Im Gegensatz zum Generalstab sahen Hitler und das OKW die künftigen Feldzüge im Gesamtzusammenhang und nicht nur im Rahmen der zur Verfügung stehenden Geschütze und der Menge an Schiesspulver. Die Luftwaffe bereitete ihm in dieser Hinsicht keine offenen Schwierigkeiten, obzwar einige Luftwaffenoffiziere Göring besorgt auf das Risiko hinwiesen, falls Grossbritannien den Krieg erklären sollte. Zudem wusste Hitler im Unterschied zu seinen Generalen über manche Planung der gegnerischen Seite Bescheid. Da Canarias' Abwehr für nachrichtendienstliche Zwecke wenig tauglich war, versorgten andere Stellen Hitler mit überaus wertvollen Informationen. Die Dechiffrierabteilung, die François-Poncets Geheimdepeschen aufgefangen hatte, wurde bereits erwähnt. Die zwischen Paris und seinen Auslandsmissionen gewechselten Telegramme wurden gleichfalls regelmässig entschlüsselt, wie auch die Depeschen der italienischen und der ungarischen Botschaft in Berlin. So erfuhr beispielsweise das Forschungsamt, dass der ungarische Aussenminister Kolomán von Kánya den Briten regelmässig Informationen über die Vorhaben der NS-Regierung zuspielte. Manche Entscheidung Hitlers, die zum damaligen Zeitpunkt durch ihre Unverständlichkeit die Militärs aufbrachte, lässt sich wohl auf die Leistungen der findigen Mitarbeiter in Görings Forschungsamt, in Ribbentrops Auswärtigem Amt (Abteilung Pers. Z) und im B-Dienst der Marine zurückführen. Seine Überzeugung, dass England 1939 keinen Krieg wollte, sein Wissen im März 1940, dass England eine Besetzung des neutralen Norwegen plante, und seine erste Entscheidung im Juli 1940, Russland anzugreifen, sind drei Beispiele dafür.

Auch Hitlers Bauvorhaben verraten manches über seine künftigen Pläne. Der grosszügige Einsatz öffentlicher Mittel riss die deutsche Architektur aus der Erstarrung, wie sie vor 1933 geherrscht hatte. Nach Jahren tastender, halbherziger Entwürfe setzte sich nun ein zu Massigkeit und Pomp neigender Stil als Kennzeichen der neuen öffentlichen Bauten durch. Oft genug diktierte ihn Hitler selbst, der mit wahrer Leidenschaft Skizzen von breiten Prachtstrassen und Gebäuden anfertigte, wie er sie zu sehen verlangte. Im Februar 1939 fasste er den Entschluss, München einen neuen riesigen Zentralbahnhof mit einer hundert Meter hohen Kuppel zu bescheren, dem damals grössten Stahlskelettkuppelbau der Welt. Doch das 1936 von Werner Mach in Berlin erbaute Olympiastadion wie auch das Kriegsministerium und der Gebäudekomplex der Luftwaffe entstammen der älteren Schule deutscher Architekten. Da Hitler nicht viel von ihnen hielt, machte er den jungen Albert Speer zu seinem Chefarchitekten in Berlin und Hermann Giesler zu dem in München. Gelegentliche Bemerkungen gaben Aufschluss über seine wahren Ambitionen. Als Speer, mit dem Bau der gigantischen neuen Berliner Reichskanzlei beauftragt, ihm mitteilte, dass er es in zwölf Monaten schaffen könne, meinte Hitler, sie werde sich als äusserst nützlich erweisen, wenn es darum ging, Vertreter der «kleinen Nationen» zu empfangen und zu beeindrucken. Eines Abends im Oktober 1941, als seine Armeen zur Einnahme Moskaus ansetzten, erklärte Hitler im privaten Kreis:

«Wer die Reichskanzlei betritt, muss das Gefühl haben, vor den Herrn der Welt zu treten, und schon der Weg dahin durch den Triumphbogen auf den breiten Strassen an der Soldatenhalle vorbei zum Platz des Volkes soll ihm den Atem nehmen. Damit allein sind wir in der Lage, den einzigen Konkurrenten, den es gibt für uns, Rom, in den Schatten zu stellen. ... Wir nehmen als Baustein Granit. ... Diese Bauten werden ... unverändert noch in zehntausend Jahren stehen. ... Berlin wird einmal die Hauptstadt sein der Welt.»

Er unterhielt sich darüber ausführlich mit Speer und erläuterte den geplanten Bau eines riesigen Stadions in Nürnberg, das über 350000 Zuschauer fassen sollte. «In der Zukunft werden sämtliche Olympischen Spiele dort abgehalten werden.»

Noch im selben Jahr – 1938 – besuchte Hitler zum ersten Male Rom. Denn Italien und Grossbritannien kam hinsichtlich seines Planes, die Tschechoslowakei und den Osten zu erobern, eine Schlüsselrolle zu.

Zwar erklärte Ribbentrop am 29. März, dass er und Hitler, trotz der traditionellen englischen Politik, gegen die stärkste europäische Macht zu opponieren, «die Tür zu England nicht ganz zu schlagen» wollten, aber die Bande zwischen Deutschland und Italien waren nun einmal geknüpft, und Hitler wollte während seines auf den Mai angesetzten Besuches ein Abkommen mit Mussolini zustandebringen. Als er am 2. April Hans-Georg von Mackensen als seinen neuen Botschafter nach Rom entsandte, ordnete er seine Politik diesem Gesichtspunkt unter. Er hatte beschlossen, das umstrittene Südtirol endgültig abzuschreiben und Italien zu überlassen und erklärte, Deutschlands Grenzen mit Italien, Jugoslawien und Ungarn «stehen fest». Der Zug nach dem Mittelmeer sei zu Ende. «Wir streben nach dem Norden», sagte er. «Das Baltikum ist – nächst den Sudetendeutschen – unser Ziel. Der Korridor und eventuell die Randstaaten müssen uns interessieren. Über Nichtdeutsche wollen wir nicht herrschen, aber wenn schon, dann über die Randstaaten.»

Laut Weizsäckers Notizen teilte Hitler am 20. April, seinem Geburtstag, Neurath mit, er glaube, auf der Höhe seiner aussenpolitischen Erfolge zu stehen. Doch man dürfe den Bogen nicht überspannen. Vor allem solle man sich vor impulsiven Handlungen hüten. Man müsse alles Für und Wider genau durchdenken und dürfe nichts übereilen. Aber es müsse dann alles bereit sein, wenn einmal wieder der Augenblick käme, wo schnelles Handeln angebracht sei.

Der geeignete Zeitpunkt für die Lösung der tschechischen Frage hing von Mussolini ab, da Hitler nichts wagen wollte, solange er sich seiner Unterstützung nicht sicher war. Diese wiederum hing von Mussolinis Ambitionen ab. Falls der Duce sein Lebenswerk als vollendet ansah, würde Hitler seine ehrgeizigen Pläne aufschieben müssen. Doch wenn ihm Mussolini in Rom anvertraute, dass er eine Erweiterung seines afrikanischen Imperiums plane, konnte Hitler seinen Beistand in Afrika von der Hilfe Italiens hinsichtlich der Tschechoslowakei abhängig machen. Und dann werde er, wie er im April Schmudt gegenüber bemerkte, «mit der Tschechei in der Tasche aus Rom zurückkehren.»

Am 21. April beauftragte er Keitel mit der Ausarbeitung einer geeigneten OKW-Weisung. Die ideale Taktik wäre ein Überraschungsangriff auf die Tschechoslowakei. Doch die Weltmeinung würde das nicht hinnehmen, sofern es nicht zu antideutschen Ausschreitungen, beispielsweise der Ermordung des deutschen Gesandten in Prag, gekommen war. Ein Überraschungsangriff «aus heiterem Himmel» würde, wie Hitler darlegte, «zur Beseitigung des letzten Gegners auf dem Festlande» führen. (Dachte er schon damals an einen Einfall in Russland? Die Dokumente geben darüber keinen Aufschluss.)

Das rasche Niederringen des tschechischen Widerstandes sei unbedingt erforderlich, um den Westen von einer Intervention abzuhalten. Deswegen müssten Wehrmacht und Luftwaffe gleichzeitig zuschlagen, die Tschechen isolieren und demoralisieren, indes deutsche Panzerverbände rücksichtslos über Pilsen nach Prag vorstießen. In vier Tagen müsse die Hauptschlacht geschlagen sein. Major Schmudt selbst fertigte mühevoll eine streng geheime, maschinengeschriebene Aufzeichnung von Hitlers Bemerkungen an.

Am nächsten Tag, dem 22. April, liess Hitler unter einem Vorwand den ungarischen Gesandten in Berlin, Dome Sztojaj, zu sich kommen und teilte ihm im Vertrauen mit, dass das Reich bei

der bevorstehenden Aufteilung der Tschechoslowakei kein Interesse an der Slowakei habe und Ungarn somit das nach dem Weltkrieg verlorene Territorium, einschliesslich der «alten ungarischen Krönungsstadt Pressburg», wiedergewinnen könne. Sztojaj teilte diese verheissungsvollen Neuigkeiten Kanya in einem handgeschriebenen Brief mit.

Zwei Tage darauf verkündete Henlein auf einem Treffen in Karlsbad ein Acht-Punkte-Programm und verlangte von Prag, den Sudetendeutschen Autonomie und das Recht des Bekenntnisses zum Deutschtum zu gewähren.

Das war der erste Schritt zur Verwirklichung von Hitlers Plannungen.

Die grosse Militärparade anlässlich seines 49. Geburtstags gemahnte Hitler daran, dass die Jahre verstrichen. Ein Adjutant hörte ihn erstmals äussern, dass seine Spannkraft und Entschlussfähigkeit ihren Höhepunkt erreicht hätten und nun bald abnehmen würden. Zudem könne ihn jederzeit die Kugel eines Attentäters treffen – in Italien beispielsweise.

Am 23. April unterzeichnete er deshalb eine geheime Weisung, wonach Göring als sein Stellvertreter in Berlin fungieren solle, indessen Hess in seiner Abwesenheit weiterhin die Leitung der Partei innehaben werde. Am 2. Mai 1938 verfasste Hitler sein privates Testament und übergab es in einem versiegelten Umschlag dem Chef der Reichskanzlei Dr. Lammers – ein seltener dokumentarischer Beleg für den Privatmann Hitler, der seine persönlichen Angelegenheiten in Ordnung brachte, sich um seine Beisetzung kümmerte und die Aufteilung seiner Habe unter seinen Familienangehörigen und Bediensteten regelte.

An jenem Tag, dem 2. Mai, versammelte sich die gesamte Reichsregierung auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin, um sich von ihm zu verabschieden. Bei seinem letzten Besuch in Italien, im Jahre 1934, hatten ihn die nicht sonderlich beeindruckten Italiener in einem stickigen Palazzo untergebracht, dessen Fenster sich nicht

hatten öffnen lassen und in dem Myriaden von Mücken umhergeschwirrt waren. In seinem Schlafraum hatte er vergebens nach einem Lichtschalter gesucht und war schliesslich auf einen Stuhl gestiegen, um am Kronleuchter die glühend heissen Birnen auszu-drehen. Doch diesmal, im Mai 1938, hatte der Duce einen prunk-vollen Empfang vorbereitet, der sogar das Gepränge übertraf, das Hitler vor acht Monaten zu Ehren Mussolinis arrangiert hatte. Eine Woche lang hatte Hitler die Gelegenheit, mit dem ihm eigenen Zynismus die Atmosphäre in Rom zu beobachten und die Macht des Duce gegenüber den Prärogativen der Krone abzuwä-gen. Überdies war er keineswegs mit bescheidenem Gefolge ge-kommen. Eine Unzahl von Dolmetschern, Protokollchefs, Die-nern, Ärzten, Diplomaten und Adjutanten begleitete ihn. Die Gepäckwaggons waren mobile Garderoben, angefüllt mit Gala-uniformen, Degen, Ehrendolchen und funkelnden Orden. Als sein Sonderzug am Nachmittag des 3. Mai die Vorstädte von Rom erreichte, versammelte er seine Mitarbeiter um sich und ermahnte sie, nicht in Gelächter auszubrechen, wenn sie auf dem Bahnsteig eine kleine Gestalt knien sähen, die vom Gewicht der goldglän-zenden Epauletten zu Boden gezogen werde. Denn es handle sich um den König von Italien. Zudem knie er keineswegs, er zeige sich in voller Grösse.

Hitler konnte sich der Gesellschaft des kleinwüchsigen Königs nicht entziehen, da Viktor Emanuel III. offiziell sein Gastgeber war. Etliche Tage hatte Hitler Mühe, seinen faschistischen Gesin-nungsfreunden überhaupt zu begegnen. Die königliche Kamarilla hätte ihn nicht mehr erzürnen können, wenn sie es tatsächlich darauf angelegt hätte, ihn, den Sohn eines Zollbeamten in Braun-au, den plebejischen Diktator aus dem Norden, zu demütigen. In Neapel nötigte man ihn, in Zivilkleidung – Frack und Zylinder – die Parade eines Regimentes abzunehmen. In Rom wurde ihm das Tor zur königlichen Residenz aus Versehen vor der Nase zuge-sperrt. Dabei fand Hitler den König durchaus nicht unsympa-

thisch. Als er Viktor Emanuel in dessen Residenz einen Besuch abstattete, bediente der König den winzigen elektrischen Fahrstuhl selbst. «Er ist ein ganz braver Mann», berichtete Hitler hinterher schmunzelnd im privaten Kreis, «wie er da neben mir im Lift stand und auf die Knöpfe drückte, mochte ich ihn ganz gerne. Bloss diese vermotteten Leute um ihn herum, die sind mir unerträglich.»

Phlegma hat man den Italienern noch nie nachgesagt. Sämtliche Bahnhöfe waren beflaggt. Die Landbevölkerung säumte jubelnd die Gleise. Selbst Ochsen hatte man mit Hakenkreuzen bemalt. In Rom standen Hunderttausende beiderseits der Route, die am Hauptbahnhof begann. Unter ihnen befand sich auch die junge Frau vom Berghof, deren Fahrt Hitler aus seiner Privatschatulle bezahlt hatte. Ein unbekannter Italiener hob sie auf seine Schultern, damit sie den Vorbeizug der prächtigen Kavalkade sehen konnte. Die antiken Ruinen wurden mit Suchscheinwerfern angestrahlt. Das Kolosseum und das Kapitol waren in weisses Licht getaucht, indes farbige Rauchwolken, von einem bengalischen Feuerwerk beleuchtet, darüber hinwegzogen, so dass die Ruinen vor den Augen dieses Nero der Neuzeit abermals zu brennen schienen. Sodann rollte die königliche Karosse schaukelnd durch die unlängst in die Stadtmauer geschlagene Bresche zum Quirinal, der zu Hitlers Verfügung stand. Mussolini folgte dem König und Hitler in einer schlichten Limousine.

Im Quirinal machte Hitler erstmals Bekanntschaft mit der erstikenden Hofetikette. Der adlige Hofmarschall verneigte sich vor ihm und ging sodann seinen Gästen die lange, aus niedrigen Stufen bestehende Treppe voran, wobei er bei jeder der mit weichem, rotem Samt überzogenen Stufen feierlich mit seinem goldbeknöpften Stab aufstampfte. Er war diesen gemessenen Schritt gewöhnt, Hitler jedoch nicht. Der nervöse Staatsgast aus dem Ausland kam aus dem Tritt, näherte sich dem prächtig gewandten Edelmann, hielt jäh inne, was zu Verwirrung und Getrappel

auf den Stufen hinter ihm führte, setzte sich dann wieder in Bewegung und ging so rasch, dass er beinahe neben dem Hofmarschall einherschritt. Dieser gab vor, ihn nicht zu bemerken, beschleunigte sein Tempo, bis schliesslich die ganze Gruppe auf den letzten Stufen in einen würdelosen Charlie-Chaplin-Galopp verfiel, wie ihn der Quirinal mit seinem ehrwürdigen Zeremoniell bislang nicht erlebt hatte.

Es kam noch zu weiteren Misslichkeiten. Ribbentrop hatte angeordnet, dass die Damen in der deutschen Delegation vor der königlichen Familie keinen Hofknicks machen, sondern nur «eine leichte Verbeugung» andeuten sollten. Alle hielten sich daran, ausgenommen Marga Himmler, was Hitler sehr erboste. Ribbentrop verhinderte, dass auch Hitler ein Schnitzer unterliefe. Hitler hatte nämlich den Italienern ein Planetarium offerieren wollen. Ribbentrop wies jedoch darauf hin, dass Italien bereits zwei besäesse, die nach dem Krieg als Reparationen von Deutschland geliefert worden waren. «Es scheint mir daher», meinte Ribbentrop in einem Aktenvermerk, «dass das Geschenk eines Planetariums an Mussolini doch nicht angebracht wäre.» Hitler präsentierte dem Duce stattdessen ein Zeiss-Teleskop mit der gesamten Ausstattung für ein Observatorium.

Ferner verkündete Hitler – ein weiteres Präsent – in seiner Tischrede während eines Banketts in Rom, dass Deutschland keinerlei Ansprüche auf Südtirol erhebe.

Im Verlauf der Tage schien sich nach Hitlers Meinung die Brückierung Mussolinis durch die königliche Familie noch zu steigern. Bei einer *Dopolavoro*-Veranstaltung – die den deutschen KdF-Aktivitäten entsprach – waren lediglich drei vergoldete Stühle für das Königspaar, Hitler und Mussolini bereitgestellt worden. Den beiden Diktatoren blieb nichts anderes übrig, als den dritten Stuhl unbenutzt zu lassen und vor den Augen von hunderttausend Italienern der Vorführung stehend beizuwohnen. Bei einem Konzert in der Villa Borghese nahm der Adel in der ersten Reihe Platz,

indessen Generale wie Rodolfo Graziani, Italo Balbo und Pietro Badoglio unauffällig in den hinteren Reihen Platz nehmen mussten. Das gleiche ereignete sich während einer Militärparade in Neapel. Hinter Hitler stand ein Wall parfümierter Höflinge und Hofdamen und verdeckte die Reihe der Generale völlig. Hitler konnte sich die laute Bemerkung nicht verkneifen, dass es sich schliesslich um Generale handle, die dem König das abessinische Kaiserreich errungen hätten. Daraufhin löste sich der Wall hinter ihm auf, und die Generale kamen zum Vorschein.

Einmal soll Hitler, wie Wiedemann berichtete, Mussolini gegenüber unwirsch geäussert haben:

«Ich fahre heim! Ich mache nicht mehr mit! Ich wollte nicht den König besuchen, sondern Sie, mein Freund.»

Doch er blieb bis zum 10. Mai. Mit gemischten Gefühlen kehrte er nach Berlin zurück. In der Folgezeit sprach er des Öfteren von der prachtvollen Architektur und den Kunstgalerien in Florenz. Was aber den militärischen Wert Italiens anlangte, so hatten sich seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. In den Augen der Deutschen waren die modernsten Waffen, die der Duce in Rom stolz paradieren liess, bereits veraltet. Die Marinevorführung, der Hitler in Neapel beiwohnte – achtzig italienische U-Boote tauchten gleichzeitig in Formation auf und feuerten die Bordgeschütze ab war von der Stoppuhr bestimmte Kriegspielerei ohne jegliche militärische Bedeutung. Zudem hatte Hitler, wie er sagte, Mussolinis Unwissenheit in militärischen Dingen äusserst bestürzt. Mussolini sei seinen Generalen ausgeliefert, die jedoch dem König den Treueid geleistet hatten.

Politisch hatte Hitler weniger profitiert, als er gehofft hatte. Die Italiener hatten die Unterzeichnung eines Bündnisvertrags, den Ribbentrop mitgebracht hatte, ausgeschlagen. In Weizsäckers Notizen heisst es: «Mussolini applizierte uns eine Ohrfeige mit einem – improvisierten – Vertragsentwurf, der mehr einem Friedensschluss mit einem Gegner als einem Treuepakt mit einem

Freunde glich.» «Die Reise stellte sich für uns», fuhr Weizsäcker in seinem Tagebuch fort, «als eine ernüchternde Lehre heraus.» Mussolini hatte im vertraulichen Gespräch versichert, dass er «Gewehr bei Fuss» stehen werde, falls es zu einem Konflikt zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei kommen sollte. Da das doppeldeutig war, fragte Weizsäcker sich nachdenklich: «Ist das für uns eine Ermunterung oder eine Warnung? Der Führer glaubt an das erstere.»*

Leider ist von Hitlers Ausführungen, die er an Bord des Schlachtschiffes *Conte Cavour* Mussolini gegenüber machte, keine vollständige Aufzeichnung erhalten geblieben. Er begrüßte es, wenn sich Italien zur vorherrschenden Macht im Mittelmeerraum entwickelte, da Deutschland aus wirtschaftlichen Erwägungen «den alten Germanenweg nach Osten beschreiten werde.»

Hitlers Rombesuch hatte in seinen Augen die Monarchie ein für allemal diskreditiert.

Die Mitglieder eines königlichen Hauses zeichnete aus, was er nicht besass. Unter seinen Mitarbeitern erzählte man sich hernach eine bezeichnende Geschichte. Einer von Hitlers Ministern hatte von Prinz Massimo wissen wollen, ob dieser tatsächlich von dem altrömischen Feldherrn Fabius Maximus abstamme. Daraufhin habe der Prinz hochnäsiger geantwortet: «Es muss wohl so sein, denn man erzählt es sich seit zweitausend Jahren in unserer Familie.»

Vor seinen Vertrauten hatte Hitler in der Vergangenheit gelegentlich angedeutet, dass er sich eines Tages zurückziehen und die Regierungsgewalt über das neue, prosperierende Weltimperium, das er geschaffen hatte, einem Prinzen aus königlichem Hause überlassen wolle. Er selbst werde seinen Lebensabend als Pensio-

* Keitel's Adjutant notierte sich aus Hitlers Geheimrede vor seinen Generalen am 11. August 1938: «Wie steht Italien?—Ich habe Zusicherungen (Italienbesuch). Es wird keiner angreifen!»

när in München, Regensburg oder Linz verbringen und Fräulein Wolf, der älteren seiner Sekretärinnen, den dritten Band seiner Memoiren diktieren. Zuweilen holte er die Entwürfe seines Traumhauses hervor, strichelte ein wenig daran herum und verwahrte sie wieder im Safe. Mit dem inzwischen verstorbenen Reichspräsidenten von Hindenburg hatte er über die Restauration der Hohenzollern gesprochen. Dabei dachte er weniger an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dessen Frau ihn einst – vor seiner Machtergreifung – gekränkt hatte, sondern eher an einen seiner Söhne. Hindenburg war von dem Gedanken angetan gewesen.

Aber was Hitler nun in Rom beobachtet hatte, führte dazu, dass er derartige Vorstellungen für immer von sich wies. Der Staatsbesuch hatte überdies sonderbare Konsequenzen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin liess er Göring Kontakte zu den einstigen Spitzen der Sozialdemokratischen Partei – Carl Severing, Gustav Noske, Otto Braun und Paul Lobe – aufnehmen und deren Pensionen *erhöhen* – als Anerkennung dafür, dass sie zur Abschaffung der Monarchie beigetragen hatten.

Dennoch übermittelte er am 6. Mai Kronprinz Friedrich Wilhelm die üblichen Glückwünsche zum Geburtstag. In seinem Antwortschreiben äusserte sich der Kronprinz anerkennend über Hitlers Beitrag zur Erhaltung des Friedens in Europa. Hitler machte Wiedemann gegenüber, wie der Adjutant etliche Monate hernach notierte, die unwirsche Bemerkung:

«Ich bin nicht für den europäischen Frieden da. Ich bin da, um Deutschland gross zu machen. Wenn's auf friedlichem Wege geht, gut, sonst muss es eben anders gehen.»

Inzwischen hatte er beschlossen, hinsichtlich der Tschechoslowakei nicht länger zu warten. Weizsäcker notierte am 13. Mai: «Er denkt an eine Lösung der sudetendeutschen Frage noch in diesem Jahr, da die Konstellation sich verschlechtern könnte.» Eine ausgeklügelte Propagandakampagne wurde entworfen, die mit einem

beabsichtigten Stillschweigen über die Auseinandersetzung begann. Goebbels' engster Mitarbeiter Alfred-Ingemar Berndt instruierte die am Gängelband geführten NS-Schriftleiter am 13.: «Es wurde nochmals daran erinnert, dass über kleinere Zwischenfälle in der Tschechoslowakei nicht berichtet werden dürfe.» (Am 18. und am 20. wiederholte er diese Warnung.) Die Schlacht musste *psychologisch* gewonnen werden.

Hitler hatte mittlerweile seine Aufmerksamkeit den angeblich uneinnehmbaren tschechischen Grenzbefestigungen zugewandt. Das OKW wies darauf hin, dass die Panzerwerke überaus beachtlich seien – in Abständen von hundert Metern grosse Geschützbunker, die gegen «alle bekannten Kaliber» schussicher seien. Dazwischen lagen MG-Stände. Die mit schweren Maschinengewehren bestückten Stellungen konnten Granatfeuer vom Kaliber 21 ohne weiteres überstehen, die mit leichteren bis zur Hälfte dieses Kalibers. Hitler entschied, dass der Angriff gegen die Festungsanlagen von innen her stattfinden müsse – dafür sollten besondere Sturmeinheiten ausgebildet werden –, indes zur selben Zeit die Masse der Verbände die Grenze überschritt. Dem Durchbruch durch den Festungsgürtel sollte ein rascher Vorstoss gepanzerter Verbände in die Tschechoslowakei folgen, indessen Bomber der Luftwaffe zur selben Zeit Prag angriffen.

Die strategische Ausgangslage wurde ihm mittlerweile immer klarer. Italien würde sich nicht einmischen. Ungarn erhob Ansprüche auf die vorwiegend von Magyaren bewohnten Gebiete in der slowakischen Karpato-Ukraine. Auch polnische Minderheiten waren betroffen; die Polen hegten den Tschechen gegenüber keine freundschaftlichen Gefühle. Russland blieb weiterhin ein unerheblicher politischer Faktor. Um die Kampfmoral Frankreichs war es schlechter bestellt als 1914; zudem war es wie England unzureichend gerüstet. Obwohl es einer Auseinandersetzung nicht abgeneigt war, schreckte es vor einem Angriff zurück.

England bereitete Hitler nun die grösste Sorge. Seine Agenten in

Wien hatten Dokumente erbeutet, die aufdeckten, in welchem Ausmass der dortige englische Gesandte Schuschnigg gegen Berlin aufgehetzt hatte. Englands Bindung an Frankreich und die Vereinigten Staaten wurde immer enger: Diplomatische Quellen wie auch das Forschungsamt unterrichteten Hitler von den anglo-französischen Stabsbesprechungen; aus einem chiffrierten Telegramm des amerikanischen Botschafters in London, Joseph Kennedy, das Anfang Mai Hitler zur Kenntnis kam, ging hervor, dass England zwar bereit war, den Tschechen die Annahme einiger Forderungen Hitlers nachdrücklich nahezu legen, aber nicht gewillt war, ihm in Mitteleuropa freies Spiel zu lassen. Eine englische Militärmission hielt sich bereits in den Vereinigten Staaten und in Kanada auf, um Verträge über die Lieferung von Kriegsmaterial abzuschliessen.

Der Krieg mit Grossbritannien wurde somit – wider seinen Willen – immer wahrscheinlicher. Auch die Oberbefehlshaber der einzelnen Wehrmachtteile waren sich darüber im Klaren. Nach einer Konferenz mit Marinevertretern am 4. Mai schrieb Oberst Hans Jeschonnek, stellvertretender Chef der Operationsabteilung der Luftwaffe: «Die allgemeine politische Lage hat sich seit kurzem radikal gewandelt; England stellt sich immer mehr als Deutschlands Hauptgegner heraus.» Er sagte voraus, dass die Vereinigten Staaten «vorerst» vermutlich nur als Waffenlieferant der westlichen Demokratien fungieren würden. Im Januar hatte Hitler in aller Deutlichkeit Raeder bereits erklärt, dass Deutschland eine grössere Schlachtflotte benötige, worauf Raeder die Werftleiter zu grösserer Eile antrieb und den Direktoren der Germania-Werft am 2. Mai 1938 mitteilte:

«Der Führer ... habe auch den Eindruck, dass der Aufbau der Kriegsmarine nicht schnell genug vor sich gehe. Er vergleiche den Aufbau der Kriegsmarine mit dem Vorwärtstreben der Luftwaffe, der Energie, mit der Generalfeldmarschall Göring eingreife und alle Fabriken vorwärtstreihe.»

Den Werften mangelte es jedoch an Facharbeitern wie Schweißern und an Material. Raeder wies ferner verbittert auf die bedenkenlose Zunahme öffentlicher Bauvorhaben hin – das Volkswagenwerk, der U-Bahnbau in München, der Umbau Berlins, Nürnbergs, Hamburgs und weitere Projekte –, die alle der Wiederaufrüstung entgegenwirkten. Er fand jedoch mit seinen Protesten bei Hitler kein Gehör.

Am 17. Mai 1938 flog Hitler in Begleitung von Schmudt nach München, wo sie bereits Martin Bormann mit einer Automobilkolonne erwartete. Im würdevollen Tempo von siebzig Stundenkilometern fuhr der Konvoi der schweren, dunkelblauen Mercedeswagen südwärts Berchtesgaden zu – Hitlers offener, 140 PS starker Mercedeskompressor an der Spitze, dahinter seine Eskorte und dann die Wagen mit dem Gepäck. Von Zeit zu Zeit warf Hitler einen Blick auf den Tachometer, um nachzuprüfen, ob das Tempolimit von siebzig Stundenkilometern auch eingehalten wurde.

Nach zwei Stunden wurde das Motorengedröhn schriller, als die Autokolonne die schmale Strasse zu erklimmen begann, die sich am Obersalzberg zum Berghof wand. Hitlers Wirtschaftlerin und seine Bediensteten hatten sich zur Begrüssung des heimkehrenden Diktators auf der Terrasse versammelt. Die Wachtposten im Tal hatten ihn telefonisch avisiert. Ordonnanzen eilten herbei und öffneten die Wagentüren. Hitler betrat seinen Berghof. In einiger Entfernung hörte er das Klaffen der Scotchterrier, er nahm den vertrauten Geruch nach Holz und Bohnerwachs wahr und begeisterte sich in der «Grossen Halle» am Anblick der Welt, die – allem Anschein nach – zu seinen Füßen lag.

Bei Spaziergängen auf den Pfaden am Obersalzberg sprach Hitler in Gegenwart von Schmudt und weiteren vertrauenswürdigen Adjutanten über die Gedanken, die ihn beschäftigten. Die Generalität bereitete ihm weiterhin Sorgen. Zwar war Fritsch nicht mehr im Amt, aber da war noch Generalstabschef Beck, und Beck

war ein in den veralteten Ideen des Hunderttausend-Mann-Heeres befangener Offizier, «dem der Drehschemel höher stehe als der Schützengraben», wie Hitler höhnte. Und dann war da noch Gerd von Rundstedt, der dienstälteste General des Heeres, den Beck als Oberbefehlshaber vorgeschlagen hatte. Doch Rundstedt hatte Hitler unlängst tief gekränkt, als er ihm unverblümt riet, sich mit dem «negroiden A ...» Mussolini nicht einzulassen. Deswegen war es nicht verwunderlich, dass General von Viebahn, als er in der Abwesenheit des OKW-Chefs Keitel, der mit Hitler in Wien eine Parade abnahm, dessen Schreibtisch durchsuchte, eine Notiz fand und an sich nahm, aus der hervorging, dass Beck und Rundstedt im Herbst 1938 zu entlassen seien. Mittlerweile hatte sich Hitler in Österreich mit Franz Haider, Becks Stellvertreter, vertraut gemacht, von dem er bereits während der grossen September-Manöver einen ausgezeichneten Eindruck gewonnen hatte. Er beschloss, Beck in Bälde durch Haider zu ersetzen. Überdies liess sich Hitler seit kurzem vom OKW und nicht mehr vom Generalstab beraten, der «eine Einrichtung, um das Lügen zu lernen» sei, wie er vor seinen Adjutanten meinte.

In Berlin hatte Hitler zuvor das OKW beauftragt, eine vorläufige Weisung für den Fall «Grün», den Angriff auf die Tschechoslowakei, auszuarbeiten. Am 21. Mai gelangte sie zum Berghof. Sie begann mit dem Grundgedanken Hitlers:

«Es liegt nicht in meiner Absicht, die Tschechoslowakei ohne Herausforderung schon in nächster Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen, es sei denn, dass ... die politischen Ereignisse in Europa eine besonders günstige und vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit dazu schaffen.»

Wenn Hitler sich mit dem Gedanken getragen haben sollte, die tschechische Frage aufzuschieben, so änderte er seine Ansicht auf Grund einer Nachricht, die ihn am selben Tag, am 21. Mai 1938, erreichte. Zwei mit Gewehren bewaffnete tschechische Polizisten hatten zwei sudetendeutsche Bauern, Böhm und Hoffmann mit

Namen, in der Nähe von Eger erschossen. Zudem mobilisierte die tschechische Regierung an die 200'000 Mann unter dem – zu dieser Zeit durch nichts begründeten – Vorwand, dass Deutschland in Schlesien, Sachsen und Nordösterreich gegen die tschechische Grenze hin bereits Truppen zusammenziehe. Noch am selben Abend beorderte Hitler Keitel und Aussenminister Ribbentrop zu einer Besprechung nach München. Beide flogen am nächsten Morgen von Berlin ab. Sechs Monate danach äusserte Hitler in einer Geheimrede:

«Nach dem 21. Mai war es ganz klar, dass dieses Problem gelöst werden müsse, *so oder so*. Jedes weitere Aufschieben konnte nur die Frage erschweren, und die Lösung damit blutiger gestalten.»

Ribbentrop traf düsterer Stimmung in München ein. Brauchitsch hatte ihm vor seinem Abflug aus Berlin warnend mitgeteilt, dass die deutsche Wehrmacht für einen Angriff auf die Tschechoslowakei derzeit nicht gerüstet sei. Hitler scheint das nicht für bare Münze genommen zu haben, denn Schmundt schickte Keitel, nachdem dieser nach Berlin zurückgeflogen war, eine Liste mit Fragen zu, die Hitler beantwortet haben wollte: Liessen sich genügend Verbände mobilisieren, ohne den Argwohn der Westmächte zu erregen? Wie stark waren die in Frage kommenden deutschen Divisionen? Wie war die Zusammensetzung der 2. Panzerdivision? Wie stark müsse ein deutscher Panzerverband sein, um den Einmarsch auf sich allein gestellt durchzuführen? Konnte die Verteidigung der Westgrenze durch die vorläufige Bewaffnung der OT-Baukompanien verstärkt werden?

Die Antwort des OKW, telegrafisch zum Berghof durchgegeben, dämpfte jegliche Vorstellung einer sofortigen Aktion, sofern es sich nicht um einen Notfall handelte. Brauchitsch hatte angeblich mitgeteilt, dass er hinsichtlich des Einsatzes der motorisierten Verbände «andere Pläne» habe und dass die Heeresartillerie, wie schon Ribbentrop Hitler getreulich berichtet hatte, gänzlich un-

zureichend sei. Zudem könnten die neuen schweren Infanteriegeschütze – Minenwerfer vom Kaliber 15 – nicht vor dem Herbst eingesetzt werden, da keine scharfe Munition vorhanden war. Für die Bekämpfung der feindlichen Befestigungen standen dem Heer nur 23 Mörser vom Kaliber 21 zur Verfügung, von denen überdies acht in Ostpreussen stationiert waren.

Die ganze Woche rang Hitler um eine Entscheidung: Sollte der Angriff jetzt oder später stattfinden? Tschechen hatten deutsches Blut vergossen. Die antideutsche Kampagne der Auslandspresse kränkte seinen Stolz. Aus den von Likus zugesandten Berichten erfuhr Hitler, dass die englische wie auch die französische Botschaft die Kontroverse in Berlin schürten. Lord Halifax war so taktlos, ihn in einem Brief zu bitten, die Lage nicht noch zu verschlimmern – so, als habe Hitler mobilisiert. Noch Monate danach war er über die Berichterstattung der Fleet Street aufgebracht. «Ich habe dem englischen Botschafter zweimal erklärt, dass kein deutscher Soldat in Bewegung gesetzt wurde, und trotzdem hat man in den Zeitungen diese Hetze gegen Deutschland losgelassen.»

Die Tschechen und selbst die Briten behaupteten danach, dass die von Benesch angeordnete Mobilmachung Hitler zum Einlenken gezwungen habe. Diese krasse Unwahrheit war wohl die bitterste Pille, die er schlucken musste. Mittwoch – den 25. Mai – stand sein Entschluss fest. Seinen Mitarbeitern war die psychische Belastung nicht entgangen. Stundenlang hatten sie ihn nachts in seinem abgeschlossenen Zimmer auf und ab gehen hören. Am Morgen hatte sich dann der Sturm der Ungewissheit gelegt. Seine Gesichtszüge waren klar und entspannt. Die Entscheidung war gefallen. Am Donnerstag kehrte er nach Berlin zurück. Am Freitag empfing er Admiral Raeder zu einer Besprechung von anstehenden Marineproblemen, von denen noch die Rede sein wird. Am Samstag, dem 28. Mai, berief er Minister und Generalität, darunter auch Beck und Haider, zu einer Konferenz im grösseren Kreis.

(Beck hatte nur gelächelt und Hitlers Heeresadjutanten Hauptmann Engel mitgeteilt: «Sagen Sie dem Führer einen schönen Gruss. Aber ob ich kommen kann, weiss ich nicht, denn ich habe viel zu tun und arbeite an einer Denkschrift, die ihm demnächst vorgelegt werden wird.»)

Gleichwohl erschien Beck zu der auf den Nachmittag angesetzten Konferenz, wie auch Göring, der besorgt Wiedemann zuflüsterte:

«Glaubt der Führer wirklich, dass die Franzosen nichts machen, wenn wir über die Tschechen herfallen? Liest er denn die Nachrichten des Forschungsamtes nicht?»

Gleichfalls anwesend waren noch Brauchitsch und Neurath, der amtierender Präsident des im Zuge der Februarkrise gegründeten, sonst bedeutungslosen «Geheimen Kabinettsrats» war. Da Ribbentrop unabkömmlich war, erschien sein Verbindungsoffizier Walther Hewel zusammen mit Baron von Weizsäcker. Hitler hielt an jenem Nachmittag eine dreistündige Rede, wobei er sich handgeschriebener Notizen bediente. Er betonte, dass er allein die Verantwortung trage – «Weitgehende Entschlüsse können nur allein gefasst werden», wie es in Becks Aufzeichnung dieser Rede heisst – und verkündete seine Entscheidung, laut Wiedemanns Gedächtnisprotokoll, folgendermassen: «Es ist mein unerschütterlicher Wille, dass die Tschechoslowakei von der Landkarte verschwindet.» Sodann erläuterte er, warum er nicht unverzüglich auf die provozierende Mobilmachung Prags reagiert habe: Erstens sei die Wehrmacht derzeit nicht soweit gerüstet, dass sie die tschechischen Befestigungen einnehmen könne, und zweitens sei Deutschlands Deckung im Westen gegenwärtig zu unzureichend, um Frankreich abzuschrecken. Deswegen würde er sich in den folgenden Monaten zurückhalten. «Keine Provokation kann diese abwartende Haltung ändern», versicherte er seinen Zuhörern. In der Zwischenzeit hätte man in den kommenden Monaten reichlich Gelegenheit, das deutsche Volk psychologisch auf den Krieg vorzubereiten.

Aber niemand solle sich einbilden, dass Deutschland im letzten Augenblick zurückschrecken werde. Da England mit dem Abschluss seiner Aufrüstung um drei Jahre zurückhinke und die französische Armee gleichermassen unvorbereitet sei, müsse dieser glückliche Augenblick jetzt genützt werden. «Der Zeitpunkt der Schwäche ist in zwei bis drei Jahren verpasst.»

Laut Wiedemann fuhr Hitler fort: «Wenn erst die tschechische Frage gelöst ist, gebe ich Ihnen vier Jahre Zeit zur Vorbereitung auf die Abrechnung mit den Westmächten.»

Beck und Brauchitsch enthielten sich jeglichen Kommentars. Allerdings hatte Hitler nicht genau angegeben, wann Fall «Grün» eintreten werde. Er scheint jedoch angedeutet zu haben, dass es nicht vor Ende September 1938 dazu kommen werde, möglicherweise nicht einmal vor dem März 1939, da Neurath beim Verlassen der Reichskanzlei zu Wiedemann sagte: «Nun haben wir also mindestens ein Jahr Zeit. Da kann viel passieren.»

Noch auf dem Berghof hatte Hitler den Bau eines mächtigen Westwalls beschlossen – zwei parallele Verteidigungszonen, von denen die grenznahe vom Heer errichtet und bemannt werden würde, die rückwärtige von der Luftwaffe. Am 27. Mai übermittelte er dem Heer neue Richtdaten: Die Arbeit an den bereits vorhandenen 1360 Schartenständen aus Beton sollte beschleunigt und zudem sollten noch 1800 Schartenstände und 10'000 Bunker bis zum 1. Oktober 1938 gebaut werden – eine Aufgabe von beachtlichem Ausmass. Ferner ordnete er an, dass die Männer des Reichsarbeitsdienstes im Gebrauch von Karabinern, Maschinengewehren und Handgranaten ausgebildet werden sollten, so dass sie im Ernstfall den Westwall halten konnten, wenn die reguläre Armee in der Tschechoslowakei focht.

Die Wehrmachtteile reagierten in bezeichnender Weise auf Hitlers Weisungen. Noch am selben Abend, am 28. Mai, setzte Göring eine Besprechung mit den Spitzen der Luftwaffengeneralität für den folgenden Tag an. Die Einsatzplanung für den Fall «Grün»

lief unverzüglich an. Bereits am 1. Juni konnte das Luftfahrtministerium umfassende Anweisungen für die Errichtung einer «Luftverteidigungszone West» ausgeben. Der Heeresgeneralstab hingegen war da konservativer und fügte sich nur widerwillig Hitlers Anordnungen. Beck war sich mit Brauchitsch darin einig, dass Hitlers Massnahmen «zunächst einmal» in Gang zu setzen seien. (Hitler war sich über das Widerstreben der alten Militärs, die nicht Order parieren wollten, durchaus im Klaren, da er Göring gegenüber die zynische Bemerkung machte: «Die Tschechei werden die alten Generale ja noch machen, dann haben wir noch vier bis fünf Jahre Zeit.» Diese kränkende Äusserung wurde von Wiedemann eilends Beck hinterbracht.) Am 30. Mai und am 1. Juni war Todt, wie aus seinen Tagebucheinträgen hervorgeht, Gast an Hitlers Mittagstafel. Hitler fragte ihn, ob er den Bau des Westwalles übernehmen wolle. Todt bejahte. Die unklare Abgrenzung seines Zuständigkeitsbereiches von der des Heeres sollte zu vielen Reibereien führen.

Die Marine war ein Fall für sich. Vom Berghof hatte Hitlers Marineadjutant Karl-Jesco von Puttkamer, der Zigarren rauchende, sehnige, ehemalige Kapitän eines Zerstörers, Admiral Raeder telegraphiert, dass er sich am 27. Mai 1938 für eine Besprechung mit dem Führer in Berlin bereithalten solle. Puttkamer gab ihm den Hinweis, dass Hitler auf eine weitere Beschleunigung des Schlachtschiff- und U-Bootbauprogramms drängen werde, da «der Führer damit rechnen muss, dass Frankreich und England auf der Gegenseite stehen.»

Am 27. teilte Hitler Raeder in Berlin mit, dass der Bau der neuen Schlachtschiffe *Bismarck* und *Tirpitz* bis Anfang 1940 abgeschlossen sein müsse. Ferner forderte er eine stärkere Armierung der Schlachtkreuzer *Schamhorst* und *Gneisenau*, die Kapazitätserweiterung der Marinewerften, das schnellstmögliche Erreichen des gesamten Prozentsatzes von Unterseebooten – wie er nach dem 1935 geschlossenen englisch-deutschen Abkommen verein-

bart worden war sobald er die Weisung gab, und die rasche Entwicklung eines Artillerie-U-Bootes. Zudem sollte das 500-t-U-Boot vom Typ VII in Serie gehen.

Die Admiralität dagegen forderte die Aussetzung nichtmilitärischer Bauvorhaben wie den Bau der U-Bahn in München (den Hitler erst am 22. Mai eingeleitet hatte) oder des Volkswagenwerks (zu dem er vier Tage nach diesem Datum den Grundstein gelegt hatte), um so Facharbeiter freizubekommen. Hitler lehnte ab. Was nun die von Hitler festgesetzten Termine anlangte, so hoffte die Marineleitung, die *Bismarck* vor Dezember 1940 fertigzustellen, indes die *Tirpitz* erst einen Monat später in Dienst gestellt werden könne.

Hitler muss Raeder offenbar den Eindruck vermittelt haben, dass der Einsatz der Marine im Ernstfall, das heisst, dem Krieg mit den Westmächten, nicht vor 1944 oder 1945 beginnen würde. Denn das war der Richtfall, den sodann der von Raeder beauftragte Operationsoffizier in der Seekriegsleitung seiner Analyse der durch einen Krieg mit England sich ergebenden strategischen Probleme zugrunde legte. Auf dieser Grundlage entwarf die Seekriegsleitung einige Monate danach das neue Schiffsbauprogramm, den sogenannten Z-Plan. Bei der Besprechung vom 27. Mai muss Raeder Hitler ferner dargelegt haben, dass in einem Krieg mit den Westmächten das vorrangige strategische Ziel die Erweiterung der Küstenbasis durch die Besetzung des neutralen Belgien und Holland sein müsse. Hitler sprach nämlich darüber in der Geheimkonferenz mit seinen Ministern und Generalen, die am darauffolgenden Tag stattfand.

Hitler richtete nun seine Politik auf die Vernichtung der Tschechoslowakei binnen vier Tagen, vom Tage X an, aus. Sie sollte so rasch erfolgen, dass ihre Alliierten nicht mehr eingreifen konnten. Frankreich benötigte zur Mobilmachung mindestens vier Tage. Schmundt gegenüber erläuterte er, wie er sich den Feldzug vorstellte. Am Tage X – das heisst, am 1. Oktober – würde seine

j. Kolonne die tschechischen «Nervenzentren» lahmlegen, indes die Befestigungen durch «Trojanische Pferde» besetzt oder von der Luftwaffe bombardiert werden sollten. Am 2. Tag würden getarnte Sicherheitsgruppen, voraussichtlich in tschechischen Uniformen, wichtige Brücken und Punkte zwischen den Befestigungen und der deutschen Grenze sichern. Über diese Brücken würden am 3. Tag motorisierte Heeresseinheiten zum Entsatz der Truppe, die sich zwischen den Befestigungsanlagen eingegraben hatte, rollen. Am 4. Tag sollten ihnen die an der Grenze bereitstehenden Divisionen folgen, während ein motorisierter Verband und die 2. Panzerdivision ins Zentrum der Tschechoslowakei vorstossen würden.

Die endgültige OKW-Weisung, die Hitler am 30. Mai unterzeichnete, enthielt noch keinen Angriffstermin. Doch Keitel hatte angeordnet, dass sich die Wehrmacht vom 1. Oktober an bereithalten solle. Der Anfang der Weisung lautete nunmehr: «Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.» Hitler behielt sich jedoch die Wahl des geeigneten Zeitpunktes vor. Taktisch und politisch wäre es am günstigsten, wenn der Feldzug durch blitzschnelles Handeln eröffnet werden könnte «auf Grund eines Zwischenfalles, durch den Deutschland in unerträglicher Weise provoziert wurde.» Schon in seiner Geheimrede vom 28. Mai hatte er erklärt, dass der günstige Moment, falls er käme, unbedingt genutzt werden müsse. Doch derlei stand nicht immer in der Macht eines gewieften Politikers.

Hitler privat

Indes die Tschechoslowakei im Sommer 1938 unter immer stärkeren Druck seitens Deutschlands geriet, weilte Hitler auf dem Berghof und führte – umgeben von Freunden und deren Frauen – das müssiggängerische Leben eines Landjunkers.

Generale und Minister bekam man nur selten zu Gesicht. Hitler stand zumeist gegen zehn Uhr auf, las die Zeitung, nahm mit Martin Bormann oder einem der Ärzte das Frühstück ein, machte Spaziergänge, sah sich einen Film an und zog sich zwischen 22 Uhr und Mitternacht zurück. Einmal blieb er nachts bis Viertel nach drei wach, um den Ausgang des in den USA stattfindenden Boxkampfes zwischen Max Schmeling und dem Farbigen Joe Louis zu erfahren. Nach der Niederlage seines Favoriten erhielt er noch Tage danach von seinen schmunzelnden Adjutanten die pflichtgemäss übersetzten Telegramme, die US-Bürger dem Führer zugesandt hatten. «Herrn Adolph Hitler, Berlin, Germany», hatte einer aus Colorado gekabelt. «Wie fühlen Sie sich nach der gestrigen Niederlage des besten Nazi-Boxers, der von einem Afroamerikaner geschlagen wurde? Seitdem sinkt das Ansehen der Nazis bei uns.» Ein weiteres Telegramm kam aus Los Angeles: «Sie haben Schmeling zu früh gratuliert. Die Neger in den Vereinigten Staaten sind Meister im Beten, Sparen und Kämpfen. Sie sollten es damit auch mal versuchen.» In einem weiteren hiess es: «Unser Mitgefühl ob der peinlichen Leistung, die Herr Max heute abend zeigte. Auch Sie würden sich nicht länger halten, wenn wir uns mit Deutschland anlegten.»

Wenn Hitler in München war, ass er stets in der «Osteria Bavaria», seinem Lieblingslokal, das nur drei Häuser von den einstigen Parteibüros entfernt in der Schellingstrasse lag. Es hatte einen kleinen, im italienischen Stil angelegten Garten, in dem sich ein Baum und ein Springbrunnen befanden. Hitler sass stets am selben

Tisch. Es gibt ihn heute noch – ohne jegliches Kennzeichen und seine Getreuen, die davon wissen, wählen ihn mit Vorliebe. Seine Sekretärin Christa Schroeder teilte seinen Vegetarismus wie auch Bormann, der selbst darin dem Führer nahe sein wollte. Einmal, in jenem spannungsgeladenen Sommer, versuchte sie ihn mit der ortsüblichen Variante der Geschichte von den zwei Möglichkeiten aufzuheitern. «Man sagt, es gibt zwei Möglichkeiten, entweder es gibt Krieg oder es gibt keinen», begann sie und haspelte dann weiter über abgedroschene Wendungen bis zu den Worten: «Und wenn Sie nur verwundet werden, mein Führer, dann ist das nicht so schlimm. Doch wenn Sie getötet werden, dann gibt es abermals zwei Möglichkeiten: Entweder Sie erhalten ein Einzelgrab, oder Sie werden in ein Massengrab geworfen. Wenn Sie ein Einzelgrab erhalten, dann ist es gut, mein Führer, doch ...» An dieser Stelle unterbrach sie Bormann, indes Hitler schallend lachte. «Wenn Sie den Führer nur zweimal im Jahr in diese Stimmung versetzen, Fräulein Schroeder, haben Sie Ihr Gehalt vollauf verdient», lobte sie Bormann.

Hitlers Adjutanten und militärische Berater nahmen routinemässig ihren Sommerurlaub. Jodl und Schmudt blieben fünf Wochen bis Ende Juli fort; danach ging Keitel bis Mitte August. Ende Juni 1938 traf ein neuer Marineadjutant ein, Alwin-Broder Albrecht, ein eigensinniger Friese und Fregattenkapitän. Puttkamer wurde zu einer Zerstörereinheit abkommandiert. Der elegante Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below war noch da, ebenfalls der neue Heeresadjutant, der ungestüme, temperamentvolle Gerhard Engel. Himmler hatte Hitler einen jungen, gutaussehenden SS-Obersturmführer, Max Wünsche mit Namen, als Adjutanten zugeteilt.

Wünschens Tagebucheintragen über die Tätigkeit Hitlers in jenem Sommer vermitteln einen lebendigen Eindruck vom Leben und Tun des Diktators – über die regelmässigen Besuche von Schmudt oder Bodenschatz, die selteneren Besprechungen mit

Brauchitsch und über das nahezu völlige Fernbleiben von Gauleitern und sonstigen Parteigrößen.

Einmal verschaffte sich der neue SA-Stabschef Lutze Einlass zum Berghof. Hitler gab danach den Wachtposten den Befehl, jedermann, ungeachtet des Rangs, den Zutritt zu verweigern, sofern nicht eine Anmeldung vorlag. Der Berghof war sein privater Wohnsitz. In den darauffolgenden Krisenzeiten gaben Bormann oder Lammers mehrmals Rundschreiben entsprechenden Inhalts heraus. Auf dem Berghof konnte Hitler ungestört den Umgang mit seinem Hoffotografen Heinrich Hoffmann pflegen, dem Pressechef Otto Dietrich oder den verschiedenen Damen, die zeitweilig in seiner Gunst standen. Aus dem Tagebuch Wünsches geht hervor, dass der junge Albert Speer ein häufiger Besucher war und beflissen die Geburt einer Tochter telefonisch bekanntgab. Weniger oft kamen Himmler oder Ribbentrop. Die Aufzeichnungen enthüllen ferner, dass auch Diktatoren ihre Privatgeheimnisse haben. Einmal beauftragte Hitler Bormann mit dem Kauf eines Privatwagens, da er «incognito» eine Reise unternehmen wollte. Als absoluter Diktator erhob sich Hitler über das Gesetz. Diese Position hatte er schon früher auf überraschende Weise ausgenutzt. In einer der ersten Kabinettsitzungen – der vom 8. Juni 1933 – sprach er sich gegen die Todesstrafe bei Wirtschaftssabotage aus:

«Ich bin gegen die Einsetzung der Todesstrafe, weil diese nicht mehr reparabel ist. Die Todesstrafe muss reserviert werden für Verbrechen schwerster Art, insbesondere für solche politischer Natur.»

Julius Schaub berichtete später, wie verärgert Hitler gewesen war, als er 1934 anlässlich eines Kiel-Besuches von Raeder erfuhr, dass die Besatzung eines eben aus Fernost eingelaufenen Kriegsschiffes nicht an Land gehen durfte, solange nicht der Zoll das Schiff inspiziert hatte. Hitler stellte die beissende Frage, was denn Matrosen sich von ihrem knappen Sold kaufen könnten, und wies das

Finanzministerium an, diese Regelung unverzüglich abzuschaffen. Die Marine brach in Jubel aus.

Seine Verachtung der Rechtsanwälte war allgemein bekannt und nicht unbegründet. 1935 erfuhr er – er hatte, als ihn wegen eines Stimmbandpolypen eine schwere Depression heimsuchte, sein Testament gemacht –, dass das Reichsgericht das Testament einer alten Dame für nichtig erklärt habe, da sie es auf einem Bogen mit aufgedruckter Adresse abgefasst hatte, anstatt diese mit der Hand zu schreiben. Hitler liess Justizminister Gürtner kommen und entwarf ein Sondergesetz, das diese absurde Vorschrift aufhob. Als er im Mai 1938 sein Testament neu abfasste, schrieb er dennoch alle Angaben mit der Hand – was nach dem Krieg die Anwälte nicht davon abhielt, es auf Grund von Regierungsanordnungen für ungültig zu erklären. In einigen Fällen richtete sich Hitlers Hass selbst gegen Polizeibeamte und Richter. Nachdem er die Gerichtsakten über einen gewissen Töpken gelesen hatte, der im August 1942 eine Frau von Ledebur ermordet hatte, gab er folgende Anweisung, die Lammers eilends Gürtner mitteilte:

«Es werde gewiss in vielen Fällen notwendig sein, festzustellen, ob zwischen zwei Personen Geschlechtsverkehr bestanden habe oder nicht. Wenn dies bekannt sei, dann sei es aber völlig überflüssig, nun nach weiteren Einzelheiten über Art und Umstände dieses Geschlechtsverkehrs zu forschen. Gerade Frauen gegenüber sollten derartige Fragen unterbleiben. Wenn bisher immer wieder von den vernehmenden Polizeibeamten oder Richtern nach Einzelheiten über Art und Umstände des Geschlechtsverkehrs geforscht würde, dann habe der Führer den sehr starken Eindruck, dass dies aus denselben Gründen geschehe wie die gleichen Ausfragereien im Beichtstuhl. Der Führer wünsche, dass durch eindeutige Anordnungen für Abstellung unnötiger Ausfragereien gesorgt wird.»

Doch 1942 war auf Grund von Hitlers Anweisungen das Blut von Millionen in ganz Europa vergossen worden. Aus Wünsches Ta-

gebuch geht hervor, welche Angelegenheiten Hitler im Sommer 1938 beschäftigten. Am 17. Juni 1938 heisst es: «Führer befiehlt, dass der Sockel der Straussbüste verändert wird.» Am 7. Juli: «Der Führer wünscht, dass die Löcher für die Fahnenmasten, die immer wieder gebraucht werden, dauerhaft gemacht werden.» Fünf Tage danach heisst es: «Während der Fahrt zum Berghof wird dem Führer ein Brief überreicht. In diesem beklagt sich ein Mann, dass er auf eine vor zwei Jahren erfolgte Eingabe noch keine Nachricht habe (Kanzlei Bouhler). Der Führer ist sehr ungehalten und befiehlt, dass alle Sachen, die an ihn gerichtet sind, unbedingt zu bearbeiten sind, und das mit Nachdruck.» Am 14. heisst es, Hitler «zieht in Erwägung, ob es nicht möglich wäre, sämtliche Zigaretten nikotinfrei herzustellen.» Einige Tage darauf ordnet er an, «dass auf dem Berghof nicht mehr geraucht werden darf.»

Hitler kümmerte sich selbst um die Verkehrssicherheit. «16 Uhr 45, der Führer entzieht dem Fahrer von SS-Obergruppenführer Weitzel den Führerschein für 1/2 Jahr und befiehlt dem Reichsführer strengstes Vorgehen gegen Verkehrssünder. Der Führer selbst lässt in Zukunft jeden Parteiführer einschl. Gauleiter einsperren, der nochmals einen Unfall verschuldet.» Es kam auch zu kleinen, nicht publik gewordenen Akten der Menschlichkeit. «Der Führer übernimmt die Patenschaft für Drillinge der Frau Feil, Kirchanschöring. Kinderwagen wurde in München bestellt und der Mutter 300.- RM. überwiesen. Arztkosten werden übernommen.» Am 21. Juli notierte Wünsche: «Mittagessen in der Osteria. Der Führer ordnet an, dass der Frau, die ihm auf der Fahrt vom Berg den Brief überreicht hat, geholfen wird. Standartenführer Rattenhuber erhält 300.- RM. zu diesem Zweck.»

Das war der volkstümliche Diktator, der Freund der Künste, der Wohltäter der Armen, der Beschützer der Unschuldigen, der Gerichtsherr über die Schuldigen. Seine einstigen Bedenken wegen der Todesstrafe waren geschwunden. «Der Führer unterzeichnet das Gesetz der Todesstrafe für Strassenraub.» Und genau eine

Woche später: «Der Führer unterzeichnet das Todesurteil gegen den Strassenräuber Götze.» Aus den Tagebuchaufzeichnungen geht ferner hervor, dass er bedenkllicherweise in die Rechtsprechung eingreift: «Der Führer befiehlt, dass der Frauenmörder Salzberger auf dem schnellsten Wege abgeurteilt wird. Justizminister Gürtner verständigt.» Diese Methoden erzielten offensichtlich die erwünschte Wirkung. Die Zahl der Schwerverbrechen nahm ebenso schnell ab, wie sie angestiegen war. Doch an ihrer Stelle verbreitete sich das offizielle, reglementierte Verbrechen.

Wer von Hitlers Mitarbeitern heiraten wollte – vom Feldmarschall bis hinunter zum schlichten Adjutanten –, musste zuvor Hitlers Erlaubnis einholen. Die Blomberg-Affäre ist da ein eklatantes Beispiel. Über den Fall Alwin-Broder Albrecht wird noch berichtet werden.* Bisweilen, wenn Hitler sein Plazet nicht offen verweigerte, tat er alles Mögliche, um die Eheschliessung zu hintertreiben. Er interessierte sich für die zukünftigen Ehefrauen seiner Offiziere, liess sich Fotografien zeigen und spöttelte mitunter, wenn ihm eine geplante eheliche Verbindung allzusehr aus dem Rahmen zu fallen schien. SS-Offiziere mussten zudem die Genehmigung des Rasse- und Siedlungshauptamtes erhalten. Als im August 1936 Hitlers getreuer Fahrer Kempka eine gewisse Rosei Bubestinger heiraten wollte, bemühte sich Schaub anfangs schriftlich um eine rasche Genehmigung. Sobald sich dann herausstellte, dass ihr Ahnennachweis bedenklich war, teilte Schaub dem Rasse- und Siedlungshauptamt telefonisch mit, dass man sich mit der Freigabe nicht zu beeilen brauche; sie solle «im Gegenteil auf die lange Bank geschoben werden, so dass dadurch die Eheschliessung verhindert wird. Es sei dies ausdrückliche Anordnung einer höheren Person.»

* Er führte zu einem Bruch zwischen Raeder und Hitler, der drei Monate – von Juni bis August 1939 – andauerte.

Obgleich Hitlers Beziehungen zu Frauen völlig normal waren, lehnte er eine Eheschliessung ab. Als ihn Puttkamer am 24. März 1938 über seine Verlobung informierte, meinte Hitler mit klagendem Unterton: «Sie haben es gut, ich kann das ja nicht.» Er hatte zwar verkündet, dass es die Pflicht jedes deutschen Ehepaares sei, vier Kinder in die Welt zu setzen, befürchtete aber selbst die Entstehung einer Dynastie à la Cromwell. Überdies gab es noch andere, selbstsüchtige Gründe, unverheiratet zu bleiben. Hitler musste Rücksicht auf die weibliche Wählerschaft nehmen. Er sei mit Deutschland verheiratet, pflegte er zu sagen. Henriette Hoffmann, der Tochter seines Hoffotografen, erklärte er einmal spöttisch:

«Tja, sehen Sie, das ist so: Erst war ich schüchtern und unbedeutend, und Frauen waren für mich wunderbare und unerreichbare Wesen; und dann war ich ein ausgehungertes Soldat – wer sollte sich für mich interessieren? Und nun als Staatsoberhaupt ... können Sie sich vorstellen, dass ich mich zu einem Rendezvous verabrede?»

In den 20er Jahren hatte er bedenkenlos Frauenbekanntschaften gesucht. Emil Maurice erzählte Hitlers Sekretärinnen, dass er, wenn er Hitler nach Berlin gefahren hatte, für ihn dort Mädchen zur abendlichen Unterhaltung «organisiert» habe. Hitler habe ihnen nach eigenen Angaben jeweils zwanzig Mark gegeben.

Es gab auch andere Beziehungen. In seinem Leben hatten einst Frauen wie Emmi Maree, Jenny Haug, Ada Klein und Mitzi Reiter eine gewisse Rolle gespielt. Aber die erste Frau, die ihn längere Zeit in Bann hielt, war seine Stiefnichte Geli Raubal, die Tochter seiner Halbschwester Angela. Gelis tragischer Tod in ihrem abgeschlossenen Zimmer in seiner Münchner Wohnung wurde zum Wendepunkt in seiner Karriere. Von diesem Augenblick an ordnete er sein Leben den künftigen Zielen unter und widmete sich Deutschlands Zukunft. Geli Raubal war 1926 in sein Leben getreten, eine achtzehnjährige brünette Oberschülerin, die

mit ihrer Klasse einen Schulausflug nach München machte. Hitler bat Schaub, ihr die Stadt zu zeigen. Im nächsten Jahr zog sie ganz nach München und mietete in der Thiersch-Strasse, wo Hitler, ihr Onkel, damals wohnte, im Nachbarhaus ein möbliertes Zimmer. Als er später zum Prinzregenten-Platz zog, besorgte er ihr ein Zimmer in der nebenan gelegenen Wohnung seiner Haushälterin Frau Winter. Diese richtete – im Kontrast zu dem schweren, dunklen Mobiliar, das Hitlers Wohnung füllte – Gelis Zimmer mit hellen, modernen Möbeln ein.

Hitler kam für Gelis Gesangstunden auf. Sie begleitete ihn auf seinen abendlichen Spaziergängen oder auf den Fahrten zum Obersalzberg. Henny Hoffmann hat die Atmosphäre dieser privaten Ausflüge Ende der zwanziger Jahre in einem Manuskript ausführlich beschrieben. «Ich sehe sie, wie sie mit verführerischem Lachen die Arme um Hitlers Hals legt und sagt: ‚Onkel Alf, fahren wir doch zum Picknick an den Chiemsee.› Und meistens erlag er ihren Wünschen.» Maurice fuhr dann den Mercedes vor, Hitler setzte sich auf den Vordersitz, die Mädchen nahmen zusammen mit Wilhelm Brückner hinten Platz, und dann rollten sie auf den Landstrassen dahin bis zum Ufer des Chiemsees. Dort breitete man ein kariertes Tischtuch aus und holte Frau Winters belegte Brote hervor. Später zog sich Hitler mit seinen Kameraden in den Schatten eines Baumes zurück, um Zeitungen zu lesen, während sich die Mädchen gesittet auszogen und nackt in dem See umherplantschten. (Hitler selbst schwamm nie. Er meinte, dass Friedrich Ebert, der sich mit einer Badehose bekleidet hatte fotografieren lassen, dadurch nicht eben an Volkstümlichkeit gewonnen hatte.) Bei solch einer Gelegenheit verkündete er, dass er, falls er «an die Macht käme», an dieser Stelle ein hübsches Seebad bauen werde. Das tat er dann auch. Seit 1945 ist es für die Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte reserviert wie auch die Pension Platterhof, die Bormann hatte errichten lassen. Es besteht kein Zweifel, dass Hitler im Lauf der Zeit eine zärtliche

Zuneigung zu Geli Raubal fasste. Einmal liess er sich vor ihr sogar auf die Knie fallen. Da er nicht fotografieren konnte, zeichnete er sie häufig. Karl Brandt, einer seiner Ärzte, schrieb in einem Bericht, den er vor seiner Hinrichtung durch die Amerikaner verfasste, Welch moralischer Halt und welche Stütze dieses junge Mädchen Hitler in den Kampfjahren gewesen war. «Ich entsinne mich der Rührung, mit der Hitler von ihr in früheren Jahren sprach; es ähnelte der Verehrung einer Madonna.» Geli besass die heitere Entschlossenheit, die Hitler an Frauen liebte. Manchmal sagte er ihr, dass sie ein Gesicht wie die Sphinxen vor dem Oberen Belvedere zu Wien habe. (Er selbst hatte sich seit langem darin geschult, keine Gefühle zu zeigen. «Merk dir», riet er der kleinen Henny Hoffmann beim Begräbnis ihrer Mutter, «man darf die Menschen nicht in sein Herz schauen lassen!» Er fasste das Mädchen während der düsteren Beerdigungszeremonie bei der Hand und sagte ihm, dass es nicht weinen dürfe.)

Vermutlich war Geli darüber tief beunruhigt. Obwohl sie sicherlich keine intimen Beziehungen zu ihm hatte, schirmte er sie eifersüchtig ab. Wie sie ihrem wirklichen Liebhaber – Emil Maurice – erzählte, hielt sie Hitler, der sie zwar begehrte, aber sich klar darüber war, dass er ihr nicht nahetreten dürfe, in einem goldenen Käfig gefangen. Als Hitler 1928 von ihrer Affäre erfuhr, entliess er Maurice, worauf dieser mit Erfolg um seine Wiedereinstellung vor der Münchner Handwerkskammer klagte. Aber auch Geli war eifersüchtig auf mögliche Rivalinnen. 1930 überredete sie ihren Onkel, mit ihr das Münchner Oktoberfest zu besuchen. Während Hitler dem Brathendl und dem Bier zusprach, sah sie Heinrich Hoffmann mit einer hübschen Blondine kommen, die er sodann den Anwesenden schmunzelnd als seine «Nichte» vorstellte. Geli, die darin eine Anspielung auf sich argwöhnte, sträubte sich, in die gleiche Kategorie wie das «Affenmädchen» – eine Spitze gegen die Blondine, die einen schwarzen Mantel mit langhaarigem Pelzbesatz trug – eingeordnet zu werden.

Geli sah dann dieses Mädchen auf einer Fotografie im Schaufenster von Hoffmanns Fotostudio in der Amalienstrasse, wo die Schaub im Mai 1931 ihre Hochzeitsfotos machen liessen. Es handelte sich um Eva Braun, die damals einundzwanzig und eine von Hoffmanns hübschen Laborantinnen war. Auch Hitler sah sie nun öfters, da er Hoffmann in dessen Büro mehrmals aufsuchte. Dennoch gehörte seine Zuneigung Geli. In den darauffolgenden Monaten steckte Eva dem arglosen Hitler bisweilen Billets-doux in die Taschen. Einmal war es Geli, die solch eine Mitteilung zuerst entdeckte.

Im September 1931 endete diese Beziehung. Hitler, der München verlassen hatte, um in Hamburg eine Rede zu halten, erhielt während der Fahrt die Nachricht, dass er sich unverzüglich mit Rudolf Hess telefonisch in Verbindung setzen solle. Als Hitler Hess von Nürnberg aus anrief, teilte ihm dieser mit, dass man eben Gelis Leiche in ihrem Zimmer, das von innen verschlossen gewesen war, gefunden hatte. Sie hatte sich mit Hitlers Walther-Pistole vom Kaliber 6,35 mm durchs Herz geschossen.

Hitler hatte bemerkt, dass etwas nicht in Ordnung war, als Geli ihm am Tag zuvor beim Packen geholfen hatte. Als er zu ihr ging, um sich zu verabschieden – er streichelte ihr die Wange und flüsterte ihr einige Worte zu –, hatte sie kühl und gereizt reagiert. Frau Schaub erzählte ihm später, dass Geli an jenem Tag verstört und den Tränen nahe gewesen sei. Mehr wird man darüber wohl kaum erfahren. Hitler notierte sich auf einem Zettel drei mögliche Motive für Gelis Selbstmord und verwarf sie dann als unzutreffend. Geli wurde einige Tage darauf in Wien beerdigt. Die österreichischen Behörden gestatteten Hitler einen befristeten Aufenthalt, damit er ihr die letzte Ehre erweisen könne.

Der emotionale Schaden, den Hitler dadurch erlitt, liess sich nie mehr wiedergutmachen. Hans Frank, sein Anwalt und enger Freund, erlebte ihn erst bei Rudolf Hess' aufsehenerregendem Alleingang zehn Jahre später in einer derartigen Verfassung. Auf

Hitlers Anweisung wurde Gelis Zimmer verschlossen. Es blieb, wie es war – mit ihrem Faschingskostüm, ihren Büchern, den weissen Möbeln und ihren Sachen, die verstreut herumlagen, wie es am Tage ihres Todes der Fall gewesen war. In seinem Testament vom Mai 1938 verfügte Hitler: «Die Einrichtung des Zimmers in meiner Münchner Wohnung, in dem einst meine Nichte Geli Raubal wohnte, ist meiner Schwester Angela zu übergeben» – Gelis Mutter. Von da an wurde Hitler zum eingeschworenen Vegetarier mit Essgewohnheiten, die im Verlauf der Zeit immer sonderbarer wurden. Noch seltsamer war, dass dieser Politiker, der gern auf seinem Klavier gespielt hatte, einem Geschenk der Familie Bechstein, fortan das Instrument nicht mehr anrührte. Etliche Tage danach fand Hitler eine Mitteilung Eva Brauns in seiner Tasche, in der sie ihm ihr Mitgefühl ausdrückte.

Im Verlauf der Zeit gelang es ihr zum Teil, die Leere auszufüllen, die Gelis Selbstmord in seinem Leben hinterlassen hatte. Im Charakter unterschied sie sich von Geli. «Je grösser der Mann, desto unbedeutender sollte seine Frau sein», hatte Hitler 1934 geäussert. Eva Braun kam in ihrer Schlichtheit dieser Forderung entgegen. Sie, die einstige Klosterschülerin mit dem unscheinbaren, rundlichen Gesicht, wurde sich mit zunehmendem Alter ihres Charmes immer sicherer. Mit den Jahren wurde sie zur Herrin des Berghofes und erwarb sich den Respekt der verheirateten Frauen, die das Privileg hatten, ihr zu begegnen. Es war unvermeidlich, dass sie sich die Feindschaft der Junggesellinnen zuzog. Eine Junggesellin, die Hitler beeindruckte, war die Regisseurin Leni Riefenstahl. Er traf sie erstmals während der Wahlkampagne im Mai 1932. Sie, deren Filme zu Klassikern ihres Genres wurden, genoss die Missgunst, die sie auslösten. Leni Riefenstahl tat wenig, um die Gerüchte zu widerlegen, dass sie Hitlers Geliebte gewesen sei, was sie sicher nie war.

Hitler interessierte sich damals nur für Eva Braun. Es begann damit, dass er das fraulich wirkende, sportliche Mädchen zum Tee

in seine Münchner Wohnung einlud. Sie liebte ihn, lange bevor er Zuneigung zu ihr fasste, und wandte alle erdenklichen Kniffe an, um ihn für sich zu gewinnen. Im Mai 1935 trug sie angebliche Selbstmordgedanken in ihr Tagebuch ein und liess es in ihrer Münchner Wohnung so herumliegen, dass er es finden musste. Sie war erbost darüber, dass sich Hitler gern auf dem Berghof aufhielt, vor allem, als sie erfuhr, dass Baroness Sigrid Laffert, eine Dame der Gesellschaft von auffallender Schönheit, öfters dort weilte. Vermutlich auf einen Rat hin schluckte Eva Braun Schlaftabletten, keineswegs eine Überdosis, und wurde «eilends ins Krankenhaus» geschafft. In Wirklichkeit unterzog sie sich einer längst geplanten Routineoperation. Hitler, verstört darüber, dass ihm die Verwicklung in einen zweiten Selbstmordskandal drohte, kehrte unverzüglich nach München zurück und begab sich in Eva Brauns Wohnung. Man zeigte ihm das «Tagebuch». Vor ihrer Entlassung liess sich die schlaue Eva blässlich schminken und begegnete so Hitler, indes ihre Freundinnen vor unverhohlenem Vergnügen ein Stockwerk höher laut kicherten. Beim Mittagessen sprach Hitler darüber, wie sehr er ihre Zuneigung schätze. Um 1936 hatte sich ihre Verbindung bereits gefestigt. Eva Braun nahm an dem Parteitag in Nürnberg teil und wohnte – wie sein Gefolge – im Hotel Kaiserhof. Dort traf sie auf Angela Raubal, Gelis trauernde Mutter. Empört versuchte Gelis Mutter, einige der anwesenden Damen – darunter auch Henny Hoffmann – gegen sie aufzuwiegeln, indes die übrigen zu Eva Braun hielten. Der Streit endete erst, als Hitler Angela Raubal aus Nürnberg fortschickte und seiner Halbschwester noch aufgebracht mitteilte, dass sie auch dem Berghof fernbleiben solle, wo sie ihm bisher das Haus geführt hatte. Eva Braun bezog sodann eine Wohnung – Schlafzimmer, Wohnzimmer, Bad – auf dem Berghof. Später stellte ihr Hitler noch Hoffmanns unbenützte Dunkelkammer zur Verfügung, da sie eine begeisterte Fotografin war.

Der Berghof wurde nun zu ihrem goldenen Käfig. Doch das

machte ihr nichts aus. Wenn offizielle Gäste eintrafen, zog sie sich taktvollerweise über die Treppe aus rotem Marmor in ihre Wohnung oder in die Mansarde zurück und versenkte sich in alte Filmillustrierte. Sie wusste, dass Hitler sie niemals in der Öffentlichkeit als seine Frau präsentieren würde. Zu Schaub sagte er einmal: «Ich habe es ihr Dutzende von Malen gesagt, dass ich sie nicht heirate, weil ich keine Frau an mein Leben binden kann.» Schaub vermutete, dass Hitlers Zuneigung zu Eva Braun nicht tief genug war. Aber im Rückblick scheint das nicht den Tatsachen zu entsprechen. Im Verlauf der Jahre schickten sie einander Hunderte von handgeschriebenen Briefen. (Sie füllten eine ganze Wehrmachts-Tropenkiste, die im August 1945 vom CIC geplündert wurde. Die Briefe verschwanden mit dem Kommandeur der CIC-Einheit, als dieser nach Neu-Mexiko heimkehrte.)

Eine Tatsache steht fest: Hitler blieb Eva Braun treu, und sein Sexualleben war völlig normal. Allerdings schien in den letzten zehn Jahren seines Lebens seine Libido sich verringert zu haben. Aus den Befunden von Hitlers Ärzten geht hervor, dass bei einer Blutuntersuchung nur – wie bei einem überbeschäftigten Manager oder einem seit langer Zeit einsitzenden Häftling – die Hälfte der sonst üblichen Menge an männlichen Sexualhormonen festgestellt wurde. Eine im Oktober 1944 durchgeführte ärztliche Untersuchung ergab keinerlei organische Abnormitäten. Vor Eva Braun hatte es andere Frauen gegeben. Aber Hitler hatte, wie er einmal seinem Adjutanten Günse anvertraute, Frauen, die zur Promiskuität neigten, stets gemieden, um sich keine Geschlechtskrankheit zuzuziehen. In späteren Jahren hielt er sich sogar Leute mit einer ganz gewöhnlichen Erkältung vom Leibe.

Was lässt sich noch über Eva Braun und Adolf Hitler privat sagen? Seine Mitarbeiter wussten um sie, behielten aber das Geheimnis für sich. Puttkamer, seit 1935 wohl sein vertrautester Adjutant, bekam sie vier Jahre lang überhaupt nicht zu Gesicht. Emmy Göring wurde ihr nie vorgestellt. Seine Mitarbeiter bezeichneten

sie als «E. B.», redeten sie als «gnädiges Fräulein» an und küssten ihr die Hand. Hitler nannte sie «Patscherl», sie hiess ihn – wie alle seine Mitarbeiter – den «Chef». In der Öffentlichkeit vermied sie es, ihn anzusprechen oder nannte ihn «Adolf». Beider Leben war offenbar überaus intensiv aufeinander abgestimmt, was sich bislang am deutlichsten durch ihren frei gewählten Tod dokumentieren lässt, durch den Selbstmord im Jahre 1945. Sie blieb sein unauffälliger Schatten bis zum Ende.

In den 20er Jahren hatte eine andere Kategorie von Frauen in Hitlers Leben eine Rolle gespielt – einflussreiche Damen mit politischen Ambitionen und einem gesellschaftlich orientierten Salon.

Eine dieser Damen war Elsa Bruckmann, die Frau eines wohlhabenden Münchner Verlegers. Sie war geistreich, vermögend und obendrein eine rumänische Prinzessin. Sie unterstützte die NS-Partei seit 1922 und rief «Wolf» – wie Hitler von seinen damaligen Vertrauten genannt wurde – öfters an, um ihn mit auserwählten Industriellen oder Intellektuellen bekannt zu machen. In ihrem Salon begegnete Hitler dem Geopolitiker Professor Karl Haushofer und dem Architekten Troost. 1926 half sie der NS-Partei über eine Illiquidität hinweg. Sie übernahm dadurch eine nicht eben kleine Verantwortung.

In den darauffolgenden Jahren musste sie Helene Bechstein das Feld überlassen. Helene Bechstein, eine füllige Dame, die ihren Reichtum und ihre Juwelen gern zur Schau stellte, war mit dem reichen Pianofabrikanten Carl Bechstein verheiratet. Sie brachte Hitler während seiner Landsberger Festungshaft Geschenke mit, betrachtete ihn, den um 25 Jahre Jüngeren, als ihr Protektionskind und drängte Elsa Bruckmann in den Hintergrund. Sie gab ihm den nötigen gesellschaftlichen Schliff und führte ihn in die tonangebende Berliner Gesellschaft ein. Hammerstein wie auch weitere Reichswehrgenerale wurden des Öfteren zu ihren Gesellschaften eingeladen.

Schliesslich übernahm ihre Rolle Viktoria von Dirksen, die Stiefmutter des nachmaligen deutschen Botschafters in London und eine Tante Sigrid Lafferts. In dem Berliner Salon dieser eine Perücke tragenden Matrone trafen sich regelmässig Diplomaten und Angehörige nun entmachteter Fürstenhäuser. Andre Francois-Poncet, der französische Botschafter, machte einmal die spöttische Bemerkung, als er sie daherkommen sah: «So denke ich mir die Jungfrau von Orleans, wenn sie alt geworden wäre; aber Gott sei Dank, die Engländer haben sie vorher verbrannt.» Hitler brauchte nur Frau von Dirksen über ein Gesprächsthema zur Verschwiegenheit zu verpflichten, wenn er sicher sein wollte, dass das Besprochene mit Windeseile den ausländischen Botschaften in Berlin zugetragen wurde. (Später bediente er sich des begriffsstutzigen Grafen Ciano, wenn er falsche Informationen möglichst rasch dem Gegner Zuspiesen wollte.)

Eine Frau, deren Gesellschaft er schätzte, war Gerti Troost, die junge Witwe des Architekturprofessors Ludwig Troost. Er protegierte sie, verlieh ihr einen Professorentitel und holte ihren Rat über die Farbzusammenstellungen für die prunkvollen Gebäude ein, die in Deutschland errichtet wurden. Ihr Einfluss muss beträchtlich gewesen sein, denn als sie einmal im Jahre 1943 an einem Artikel in der *Frankfurter Zeitung* über die Arbeiten ihres Mannes Anstoss nahm, ordnete Hitler kurzerhand die Einstellung dieser Zeitung an, trotz der entsetzten Proteste von Goebbels und Amann, die um den Prestigewert dieses Blattes im Ausland wussten (es war die einzige Tageszeitung von Rang, die im nationalsozialistischen Deutschland noch erscheinen durfte.)

Ludwig Troost starb, bevor das von ihm entworfene Haus der Kunst in München vollendet war. Hitler war ihm 1928 bei Frau Bruckmann begegnet und hatte damals dem Architekten anvertraut:

«Wenn ich einmal an die Macht komme, dann sollen Sie mein Baumeister werden. Ich habe grosse Pläne vor, und ich glaube,

dass Sie der einzige sind, der dieser Aufgabe gerecht werden wird.»

Doch Troosts Leben währte nicht so lange. Als Hitler dem Grundstein für das Haus der Kunst die obligatorischen drei Schläge gab, brach der Stiel des silbernen Hammers entzwei – für den Architekten ein höchst bedenkliches Omen, wie der Münchner Baumeister Schieder Mayer Hitler zuflüsterte: «Des bedeutet’ a Unglück.»

Hitler hatte die Umriss des zukünftigen Hauses der Kunst 1931 auf die Rückseite einer Speisekarte des Lokals *Osteria Bavaria* gezeichnet – ein griechisch inspirierter, streng wirkender Säulengang, der heute noch von manchen Münchnern als «Athener Hauptbahnhof» bespöttelt wird. Nach der Eröffnung im Jahre 1936 wurde der Bau von der Partei bald als ein festes Bollwerk nationalsozialistisch-konservativer Gesinnung inmitten der Flut dekadenter, jüdischer Kunst bezeichnet. In seiner Münchner Wohnung hatte Hitler ein bebildertes Werk über den Palast von Knossos auf Kreta, das seine architektonischen Vorstellungen geprägt hatte. Er entwarf – es waren zumeist Tuschzeichnungen – Hunderte von Monumenten, Denkmälern, Triumphbögen, Brücken und tempelähnlichen Bauten, aus denen ein bemerkenswert gutes Auge für Proportion und Perspektive deutlich wird, aber auch eine Neigung zu überladener Linienführung wie bei Gottfried Semper, der im 19. Jahrhundert in Wien viele Gebäude errichtet hatte. Troost war es, der Hitlers Vorstellungen in eine neoklassizistische Richtung lenkte – auf emporstrebende Säulen aus Granit oder Marmor, auf massig wirkende, weitläufige Bauten, die die zwölf Jahre währende NS-Ära prägen sollten. Troosts Position als Hitlers Chefarchitekt wurde sodann von dem noch jungen Albert Speer eingenommen, der sich vorausschauend ein Landhaus auf dem Obersalzberg – etwas höher gelegen als das Hitlers – gebaut hatte. Er beriet sich des Öfteren mit Hitler über dessen grandiose Neugestaltung Deutschlands, die Hitler in seiner

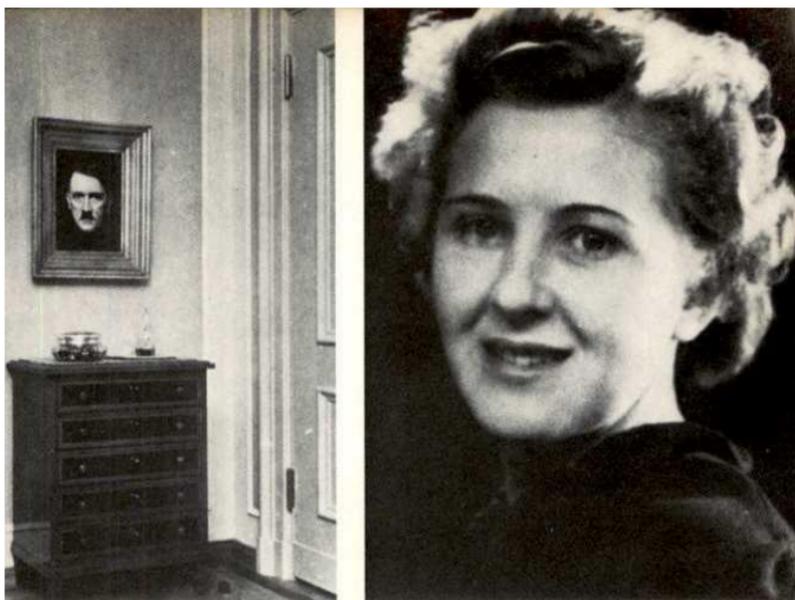
Rede vom 30. Januar 1937 kundgetan hatte. Auf dem Obersalzberg schrieb Speer in einer Denkschrift vom 31. August 1938:

«Es ist nur wenigen bekannt, welche Ausmasse die Pläne des Führers für die Neugestaltung von Berlin, Nürnberg, München und Hamburg haben werden. Diese vier Städte erhalten in den nächsten zehn Jahren Bauten, die allein für sich geeignet sind, einen grossen Teil der jetzigen Kapazität des Baugewerbes einzunehmen, während bereits jetzt die vorhandenen Möglichkeiten zur Ausbeutung von Naturstein-Vorkommen bei weitem nicht mehr den Bedarf dieser Bauten decken können.»

Sodann monierte Speer, dass auch Köln, Breslau, Hannover, Königsberg, Münster, Dresden, Magdeburg und Stettin sich dieser Entwicklung anschliessen wollten und gab zu bedenken, dass es nicht genügend Architekten gäbe, die mit Hitlers Stilauauffassung vertraut seien.

«Der Führer hat durch das Mitgeben grundsätzlicher Bau-Ideen, durch vielfaches persönliches Eingreifen, durch unzählige persönliche Verbesserungen eine künstlerische Bau-Idee geschaffen, die zweifellos den Kern für eine entwicklungsfähige allgemeine Baukunst in sich trägt. Getragen wird diese Bau-Idee des Führers zurzeit nur durch einige Architekten, die durch ihr Zusammensein mit dem Führer genau wissen, auf was es ihm ankommt.»

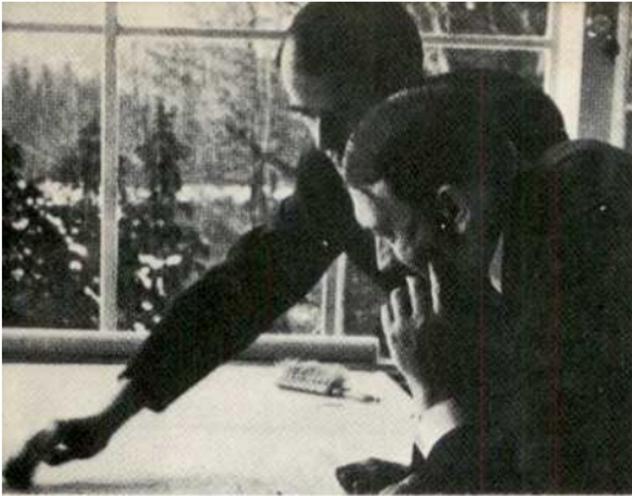
Unbestritten galt Hitlers grosses Interesse – neben dem Krieg – der Architektur. Er machte auch aus seinen Bauplänen kein Geheimnis. Seine Entwürfe zeigte er begeistert zu Besuch weilenden Staatsmännern wie dem jugoslawischen Premierminister Milan Stojadinowic oder Schuschnigg. Seit 1937 beschäftigte ihn vor allem die Elbe-Brücke. Am 29. März 1938 notierte Todt in seinem Tagebuch: «Vortrag beim Führer betreffend Hamburger Hochbrücke.» Hitler liess sogar Untersuchungen anstellen, ob nicht ein neues Berlin im Mecklenburgischen, am Müritzsee etwa – als eine Art nationalsozialistisches Washington oder Brasilia – gebaut



Millionen deutscher Frauen verehrten Hitler. Auf dem Berghof hing ein Hitler-Porträt an dominierender Stelle im Zimmer Eva Brauns (oben rechts), die 1931 in sein Leben getreten war, aber nie die durch den ungeklärten Selbstmord seiner Nichte Geli Raubal entstandene Leere zu füllen vermochte (Eva Braun Collection).

Hitler-Skizzen von Geli (unten). Ihre damaligen Bekannten sprechen heute noch achtungsvoll von ihr (Original im Besitz des Autors).





Auf dem Berghof fand Hitler Entspannung in Gesellschaft des jungen, von ihm favorisierten Architekten Albert Speer, den er für den geplanten Umbau Berlins zum Chefarchitekten ernannte.

(Eva Braun Collection).

Mitte:

Mit Bluff und Drohungen wusste Hitler sich durchzusetzen. Am 16. September 1938 flog der betagte englische Premier Neville Chamberlain von London nach Deutschland und traf sich mit Hitler auf dem Berghof. Laut Ribbentrops (rechts) Ansicht war er zum Einlenken bereit. Dreizehn Tage darauf unterzeichneten Hitlers erschöpfte Widersacher und Verbündete das «Münchener Abkommen».

Unten:

Graf Galeazzo Ciano und Edouard Daladier haben sich inmitten all der Geschäftigkeit auf einem Sofa niedergelassen – umgeben (von links nach rechts) von Ribbentrops Rechtsexperten Friedrich Gaus, Chamberlain-Berater Sir Horace Wilson, Günther Altenburg, Hitlers Adjutanten Fritz Wiedemann, Pressechef Otto Dietrich, Ribbentrops Sekretär Reinhard Spitzzy, Erich Kordt, von Hitlers kriegsversehrtem Trabanten Julius Schaub, von dem früheren Aussenminister Freiherr von Neurath und, in Uniform, von Hitlers Wehrmachtsadjutanten Rudolf Schmundt (Sammlung Hewel).





Einige Tage nach der Konferenz von München besuchte Hitler Eger und weitere – von der tschechischen Oberherrschaft «befreite» – deutsche Städte im Sudeten- gebiet (Ribbentrop Collection).



Aus propagandistischen Gründen liess sich Hitler häufig zusammen mit Kindern oder Tieren fotografieren. Nicht immer fand er Gefallen daran; so lehnte er Aufnahmen mit Eva Brauns Scotch-Terriern – Stasi und Negus – ab, da sie seiner Meinung nach wie Scheuerbürsten aussähen. Der Schnappschuss zeigt, wie er freundlich die Kinder von Fr. Herta Schneider anblickt (unten links); die Auslandspresse verbreitete das Gerücht, dass es seine wären. Eine Angelegenheit ist bislang unklar geblieben: Im privaten Kreis stellte er Vergleiche zwischen der hübschen, eben geschiedenen Magda Quandt und seiner Nichte Geli an; Goebbels liess sich von ihm zur Heirat überreden. Magda Goebbels vertraute später der Frau eines Reichsministers an, dass Hitler der Vater ihres Sohnes Helmuth sei (aus der Collection von Eva Braun, Heinrich Hoffmann und Walther Hewel).



werden könne, da die derzeitige Hauptstadt auf sandigem Boden stand, woraus sich architektonische Probleme ergaben.

In der Wilhelmstrasse nahm Speers neue Reichskanzlei allmählich Form an. Hitler plante ferner eine riesige Kongresshalle, ein derart geräumiges Gebäude, dass das Bild des jeweiligen Redners mit Hilfe der Fernsehtechnik auf einem grossen Bildschirm über dem Podium gezeigt werden sollte. In den Jahren 1938-1939 – eigentlich bis zu den letzten Tagen seines Lebens – entwarf dieser verhinderte Architekt Gebäude und Fassaden, wie er sie zu sehen wünschte, während der getreue Speer die «Generalstabsarbeit» verrichtete, anhand der Skizzen massstabgerechte Modelle schuf, damit Hitler einen Eindruck von allen Seiten gewinnen konnte, und danach Modelle von Teilen der Fassade in natürlicher Grösse. Schliesslich wurden diese Bauten errichtet, aber nicht aus Stahlbeton, dem Baumaterial in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern aus Granit und Marmor, den Baustoffen der klassischen mediterranen Kultur.

Hitlers Vorstellung nach sollten die Denkmäler des neuen nationalsozialistischen Deutschland Jahrtausende überdauern. Das wurde am 17. Dezember 1938 deutlich, als ihm Todt die Entwürfe Professor Thoraks für ein gigantisches Monument der Arbeit vorlegte. Todt schrieb damals:

«Bedenken äusserte der Führer gegen die Verwendung des Untersberger Steins. Der Führer möchte, dass gerade dieses Mal Jahrhunderte aushält. ... Der Führer empfahl zu überlegen, ob nicht doch ein rötlicher Granit oder etwas derartiges unbedingt Beständiges verwendet werden sollte, damit dieses gewaltige Mal nach 1'000 Jahren trotz der Witterung noch ganz in seinen edlen Formen dasteht.»

Auf seinen Fahrten kreuz und quer durch Deutschland sah Hitler, wie seine Träume allmählich Wirklichkeit wurden. Er genoss diese Reisen mit dem Auto. Er genoss es, wenn sich die Bauarbeiter mit ihren ehrlichen Gesichtern und den knorrigen Fäusten um ihn

scharten und ihm zujubelten. Wiedemann sagte ihm einmal – kurze Zeit nachdem Hitler die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt hatte: «Noch haben Sie das Volk hinter sich, fraglich wie lange.» Darauf entgegnete Hitler ungehalten:

«Nicht noch, mehr denn je. Sie müssen einmal mit mir im Auto fahren, München, Stuttgart, Wiesbaden, da sehen Sie, *wie* begeistert die Leute sind.»

Als Wiedemann bei anderer Gelegenheit warnend bemerkte, dass Goebbels, Hess und Göring öffentlich kritisiert würden, erwiderte Hitler: «Lieber Wiedemann, ich will Ihnen Wochenschauen vorführen, da können Sie sehen, wie beliebt meine Herren sind.» Einmal machte Wiedemann Hitler den Vorschlag, allwöchentlich mit zwei x-beliebigen Bürgern zusammenzukommen, um von ihnen die wahre Volksmeinung zu erfahren. Hitler lehnte ab: «Ich will im Sommer wieder mit dem Auto durchs Land fahren und in Versammlungen sprechen; da habe ich die beste Gelegenheit, mit dem Volk in Fühlung zu kommen.»

Kritik ertrug Hitler nicht. Anfang 1939, nach seiner Entlassung als Adjutant, notierte sich Wiedemann in seinen privaten Aufzeichnungen über die Unterhaltung an Hitlers Mittagstafel:

«Wurde fast ausschliesslich vom Führer geführt, die anderen hörten nur zu und stimmten bei; irgendein Widerspruch, auch wenn sachlich begründet, war so gut wie unmöglich. Nur Goebbels erzählte ab und zu Witze oder nahm sich einen aufs Korn, für diesen nicht angenehm, aber immer geistreich. Führer erzählte viel vom Krieg, seltener allerdings in meiner Gegenwart von Kindheits- und Jugenderlebnissen, viel mehr von dem, was er im Innern gerade verarbeitete, so dass der, der vor einer Rede viel bei Tisch war, ziemlich genau wusste, was die nächste Rede brachte. In den ersten Jahren war ich erstaunt und oft erschüttert über die dort geäusserten Ansichten über Juden, Kirchen, Bürger, Beamte, Monarchisten usw. Später interessierte mich das weniger, da es doch immer dasselbe war.»

Schiessübungen

Seltene Gäste waren im Sommer 1938 die Militärs. Wenn sie sich gelegentlich in der Grossen Halle des Berghofes einfanden – Generale des Heeres und der Luftwaffe, Experten auf dem Gebiet des Festungsbaus standen sie unbehaglich auf dem terrakottaroten Teppich herum, blickten zu den Eichenpaneelen an der Decke empor, bis dann der Führer die Treppe herunterschritt, um ihnen Rede und Antwort zu stehen.

Hitler wurde aus seinen Generalen nicht klug. Für ihn war der erste Krieg einer neuen Nation etwas so Wesentliches wie der Zahndurchbruch bei einem Kind. Sechs Jahre später, am 22. Juni 1944, drückte er in einer Geheimrede vor neu ernannten Generalen seine krasse Lebensanschauung so aus:

«Was auf der Welt geboren wird, erleidet Schmerzen. Das erste Lebenszeichen eines Kindes, das den Mutterleib verlässt, ist kein Jubelruf, sondern ein Schmerzensschrei, und ebenso empfindet die Mutter nur Schmerzen. Und jeder Staat, der auf dieser Welt entstanden ist, ist begleitet gewesen von Weinen und von Klagen. Das ist nun einmal so. Die Geburtsurkunde eines Staates, die nur ein Vertrag ist, taugt wenig. Die Geburtsurkunde muss bei Staaten immer mit Blut geschrieben werden. Das ist bitter und hart, aber es ist eben so. Um so länger hält sie dann auch.»

Am 13. Juni 1938 hatte Hitler einen Grossteil der kommandierenden Generale des Heeres und der Luftwaffe zu einer Modellvorführung der Luftwaffe auf dem Flugplatz in Barth beordert. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen die Ergebnisse des mit einem Freispruch abgeschlossenen Fritsch-Prozesses verlesen. Brauchitsch hielt in der ausgeräumten Halle eine Rede und gab bekannt, dass Hitler sich entschlossen habe, die tschechische Frage mit Gewalt zu lösen. Er räumte ein, dass es ihm misslungen war,

Fritsch völlig zu rehabilitieren, da er wegen des Falls «Grün» die Sache nicht bis zum Äussersten treiben wollte.

Die Luftwaffe entwarf in diesem Sommer Pläne für Bombenangriffe auf tschechische Städte und Luftlandeoperationen. Solche Vorhaben waren für die kleinmütigen, betagten einstigen Reichswehrgenerale, insbesondere für Generalstabschef Beck, eine höchst bedenkliche Entwicklung. Während Brauchitsch korrekterweise es nicht als seine Pflicht ansah, an einer im Grunde politischen Entscheidung zu rütteln, fertigte Beck im Verlauf des Sommers weitschweifige Denkschriften an, in denen er in zunehmendem Masse nichtstichhaltige Argumente gegen den Fall «Grün» vorbrachte. Deutschland könne zwar die Tschechoslowakei niederringen, aber nicht die ganze Welt, warnte er. Selbst wenn Ungarn gleichzeitig angreifen sollte, fuhr er fort, würde der Feldzug zumindest drei Wochen währen. Der neue Westwall jedoch könne den Franzosen höchstens zwei Wochen standhalten. Beck bezeichnete Hitlers Plan, im Notfall mit bewaffneten RAD-Bataillonen den Westwall zu bemannen, als eine «militärische Unmöglichkeit».

Becks Denkschriften waren weniger eine Kritik an Hitlers ehrgeizigen Vorhaben denn Angriffe auf die Kompetenz des neugebildeten Oberkommandos der Wehrmacht. Im Grunde war Beck mit dem Plan einer Zerschlagung der Tschechoslowakei völlig einverstanden. Aber er wollte, Zauderer, der er war, dass es dazu «in der Zukunft» kam und nicht jetzt, da er Chef des Generalstabes war. Die deutsche Regierung müsse zunächst ihre Bündnisse konsolidieren und deutsch-ungarische Generalstabsbesprechungen zustandebringen, bevor man sich auf ein neues Abenteuer einliess. Hitler und Brauchitsch ignorierten ihn. Becks Denkschriften wurden daraufhin immer schriller und pessimistischer; Mitte Juli 1938 drohte er sogar Brauchitsch, dass er die kommandierenden Generale des Heeres zu einem gemeinsamen Rücktritt bewegen werde, falls der Führer von seinen Plänen nicht ablasse. Brauchitsch legte

das Memorandum Hitler vor. Becks Argumentation enthielt manche Fehleinschätzung; so meinte er, dass die deutsche Rüstungsproduktion nicht gesteigert werden könne – Todt und Speer sollten in den 40er Jahren den deutlichen Gegenbeweis erbringen – oder dass Deutschlands Bündnispartner schwach und unzuverlässig seien, seine Gegner hingegen entschlossen und mächtig. Vor verständnisvollen Zuhörern wie Todt, Schmundt und Engel bewies Hitler die Unsinnigkeit von Becks Argumenten. So habe Beck zwar nebst der regulären französischen Armee auch die *garde mobile*, die Polizei und die Gendarmerie aufgeführt, aber zur deutschen Wehrmacht nicht die entsprechenden SA-, SS- und Polizeieinheiten dazugeschlagen. «Beck soll mich nicht für dumm halten», meinte er entrüstet.

In der nachfolgenden Herbstkrise bewies Hitler, dass er gute Nerven hatte, nicht aber seine Generale. Sein gewagtes Spiel verlief erfolgreich. Als alles vorbei war schilderte er vor ausgesuchten NS-Schriftleitern in einer Geheimrede den Hergang:

«Sie können mir glauben, meine Herren, dass es auch nicht immer leicht war, erstens diese Entschlüsse zu fassen, und zweitens diese Entschlüsse durchzuhalten. Denn es ist natürlich nicht so, dass nun die ganze Nation, insonderheit in ihren intellektuellen Schichten, etwa hinter diese Entschlüsse getreten wäre; sondern es gab naturgemäss sehr viele geistreiche Menschen – sie bilden sich wenigstens ein, dass sie geistreich sind –, die mehr Bedenken als Zustimmung zu diesen Entschlüssen aufbringen konnten. Um so wichtiger war es, erst recht mit eiserner Entschlossenheit die einmal gefassten, schon in den Mai zurückdatierenden Entschlüsse durchzuhalten und durchzusetzen gegen alle Widerstände.»

Im ersten Jahrhundert n. Chr., um 90 n. Chr. unter Kaiser Domitian, hatten römische Legionen auf heute deutschem Boden den Limes, im nördlichen Britannien dann 122-128 n. Chr. den «Hadrianswall» gebaut, um die Grenzen abzusichern. Hitlers Limes-

plan von 1938 sah die Befestigung der Grenze im Westen vor. Unter dem Kommando des 60jährigen Generalobersten Adam errichteten dort 36 Infanteriebataillone und 30 Pionierbataillone den neuen Westwall, unterstützt von Todts Autobahnexperten und dienstverpflichteten jungen RAD-Männern. Auf jeden Meter der gesamten Länge des Westwalls, von Aachen nahe der belgischen Grenze bis hinunter zum Isteiner-Klotz unweit Basel, kam durchschnittlich ein Arbeiter.

Von den Ingenieuren des Heeres hatte Hitler keine hohe Meinung, nachdem er feststellen musste, dass General Foerster, der Inspekteur der Pioniere und Festungen, vom Bunkerbau und moderner Waffentechnik nicht gerade viel verstand. Misstrauisch geworden, liess er Anfang Juni die bisher vom Heer geleisteten Bauarbeiten am Westwall von Göring und Experten der Luftwaffe inspizieren. Verständlicherweise hatte man mit der Errichtung von Festungsanlagen erst nach der Remilitarisierung des Rheinlandes im März 1936 beginnen können. In den darauffolgenden zwei Jahren waren nur knappe Geldmittel und wenig Stahl zur Verfügung gestanden. Deswegen waren Anfang 1938 erst 640 Bunkeranlagen fertiggestellt. Das Heer hatte 1938 nur den Bau von weiteren 1360 eingeplant, bis dann Hitler die Errichtung von weiteren 12'000 anordnete. Göring, der der Heeresgeneralität nicht eben gewogen war, traf am 14. Juni auf dem Berghof ein und erstattete im Beisein Todts einen niederschmetternden Bericht über die bisher vom Heer geleistete Arbeit im Rahmen des Limesplanes. Laut seinen Angaben sei kaum etwas vorhanden. Auf dem Isteiner-Klotz dräuten beispielsweise nur zwei leichte Maschinengewehre.

Dieser Bericht wurde Generaloberst Adam nicht gerecht, der zunächst die Probleme der Unterbringung, Verpflegung und Versorgung der vielen Baukolonnen hatte lösen müssen. Während Todts Massenproduktion der leichter herzustellenden Schartenstände erst Anfang August anlaufen sollte, musste sich das Heer

mit dem Bau wesentlich komplexerer Anlagen herumschlagen. Hitler war dennoch verärgert und bat Brauchitsch zu einer Besprechung. Brauchitsch wiederum beorderte Generaloberst Adam am 30. Juni zum Rapport auf den Berghof. Adam nahm kein Blatt vor den Mund. Hitlers Anordnung, bis zum 1. Oktober weitere 12'000 Bunker zu erstellen, bezeichnete er als ein Ding der Unmöglichkeit. «Es steht in den Sternen geschrieben, was wir bis zum Herbst fertigbringen», erklärte er. Er gab unverblümt Todt die Schuld wie auch den jungen RAD-Männern, deren körperliche Verfassung für diese schwere Arbeit nicht ausreichte. Hitler entgegnete ihm, dass Todt der geeignete Mann für diese Aufgabe sei. «Bei ihm gibt es das Wort ,unmöglich< nicht.» Todt, bestürzt über die feindselige Haltung der Heeresgeneralität, schrieb noch am selben Tag an Alfred Leitgen, den Adjutanten von Rudolf Hess:

«Sehr interessant ist darüber hinaus die Zusammenarbeit mit der Wehrmacht. Man erlebt manches, was man nach fünf Jahren Nationalsozialismus eigentlich nicht erwartete.»

Das Ergebnis von Adams Vortrag auf dem Berghof war eine aufschlussreiche Denkschrift, die Hitler in den darauffolgenden zwei Tagen seiner Sekretärin Christa Schroeder diktierte. Es handelte sich um einen zwar weitschweifigen, aber von immenser Sachkenntnis geprägten Aufsatz über den Bau von Befestigungen und die Psychologie des modernen Infanteriekampfes. Hitler legte dar, dass der Westwall, im Gegensatz zur gegenüberliegenden Maginot-Linie, die Kampfkraft der Verteidiger erhalten solle und nicht nur ihr nacktes Leben. Er verwarf die von den Heeresingenieuren entwickelten monströsen «Infanteriewerke», die Millionen Reichsmark kosteten, 140 Soldaten Unterkunft boten, aber mit nur zwei armseligen Maschinengewehren bestückt waren, in Einzelfällen noch mit einem dritten zur Sicherung des Eingangs. Hitlers Idealvorstellung entsprach ein kleiner, gut durchdachter gassicherer Gruppenunterstand, der ohne Schwierigkeit in Massen

produziert werden konnte und sodann über die tiefgegliederte Kampfzone verteilt werden sollte, um die Infanterie vor dem gegnerischen Trommelfeuer zu schützen. Tausende solcher Unterstände würden der feindlichen Artillerie mehr Ziele bieten als diese jemals ausschalten konnte. Wenn das Trommelfeuer aufhörte, würde die Truppe mit schussbereiter Waffe die Unterstände verlassen, um die anrückende französische Infanterie im Freien abzuwehren. Mit Maschinengewehren, Granatwerfern und Gewehren würde der Feind sodann niedergemäht werden. Die Parole lautete: «'raus aus den Bunkern.» «Dabei zu fallen ist ehrenhaft; sich in einem Block ausräuchern zu lassen aber nicht einmal feige, sondern dumm», erklärte Hitler ferner.

Der spätere General Walter Warlimont, der diese Denkschrift zu Gesicht bekam, und der nachmalige Generalstabschef Zeitzler äusserten sich anerkennend über Hitlers Einsicht in die Bedürfnisse der Soldaten. Hitler wusste, was Militärs wie Beck nicht bedachten, dass auch Infanteristen Angst hatten, dass sie Schlaf, Verpflegung, Trinkwasser und sicheren Schutz brauchten. Die Erlebnisse während des Weltkrieges waren ihm noch gegenwärtig. Wie viele seiner Kameraden waren auf dem Weg zur Latrine sinnlos gefallen, weil ein damaliger General aus Unverstand solche Anlagen nicht in die Bunker hatte einbauen lassen! «Besonders junge, zum erstenmal in einem Grosskampf eingesetzte Truppen leiden sehr leicht an Durchfall», diktierte Hitler. An anderer Stelle heisst es in der Denkschrift: «Nur wer selbst wochen- und monatelang den Schrecken der Abwehrschlachten mitgemacht hat, weiss, welche Kostbarkeit eine Feldflasche trinkbaren Wassers bedeutet, wie glücklich die Männer sind, wenn sie sich zumindest Tee oder Kaffee kochen können.» Auch die folgende Passage zeigt Hitlers Verständnis für die Nöte der Soldaten auf:

«Die Bunker selbst müssen schon aus akustischen Gründen im Innern verschalt sein. Wenn möglich mit Holz, zumindest aber mit Blech. Nur so wird auch bei schwerster Beschiessung das

Abspringen kleinerer Teilchen und die dadurch entstehende psychologische Auswirkung vermieden. Im Falle einer Blechverschalung muss durch eingelassene Holzdübel das Einschlagen von Haken, Nägeln usw. möglich sein.»

General Förster klagte danach:

«Der Führer interessierte sich nur für die grossen Probleme und für die geringfügigsten Kleinigkeiten. Was dazwischen lag, interessierte ihn nicht. Er übersah, dass die meisten Entscheidungen in die mittlere Kategorie fallen.»

Hitler stellte nun bezeichnenderweise selbst seine Lieblingsprojekte rücksichtslos hintan, um den Westwall mit allem Erforderlichen zu versorgen. Am 4. Juli liess er Todt mitteilen, dass Bauvorhaben, die in diesem Jahr nicht fertiggestellt werden könnten, vor dem Westwall zurücktreten müssten, da es sich bei diesem um eine Massnahme handle, «die die Voraussetzungen für alle weiteren Arbeiten in Frieden erst schafft», wie Todt Staatssekretär Werner Willikens vom Wirtschaftsministerium am nächsten Tag wissen liess.

Während des ganzen Sommers konnten Hitlers Adjutanten beobachten, dass er neue Bunkermodelle entwarf. Er bestimmte die Stärke der Betonwände, die Menge an Stahlgewebe, die Lage jedes Trägers. Aus den Entwürfen wurden Konstruktionszeichnungen; diese führten schliesslich zu ausgeschalteten Baugruben mit dem Geflecht des Baustahls. Dann wurden Millionen Tonnen Beton herangefahren, und der Westwall nahm mit der täglichen Fertigstellung von siebzig Bunkern allmählich Gestalt an. Im Rahmen des Limes-Planes waren Ende August 148'000 Arbeiter und 50'000 Pioniere des Heeres beschäftigt. Täglich schafften hundert Züge die Baumaterialien zur Westgrenze. 8'800 Lastwagen pendelten zwischen der jeweiligen Kopfstation und der Baustelle. Hitler bestimmte, wo die einzelnen Bunker liegen und wo die schweren Waffen in Stellung gebracht werden sollten. Sechs Batterien ehemaliger Schiffsgeschütze vom Kaliber 17 cm wurden so eingebaut,

dass sie Strassburg, Kolmar und Mülhausen als Vergeltungsmassnahme unter Feuer nehmen konnten, falls die Franzosen deutsche Städte angriffen. Am 12. August wurde Todt abermals eilends zum Berghof beordert, wo ihn Hitler mit dem Bau einer aus Hunderten von schweren Widerstandsnestern bestehenden Zwischenstellung beauftragte, die er selbst entworfen hatte. Todt stellte daraufhin die Arbeiten an einigen Autobahnabschnitten ein, um so die erforderlichen fünf- oder zehntausend Arbeiter, Schachtmeister, Aufseher abziehen zu können. Er konnte natürlich nur diejenigen einsetzen, die noch keinen Einberufungsbefehl erhalten hatten. (Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, dass Todt laut Hitlers Anweisung diese Arbeitskräfte bis zum 15. Oktober beschaffen sollte.)

In welchem Ausmass diese Anstrengungen ernst gemeint oder nur purer Bluff waren, wird sich nicht mehr ergründen lassen. Hitler machte des Öfteren in Gegenwart seiner Vertrauten kriegerisch klingende Bemerkungen, die wohl eher an die Adresse Prags gerichtet waren. Nach einer Konferenz, die am 2. Juli 1938 in München stattfand, hielt Hitler Ribbentrops Sekretär Spitzky zurück, holte sodann eine Landkarte der Tschechoslowakei hervor, fuhr mit dem Daumennagel die Linie entlang, die die Slowakei von Böhmen und Mähren abgrenzte und sagte: «Das wird die deutsche Grenze sein.»

Ausländischen Besuchern gegenüber gab sich Hitler oft, wie er in Wirklichkeit nicht war. Spitzky wurde – nach einem exzellenten Mittagessen mit Hitler und seinem Mitarbeiterstab – Zeuge einer derartigen Szene. Ein Diener meldete die Ankunft eines englischen Emissärs, der mit grosser Dringlichkeit um ein Gespräch gebeten hatte. Hitler rief entsetzt aus: «Um Gottes willen, ich bin noch guter Stimmung. Lassen Sie den Mann noch nicht herein!» Sodann steigerte er sich vor den Anwesenden in eine gespielte Wut hinein – sein Gesicht verdüsterte sich, er begann schwer zu atmen, seine Augen funkelten. Daraufhin begab er sich in das

Zimmer nebenan und machte dem unglückseligen Engländer eine derartig laute Szene, dass man an der Mittagstafel jedes Wort verstehen konnte. Zehn Minuten später kam er – mit Schweisstropfen auf der Stirn – zurück, machte bedächtig die Tür hinter sich zu und sagte schmunzelnd: «So, meine Herren! Jetzt brauche ich eine Tasse Tee. Der glaubt, ich bin böse.»

Hitler beherrschte die psychologische Kriegsführung meisterhaft und wandte jeden nur denkbaren Trick an. Zusammen mit Goebbels entwarf er eine sich steigernde Einschüchterungskampagne durch die NS-Presse. «Gott sei Lob und Dank, sie können alle deutsch und lesen alle unsere Zeitungen», sagte er später zufrieden lächelnd. (Im August erläuterte er der Generalität seine Methode folgendermassen: «Immer abschrecken, das Gebiss zeigen!») Jeden Tag informierte er sich anhand der neuesten, vom Forschungsamt angefertigten Aufzeichnungen der Telephongespräche zwischen Prag und tschechischen Diplomaten im Ausland darüber, welchen Erfolg er bislang gehabt hatte.

Gezielt liess er falsche Informationen über das Datum seiner geplanten Invasion verbreiten. Am 22. Mai hatte er insgeheim Henlein empfangen. Zwei Tage danach vertraute Henlein dem ungarischen Militärattache in Prag, Esterhazy, an: «Hitler habe ihm versichert, dass in etwa acht bis zehn Wochen das Loch im Westwall geschlossen sei und danach die tschechische Frage aufgerollt werde.» Am 15. Juli teilte Hitler Wiedemann – von dessen Geschwätzigkeit er aus FA-Aufzeichnungen wusste – mit, dass er Lord Halifax bei seinem Besuch in London sagen solle, der äusserste Termin sei der «März 1939». Am 9. August wies er Todt nachdrücklich darauf hin, dass die Arbeit am Westwall zumindest bis zum 1. Oktober andauern würde, «voraussichtlich bis zum 15. 10., kurz gesagt, bis zum ersten Schuss.» Zwei Tage danach gab er Haider die Anweisung, dafür zu sorgen, dass die sechs 17-cm-Batterien «Ende September» einsatzbereit seien.

Hitler erklärte Wiedemann – überflüssigerweise – vor dessen Ab-

flug nach London, dass er als Revolutionär den Methoden der alten Diplomatie unzugänglich sei. Am 12. Juli wies Hitler in einer zweistündigen Konferenz Ribbentrop an, hinsichtlich der Tschechoslowakei «einen anderen Ton anzuschlagen». Falls die Westmächte intervenierten, würden auch sie besiegt werden. Görings Luftwaffe sei, wie Ribbentrop angeben sollte, unbezwingbar (sie hatte für den Fall «Grün» Bombardierungstechniken mit Hilfe von Radiopeilung erprobt). Bei einer anderen Gelegenheit teilte Hitler seinem Aussenminister mit, dass er sich in einem der Panzer befinden werde, die als erste in die Tschechoslowakei eindringen.

Wiedemanns Besuch in London muss in Zusammenhang mit dem Aufenthalt des Danziger Gauleiters Albert Förster gesehen werden. Am 14. Juli war Förster mit Churchill zusammengekommen und hatte diesem einflussreichen Parlamentsmitglied mitgeteilt, «er sehe keinen wirklichen Grund für einen Streit zwischen England und Deutschland.» «Wenn England und Deutschland nur miteinander übereinstimmten, könnten sie untereinander die Welt teilen», hatte er laut Churchills von Spott geprägter Notiz noch hinzugefügt. Förster hatte zudem eine Begegnung zwischen Churchill und Hitler arrangieren wollen. «Darauf gab ich eine unverbindliche Antwort», räumte Churchill ein. Wiedemann kam mit Halifax besser zurecht. Laut Hitlers Anweisung sollte er durchblicken lassen, «durch Drohungen, Druck oder Gewalt sei bei ihm – Hitler – gar nichts zu erreichen.» Eine Verständigung mit England sei aber durchaus möglich, doch müssten zuerst die mitteleuropäischen Probleme gelöst werden. Überdies werde er die Sudeten-Frage «so oder so» lösen. «Falls Sie nach den Westbefestigungen gefragt werden», hatte ihn Hitler instruiert, «sagen Sie, wir hätten am 21. 5. gesehen, was wir von Frankreich und England zu erwarten hätten. Deshalb bauen wir diese Befestigungen.»

Nach drei Tagen, am 18. Juli 1938, flog Wiedemann zurück nach

Berchtesgaden. Am aufschlussreichsten war, was Lord Halifax zu Wiedemann sagte, als er ihn zu dessen Wohnung am Cadogan Square begleitete. Halifax vertraute Hitlers Adjutanten an, dass er vor seinem Tode noch als Ziel seiner Arbeit sehen möchte, «wie der Führer an der Seite des englischen Königs unter dem Jubel der Menge zum Buckingham Palast einzieht.»

Die Heeresgeneralität sah der unmittelbaren Zukunft minder zuversichtlich entgegen.

Anfang August erfuhr Hitler von General von Reichenau, dass am 4. August eine nahezu an Meuterei grenzende Zusammenkunft ranghöher Generale stattgefunden habe, die unter Brauchitschs passiver Leitung gestanden war. Beck hatte seine neueste, gegen den Krieg gerichtete Denkschrift vorgetragen und die geschlossene Opposition des Heeres gefordert. (Hitler machte danach vor seinen Mitarbeitern die sarkastische Bemerkung, dass sich Beck nur dann zu einer Entscheidung aufraffen könne, wenn sie *gegen* etwas gerichtet sei.) Reichenau hatte den Generalen abgeraten, sich in die politischen Entscheidungen des Führers einzumengen. Hitlers Reaktion auf diese Zusammenkunft hatte eine Kontroverse zur Folge. Er bat nicht die betreffenden Generale, sondern deren Stabschefs zu einer Besprechung in die Grosse Halle des Berghofes. Luftwaffenoffiziere von gleichem Rang wurden ebenfalls dorthin bestellt. Nach einer reichlichen Bewirtung hielt ihnen Hitler eine dreistündige Rede über seine Pläne. Als er auf den Westwall zu sprechen kam und dabei so tat, als gebe es ihn bereits, als könne er die Franzosen aufhalten, protestierten einige der Generale. Einer von ihnen, Generalmajor Gustav von Wietersheim, brachte die – vielleicht missverstandene – Ansicht seines Vorgesetzten Generaloberst Adam vor, wonach der Westwall bestenfalls drei Wochen standhalten könne. Für Hitler war das ein Beweis, wie weit sich Becks Beurteilung bereits verbreitet hatte. Während Wietersheim weiterredete, begann er sichtlich gereizt in seinen Papieren zu blättern und unterbrach ihn dann plötzlich mit

einer Flut von Fakten und Zahlen, die sich auf die Menge an Beton, Eisen, Stahl, auf die geleisteten Arbeitsstunden bezogen, die bereits für die Befestigungen aufgewendet worden waren. «Das habe ich nicht gewusst», entgegnete Wietersheim aus der Fassung gebracht. «Ich sage Ihnen, Herr General, die Stellung wird nicht drei Wochen, sondern drei Jahre gehalten», meinte Hitler abschliessend.

General Wilhelm Ritter von Leeb, Oberbefehlshaber der 7. Armee, erfuhr tags darauf von dieser Besprechung durch seinen Stabschef Erich von Manstein. «Kommt vom Führer», schrieb Leeb in sein Tagebuch am 11. August. «Glaubt an feststehende Tatsache.» Hitler äusserte vor seinen Adjutanten, dass er über diese Produkte des vielgerühmten Generalstabes Beckscher Prägung überaus enttäuscht sei. «Was sind das für Generale, die man zum Krieg prügeln muss, statt dass man sie bremst!» rief er erbittert aus. Nun musste schleunigst ein Gegenmittel gegen die opponierenden Ansichten Becks gefunden werden. Hitler war der Meinung, dass eine geräuschvolle Demonstration, wie man mit viel Kordit und Granaten Betonbunker knacken könne, ihm da weiterhelfen werde. Diesmal beorderte er sämtliche höheren Befehlshaber zu einer Vorführung am 15. August in die Artillerieschule von Jüterbog. Er dachte sogar daran, den unglückseligen Generaloberst von Fritsch einzuladen, überlegte es sich dann anders. «Es könne von Fritsch unangenehm sein», erklärte er von Below.

Derartige Artillerieschulungsvorführungen hatte er für diesen Sommer bereits eingeplant. Am 10. November sollte er vor einer verständnisvollen Zuhörerschaft von NS-Schriftleitern erklären: «Man hat mir oft die Frage vorgelegt: ‚Halten Sie das für richtig? Seit Monaten wird jetzt im Umkreis der Tschechoslowakei auf jedem Schiessplatz fortgesetzt Tag und Nacht geschossen, ja, Sie machen ja alles aufmerksamer‘. Ich war der Überzeugung, dass ich durch diese monatelange Tätigkeit langsam aber sicher die Nerven dieser Herren in Prag zerstören werde.»

In diesem Zusammenhang – vor dem Hintergrund der wohlüberlegten, systematischen psychologischen Kriegführung – müssen die am 15. August den NS-Schriftleitern ausgehändigten vertraulichen Weisungen gesehen werden: «Der Führer und Reichskanzler wird in den nächsten Tagen an Truppenübungen teilnehmen. Täglich werden Notizen und Bilder ausgegeben. Oberkommando bittet um möglichst schnelle Veröffentlichung, nicht allzu gross, aber gut aufmachen.»

In Jüterbog hatten Bautrupps – unter Verwendung von Luftaufnahmen und von Geheimagenten gelieferten Konstruktionsplänen – genaue Nachbildungen der tschechischen Grenzbefestigungen errichtet. Oberst Walter Model, Chef der Versuchs- und Erprobungsabteilung des Generalstabes und überzeugter Nationalsozialist, führte nun einen Infanterieangriff auf diese Stellungen durch. Hitler war begeistert, seine Generale hingegen nicht. Laut General der Infanterie Curt Liebmann war es «wirkliches Theater mit viel Donner, Blitz und Hurrageschrei.» Models Urteil jedoch lautete, dass die Bekämpfung solcher Stellungen keineswegs problematisch sei. Hitler sprach Model seine Anerkennung aus. General Beck, Models Vorgesetzter, war zwar aufgebracht, äusserte sich aber dazu nicht. Sodann befahl Hitler, die «tschechischen» Bunkerattrappen mit 15-cm-Haubitzen zu beschiessen, wie auch mit anderen Geschützen, darunter Flakgeschütze vom Kaliber 8,8 cm, von denen laut seiner Anweisung hundert Stück dem Heer für den Angriff zur Verfügung standen. Nachdem das ohrenbetäubende Trommelfeuer verklungen war, kletterte er durch die noch qualmenden, zerschossenen Betonbunker, während Keitel's Adjutant, Luftwaffenhauptmann Wolf Eberhard, Streichhölzer anzündete, um die Verwüstung zu beleuchten. Die angerichteten Zerstörungen waren indes enttäuschend gering. Nur Volltreffer im Bereich der Schiessscharten hatten die erwünschte Wirkung erzielt. Dennoch kam Hitler zufrieden lächelnd aus dem Bunker hervor, klopfte sich den Staub von seinem braunen Parteirock und

erklärte mit lauter Stimme, dass er über die Verwüstung höchst erstaunt sei.

Im Offizierskasino sprach er sodann neunzig Minuten lang vor den versammelten Generalen und legte ihnen – in einer weit-schweifigen Retrospektive – seinen Zeitplan vor. Erhard Milch notierte sich: «15. August 1938. Führeransprache an die Generale 14.45 ~ 16.15. Einblick in seine Gedanken. Entschluss ist gefasst.» Danach legte Milch, von der Rede fasziniert, den Bleistift beiseite. Hauptmann Eberhard fertigte für Keitel eine ausführliche Aufzeichnung an. Aus ihr geht hervor, dass Hitler abermals – wie am 5. November, 21. Januar und 28. Mai – auf das Problem des Lebensraumes zu sprechen kam und auf die damit verbundene Nahrungsmittelverknappung, die Deutschland in fünfzehn Jahren erleiden werde. («Es ist meine einzige grosse Angst, dass mir etwas zustossen könnte, bevor ich die notwendigen Entschlüsse durchführen kann», erklärte Hitler.) Deswegen habe er bereits sieben erste Massnahmen getroffen: Er habe die Partei gegründet, um Deutschland «zu säubern», 1933 die politische Einheit hergestellt, Deutschland aus dem Völkerbund geführt und somit die Handlungsfreiheit wiedergewonnen, aufgerüstet, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, das Rheinland remilitarisiert und Österreich mit dem Reich vereinigt. Nun stünde der achte Schritt bevor: «Die Lage mag sich entwickeln wie sie will, in jedem Fall muss die CSR zuerst beseitigt werden.» Zwar könnten manche einwenden, dass die deutsche Aufrüstung noch nicht abgeschlossen sei, aber eine vollendete militärische Rüstung gebe es nicht. Wie oft sei er selbst vor der Alternative gestanden – sollte er abwarten oder eine politisch günstige Situation trotz militärischer Schwäche nützen? «Im politischen Leben muss man an die Glücksgöttin glauben, die einmal vorbeistreicht. Und dann muss man sie erfassen!» rief er aus. «Sie kehrt nie wieder!»

In seiner Beurteilung der gegnerischen Mächte wich Hitler deutlich von den «schwächlichen Stimmungen» – wie er es nannte –

des Generalstabes ab. Die englische Aufrüstung dauere erst ein knappes Jahr. «Sie werden zurückzucken, solange wir kein Zeichen von Schwäche geben.» Der Kampfwert der französischen Artillerie und Luftwaffe sei höchst zweifelhaft. Falls Frankreich seine Truppen aus Afrika zurückziehen sollte, um sie gegen Deutschland einzusetzen, werde Mussolini die Ziele Italiens in Tunesien verwirklichen können. Von Russland befürchtete er nichts. Was nun die Tschechoslowakei anlange, so werde sich der Nervenkrieg – wie die Schiessübungen in Jüterbog – auszahlen. «Wenn einer von der Grenze drei lange Monate Zusehen muss, wie der andere das Messer wetzt ...» – Hitler liess den Satz unvollendet. Seiner Ansicht nach werde die Tschechoslowakei nach kurzem «hussitischem» Widerstand am Ende sein. «Ich bin der festen Überzeugung, dass Deutschland siegen und dass sich die nationalsozialistische Erziehung bewähren wird», sagte er zum Schluss. «Ich glaube daran, dass wir noch vor Abschluss des Jahres auf einen grossen Erfolg zurückblicken werden.» Am nächsten Tag, dem 16. August, schrieb Leeb in Berlin in sein Tagebuch: «Feststehende Tatsache. Führer überzeugt, dass England und Frankreich nicht eingreifen, Beck gegenteiliger Ansicht, düstere Stimmung.»

Beck war entsetzt. Am 17. August hielt Hitler-diesmal in Döberitz – abermals eine Rede vor der Generalität. Nach dem von Model durchgeführten Infanterieangriff in Jüterbog hatte Beck vertraulich zu Adam gesagt: «Nach einem solchen Anschauungsunterricht wird dieser Mensch [Hitler] nur noch verrückter.» Beide hatten einen Rücktritt erwogen, aber Beck hatte dann gemeint, dass er ausharren würde, bis ihn Hitler «hinauswarf». Als er nun Näheres über Hitlers Rede erfuhr, sah er darin zu Recht einen persönlichen Angriff und reichte am 18. bei Brauchitsch seinen Abschied ein. Selbst jetzt noch konnte Hitler über den allzu arglosen General triumphieren. Er bat ihn – aus «ausserpolitischen Gründen» – trotz allem vorläufig im Amt zu bleiben. Und Beck,

der unlängst noch eine gegen Hitler gerichtete Demonstration der Heeresgeneralität betrieben hatte, kam dem widerspruchslos nach. Damit beraubte er sich der letzten ihm verbliebenen Waffe. Vermutlich hatte er damit gerechnet, dass er das Kommando über eine Armeegruppe erhalten werde. Brauchitsch tat nichts, um diese irrige Hoffnung zu zerstören. Und Hitler lag nichts ferner. Ende August 1938 wurde General Haider – ein 54jähriger Bayer von zierlicher Gestalt und zuvorkommender, pedantischer Wesensart – Chef des Generalstabes. Beck verschwand in der Versenkung und trat erst nach dem 20. Juli 1944 wieder in Hitlers Bewusstsein. Doch das ist eine andere Geschichte.

Den ganzen August 1938 hindurch hielt das Säbelrasseln an. Als der Oberkommandierende der französischen Luftwaffe, General Joseph Vuillemin, Anlagen der Luftwaffe besichtigte, inszenierten Göring und Milch eine spektakuläre, aber trügerische Vorführung auf allen inspizierten Flugplätzen. Technisch weitentwickelte Prototypen von Kampfflugzeugen wurden der erstaunten französischen Delegation als «Serienprodukte» vorgestellt. Sämtliche verfügbaren Me 109 und Me 110 wurden während der Inspektionsreise jeweils von einem Fliegerhorst zum anderen geflogen. Die Besucher teilten danach Paris mit, dass die französischen Luftstreitkräfte der deutschen Luftwaffe nur wenige Tage standhalten könnten. Hitler wird davon zweifellos aus den Aufzeichnungen des Forschungsamtes erfahren haben.

Eine Enttäuschung erlitt Hitler, als er Ungarn dazu bewegen wollte, seinen Einfall in die Tschechoslowakei offen zu unterstützen. Ungarn hatte nach dem Weltkrieg abrüsten und beträchtliche Gebietsteile an die Nachbarstaaten Rumänien, Jugoslawien und die Tschechoslowakei abtreten müssen. Trotz des mit Glanz und Gloria gefeierten einwöchigen Staatsbesuches des ungarischen Reichsverwesers Admiral Horthy, zu dessen Ehren glanzvolle Paraden stattfanden und der dem Stapellauf des Schlachtkreuzers *Prinz Eugen* beiwohnte (Italien hatte gegen den ursprünglichen

Namen «Admiral Tegethoff», den Hitler während des Gesprächs mit Schuschnigg erwähnt hatte, protestiert), gelang es nicht, Admiral Horthy mehr als beschränkte Zusicherungen zu entlocken. Bei ihrem letzten Gespräch, am 22. August 1936, hatte Hitler Admiral Horthy offenbar den Eindruck vermittelt, dass es vor 1942 nicht zum Krieg kommen werde (Hitler hatte damals die Wehrmacht angewiesen, in vier Jahren kriegsbereit zu sein). Ein Jahr danach hatte Beck angedeutet, dass das Zieljahr 1940 sei. Darauf hatte Ungarn, wie der ungarische Kriegsminister Jenő Ratz Keitel am 22. August 1938 anvertraute, seine Planungen abgestimmt.

Hitler versuchte mit aller Durchtriebenheit, die Staatsgäste aus Ungarn zu Beeindrucken. Da er wusste, dass Madame Horthy eine strenggläubige Katholikin war, liess er in ihre Suite einen Betstuhl, ein Kruzifix und einen grossen Strauss Maiglöckchen, ihre Lieblingsblumen, bringen. In Kiel lud er den Reichsverweser und seinen Stab zu einer Fahrt an Bord der Staatsbarkasse *Grille* ein, damit der alte k. u. k. Admiral wieder einmal das Dröhnen von Schiffsmotoren höre und etwas Seegang erlebe. Der Tag – es war der 22. August – verstrich ohne Vorkommnisse, bis dann am Abend vom Forschungsamt, das routinemässig die Telefongespräche der Ungarn zwischen Kiel und Budapest abhörte, die Mitteilung kam, dass bei der Konferenz der Aussenminister der Kleinen Entente im fernen Bled die ungarische Delegation Gewaltanwendung gegen die Tschechoslowakei offiziell abgelehnt hatte. Aus den Aufzeichnungen der abgehörten Telefonate ging hervor, dass Horthy, Känya und Premierminister Imredy dem nachträglich zugestimmt hatten. Das warf einen Schatten auf den Staatsbesuch.

Die Geheimgespräche, die am nächsten Tag auf einer Fahrt zur Insel Helgoland begannen, verliefen stürmisch. Am Vormittag konferierte Hitler unter vier Augen mit Horthy, indes Ribbentrop und Weizsäcker ein Gespräch mit Imredy und Känya führten.

Ribbentrop warf Känya vor, dass Ungarn mit der Vereinbarung von Bled Deutschland in den Rücken gefallen sei, und liess Känyas Erklärungen nicht gelten. «Ich erkläre es noch einmal, ganz langsam», meinte daraufhin Känya. Danach fügte er herablassend hinzu: «Vielleicht hat es jetzt sogar der Herr Ribbentrop verstanden.» Hitler erging es mit Horthy oder Imredy nicht besser. Der Reichsverweser war zwar prinzipiell mit einer Teilnahme am Fall «Grün» einverstanden, aber 1938 hielt er für zu verfrüht. Horthy erinnerte Hitler mit Nachdruck daran, dass sich entlang der ungarischen Grenze «150 jugoslawische Lager» befänden. Als er dann von der Gefahr sprach, dass Fall «Grün» einen Weltkrieg auslösen könnte, der zur Niederlage Deutschlands durch die englische Flotte führen würde, unterbrach ihn Hitler ungeduldig mit den Worten: «Unsinn! Schweigen Sie!» Horthy fügte sich, da er es als unschicklich ansah, wie er später schrieb, sich auf eine lautstarke Auseinandersetzung einzulassen. Für Hitler war es unbegreiflich, dass Ungarn zögerte, durch einen Krieg seinen Teil der Slowakei wiederzugewinnen. Am Nachmittag sagte er vergrätzt zu Imredy: «Meine Herren, hier ist ein kaltes Büffet. Hier wird nicht serviert, hier muss sich jeder selber bedienen!» (Hewel teilte diesen Ausspruch später Spitzzy mit. Jodl notierte ihn in seinem Tagebuch.) Am 24. August reiste man getrennt in zwei Sonderzügen wieder nach Berlin. Während der Fahrt bat Admiral Raeder Hitler um ein vertrauliches Gespräch über die Aussichten «einer Seekriegführung gegen England». Im Beisein von Hitlers Marineadjutanten Albrecht erläuterte Raeder sachlich, welche beträchtlichen strategischen Probleme sich für Deutschland aus einem derartigen Seekrieg ergeben würden. Hitler hörte höflich zu und beendete nach einer Stunde die Unterredung mit den Worten: «Herr Admiral, worüber wir uns unterhalten haben, ist und bleibt Theorie. England macht keinen Krieg.» Raeder erwiderte darauf: «Jawohl, mein Führer.»

Die Staatsgäste aus Ungarn standen unter beträchtlichem Druck.

Brauchitsch teilte dem ungarischen Militärattache Härdy unverblümt mit, dass Ungarn sich am Fall «Grün» beteiligen solle. Härdy verwies ihn an seine Vorgesetzten. In Berlin bat Känya am 25. August Ribbentrop um eine Unterredung und vertraute ihm an, dass Ungarns militärische Situation doch nicht so schlecht sei wie er angenommen hatte. «Wir könnten unsere Aufrüstung bis zum 1. Oktober so weit vorantreiben, dass wir schliesslich doch noch teilnehmen können.» Keitel stattete noch am selben Tag Honvedminister Ratz in dessen Hotel einen Besuch ab und wies abermals auf Hitlers festen Entschluss hin, die Tschechoslowakei zu besetzen. Lediglich das Datum stünde noch nicht fest. Doch erneute Greuelthaten der Tschechen würden die Sache beschleunigen. Als Ratz am nächsten Tag von Hitler wissen wollte – so die ungarische Aufzeichnung –, was man denn als eine Provokation durch die Tschechen bewerten werde, antwortete Hitler: «Die Ermordung deutscher Bürger.» (Diese Antwort sollte sich später als bedeutungsvoll erweisen.)

Von 2'000 SS-Männern unauffällig bewacht, verliess Hitler am 26. August 1938 zu später Stunde Berlin, um eine vielbeachtete Inspektionsreise entlang des Westwalls zu unternehmen. Gegen acht Uhr erreichte der Sonderzug Aachen. Hier, nahe der belgischen Grenze, endete der Westwall. Denn Hitler wollte den Belgiern vor Augen führen, dass ihr Land zum Kampffeld werden würde, falls sie gemeinsame Sache mit den Franzosen machten.

In Aachen wurde Hitler von Generaloberst Adam empfangen, der laut Brauchitschs Anweisung Hitler auf der Inspektionsfahrt begleiten sollte. Adam teilte Hitler mit, dass er ihm Vertrauliches zu sagen habe und bat, dass sich Himmler, RAD-Chef Hierl und Todt für kurze Zeit aus dem Speisewagen entfernten. Brauchitsch, Keitel und Jodl blieben. Sodann begann Generaloberst Adam mit den Worten: «Als Kommandierender General an der Westfront habe ich offensichtlich einen weitaus besseren Einblick in die hiesige Lage als irgendein anderer. Demzufolge sind auch meine

Sorgen grösser.» Hitler unterbrach ihn schroff: «Kommen Sie zur Sache!» Adam geriet aus dem Konzept und wies weitschweifig auf die Tatsache hin, dass bis zum Einsetzen der winterlichen Frostperiode bestenfalls ein Drittel des Westwalls fertiggestellt werden könne; und er bekannte: «So muss ich das Gefährlichste als das Wahrscheinlichste ansehen und die Lage an der Westfront unter dem Gesichtswinkel betrachten: Die Westmächte marschieren. Und ich glaube, dass das bei einem Ostkonflikt auf jeden Fall geschehen wird.»

Weiter kam Generaloberst Adam nicht. Hitler unterbrach ihn abermals, dankte ihm und beendete die Besprechung. Mit einem Konvoi von dreiachsigen Geländewagen fuhr er zusammen mit Adams Abschnittskommandeuren die Baustellen ab. Überall herrschte rege Aktivität. Hitler fühlte sich an die Bienenhäuser erinnert, die Bormann in den Wäldern nahe dem Berghof hatte bauen lassen. Auf den schmalen Feldwegen drängten sich Tausende von Lastwagen, die Sand, Kies, Stahlarmierungen, Zement und mit Planen bedeckte Ladungen – Geschütze und Munition – westwärts transportierten.

Hitler kehrte zu seinem Sonderzug zurück, um dort weitere Besprechungen abzuhalten und um sich auszuruhen. Aus den Aufzeichnungen des Generalstabes wird deutlich, dass diese Geheimkonferenzen eher Monologe waren. Hitler mühte sich, seine Generale davon zu überzeugen, dass Frankreich keine ernstgemeinte Intervention riskieren werde, solange es in Nordafrika und an seiner Alpengrenze bedroht wurde. An der Westfront werde Deutschland durch 2'000 Panzer und zudem noch durch die äusserst wirkungsvollen Panzerminen gesichert. Generaloberst Adam beharrte dennoch auf seiner pessimistischen Lagebeurteilung und wies darauf hin, dass an wichtigen Abschnitten des Westwalls die Divisionen eine Front von zwanzig Kilometern und mehr halten müssten. In der Anfangsphase, wenn der Durchbruch durch die tschechischen Grenzbefestigungen stattfand, würde er

im Westen keinerlei Reserven zur Verfügung haben. Und was würde geschehen, wenn die Belgier und Holländer gleichzeitig mit den Franzosen angriffen? Hitler blieb hartnäckig: «Ich werde den Angriff auf die Tschechoslowakei nicht abblasen.»

Adam warnte ferner vor technischen und zeitlichen Problemen, die sich daraus ergeben würden, dass Todt für den Limes-Plan den gesamten Eisenbahntransport für sich allein beanspruchte. Hitler liess das nicht gelten. Am 28. August drückte er allen für die am Westwall geleistete Arbeit seine Anerkennung aus. «Ich bin überzeugt, dass deutsche Truppen nicht aus dieser Stellung herausgeschossen werden können», erklärte er. Am 29. – dem letzten Tag der Inspektionsreise – rief er vor den Generalen aus: «Ein Hundsfott, der diese Stellung nicht hält!» Generaloberst Adam stand – laut Keitels Adjutanten Eberhard – «wie ein begossener Pudel» da. Den unglücklichen General wies Hitler mit den Worten zu- recht: «Ich bedaure nur, dass ich der Führer und Reichskanzler bin und nicht Oberbefehlshaber der Westfront sein kann.» Keitel war sich darüber klar, dass Adams Tage als Oberbefehlshaber gezählt waren.

München

Die deutschen Generale werden sich wohl öfters gefragt haben, was Hitler eigentlich vorhatte. Als sich General Haider in seiner Funktion als neuernannter Generalstabschef am 22. August 1938 Hitler an Bord der Staatsbarkasse *Grille* vorstellte, meinte Hitler spöttisch: «Meine wahren Absichten werden Sie nie erfahren. Nicht einmal meine engsten Mitarbeiter, die davon überzeugt sind, sie zu kennen, werden sie je ergründen.»

Dennoch stand eine Tatsache fest. In jenem Sommer wollte Hitler den Krieg – entweder um die «Geburtsurkunde» seines neuen Reiches «mit Blut» zu schreiben, um die «Österreicher zum wertvollen Bestandteil der deutschen Wehrmacht» zu machen, wie er seinen Generalen am 15. August erklärte, oder um einen Krieg um seiner selbst willen zu führen. «Clausewitz hat recht», äusserte er in Gegenwart von Schmudt, Wiedemann und weiteren Adjutanten einige Tage darauf nach einer militärischen Vorführung in Ostpreussen. «Der Krieg ist der Vater aller Dinge.» Diese Worte Heraklits zitierte Hitler mit Vorliebe. Er gebrauchte sie in einer Geheimrede vor neuernannten Offizieren am 30. Mai 1942, am 27. Januar 1944 im ersten Satz seiner Ansprache an Generale, desgleichen am 22. Juni 1944 und selbst in der mittäglichen Lagebesprechung am 9. Januar 1945, als sogar seine fanatischsten Anhänger seines Krieges längst überdrüssig geworden waren.

Während sich die verstörten Demokratien des Westens nur Frieden wünschten – man wollte ihn sogar jubelnd zum Buckingham-Palast geleiten oder, wie die Pariser Botschaft unlängst gekabelt hatte, ihn als einen grossen Staatsmann feiern, wenn er nur den Frieden bewahrte –, strebte Hitler als unumschränkter Diktator den Krieg an. Seinen Generalen teilte er mit, dass die Reservedivisionen – Soldaten im Alter von 30 bis 35 Jahren – zum erstenmal im Krieg mit der Tschechoslowakei eingesetzt werden sollten,

indes «beim nächsten die Jungen drankämen». Und Anfang September sprachen nur wenige Tatsachen dagegen. Ungarn war «launisch» und Italien «zurückhaltend». Aber 1938 war die Ernte in Deutschland über alle Massen gut ausgefallen. Es schien, als würde die Vorsehung selbst Hitlers Wagnisse begünstigen.

In den massgebenden Kreisen war die Meinung, ob nun Hitler bluffte oder nicht, weiterhin gespalten. Genauer ist bislang historisch noch nicht gesichert. Weizsäcker schrieb am 1. September in sein Privattagebuch: «Dies alles hindert mich nicht, dass ich heute noch bereit wäre, eine – niedrigere – Wette einzugehen, dass wir 1938 den Frieden bewahren werden.» Doch drei Tage darauf teilte ihm Ribbentrop mit, Hitler und er gingen davon aus, dass Fall «Grün» binnen sechs Wochen eintreten werde. Aus technischen Gründen könne der Fall «Grün» ohnehin nicht vor dem 1. Oktober durchgeführt werden. Doch er dürfe – wegen des günstigen Flugwetters – nicht über den 14. hinaus verzögert werden. Zwar machte Hitler die laute Andeutung, dass er die Angelegenheit bis zum Frühjahr zurückstellen könnte, aber seine Mitarbeiter glaubten nicht, dass das seine wahre Absicht sei. Denn bis dahin könnten die Tschechen Konrad Henlein ausgeschaltet haben. Der Führer der sudetendeutschen Partei war jedoch sozusagen Hitlers Geheimwaffe, die ihm die Ausschaltung der tschechischen Befestigungen ermöglichen würde. Zudem sollten Henleins Anhänger den benötigten Vorwand liefern, unter dem man die Invasion der Wehrmacht auslösen konnte und mit dem sie sich zugleich rechtfertigen liess.

Im Juli und August 1938 hatte sich Hitler insgeheim mit Henlein und dessen engsten Mitarbeitern mehrmals beraten. Henlein stand Fall «Grün» keinesfalls positiv gegenüber. Am 23. Juli versuchte er in Bayreuth vergebens, Hitler eine kriegerische Lösung auszureden. Hitler entgegnete ihm, dass seine junge Wehrmacht eine Bewährungsprobe brauche. Eine Woche darauf fand während des Deutschen Turnfestes in Breslau abermals eine Begegnung statt.

Hitler lud Henlein in sein Hotelzimmer ein, wo er ihm – nachdem er die Tür hinter sich zugemacht hatte – lediglich mitteilte, dass er den bereits gegebenen Instruktionen nichts hinzuzufügen habe. Es war offensichtlich nur eine plumpe Fortführung des Nervenkrieges, ein taktisches Manöver um der Journalisten willen, die das Hotel belagerten. Mitte August traf Karl Hermann Frank, Henleins hemdsärmeliger Stellvertreter, in der Reichskanzlei ein und versuchte, Hitler anhand von Landkarten Böhmens und Mährens klarzumachen, dass auf Grund der Verteilung der tschechischen und deutschstämmigen Bevölkerung allein das Prinzip der «Selbstbestimmung» die Tschechoslowakei schliesslich unter seinen Einfluss bringen werde. Doch er redete vergebens. Hitler wollte den Kampf. Laut Frank äusserte Hitler, er wolle Benesch lebend fassen und ihn selbst am Strang aufhängen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Hitler zusammen mit dem OKW, worüber noch berichtet werden wird, Mittel und Wege gesucht, um die kritische Situation, die den Fall «Grün» auslösen sollte, unter Kontrolle zu halten. Am 26. August wies er Frank an, sich für die Herbeiführung von Zwischenfällen im Sudetengebiet bereitzuhalten.

Ein Störfaktor war die englische Verhandlungsdelegation, die sich – unter der Leitung des hochgeschätzten Lord Runciman, eines führenden Mitglieds der liberalen Partei – in Prag aufhielt. Sämtlichen Instruktionen, die Hitler seit Ende März Henlein gegeben hatte, lag zugrunde, dass man alles tun müsse, um eine Kompromisslösung mit den Tschechen zu vermeiden. Dennoch musste Hitler nach aussen den Anschein erwecken, als seien ihm die Vorschläge der Briten genehm. Die Briten wiederum wollten Benesch dazu veranlassen, die acht Karlsbader Forderungen Henleins zur Gänze anzuerkennen. Hitler wollte selbstverständlich mehr. Er strebte nicht nur die Kontrolle über das Sudetengebiet, sondern über die gesamte Tschechoslowakei an. Daraus erklärt sich Hitlers Gereiztheit, als Henleins Verbindungsmann in Berlin,

Fritz Bürger, ihm am 29. August das Angebot Runcimans in München unterbreitete. «Was haben sich die Engländer bei euch einzumischen?» rief Hitler aus. «Sie sollen sich um ihre Juden in Palästina kümmern!» Er erwiderte Bürger, dass die Engländer lediglich Zeit für ihre Aufrüstung gewinnen wollten. Falls England im Fall «Grün» intervenieren sollte, würde die Luftwaffe dem ein Ende machen.

Am 1. September erschien der besorgte Henlein selbst auf dem Berghof. Hitler führte ihn zunächst durch das Mustergut, das Martin Bormann unter hohen Kosten zur Versorgung des SS-Wachtpersonals hatte bauen lassen – «Gott allein weiss, wie teuer Sie der Liter Milch kommt!» machte sich Hitler über Bormann lustig –, und erklärte: «Hier sehen Sie die Mitglieder des NS-Kuhvereins.» Er war offenbar – im Gegensatz zu Henlein – guter Stimmung. Sodann wiederholte Hitler, dass er nach wie vor eine krieglerische Lösung anstrebte. Die Tschechoslowakei würde noch «in diesem September» erledigt werden. Henlein solle sich von den Briten nicht austricksen lassen. Er solle weiterhin mit Prag verhandeln und vom 4. September an «Zwischenfälle» herbeiführen. Als sich Hitler am 2. September gegen 15.30 Uhr von Henlein auf dem Berghof verabschiedete, soll er lachend ausgerufen haben: «Es lebe der Krieg – und wenn er acht Jahre dauert!»

Vielleicht war alles nur Bluff, der Benesch und seine Berater täuschen sollte. (Es gibt Hinweise, dass Hitler Henlein gleichsam als brisante Waffe im Nervenkrieg einsetzte; ein Beispiel dafür ist die wenige Tage darauf an die NS-Presse gegebene Geheimdirektive: «In Nürnberg findet ein Empfang statt, an dem auch Konrad Henlein teilnehmen wird. In dem amtlichen Bericht hierüber wird Henlein jedoch nicht genannt. Es bestehen jedoch keine Bedenken, Bilder zu veröffentlichen, auf denen er bei diesem Empfang evtl. zu sehen ist.») Henlein nahm allerdings Hitlers Worte für bare Münze und kehrte äusserst beunruhigt zu seinen Anhängern zurück. Ihm war klar geworden, dass die hart betroffenen Sude-

tendeutschen samt ihren legitimen Ansprüchen nur Marionetten in einem grossangelegten Spiel waren.

Nicht allein Henlein war beunruhigt. Finanzminister Graf Schwerin von Krosigk bemühte sich vergebens um eine Unterredung mit Hitler und schickte diesem sodann eine klug abgefasste Denkschrift zu, in der er Hitler um ein Hinauszögern von Fall «Grün» bat. Zwar arbeite die Zeit für Deutschland, aber dafür sei die finanzielle Lage bedenklich, meinte er. Das Reich stehe wegen der Gerüchte, wonach es am 1. Oktober zu einem Kriege komme, und wegen der Inflationspsychose vor einer schwierigen finanziellen Krise. Seiner Einschätzung nach blufften die Engländer keineswegs, und dem deutschen Volk mangle es an der inneren Entschlossenheit, erneut einen Krieg durchzustehen. «Es würde die kleinen und grossen Nöte des Krieges, die Fettkarte, die Fliegerangriffe, die Verluste der Gatten und Söhne nicht lange tragen können», schrieb Schwerin von Krosigk in seiner Denkschrift vom 1. September.

Zwei Monate später erklärte Hitler in einer Rede vor NS-Schriftleitern, dass die Denkschrift der gleichen Kategorie wie die von General Beck angehöre und tat sie als «die Hysterie unserer oberen Zehntausend» ab.

Auch seine diplomatischen Berater fanden bei ihm kein Gehör. Der besonnene Neurath bemühte sich am 1. September vergeblich um eine Unterredung. Als der deutsche Botschafter in London, Herbert von Dirksen, Hitler am 8. August eine von Neville Chamberlain selbst geschriebene, private Botschaft übermitteln wollte, wurde er nicht empfangen. Das Telegramm des deutschen Botschafters in Paris, Graf Welczek, mit der unmissverständlichen Warnung des französischen Aussenministers, Frankreich stehe hinter der Tschechoslowakei, schob Hitler mit den Worten beiseite, dass es ihn nicht interessiere. Auch Hans Dieckhoff, sein Botschafter in Washington, erhielt eine ähnliche Abfuhr.

Die drei Botschafter verlangten daraufhin mit allem Nachdruck

eine Unterredung mit Hitler. Erst während des alljährlich stattfindenden Nürnberger Parteitages erklärte er sich dazu bereit – er wandte sich an Wiedemann und sagte: «Lassen Sie halt die Arschlöcher herein!» Da ihn Chamberlains mittlerweile fünf Wochen alte Botschaft nicht interessierte, war Dirksens einzige Unterredung mit Hitler nach knapp fünf Minuten beendet. Auf Ribbentrops Rat hin wies Hitler die drei Botschafter an, vorläufig nicht auf ihre Posten zurückzukehren. Für das Auswärtige Amt und dessen Methoden hatte er buchstäblich keine Zeit. Die Diplomaten waren verstört wie von einem Fuchs aufgeschreckte Hühner. Weizsäcker schrieb empört in sein Tagebuch:

«Nach Anhörung von Dieckhoff, von Dirksen, Graf Welczek, von Moltke [Botschafter in Warschau] und von Mackensen [Botschafter in Rom] am 7. September habe ich am 8. September Herrn von Ribbentrop folgendes gemeldet: „Die Auffassung aller Herren – mit gewissen Abstufungen – stimme zu einem hohen Grade mit derjenigen von Herrn von R. nicht überein, da sie eine Enthaltung der westlichen Demokratien im Fall des deutsch-tschechischen Konfliktes nicht glaubten. Meine eigene Auffassung sei Herrn von Ribbentrop ja ohnehin bekannt.*»

Nach aussen hin gab sich Hitler damals kaum wie ein Diktator, der zum Kriege rüstet. Am 30. August sah man ihn in München Architekten und Kunstgalerien besuchen. Er begutachtete Speers Modelle für die neue Reichskanzlei und kaufte Gemälde für den sogenannten «Führerbau», für die Parteizentrale. Sodann nahm er in Gesellschaft von Bormann und den Mitfords das Mittagessen in der «*Osteria Bavaria*» ein. Den Abend verbrachte er in aller Musse auf dem Berghof, wo er sich zwei Hollywoodfilme ansah, die ihm allerdings nicht gefielen, so dass er die Vorführung kurzerhand abbrach.

Nach Mitternacht überbrachte ihm Major Schmudt die ausgearbeiteten Pläne für den «Zwischenfall», der nach seiner Durchfüh-

rung die Rechtfertigung für den Fall «Grün» abgeben würde. Das OKW hatte darüber am 24. August eine dreiseitige Denkschrift abgefasst, die die Bemerkung Hitlers gegenüber Bürger und Ratz erklärt. Schmundt legte ihm nun dieses Memorandum vor. Nach Ansicht des OKW sollte der «Hauptzwischenfall» zu einer für die Luftwaffe günstigen Grosswetterlage inszeniert und zudem «am Vortag des Angriffs mittags authentisch beim OKW bekannt werden.» Die Zeitspanne danach sollte so kurz wie möglich gehalten werden. Zwar würden Reichsdeutsche in Feindesgebiet den Tschechen ausgeliefert sein, und die diplomatischen Vertretungen in Prag könnten vor dem ersten Luftangriff auf die Stadt nicht gewarnt werden; aber dadurch würde Hitler die wesentliche Voraussetzung für einen Erfolg – Überraschung nämlich – erreichen. Die hinterhältigen Planungen des OKW, dessen Abwehr-Agenten, wie Jodl glaubte, für die Durchführung des eigentlichen «Zwischenfalls» verantwortlich sein würden, konnten sich die Ankläger während der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse zunutze machen. Jodl verwarf solche Anschuldigungen in einer Tagebucheintragung vom 3. Dezember 1945: «Die eigentliche Provokation Deutschlands wurde durch den Versailler Vertrag geschaffen, als dreieinhalb Millionen Deutsche gegen ihren Willen sechs oder sieben Millionen Tschechen ausgeliefert wurden.» Zwischen Hitler und dem Generalstab kam es zu einer Auseinandersetzung über den Einsatz der noch zahlenmässig beschränkten Panzerverbände. In Kiel hatte Haider an Bord der Staatsbarkasse *Grille* Hitler und Keitel den Operationsplan des Generalstabes anhand einer Karte der Tschechoslowakei dargelegt. Demnach sollte das Land an seiner schmalsten Stelle von Rundstedts 2. Armee, die von Schlesien aus südwärts vordrang, und von den Armeen Leeb und Lists, die von Bayern beziehungsweise Österreich aus nach Norden vorstossen würden, in zwei Teile geschnitten werden. Hitler verwarf diesen Plan, da er den Erwartungen des Gegners entgegenkam. Er erbat sich von Haider die mit

Eintragungen versehene Karte und wies nach seiner Rückkehr nach Berlin über Keitel Brauchitsch an, die Panzerverbände anders einzusetzen: Sie sollten konzentriert von Nürnberg aus in nordöstlicher Richtung an den tschechischen Befestigungen und an Pilsen vorbei nach Prag vorstossen. Denn sein politisches Ziel war es, Prag schon in den ersten Kriegstagen in seine Gewalt zu bekommen. Als vorteilhaft würde sich überdies noch auswirken, dass die Panzerverbände auf diese Weise der 10. Armee unterstellt sein würden, die unter dem Oberbefehl des politisch verlässlichen Generals von Reichenau stand.

Der Generalstab sträubte sich gegen Hitlers Anweisung. Denn man war der Ansicht, dass die Panzerverbände von den übrigen Armeegruppen benötigt wurden, wo sie während des Infanteriedurchbruchs den Mangel an schwerer Artillerie ausgleichen sollten. Hitler beorderte daraufhin Brauchitsch am 3. September zum Berghof, wo er ihm eindringlich klarmachte, warum er auf seinem Plan bestand. Die Tschechen hatten ursprünglich bei der Errichtung ihrer Befestigungen nicht mit einem Angriff von Österreich aus gerechnet. Die Verteidigungsstellungen, auf die Rundstedt von Schlesien aus treffen würde, waren wesentlich stärker. «Bei der 2. Armee kann sich Verdun wiederholen. Ein Angriff dort bedeutet Verbluten an einer nicht zu lösenden Aufgabe.» Und Lists Vordringen von Süden aus würde durch das veraltete Schiennetz Österreichs behindert werden. Was die Tschechen jedoch nicht erwarteten, war ein Angriff, wie Hitler ihn plante und Reichenau mit massierten Panzerverbänden durchführen sollte. «Eine Armee im Herzen Böhmens bringt die Entscheidung.» Zudem wimmelte es auf dem der 10. Armee gegenüberliegenden tschechischen Gebiet von Henleins Leuten. Man müsse sie mit «entsprechenden Uniformen» versehen, wie Hitler es umschrieb, und sie mitten in den tschechischen Bunkerstellungen einsetzen. Brauchitsch liess sich dennoch nicht überzeugen. Der Generalstab ignorierte Hitlers Plan. Als Hitler das zu Ohren kam, entsandte er

Keitel, um sich Gewissheit zu verschaffen. Haider teilte Keitel mit, dass die Befehle des Generalstabes bereits ausgegeben worden seien und es für eine Abänderung zu spät sei. Am 8. September flog Keitel vormittags abermals nach Berlin und versuchte, Brauchitsch zum Einlenken zu bewegen. Als der OKW-Chef am nächsten Vormittag wieder in Nürnberg eintraf, wo sich der Parteitag seinem spektakulären Höhepunkt näherte, konnte er lediglich berichten, dass Brauchitsch und Haider sich rundweg weigerten, ihre Pläne abzuändern. Daraufhin wurden die beiden halsstarrigen Generale kurzerhand aus Berlin herbeibeordert und meldeten sich am selben Abend im «Deutschen Hof», wo Hitler in Nürnberg abgestiegen war, zum Rapport. Hitler fand die Angelegenheit besonders empörend. Denn vier Tage lang hatten in Nürnberg Hunderttausende seiner Anhänger ihm ihre bedingungslose Gefolgschaftstreue demonstriert. Und nun gerieten sich ausgerechnet seine Generale so, als seien die Ansichten ihres Obersten Befehlshabers bedeutungslos.

Die Auseinandersetzung dauerte fünf Stunden. Haider vertrat den Standpunkt des Generalstabes im Fall «Grün». Während Reichenaus Armee die Bunkerstellungen eine nach der anderen durchbrechen würde, könnten die Befestigungen aufgrund der gegenwärtig geplanten Zangenbewegung von hinten überrannt werden. Rundstedt würde nur auf schwache, noch nicht gänzlich ausgebaute Stellungen stossen. Hitler entgegnete, dass man in die Planungen das wahrscheinliche Handeln des Gegners – ein erprobter strategischer Grundsatz – einbeziehen müsse. «Es ist kein Zweifel, dass die geplante Zangenoperation die erwünschte Lösung ist», räumte er ein. «Ihr Erfolg ist jedoch zu unsicher, um sich auf sie zu verlassen, zumal politisch ein schneller Erfolg notwendig ist. Die ersten acht Tage sind die politisch entscheidendsten; in ihnen muss ein weitläufiger Geländegewinn errungen sein.» Die Geschichte beweise, wie schwierig die Einstellung einer Operation sei, die nur zur Hälfte erfolgreich verlaufe. Das führe zu den

Schrecken von Verdun. Die Panzerverbände würden einzeln verzettelt werden und stünden nicht zur Verfügung, wenn sie für die nachfolgenden Vorstöße in die Tiefe gebraucht würden. Heutzutage leuchten Hitlers Argumente ein. Aber damals, im September 1938, war es keineswegs so klar, dass Hitler recht hatte. Brauchitsch und Haider verhielten sich weiterhin ablehnend. In den frühen Morgenstunden unterliess Hitler dann jegliches Argumentieren und *befahl* ihnen, die Aufstellung der Panzerverbände so durchzuführen, wie er es gesagt hatte. Bis zum Ende des Monats hätten sie Zeit. (Er bestimmte ausdrücklich – sofern die Wetterlage günstig war – den 20. September zum Tag X minus 11.) Haider nahm es achselzuckend zur Kenntnis. Brauchitsch dagegen vollzog eine Kehrtwendung und verblüffte jedermann mit einer langatmigen Loyalitätserklärung. Nachdem die beiden gegangen waren, machte Hitler in Keitels Gegenwart seinem Ärger über die ängstlichen Heeresgenerale Luft: «Es ist schade, dass ich nicht jedem meiner Gauleiter eine Armee unterstellen kann. Diese haben Schneid und zu mir Vertrauen.»

In diesen spannungsgeladenen Tagen blieb nicht einmal Keitels OKW von Hitlers Kritik verschont. Italien hatte sich nach dem «eventuellen Zeitpunkt» für den Fall «Grün» erkundigt, den Hitler geheimhalten und einem so geschwätzigem Verbündeten nicht anvertrauen wollte. Canaris wurde zu einer Besprechung mit dem italienischen Generalstabschef Pariani nach Rom entsandt. Der Abwehrchef kehrte mit der Nachricht zurück, dass Mussolini zögere, Hitler bei seinem Vorgehen gegen die Tschechoslowakei zu unterstützen, ein Resümee, das den wahren Standpunkt der italienischen Regierung grob verzerrte. Ferner hatte Oberst Georg Thomas, Amtschef des Wehrwirtschaftsstabes im OKW, einen bedenklich klingenden Bericht über die Stärke und Unverletzbarkeit der britischen Rüstungsindustrie ausgearbeitet. Göring leitete Hitler die Berichte von Canaris und Thomas zu, um so das OKW zu diskreditieren.

In seiner Rede während des Nürnberger Parteitages las Hitler seinen defätistisch eingestellten Generalen, die mit steinernen Gesichtern in der vordersten Reihe sassen, gehörig die Leviten. Zudem gab er die Verleihung des mit hunderttausend Reichsmark dotierten Nationalpreises an Todt als den Erbauer des Westwalles bekannt, eine unverdiente Herabsetzung der Heeresingenieure, für die Todt in den kommenden Monaten büssen musste. Noch ärger war, dass Hitler den «tapferen Musketier», der im Schützengraben an der Front sein Leben einsetzen musste, der zaudernden Führung gegenüberstellte. Als die Generale nicht applaudierten, zischelte Reichspostminister Ohnesorge Generaloberst Adam zu: «Klatschen!», worauf dieser ihn anfuhr: «Sind wir hier in einem Theater?»

Alle Anzeichen deuteten unmissverständlich auf einen Krieg hin. Nur rund 40'000 RAD-Männer hatte man zum Parteitag abkommandieren können. Die übrigen arbeiteten alle am Westwall. Am 11. stand Hitler – barhäuptig unter der sengenden Septembersonne – fünf Stunden lang in seinem Wagen auf dem Adolf-Hitler-Platz in Nürnberg und nahm die Parade von 120'000 SA- und SS-Männern ab, die, als sie in Sichtweite des Führers kamen, in den zackigen Stehschritt verfielen. Seine Abschlussrede am 12. wurde von Diplomaten wie von Militärs mit Besorgnis erwartet, da sie über die Haltung gegenüber der Tschechoslowakei Auskunft geben würde. Schon Tage zuvor hatten die Diplomaten die nervliche Anspannung Hitlers bemerkt. Beim offiziellen Empfang konnte er die Hände nicht ruhig halten. Seine Scherze wirkten gezwungen. Er liess sogar zu, dass ihm der französische Botschafter eine Lilie – das Symbol Frankreichs – in die Hand drückte. «Diese Blume ist ein Zeichen des Friedens», erklärte François-Poncet beredt, «und getragen werden soll sie von denen, die gewillt sind, für den Frieden zu arbeiten.» Hitler entledigte sich der Lilie, sobald es die Schicklichkeit gestattete.

Am nächsten Tag lauteten die Schlagzeilen der deutschen Zeitun-

gen: «Selbstbestimmung für das Sudetenland. Der Führer fordert das Ende der Knechtschaft.» Doch die politische Aussage seiner Abschlussrede machte einen zwiespältigen Eindruck. Nach Ansicht des englischen Botschafters waren es vernünftige Worte, über die sich debattieren liess. Der Führer habe keineswegs sämtliche Schiffe hinter sich verbrannt, sondern wenige Schritte vor dem Abgrund haltgemacht. Er habe weder neue Forderungen erhoben, nicht einmal eine Volksabstimmung im Sudetengebiet verlangt, noch irgendwelche Termine angedeutet. Dennoch enthielt seine Rede reichlich Zündstoff, der zu einer anhaltenden Reaktion im Sudetengebiet führen musste; keineswegs zu einer spontanen Erhebung der deutschstämmigen Bevölkerung, aber zu bedenklichen Demonstrationen, die die Tschechen sodann rücksichtslos zu unterdrücken suchten.

Am 13. September verhängte Prag über Eger das Kriegsrecht. Die Entwicklung nahm also den Verlauf, den Hitler geplant hatte. Karl Hermann Frank forderte daraufhin ultimativ von Prag die Aufhebung des Kriegsrechts, was Hitler konsternierte. Die Tschechen hörten sein Telefongespräch mit Henlein ab, in dem er fragte, was Henlein denn unternehmen werde, wenn das Ultimatum folgenlos verstreiche. Henlein antwortete: «Dann werde ich unverzüglich meine Unterhändler [aus Prag] zurückbeordern und die Gespräche mit der tschechischen Regierung abbrechen.» Hitler war erleichtert: «Das ist gut, Henlein. Sehr gut. Ausgezeichnet. Eine ausgezeichnete Idee!» Damit würde man die Verantwortung Benesch aufbürden. Tags darauf, am 14., verkündete die NS-Presse: «Tschechischer Mordterror bis zur Anarchie. Deutsche verbluten unter tschechischen Schüssen.» Jodl vermerkte in seinem Tagebuch, dass die Sudetendeutschen in Scharen nach Deutschland flohen. Alfred-Ingemar Berndt, Abteilungsleiter im Goebbels-Ministerium und später Rommels Ordonnanzoffizier in Afrika, schürte die Propagandaflammen, indem er bei einer Konferenz am nächsten Tag die Schriftleiter anwies, die Greuelta-

ten im Sudetengebiet weiterhin in aller Deutlichkeit darzustellen: «Mit Schärfe seien die bisherigen Erfolge erzielt worden und könnten auch weitere Erfolge erreicht werden.»

Am Abend des 14. rief Frank aus dem grenznahen Asch Hitler an und bat um sofortige Entsendung von Truppen und Panzern. Hitlers Antwort lautete: «Frank, warten Sie ab. Die Zeit ist dazu noch nicht reif.»

Sie war es in der Tat nicht, da mittlerweile etwas Unvorhergesehenes geschehen war. Am Tage zuvor, in den späten Abendstunden des 13. September, hatte der englische Botschafter Weizsäcker ein Schreiben des 70jährigen Neville Chamberlain übergeben, worin dieser sich bereiterklärte, unverzüglich nach Deutschland zu fliegen, um zusammen mit Hitler eine friedliche Lösung auszuarbeiten. Da Hitler am 14. September zusammen mit Ribbentrop Bormann in dessen Haus in Pullach am Rande Münchens besuchte, kam es zu einer Verzögerung. Aber gegen 14.30 Uhr lag seine Zusage in Berlin vor. Chamberlains Angebot konnte er nicht gut ausschlagen. Dennoch war er ergrimmt darüber, dass ihm – wenn auch für kurze Zeit – die Initiative entglitten war. Halb erwartete er, obgleich bisher sämtliche vertraulichen Nachrichten dagegen sprachen, dass ihm der alte Herr die ernstgemeinte Warnung übermitteln werde, England würde kämpfen.

Kuriere mit «braunen Blättern» – den von Görings Forschungsamt aufgezeichneten Telephonaten – trafen auf dem Berghof ein. Noch am selben Vormittag hatte Jan Masaryk, der ungestüme tschechische Gesandte in London, mit dem Aussenministerium in Prag telephonisch über die Wahrscheinlichkeit, dass Hitler angreifen würde, gesprochen. «Und wenn er marschieren würde, dann marschieren alle, nicht?» hatte Prag wissen wollen. Masaryk kleinlaut: «Ich glaube, in einer Weile ja. Hier drückt man sich. Es ist hier eine grosse Bagage.» Prag: «Das ist doch nicht möglich!» «Das sind dumme Leute, die fünfzehn Kreuzer haben und um diese Angst haben», erklärte Masaryk und teilte ferner mit, dass er

in telephonischer Verbindung mit Präsident Roosevelt und weiteren amerikanischen Politikern stehe, die ihr Möglichstes versuchten. Aber was Frankreich anlange – «Dort gibt es auch etliche Haderlumpen!»

Die Tonart dieser Bemerkungen sagte Hitler genug über die Moral in London und in Prag. Seine geheime Kenntnis dieser – bislang unveröffentlichten – Telefongespräche erklärt, warum er sich seiner Sache in den kommenden zwei Wochen so sicher fühlte. Aus den Aufzeichnungen ging deutlich hervor, dass Chamberlain Masaryk in sein Vorhaben nicht einweihte und vermutlich die für ihn bestimmten Telegramme aus Prag tagelang zurückhalten liess, da er wusste, dass der tschechische Gesandte Geheimdokumente und Schmiergelder der Anti-Chamberlain-Fronde in England, der auch Winston Churchill angehörte, zuspilte. Masaryk war dadurch genötigt, die telephonische Verbindung mit Prag, die gleichsam geradewegs über Hitlers Schreibtisch auf dem Berghof führte, noch mehr zu beanspruchen. Den täglichen FA-Aufzeichnungen konnte Hitler entnehmen, dass der tschechische Gesandte die Politiker im Westen mit den übelsten Schimpfwörtern bedachte, von Prag dringend mehr Geld anforderte und zusammen mit Churchill, dem Labour-Vorsitzenden Clement Attlee und mit seinem Kollegen in Paris den Sturz der Regierungen Chamberlain und Daladier betrieb. Es handelte sich um äusserst nützliche Informationen, die Hitler geschickt einzusetzen wusste.

Am 14. September 1938 gegen 21.50 Uhr verlangte Masaryk dringend, Präsident Benesch am Telefon zu sprechen. «Haben Sie schon gehört von Chamberlain?» «Nein.» «Er fliegt morgen um 8.30 Uhr nach Berchtesgaden.» Nach einer längeren Pause äusserte Benesch offenbar entsetzt: «Ist nicht möglich!» Masaryk erwiderte, Chamberlain werde von William Strang begleitet, einem verlässlichen Freund der Tschechoslowakei, aber auch «von der Sau» Sir Horace Wilson.

Am nächsten Tag gegen 12.30 Uhr erhielt Hitler auf dem Berghof die Nachricht, dass Chamberlain mit dem Flugzeug in München gelandet sei. Daraufhin beriet sich Hitler nervös mit Keitel, der mit dem OKW-Zeitplan für den Fall «Grün» aus Berlin eingetroffen war. Hitler wollte für jede Eventualität gerüstet sein. Gegen 17 Uhr nahm auf der Terrasse ausserhalb des Berghofes eine aus dreissig Mann bestehende Ehrenwache der SS Aufstellung. Hess beorderte einen Wagenkonvoi ins Tal, der Chamberlain samt seiner Delegation vom Bahnhof abholen sollte. Gegen 18 Uhr trafen die Briten ein. Chamberlain trug den vertrauten dunklen Gehrock, ein Hemd mit steifem Eckkragen, eine helle Krawatte und eine Uhrkette über der Weste.

In seinem Arbeitszimmer im ersten Stock eröffnete Hitler sodann die Unterredung mit der gewohnten Tirade über die zunehmende Terrorwelle der Tschechen. Seinen Behauptungen nach seien bereits 300 Sudetendeutsche ermordet worden. Er drohte mit dem Widerruf des Marineabkommens, wenn man in England weiterhin einen Krieg in Erwägung zog. Doch Chamberlain war nicht gekommen, um vom Krieg zu reden. Nichts lag ihm ferner. «Wenn Sie, Herr Hitler, nicht mehr verlangen als das Sudetengebiet», sagte er sinngemäss, «so können Sie es haben.» Hitler, aus dem Konzept gebracht, versicherte, dass er keinerlei Interesse an Nichtdeutschen habe. Vor seinen Adjutanten meinte er danach, er habe den alten Herrn äusserst sympathisch gefunden. Chamberlain, von seiner allerersten Flugreise erschöpft, kehrte nach London zurück.

Durch seinen Besuch hatte er das Getriebe des Falls «Grün» zum Stocken gebracht. Es sah aus, als würde Hitler seinen kleinen Krieg nicht bekommen. Dennoch war er recht aufgeräumt, als er am Abend – in freudiger Atmosphäre – in Gegenwart von Ribbentrop und Weizsäcker über die Unterhaltung sprach. Weizsäcker machte sich – offenbar kurz danach – folgende Aufzeichnung:

«Durch seine brutal bekundete Absicht, auch auf die Gefahr

eines gesamteuropäischen Krieges hin die tschechische Frage jetzt zu lösen, sowie durch den Hinweis, dann in Europa zufriedengestellt zu sein, sei Chamberlain zur Versicherung bewogen worden, die Abtretung des Sudetenlandes an Deutschland betreiben zu wollen. Eine Volksabstimmung habe er, der Führer, nicht ablehnen können. Lehne die Tschechei sie ab, so sei die Bahn für den deutschen Einmarsch frei; füge die Tschechei sich, so komme die Tschechei selbst erst später, zum Beispiel im nächsten Frühjahr, an die Reihe. Die friedliche Erledigung der ersten, sudetendeutschen Etappe habe ja auch ihre Vorzüge.

Dass er für die Zukunft den Krieg in seine Rechnung gestellt hat und weiterschauende Pläne hegt, verbarg der Führer in diesem vertraulichen Gespräch nicht. Er brachte dafür nicht nur nationale, sondern auch mehr erzieherische, vielleicht auch unbewusste, dynamische Beweggründe zum Vorschein. Das Vertrauen auf seine eigene Person, seine Unerschrockenheit im Krieg und in der Politik, seine Verpflichtung, bei seinen Lebzeiten die unausweichliche Auseinandersetzung mit unseren Gegnern zu bewältigen, gab der Führer deutlich zu erkennen. Aus dem Gespräch mit Chamberlain selbst schilderte der Führer eine Reihe von Einzelheiten, Einschüchterungsmethoden und taktischen Kniffen, mit denen er seinen Gesprächspartner in die Ecke florettiert habe.»

Chamberlain und die französische Regierung hatten vor, Hitler sämtliche Gebiete zu überlassen, in denen die deutschstämmige Volksgruppe 50 Prozent ausmache. Lord Runcimans Angebot hatte sich lediglich auf die Gebiete mit einem zjprozentigen deutschen Bevölkerungsanteil erstreckt. Deswegen ist es nicht verwunderlich, dass Chamberlain sein Angebot nach seiner Rückkehr nach London vor den Tschechen geheimhielt. Jan Masaryk erklärte aufgeregt in einem – abgehörten – Telefongespräch mit Benesch, dass «der Onkel» noch mit keinem Menschen über seine

Unterredung auf dem Berghof gesprochen habe. Der tschechische Gesandte fügte ferner umsichtig hinzu: «Ich bitte noch vorher, falls es zu etwas kommen sollte, um Geld.» Benesch: «Ja.» Masaryk: «Ich brauche jetzt hier gerade genug, wissen Sie!» Benesch: «Werde es sofort veranlassen.»

Weizsäckers Aufzeichnungen lassen keinen Zweifel daran, dass Hitler nicht die Absicht hatte, sich von Chamberlain mit dem Sudetengebiet abspeisen zu lassen. Denn es war keineswegs das Endziel seiner weitreichenden Strategie zur Gewinnung neuen Lebensraums. Aber er musste nun eine Weile Zurückhaltung üben. Keinesfalls durften die sich häufenden «Zwischenfälle» im Grenzgebiet den Anschein erwecken, sie würden vom Reich gesteuert. Als Canaris sich telephonisch mit dem Berghof verbinden liess und wissen wollte, ob seine Kampf- und Sabotagetrupps mit ihren Terroranschlägen beginnen sollten, beschied ihn Keitel: «Nein, vorläufig nicht.» Hitler wandte eine unverfänglichere Methode an – Aktionen des «Sudetendeutschen Freikorps», das von den bedrängten Sudetendeutschen scheinbar spontan auf tschechischem Gebiet aufgestellt worden war. In Wirklichkeit waren die rund zehntausend Anhänger Henleins, die in der vorhergehenden Woche ins Reich geflohen waren, auf Hitlers Anweisung hin von der Wehrmacht mit für diesen Zweck geeigneten Waffen – in Österreich hergestellten Männlicher-Karabinern – wie auch mit Wintermänteln und Kopfbedeckungen ausgerüstet worden und kehrten sodann im Schutz der Dunkelheit in die Tschechoslowakei zurück. Den Freischärlern wurden Wehrmachts- und SA-Offiziere als Berater zugeteilt, indes die Partei die Beförderungsmittel zur Verfügung stellte. Hitler hatte seinen Plan am 16. September Karl Hermann Frank in einer zweistündigen Unterredung eröffnet. Das Sudetendeutsche Freikorps sollte Nacht für Nacht entlang der Grenze Stosstruppunternehmen und Überfälle gegen tschechische Stellungen durchführen. Der Zweck sei, wie Schmundt dem OKW am nächsten Tag telegraphisch mitteilte,

«der Schutz der sudetendeutschen Bevölkerung und die Aufrechterhaltung der durch Unruhen und Zusammenstösse geschaffenen Atmosphäre.» Oberstleutnant Friedrich Köchling wurde dem Freikorps als Verbindungsoffizier zum OKW zugeteilt. In den Abendstunden des 17. September instruierte ihn Hitler, dass die Truppe – ein zusammengewürfelter Haufe, der schliesslich auf 15'000 Mann anwuchs – tschechische Grenzposten mit Maschinengewehren angreifen, Grenzpatrouillen überfallen und andere «terroristische» Unternehmen durchführen solle. Das waren rabiate Methoden. Hitler strebte weiterhin die Inbesitznahme der gesamten Tschechoslowakei an. Die Schlagzeile des *Völkischen Beobachters* vom 16. 9. lautete: «Die Zeit der Kompromisse ist vorbei!»

Im Sommer 1937 hatte Bormann bemerkt, wie gern sein Chef den «Tee-Pavillon» aufsuchte. Daraufhin beschloss er, ihm eine Überraschung zu bereiten, die weitaus grösser sein sollte als das bereits erwähnte Einpflanzen einer Linde. Er wollte dem Führer ein Teehaus bauen, wie es auf der Welt kaum ein zweites gab und wie es dem Führer auchzustand. Als Platz hatte Bormann im August 1937 den zerklüfteten Gipfel des 1834 Meter hohen Kehlsteins unweit des Berghofes ausersehen und zusammen mit Dr. Fritz Todt die Markierungsstangen eingerammt. Bautrupps legten eine gepflasterte Strasse bis knapp unter den Gipfel an. Am 16. September 1938 war der «Adlerhorst» schliesslich vollendet. Gegen 16 Uhr fuhren Hitler, Todt und Bormann zur Besichtigung des Bauwerks – Bormann voll Stolz, Hitler skeptisch. Er hatte anfangs von Bormanns Vorhaben nichts geahnt. Und danach war es zu spät, um das Ganze ungeschehen zu machen. Laut Schaub sprach Hitler von Bormanns Grössenwahn, lächelte aber dennoch nachsichtig und liess sich einreden, dass das Teehaus gut dazu dienen könne, ausländische Besucher zu beeindrucken.

Die neu erbaute Strasse endete unter dem Gipfel des Kehlsteins. Durch Sprengungen hatte man eine Fläche für einen Parkplatz

geschaffen. In die Felswand war ein massives Doppeltor aus Bronze eingelassen, über dem sich eine Granitplatte mit der Aufschrift «Erbaut 1938» befand. Schilderhäuser flankierten den Eingang. Das Tor öffnete sich, und Hitler nebst seinen Begleitern fuhr in einen in den Felsen getriebenen, 160 Meter langen Tunnel, der zwei Wagen nebeneinander Platz bot. Am Tunnelende befand sich eine Art Rondell mit zwei Schiebetüren aus Bronze. Bormann führte Hitler in das fensterlose Gemach hinter diesen Türen – einen Aufzug mit gepolsterten Sitzgelegenheiten und viel poliertem Messing und Spiegeln an den Wänden. Geräuschlos fuhren sie sodann zum Gipfel des Kehlsteins. Als Hitler den Lift verliess, empfing ihn eine Aussicht, die noch majestätischer war als die von seinem Berghof. Im Teehaus gab es einen grossen, getäfelten Speiseraum mit einem offenen Kamin aus rötlichbraunem, italienischem Marmor mit eingemeisseltem Hakenkreuz. Beheizt wurde das Gebäude durch eine elektrische Bodenheizung, die unter den Steinplatten installiert war. Vorhanden war ferner noch ein leistungsfähiger, von einem U-Bootdiesel betriebener Stromgenerator, falls die Stromversorgung einmal ausfallen sollte.

Hitler weilte nur eine Stunde im Teehaus, da ihn sein Herzklopfen in dieser Höhe beunruhigte. Zudem litt er an Atemnot, wie er seinen Ärzten mitteilte. In den Tagen darauf besuchte er den «Adlerhorst» – in Begleitung von Himmler und Goebbels und von Ribbentrop und dem englischen Journalisten Ward Price – noch zweimal. Da er ein Mensch mit ausgeprägten Gewohnheiten war, konnte er sich mit dieser Verstiegenheit nicht recht anfreunden, obgleich er Bormann, um ihn nicht zu kränken, nichts davon sagte. In der Folgezeit suchte er das Teehaus nur selten auf.

Bis zum Einsetzen von Fall «Grün» waren es nur noch zwei Wochen. Gemäss der OKW-Zeittafel waren etliche Massnahmen bereits angelaufen. Auf gut einem Dutzend Truppenübungsplätzen nahe der tschechischen Grenze hatten sorgsam aufeinander abgestimmte Manöver begonnen, die – anscheinend planlos – mal

in Grenznahe, mal weiter entfernt stattfanden und die tschechische Regierung beunruhigten. Zugrunde lag ihnen die Anweisung, dass am Vorabend des Angriffstages die Manöver scheinbar fernab der Grenze abgehalten werden sollten, bis dann der Angriffstermin eintrat.

Chamberlain hatte versprochen, dass er, sobald das Kabinett den Vorschlägen zustimmte, zurückkehren werde. Hitler war über die Entwicklung in London gut unterrichtet. Aus den FA-Aufzeichnungen wusste er, dass Lord Runciman in seinem Bericht vom 16. September empfohlen hatte, Präsident Benesch zur Abtretung des Sudetengebietes zu veranlassen und das Restgebiet zu neutralisieren.»¹ Er war auch darüber unterrichtet, dass Präsident Daladier und sein Aussenminister Georges Bonnet am 18. zu einer Besprechung der Bedingungen, die man Präsident Benesch diktieren wollte, in London eingetroffen waren, worüber der tschechische Gesandte Masaryk im Unklaren gelassen wurde. Am 19. telephonierte Masaryk gegen 13.20 Uhr mit Benesch und klagte:

«Hier sitzen die Onkels noch, und bisher haben sie keinem etwas gesagt. Nur der, mit dem Sie gestern gesprochen haben, hat hier einen bedeutenden Eindruck gemacht, namentlich seine Auslegungen. Das habe ich heute von Chamberlains Sekretärin erfahren.»

Benesch kam sodann auf Gerüchte zu sprechen, auf Pläne, die Ungarn und die Karpato-Ukraine in die Krise mit einbezogen und die alle indiskutabel waren. Masaryk meinte: «Ja, und sie sprechen von der Abtrennung von Gebieten und so, wissen Sie!» Im weite-

* Am 16. September 1938 teilte Masaryk Präsident Benesch mit: «Der Lord, der das verrückte Buch geschrieben hat, zeigte mir einen Brief, den er von dem dicken Feldmarschall [Göring] erhalten hat. Der sagt in dem Brief «Abtretung der Gebiete und den östlichen Vertrag [mit Russland] aufheben». Dann würde die Tschechei Ruhe bekommen.» Es handelte sich um Lord Londonderry, der das Buch «Ourselves and Germany» geschrieben hatte.

ren Verlauf des Gesprächs sagte Masaryk hitzig: «Ich gehe überhaupt nicht hin [zur Downing Street]. Sie haben mich nicht gerufen, also ich sch ... auf sie, Herr Präsident!» Am Nachmittag wurde der englisch-französische Plan schliesslich Benesch – aber nicht Masaryk – übermittelt. Man riet Benesch mehr oder minder zur Aufgabe. Er sollte Hitler sämtliche Gebiete abtreten, in denen der deutschstämmige Bevölkerungsanteil über 50 Prozent ausmachte. Gegen 19 Uhr teilte Benesch telephonisch Masaryk das Wesentliche mit und wollte – ein letzter Hoffnungsschimmer – wissen, was denn Leute wie Churchill darüber dächten. Masaryk antwortete: «Nun, ich habe gefragt; man sagte mir, sie könnten nicht raten und sie hofften, dass wir es uns nicht gefallen liessen.» Er fügte hinzu: «Wenn es noch 75 Prozent hiesse, aber 50 Prozent, das ist ja unmöglich!» «Schrecklich», meinte Benesch seufzend. Masaryk machte kein Hehl aus seiner tiefen Verachtung für die englischen Politiker: «Sie haben keine Landkarte gesehen und nichts!»

In den nächsten zwei Tagen liess Prag offiziell nichts verlautbaren. Benesch erklärte in einem – abgehörten – Telefongespräch Masaryk, dass er nach einer Formel suche, die weder auf ein Ja noch auf ein Nein hinauslaufe und ihm eine ehrliche Verhandlungsposition gestatte. Masaryk sprach voll Verachtung darüber, dass Chamberlain in Bälde nach Deutschland fliegen werde – «Der Alte packt schon wieder seinen Koffer und ist ganz wild» – und forderte dringend die Übersendung von Schmiergeldern nach London: «Es wird wohl bald losgehen, und ich bin dann vollkommen ohne [Gelder].»

In den Morgenstunden des 19. September hatten Terrorkommandos von Henleins Freikorps mit ihren Operationen begonnen. (Tags zuvor hatte der *Völkische Beobachter* in seiner Schlagzeile verlogen verkündet: «Prag setzt planmässig Mordbanden ein.») Im Verlauf des 20. September häuften sich die Meldungen über Schiessereien. Tschechische Heeresverbände wurden zur Grenze ver-

legt. Daraufhin konnte die Generalität Hitler dazu bewegen, die Zahl der an einem Stosstruppunternehmen des Freikorps Beteiligten auf zwölf Mann oder noch weniger zu beschränken. «Massenflucht der Tschechen ins Landesinnere!» verkündeten die *Münchener Neuesten Nachrichten*. Die Zuspitzung der Krise passte genau in Hitlers Konzept.

Am selben Tag nahm Hitler sein Werben um die Unterstützung Ungarns wieder auf. Admiral Horthy, der von Göring zu einer Jagdpartie nach Deutschland eingeladen worden war, hatte Hitler in einem Privatschreiben seine Bestürzung über Zeitungsmeldungen ausgedrückt, wonach Benesch die Gebiete mit deutschsprachiger Bevölkerung dem Reich abtreten werde, während «sonst alles beim Alten blieb». Er erinnerte Hitler daran, dass es im Rahmen des tschechoslowakischen Staates auch Gebiete mit einer ungarischsprachigen Bevölkerung gebe und meinte, diese habe gleichfalls das Recht, durch eine Volksabstimmung über ihre Zukunft zu entscheiden. (Das Schreiben befindet sich in Horthys Nachlass in Budapest.) Am 20. September konferierte Hitler darüber mit Imredy und Kanya auf dem Berghof. Er versicherte beiden, England und Frankreich würden keinen Krieg erklären und drückte die Hoffnung aus, Präsident Benesch werde die ihm von England und Frankreich diktierten Bedingungen nicht annehmen. Denn er strebe weiterhin – als einzig befriedigende Lösung – die Zerschlagung der Tschechoslowakei an.

Noch am selben Tag gegen 16 Uhr empfangen Hitler und Ribbentrop Josef Lipski, den Botschafter Polens in Berlin. Hitler umwarb Polen seit Mitte Juli. Goebbels' Intimus Berndt hatte die NS-Schriftleiter angewiesen, keine Berichte über gegen Deutsche gerichtete Zwischenfälle in Polen zu bringen und «bis auf weiteres» alle Veröffentlichungen zu unterlassen, die in Polen als kränkend empfunden werden könnten. Am 6. September wiederholte Hans Fritzsche die vertrauliche Goebbels-Direktive: «Über Zwischenfälle in Polen darf nicht berichtet werden, so leid es uns wohl

tue.» Drei Tage darauf erfolgte die aufschlussreiche Erklärung: «Es sei Grundsatz der Aussenpolitik des Dritten Reiches, immer nur sich mit einer Sache zu befassen.» Nun wurde Hitler für seine Nachsicht belohnt: Der Pole meldete in aller Bescheidenheit die Besitzansprüche seines Landes auf das Gebiet um Teschen an – eine zumeist von Polen bewohnte Region im Nordosten der Tschechoslowakei – und erklärte, dass seine Regierung «nicht vor Gewaltanwendung zurückschrecken» werde. Das klang recht vielversprechend. Hitler und Ribbentrop fuhren hernach höchst zufrieden nach Pullach, wo sie den Abend in Bormanns Haus verbrachten. Gegen Mitternacht erfuhr Hitler, dass Chamberlain am 22. zu einer Unterredung nach Bad Godesberg kommen werde.

Am 21. September 1938 war Winston Churchill eilends nach Paris geflogen, um die französische Regierung in seinem Sinne zu beeinflussen. In gewisser Hinsicht hatte Churchill kurioserweise das gleiche Ziel wie Hitler: Beide wollten, dass die Tschechen ihren Standpunkt behaupteten und auch darum kämpften. Churchill, der wusste, dass die Telephongespräche von England mit dem Ausland vom Secret Service überwacht wurden, wollte zudem, ohne Wissen der Regierung Chamberlain, mit Prag in Verbindung treten. Aber da die Telephongespräche zwischen Paris und Prag von den Deutschen gleichfalls abgehört wurden, kann man sich – wie damals Hitler – vorstellen, wieviel *er* mit seinem Besuch erreichte.

Churchill kannte die Einzelheiten der englisch-französischen Bedingungen, die man Benesch diktierte, ebensowenig wie sein Freund Jan Masaryk in London oder der tschechische Gesandte in Paris. Hitler wird wohl geschmunzelt haben, als er davon aus den FA-Aufzeichnungen erfuhr. Am 21. September gegen 2 Uhr nachts suchten der englische und der französische Gesandte in Prag gemeinsam Benesch auf und legten ihm nahe, die Vorschläge zu akzeptieren, «bevor er eine Situation herbeiführe, für die

Frankreich und Grossbritannien keine Verantwortung übernehmen würden.» Sechs Stunden später zeichneten Görings Lauschspezialisten ein verschlüsseltes Gespräch zwischen zwei nicht identifizierten Personen auf – die eine in Prag, die andere in Paris, wo sich Churchill befand. Der Sprecher in Prag erklärte, dass man die Vorschläge auf Grund der Demarche von 2 Uhr und der Drohung seitens der englischen und französischen Regierung, andernfalls die Tschechoslowakei völlig preiszugeben, hatte annehmen müssen. Es gebe nur noch eine einzige Hoffnung, meinte er: «Die gewisse Person in Paris» müsse sich unverzüglich mit Leon Blum, dem Führer der grössten französischen Partei, in Verbindung setzen und den Sturz Daladiers und die Regierungsübernahme durch Edouard Herriot betreiben. Sie solle ferner Attlee bearbeiten, «damit dieser in England entsprechend handle». Es sei grösste Eile geboten. Aus einem weiteren Telephonat, das um 10.30 Uhr zwischen Benesch und seinem Gesandten in Paris geführt wurde, geht hervor, dass Churchill in Kontakt zu dem tschechischen Gesandten stand – es besteht kein Zweifel, dass er die erwähnte «gewisse Person in Paris» war – und in London Masaryk erklärt hatte: «Die Regierung [Chamberlain] ist heute da, und in zwei Tagen ist sie nicht da.»

Sobald Churchill nach London zurückgekehrt war, baten er, Anthony Eden und der Erzbischof von Canterbury – wie aus den FA-Aufzeichnungen vom 22. September hervorgeht – Masaryk, ihnen eine Kopie des Plans zu beschaffen, den man Benesch am 19. aufgezwungen hatte. Weder sie noch Masaryk hatten bisher ein Duplikat erhalten. Benesch war darüber höchst verwundert, da er bereits Masaryk eine Depesche hatte zuschicken lassen. Demnach wurde offensichtlich Masaryks Post vom Londoner «General Post Office» zurückgehalten. Den abgehörten Telephonaten konnte man entnehmen, dass Churchill dem tschechischen Gesandten versichert hatte, die Regierung Chamberlain werde noch am Nachmittag – am 22. 9. – gestürzt werden, dass in Paris

drei Minister schriftlich bei Daladier protestiert hätten und dass «Bonnet, das Sch . . . gehen müsse».* Masaryk wurde von seinen englischen Sympathisanten gebeten, auf Prag einzuwirken, damit es die offizielle Entscheidung über die Vorschläge wenigstens bis zum 26. hinziehe. Masaryk riet Präsident Benesch mit beschwörender Stimme:

«Herr Präsident, dann ist eine Sache sehr wichtig. ...Ordnung und Ruhe erhalten während der Verhandlungen in Godesberg. Daran liegt nun alles. Hier wächst die Sache lawinenartig für uns. ...Aber wir dürfen dem Volk nicht gestatten, dass es grosse Demonstrationen macht, damit nicht während des Chamberlain-Besuches gesagt werden kann: ‚Sehen Sie, man hat uns die Verhandlungen ja selbst gestört.‘ Und dann wäre Hitler Gelegenheit gegeben. Das lässt Ihnen Churchill, Eden und der Erzbischof ausrichten.»

Da auch Hitler davon erfuhr, konnte er sich darauf einstellen. Als er anfangs hörte, dass Prag zum Nachgeben neige, wies er das OKW an, Pläne für die widerstandslose Besetzung der Gebiete mit deutschsprachiger Bevölkerung auszuarbeiten. In Godesberg, wo die Begegnung mit Chamberlain stattfinden sollte, legte Keitel Hitler die Wehrmachtszeittafel für die kommende Woche und eine Liste mit 25 Forderungen vor, die der tschechischen Regierung gestellt werden sollten und auf eine gänzliche Preisgabe der tschechischen Befestigungsanlagen hinausliefen. Aber nun entschied sich Hitler aufgrund der FA-Aufzeichnungen anders. Denn Benesch versuchte nur den Anschein zu erwecken, als werde er die Vorschläge akzeptieren, indes er in der Hoffnung, die Regierungen Chamberlain und Daladier würden gestürzt werden, nach Zeitgewinn trachtete.

* Sir Eric Phipps, der englische Botschafter in Paris, bezeichnete am 24. September in einem Telegramm an die Londoner Regierung die zum Krieg entschlossene Clique in Paris zu Recht als «klein, aber lautstark und korrupt».

Am 22. September traf Chamberlain auf dem Kölner Flughafen ein. Eine Kapelle spielte die englische Nationalhymne. In seiner Begleitung befand sich abermals – «die Sau» – Sir Horace Wilson. Vor dem Hotel Dreesen in Bad Godesberg – dem Schauplatz der historischen Entscheidungen Hitlers im Juni 1934 – war zu Ehren Chamberlains eine Kompanie von Hitlers SS-Leibstandarte angetreten. Aber das waren lediglich die üblichen Honneurs. Chamberlain erinnerte Hitler an die auf dem Berghof getroffene Vereinbarung und erwähnte, wie schwierig es für ihn gewesen sei, die Einwilligung seines Kabinetts und der französischen Regierung zu erlangen. Hitler entgegnete mit ernster Stimme: «Es tut mir furchtbar leid, aber das [die Vereinbarung vom Berghof] geht nicht mehr.» Er sprach davon, dass nun auch Ungarn und Polen um ihre Minderheiten in der Tschechoslowakei besorgt seien. Er müsse darauf bestehen, dass die Wehrmacht die deutschsprachigen Gebiete ohne weiteren Verzug besetze. Denn bei einer Verzögerung würde die tschechische Regierung versuchen, die Vereinbarungen zu umgehen und die deutschsprachige Bevölkerung weiterhin «terrorisieren». Chamberlain, der sich unwohl fühlte, meinte, Hitler habe sein Wort gebrochen. Als Hitler während des dreistündigen Gesprächs nur weitschweifig ein Argument um das andere vorbrachte, verlor Chamberlain seine Gelassenheit. Er lehnte sich auf dem Sofa zurück und sagte, dass er das Seinige getan habe. Sein Gewissen sei rein. Da keine Seite einlenken wollte, wurden die Gespräche – anscheinend endgültig – abgebrochen.

Dennoch war Hitler sicher, dass Chamberlain, der samt seiner Delegation mit dem Fährschiff zum Hotel Petersberg zurückfuhr, es sich anders überlegen werde. (Im Mai 1942 kam er auf die heuchlerische Haltung der Briten zu sprechen. Aus den FA-Aufzeichnungen habe er gewusst, dass sie insgeheim die von ihm geforderten Zugeständnisse gewähren wollten, aber nach aussen hätten sie sich unnachgiebig gezeigt.) Sein Unmut wurde zudem

durch die seiner Ansicht nach gewollte Unhöflichkeit und das saloppe Äussere der englischen Delegation gesteigert. Er hingegen und seine Mitarbeiter trugen formelle Kleidung oder Uniform. Hernach sagte er, wie er am 5. November Guderian berichtete, tadelnd zu Henderson: «Wenn ich noch einmal von Leuten in saloppem Anzug besucht werde, schicke ich meinen Botschafter in London im Pullover zu Ihrem König. Übermitteln Sie das Ihrer Regierung!»

Die Briten unternahmen – wie erwartet – den nächsten Schritt. Am 23. September, am Tage darauf, schickte Chamberlain vom Hotel Petersberg Hitler eine Note zu, in der er ihm erklärte, dass das englische Volk die neuen deutschen Forderungen nicht hinnehmen würde. Hitler erwiderte – gleichfalls in einer Verbalnote-, er misstrauete den Tschechen. Sie wollten nur Zeit gewinnen. Chamberlain bat Hitler in einem knapp gehaltenen Antwortschreiben, seine Vorschläge in einem Memorandum zusammenzufassen. «Bislang», telephonierte Sir Horace Wilson nach London, «war alles nur leeres Gerede gewesen.» Chamberlain erhielt das Dokument, als er abends gegen 22 Uhr Hitler in dessen Hotel aufsuchte. Der englische Premierminister verhielt sich frostig. Wenig später, so gegen 22.30 Uhr, überbrachte ein Bote Hitler die Nachricht: «Benesch hat soeben über den tschechoslowakischen Rundfunk die Gesamtmobilisierung bekanntgegeben.»

Das schien der befürchtete Eklat zu sein. Abermals war Hitler die Initiative entrissen worden. Er stand auf und erklärte, damit sei die Angelegenheit wohl erledigt. Das sei der Beweis für die Doppelzüngigkeit der tschechoslowakischen Regierung. Chamberlain erhob sich gleichfalls und schickte sich zum Gehen an. Das war nun aber nicht, was Hitler sich wünschte. Ribbentrop half ihm aus der Verlegenheit, indem er vorschlug, die englischen Verhandlungspartner sollten zumindest das erbetene Memorandum vorher lesen. Damit war die peinliche Situation überwunden, und man nahm wieder Platz. Das Memorandum enthielt die Forderungen

des OKW wie auch etliche von Henlein und setzte einen Termin fest. Die Tschechen sollten am 26. um acht Uhr früh mit der Räumung der deutschsprachigen Gebiete beginnen und sie bis zum 28. abschliessen. Chamberlain warf zu Recht ein, dass es sich um ein Diktat handle. «Es ist keins», erwiderte Hitler gewitzt. «Sehen Sie nur – es wird als ‚Memorandum< bezeichnet!» Unter Druck gesetzt, liess er sich dazu herbei, den Termin auf den 1. Oktober zu verlegen – den von ihm bestimmten Tag X im Fall «Grün». «Wissen Sie», schmeichelte er Chamberlain, «Sie sind der einzige, dem ich bislang ein Zugeständnis gemacht habe.» (Die gleichen Worte hatte er im Februar auf dem Berghof zu Schuschnigg gesagt.) Chamberlain erklärte, er werde das Memorandum kommentarlos Prag zuleiten lassen. Um 1.15 Uhr nachts verabschiedete sich Hitler im Foyer des Hotels Dreesen von Chamberlain. Das sei seine letzte territoriale Forderung in Europa gewesen, versicherte er dem britischen Premier. Chamberlain erwiderte: «Auf Wiedersehen!»

Danach setzte sich Hitler eine Zeitlang in den Hotelgarten und blickte auf den vorbeifliessenden Rhein. Nach einer Weile wandte er sich Ribbentrop zu und dankte ihm, dass er vorher in das Gespräch eingegriffen hatte. «Sie haben heute die Situation gerettet.»

Der Grund für die von Benesch so plötzlich angeordnete Mobilisierung war anfangs unklar. Aber als Hitler am Spätnachmittag des 24. September mit dem Flugzeug in Berlin landete, war das Geheimnis enträtselt. Aus vom Forschungsamt abgehörten Telefonaten ging hervor, dass während Chamberlains Abwesenheit das Foreign Office seinen Vertreter in Prag angewiesen hatte, im Einvernehmen mit dem französischen Gesandten dem tschechischen Präsidenten zu übermitteln, die englische und französische Regierung würden ihn *nicht* mehr vor einer Mobilisierung warnen; man hoffe nur, dass diese Massnahme in Ruhe verlaufe, damit nicht «der alte Herr» in Godesberg – Chamberlain – gestört

werde. Der englische Gesandte hatte daraufhin gegen 17.30 Uhr mit Benesch gesprochen. Offensichtlich war auch in London eine zum Krieg entschlossene Clique am Werk.

Chamberlain erstattete dem Kabinett Bericht. Masaryk erklärte später höhnisch in einem Telefongespräch mit Benesch: «Es scheint so, dass ihn der Deutsche dermassen fertiggemacht hat, dass er heute früh kaum noch lallen konnte.»«' Als Masaryk das Gerücht erwähnte, wonach Hitler fordere, dass die tschechische Regierung den sofortigen Einmarsch der Wehrmacht gestatten solle, rief Benesch empört aus: «Ausgeschlossen!» Masaryk war derselben Ansicht: «Ich habe hier gesagt, wir sind soweit gegangen, wie wir überhaupt gehen konnten, und sind weiter bereit, alles für den Frieden zu tun; aber wir könnten uns absolut nicht von unseren Positionen zurückziehen.» «Es ist ganz ausgeschlossen, dass wir aus unseren Positionen weichen», bestätigte Benesch. Masaryk sagte dann, und es ist klar, wen er meinte: «Die Leute fürchten hier nur, wir würden wieder nachgeben.» Benesch beruhigte ihn: «Also, hier ist absolut Ruhe. Die Mobilisation geht einwandfrei vonstatten. Alles kommt den Gestellungsbefehlen nach, sogar die Deutschen.»

Dass Benesch nicht klein begeben wollte, war auch Hitler genehm. Was ihm allerdings weniger gefiel, waren die Reaktionen Englands und Frankreichs. Frankreich hatte, das Beispiel der Tschechoslowakei vor Augen, eine Teilmobilmachung eingeleitet. Damit hatte Hitler vor dem Tage X nicht gerechnet. Zudem waren

* Um 15.30 Uhr erklärte Chamberlain den zuständigen Ressortministern, dass er seines Erachtens «im gewissen Mass Herrn Hitler hatte persönlich beeinflussen können»; seinem Eindruck nach werde Hitler sein Wort nicht brechen. Um 17 Uhr berichtete er dem vollzähligen Kabinett, dass Hitler «sehr viel daran liege, die Freundschaft Grossbritanniens zu erlangen ... es wäre ein grosses Unglück, wenn wir die Gelegenheit versäumten, eine Verständigung mit Deutschland herbeizuführen.» Er glaube, dass Hitler ihm nun traue.

Einheiten der englischen Flotte ausgelaufen, und die Admiralität enthielt sich jeglichen Kommentars über deren Ziel. Am 25. September lehnten Frankreich, Grossbritannien und die Tschechoslowakei Hitlers Godesberger «Memorandum» ab. Benesch wies Masaryk an, in London klarzumachen, dass die von Chamberlain mit dem Memorandum zugeleitete Landkarte nicht nur «dasselbe war, was sie [die Deutschen] wollten. Nein, es ist bedeutend mehr. Es handelt sich um die sofortige Übergabe des ganzen Staates in die Hände Hitlers.» «Zeigen Sie auf der Karte», fügte Benesch hinzu, «wie der Staat vernichtet werden soll!» Masaryk entgegnete: «Bisher hat man mir die Karte nicht übergeben. Es ist eine grosse Lumperei. Und als ich mit Halifax sprach, hatte er selbst die Karte auch noch nicht. Er hatte nur das, was der [Chamberlain] ihm dort [in der Downing Street] gesagt hatte.» Am späten Abend teilte Masaryk Benesch telephonisch mit, dass er auftragsgemäss das Memorandum abgelehnt habe. «Ich wurde dann gerufen und hatte eine Unterredung von einer Stunde. Die Ignoranz ist von einem derartigen Charakter, dass Sie es kaum glauben werden.»

Beim Durchlesen der FA-Aufzeichnungen mit ihren Enthüllungen der gegen Chamberlain gerichteten Machenschaften der tschechischen Regierung samt der nahezu unübersetzbaren Verunglimpfung von Diplomaten wie Sir Horace Wilson kam Hitler der Gedanke, wie er einen Keil zwischen seine Gegner treiben könne. Er wies Göring an, den Wortlaut der «Braunen Blätter» mit den aufgezeichneten Telephonaten Henderson mitzuteilen, obgleich deren Inhalt von derartiger Brisanz war, dass normalerweise eine Bekanntgabe mit der Todesstrafe geahndet worden wäre. Als Sir Horace Wilson am 26. September zu einer Besprechung in Berlin eintraf, informierte ihn Hitler gleichfalls.

In der Zwischenzeit hatte Hitler Keitel um 12.15 Uhr in die Reichskanzlei beordert und ihm mitgeteilt, dass der Fall «Grün» am 30. oder einem der folgenden Tage anlaufen würde. Als ihm

Wilson Chamberlains neuesten Vorschlag für direkte deutsch-tschechische Verhandlungen vorlegte, wusste Hitler – dank Masaryks Geschwätzigkeit am Telefon – bereits davon. Ungehalten verwarf er solch einen Gedanken, da es sinnlos sei, solange Prag die Godesberger Bedingungen nicht annehmen wolle. Er werde Benesch bis Mittwoch, den 28., Zeit lassen, die Vorschläge zu akzeptieren. Danach werde auch er mobilisieren. «Bis Mittwoch 24 Uhr?» erkundigte sich der englische Gesandte. «Nein, bis 14 Uhr», antwortete Hitler. Damit hatte er ein formelles Ultimatum ausgesprochen.

Doch der Druck auf Hitler nahm nun ständig zu. Am selben Nachmittag verkündete das Foreign Office, dass ein deutscher Angriff auf die Tschechoslowakei «unverzüglich zur Folge haben werde, dass Frankreich vertragsgemäss zu Hilfe kommen werde, indessen Grossbritannien und Russland sich mit Gewissheit hinter Frankreich stellen würden.» Lord Rothermere riet Hitler in einem privaten Telegramm, sich genau zu überlegen, was er abends in seiner bereits angekündigten Rede im Berliner Sportpalast sagen werde. Die Rede war rüpelhaft und provokativ. Hitler wiederholte, dass das deutschsprachige Sudetengebiet seine letzte territoriale Forderung in Europa sei und deutete eine Garantie für den tschechoslowakischen Reststaat an. Er verkündete, seine Truppen würden in fünf Tagen – am 1. Oktober – in die besagten Gebiete einmarschieren und schloss mit den Worten: «Wir sind entschlossen! Herr Benesch mag jetzt wählen!»

Am nächsten Vormittag sprach Sir Horace Wilson abermals bei Hitler vor und wiederholte die ernstgemeinte Warnung der englischen Regierung. Es mag sein, dass er durch seine Förmlichkeit Hitler zu denken gab. Aber das reichte nicht aus. Nachdem Wilson gegangen war, schickte Hitler Schmudt mit der schriftlichen Anweisung zu Keitel, dass die Truppenverbände der ersten Angriffswelle Stellungen beziehen sollten, von wo aus sie am 30. oder einem der folgenden Tage angreifen könnten. Den geheimen An-

griffsbefehl werde er am Tage X minus i um die Mittagszeit erteilen. Am Spätnachmittag wurden fünf Divisionen entlang des Westwalls in Alarmbereitschaft versetzt. Hitler ordnete ferner an, dass das Sudetendeutsche Freikorps seine Terroranschläge steigern solle. «Um den Berlinern das Rückgrat zu steifen», liess er noch am Abend eine motorisierte Division durch die Stadt fahren. Wollte er weiterhin einen Krieg? Weizsäcker, der nach Mitternacht mit einem unzeitgemässen Vorschlag Hendersons in die Reichskanzlei kam, traf Hitler in Gesellschaft von Ribbentrop an. Hitler erklärte knapp, dass er nun die Tschechoslowakei vernichten werde. Einige Tage danach meinte Weizsäcker:

«Diese Worte fielen nur vor Ribbentrop und mir und waren nicht auf einen Effekt auf Dritte berechnet. Die Annahme ist daher unrichtig, dass der Führer etwa einen ganz grossen und aufs höchste gesteigerten Bluff betrieben habe. Sein Ressentiment vom 22. Mai, wo die Engländer ihm Zurückweichen vorgeworfen hatten, führte ihn auf die kriegerische Bahn.»

Doch es ist gleichermassen denkbar, dass diese Worte an die englischen Diplomaten gerichtet waren, da Hitler aus FA-Aufzeichnungen von Weizsäckers Einvernehmen mit ihnen wusste. Genaueres lässt sich allerdings nicht sagen. Hitler war ungemein listig.

In den bevorstehenden Kämpfen sollte nach Hitlers Wunsch die SS eine wichtige Rolle spielen. In Berlin führte er darüber mehrere Gespräche mit Himmler und bestimmte, dass zwei Totenkopf-Sturmbanne mit Paks und Infanteriegeschützen auszurüsten seien, um in der Stadt Asch, die von Henleins Freischärlern besetzt war, eine selbsternannte «autonome sudetendeutsche Regierung» zu schützen. Zu schweren Kämpfen war es im «Jauernicker Zipfel» südlich von Breslau gekommen, wo sodann Henlein, unterstützt von Canaris' Kampforganisationen, die Macht ergriffen hatte. In Schlesien wurden SS-Verbände zusammengezogen. Heydrichs Einsatzgruppen bereiteten sich auf die Ausmerzungen von Kommu-

nisten vor, die unklugerweise nach dem Rückzug der Tschechen im Sudetengebiet verbleiben sollten.

Das Kommando über Henleins Freikorps sollte am ersten Tage des Falles «Grün» an Himmler übergehen. Es ist bemerkenswert, dass Hitler in diesen Krisentagen die Gesellschaft Himmlers als angenehmer empfand als die seiner querulierenden Heeresgenerale, die seine Lagebeurteilung weiterhin in Zweifel zogen und seine Strategie bekrittelt. Deswegen suchte Hitler eher den Rat von Generalen, die – wie Reichenau – der Partei nahestanden, eine Entwicklung, der sich Brauchitsch bezeichnenderweise fügte. Hitlers Ultimatum an die tschechische Regierung sollte am nächsten Tag – dem 28. September – um 14 Uhr ablaufen. Seinen Generalen wird dieser Tag wohl sehr lang vorgekommen sein.

In den Abendstunden des 27. meldete der deutsche Militärattache in Paris, dass seiner Beurteilung nach Frankreich bis zum 6. Mobilmachungstag 65 Divisionen dem Westwall gegenüber aufmarschieren lassen werde. In einer internen Besprechung äusserte Göring erbittert die Ansicht, dass der Krieg kaum noch zu vermeiden sei und sieben Jahre dauern könne. Aber er glaube dennoch an einen deutschen Endsieg. Der Kommandierende General der im Westen stationierten Luftwaffengruppe 2, Helmuth Felmy, hatte ihn unlängst schriftlich gewarnt, dass die Luftwaffe für einen Krieg mit England keineswegs gerüstet sei. Am Vormittag des 28. berichtete der deutsche Marineattache in London dem OKW, er wisse aus zuverlässiger Quelle, dass König Georg VI. bereits den Mobilmachungsbefehl des Kabinetts unterzeichnet habe. Nur das Datum müsse noch eingesetzt werden.

Um die Mittagszeit bat Hitler die Oberbefehlshaber in die Reichskanzlei, um in einer Besprechung die Differenzen über den genauen Beginn von Fall «Grün» auszuräumen. Um zehn Uhr hatte Brauchitsch Keitel aufgesucht und ihn gebeten, auf Hitler einzuwirken, damit er nicht über das sudetendeutsche Gebiet hinausgehe. Canaris teilte er mit, dass Deutschland nicht in der Lage sei,

einen Zweifrontenkrieg zu führen. Canaris berichtete das kurz darauf Keitel; seiner Beurteilung nach sei die bewaffnete Intervention der Westmächte sicher. Die französische Armee würde offensiv zu Lande vorgehen, die englische Flotte indessen würde über Deutschland eine Blockade verhängen. Hitlers Heeresadjutant Engel bemerkte, dass Generalstabschef Haider einen Nervenzusammenbruch nebst einem Weinkampf hatte. Aus Gestapoberichten ging hervor, dass die Stimmung im Volk denkbar schlecht war, was sich auch gestern abend in der von Niedergeschlagenheit geprägten Reaktion auf die Fahrt der motorisierten Division durch Berlin gezeigt hatte. Noch bedenklicher war, wie Berlin um die Mittagszeit erfuhr, dass die englische Flotte mobilgemacht hatte. Hitler musste nun zweifellos erkennen, dass seine Erpressung ihm nichts einbringen würde. Später gestand er Göring – was dieser wiederum Wiedemann berichtete –, die Nachricht von der Mobilmachung der Royal Navy habe den Ausschlag gegeben. Das Pendel schwang zuungunsten des Krieges aus. In den Abendstunden des 27. überbrachte der französische Botschafter dem Auswärtigen Amt einen neuen englisch-französischen Plan hinsichtlich der Tschechoslowakei. Am Vormittag des 28. bat er um eine Unterredung mit Hitler, um ihm noch weitergehende Vorschläge Bonnets zu übermitteln, von denen die tschechische Regierung keine Ahnung hatte. Die Unterredung sollte um die Mittagszeit stattfinden. Auch die italienische Regierung machte sich bemerkbar. Als Hitler kurz vor Mittag mit Ribbentrop konferierte, kam Göring mit der Nachricht, die vermutlich sein Forschungsamt aufgefangen hatte, dass Mussolini wenige Minuten vor elf dem italienischen Botschafter in Berlin, Bernardo Attolico, telephonisch mitgeteilt hatte, Chamberlain habe eben Kontakt zu ihm aufgenommen. Er, Mussolini, wolle nun den Führer wissen lassen, dass er uneingeschränkt hinter ihm stehe, ob er um 14 Uhr die Mobilmachung anordne oder nicht; aber er möge die Mobilmachung um 24 Stunden verschieben.

Im Kabinettszimmer kam es daraufhin zu einer hitzigen Diskussion, die die Nervosität der Beteiligten offenbarte. Ribbentrop machte den Vorschlag, man solle die Entscheidung hinausschieben, bis man die neuen Vorschläge Bonnets kenne. Göring warf ihm gereizt vor, er wolle den Krieg. Hitler brachte sie mit den Worten: «Niemand will Krieg!» zum Schweigen. Er war noch unschlüssig. Gegen Mittag wurde sodann François-Poncet empfangen. Der neue Bonnet-Plan sah vor, dass Deutschland Böhmen von vier Seiten aus besetzen könne, die Gebiete mit den Befestigungen eingeschlossen, die jedoch weiterhin von tschechischen Truppen bemannt bleiben sollten. Das war zwar ein Fortschritt, aber er genügte nicht. In diesem Augenblick trat ein Adjutant ein und überreichte Hitler eine zusammengefaltete Notiz. Der italienische Botschafter warte draussen. Hitler entschuldigte sich mit den Worten: «Ich werde am Telephon verlangt» und verliess den Raum, um die Botschaft Mussolinis, von der er bereits inoffiziell durch FA-Aufzeichnungen informiert war, offiziell in Empfang zu nehmen. Nachdem er etliche Sekunden, um den richtigen Eindruck zu erwecken, gezaudert hatte, erklärte er sich mit einer Verschiebung seines Termins um einen Tag einverstanden. Attolico eilte davon, um Rom zu benachrichtigen. Nun regte sich auch die englische Regierung. Das Forschungsamt berichtete, dass es gegen 11.30 Uhr Chamberlains sensationelle telephonische Mitteilung an die Berliner Botschaft aufgefangen habe, wonach der Premier zu einem erneuten Deutschlandbesuch bereit sei.

Hitler kehrte zu François-Poncet zurück, wurde aber kurz darauf abermals zu dem italienischen Botschafter hinausgebeten. Mussolini hatte telephonisch mitgeteilt, Chamberlain werde einen Vorschlag unterbreiten, der zu einem «grandiosen Sieg» führen könne, so dass es sinnlos sei, um mehr zu erreichen in den Krieg zu ziehen. Der volle Wortlaut des Chamberlainschen Vorschlags werde eben der italienischen Botschaft telephonisch von Rom durchgegeben. Als sodann der französische Botschafter, der sich

übergangen fühlte, auf eine Antwort hinsichtlich des Bonnet-Plans drängte, antwortete Hitler: «Ich kann im Moment nichts dazu sagen.»

Kaum war François-Poncet gegen 12.30 Uhr gegangen, da kam Henderson mit Chamberlains Vorschlag, eine Fünf-Mächte-Konferenz einzuberufen, «Ich bin bereit», schrieb der betagte Premier, «mich persönlich nach Berlin zu begeben ...» Hitler zeigte das Schreiben Attolico, der abermals erschienen war. Dann diktierte er Attolico eine Zusammenfassung seiner Minimalforderungen, die der Botschafter Mussolini zuleiten sollte – die Diskussionsbasis der deutschen Regierung für eine derartige Konferenz –, und bedang sich Mussolinis persönliche Anwesenheit als Vertreter Italiens aus.

Damit schien der Friede gesichert. Während des Mittagessens sprach Goebbels – wohl ein wenig zu spät – Gedanken aus, die einige der Anwesenden beunruhigt hatten und andere nun beschämt schweigen liessen. Das deutsche Volk, sagte er laut zu Hitler, sei doch sehr gegen den Krieg; das habe man gestern beim Durchmarsch einer Division sehr deutlich sehen können. Als Attolico um 14.40 Uhr wiederkam, ass Hitler noch. Er begrüßte den Italiener «mit vollem Mund». Attolico sagte – mit sichtlicher Anstrengung – in deutscher Sprache: «Morgen elf Uhr München.» Denn Berlin sei Mussolini zu weit entfernt. Hitler musste lachen. Am Nachmittag ergingen die Einladungen an die beiden anderen Mächte. Keine lehnte ab. Die Tschechoslowakei wurde nicht geladen.

«Morgen elf Uhr München.» – Am 28. September um 20.50 Uhr verliess Hitlers Sonderzug den Anhalter Bahnhof in Berlin und fuhr München entgegen. Um 9.30 Uhr erwartete man auf dem kleinen Grenzbahnhof Kiefersfelden die Ankunft von Mussolinis Sonderzug. Die italienische Delegation kam pünktlich. Der Duce, in Begleitung des eleganten Aussenministers Graf Galeazzo Ciano, begab sich in Hitlers Salonwagen. Beide trugen die schwarze

Uniform der italienischen Faschisten. Hitler begrüßte seinen Amtskollegen mit grosser Herzlichkeit und meinte auflachend, indessen sein Sonderzug sich in Richtung München in Bewegung setzte, dass «wir beiden Revolutionäre immer abwechselnd Europa in Aufregung brachten.»

Keitel legte dem Duce die militärische Lage dar. Mussolini interessierte vor allem die abschreckende tschechische Bunkerkette. Von der Stärke der Wehrmacht im Westen war er weniger beeindruckt. Hitler versicherte ihm, dass die Westmächte nicht intervenieren würden, zumal er vor einem Monat die Franzosen mit einem Täuschungsmanöver hinsichtlich der wahren Stärke der Luftwaffe eingeschüchtert habe. Und die Tatsache, dass Chamberlain und Daladier nach München kämen, bewiese doch, dass die Gefahr eines Krieges im Westen vorüber sei. Mussolini bat um eine Landkarte und erhielt eine, in der die Sprachgrenzen innerhalb des derzeitigen tschechoslowakischen Staates farbig eingezeichnet waren. Sie war im OKW anhand einer Brockhausausgabe aus dem Jahre 1912 in aller Hast angefertigt worden. Hitler zeigte die von ihm beanspruchten deutschsprachigen Gebiete und erklärte, er sei allerdings keineswegs bereit, sich auf zeitraubende Volksabstimmungen in den strittigen Gebieten einzulassen. Andererseits wolle er auch nicht ein einziges tschechisches Dorf haben. Mussolini hörte ihm aufmerksam zu.

Die Ereignisse im Münchner Führerbau, der mit den Fahnen der vier verhandelnden Mächte geschmückt war, fanden – wie hätte es anders sein können? – in einer spannungslosen Atmosphäre statt. In Gesellschaft von Mussolini und Daladier erwartete Hitler im Rauchsalon die Ankunft Chamberlains. Sein Majordomus hatte Sandwiches und Bier auftragen lassen. Da Hitler, wie er öffentlich verkündet hatte, nur die deutschsprachigen Gebiete beanspruchte und die übrigen drei Mächte damit einverstanden waren, musste man sich lediglich über die Modalitäten der Übergabe einig werden. Und da die aufgesetzte Vereinbarung, die er gestern Attolico

übergeben hatte, nun von Mussolini in italienischer Fassung vorgelegt wurde, als habe er sie entworfen, stand das Ergebnis bereits fest. Die einzige Hürde war, dass Hitler stur darauf bestand, die Tschechen müssten die betreffenden Gebiete unverzüglich räumen, indessen Chamberlain ebenso halsstarrig den tschechischen Standpunkt verfocht. Während des ganzen Vormittags spielte Hitler mit einer Taschenuhr – er hatte sie wohl für eben diesen Zweck ausgeliehen, da er sonst nie eine trug –, als wolle er damit andeuten, dass er auch jetzt noch die Mobilmachung um 14 Uhr anordnen könne. In den Sitzungspausen dieser schleppenden, formlos verlaufenden Konferenz machten es sich die Staatschefs in dem massigen Führerbau bequem oder telefonierten mit ihren Regierungen. Eine Zeitlang sassen Daladier und Hitler behaglich auf einem breiten Sofa und tauschten Erinnerungen an den Stellungskrieg aus. In einer weiteren Pause berichtete Chamberlain Hitler von seinen ‚Weekend‘-Angelpartien.

Gegen 15 Uhr fuhr Hitler in Begleitung von Himmler und den Italienern zu einem Imbiss in seine Privatwohnung. Er war über die Briten verärgert. Aufgebracht sprach er von Chamberlains Halsstarrigkeit. «Daladier», sagte er, «ist ein Jurist, der den gegebenen Umständen Rechnung trägt und die Konsequenzen zu ziehen weiss; mit ihm lässt sich gut und einfach verhandeln. Aber dieser Chamberlain hat wie ein feilschender Kaufmann um jedes Dorf und kleinliche Interessen gestritten, schlimmer als es die Tschechen selbst getan hätten. Was hat er denn in Böhmen verloren? Es geht ihn doch gar nichts an!» Was war in diesen unscheinbaren Menschen gefahren, den er seit Berchtesgaden und Bad Godesberg in wohlwollender Erinnerung behalten hatte? Erbittert rief er aus: «Ich kenne kein Weekend. Ich gehe nicht angeln!» Seine Freude über den bevorstehenden Sieg trübte sich. «Es ist an der Zeit, dass England aufhört, in Europa die Gouvernante zu spielen», meinte er. «Wenn es seine Beschützerrolle nicht sein lässt, wird sich der Krieg letztlich nicht vermeiden lassen. Und ich

werde diesen Krieg durchhalten, solange Sie und ich noch jung sind, Duce, da dieser Krieg eine gigantische Kraftprobe für unsere beiden Länder sein wird und Männer in voller Lebenskraft an der Spitze der Regierung verlangt.»

Am Nachmittag nahm man die Besprechungen wieder auf. Um 21 Uhr wurden sie wegen des Abendessens unterbrochen. Abermals speiste Hitler in Gesellschaft Mussolinis. Daladier und Chamberlain hatten Hitlers Einladung ausgeschlagen, da sie ihre Kabinettsmitglieder konsultieren wollten. In den frühen Morgenstunden wurde schliesslich das Münchner Abkommen von den vier erschöpften Staatschefs unterzeichnet.

Mussolini stieg in seinen Sonderzug auf dem Münchner Hauptbahnhof. Während sich der Duce von Hitler verabschiedete, wandte sich Göring an Graf Ciano: «Sagen Sie dem Duce, dass von morgen an eine Aufrüstung in Deutschland beginnen wird, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.»

Vor seiner Abreise am folgenden Tag bat Chamberlain Hitler um eine Unterredung. Hitler erwartete ihn in seiner Privatwohnung mit gewisser Neugierde, um nicht zu sagen Ungeduld, da der Fahrstuhl im Haus Nr. 16 am Prinzregenten-Platz – in dem sich Chamberlain und Hitlers Adjutanten befanden – zwischen zwei Stockwerken steckenblieb, und es etliche Minuten dauerte, bis man ihn wieder in Gang setzen konnte.

Chamberlain erbat von Hitler die Zusicherung, dass die Luftwaffe, sollten die Tschechen so verblendet sein, die Münchner Vorschläge abzulehnen, keine zivilen Ziele bombardieren würde. Hitler gab sie ihm. Sodann legte Chamberlain Hitler eine maschinengeschriebene Erklärung in englischer Sprache vor und ersuchte ihn, sie zu unterzeichnen; das würde seine Stellung in London beträchtlich erleichtern. Hitler unterschrieb sie ohne rechte Begeisterung. Der Schluss der Erklärung lautete:

« ... Wir betrachten das gestern nacht unterzeichnete Abkommen wie auch das zwischen Grossbritannien und Deutschland

abgeschlossene Marineabkommen als den symbolischen Ausdruck des Wunsches unserer beiden Völker, nie mehr gegeneinander Krieg zu führen.»

Nach der Abreise des britischen Premiers kam Ribbentrop zu einer Unterredung in den Führerbau. Hitler berichtete ihm von der sonderbaren Episode. Als sie danach die Freitreppe hinunterschritten, meinte Ribbentrop, er sei nicht sicher, ob Hitler klug gehandelt habe, als er die Erklärung unterzeichnete. Spitzzy konnte Hitlers halblaute Antwort hören: «Ach, das brauchen Sie nicht alles so ernst zu nehmen. Dieses Papier hat weiter keine Bedeutung.»

Ein Schritt auf einem langen Weg

Wenige Tage nach der Konferenz in München verschickten Bormann und Lammers ein Rundschreiben an sämtliche höheren Parteifunktionäre und Regierungsmitglieder, in dem sie jeglichen unerbetenen Besuch des Berghofes strikt untersagten. «Der Berghof ist Privatwohnung und Privathaushalt des Führers, der dort vor allem Aufenthalt nimmt, um ungestört und in Ruhe arbeiten zu können.»

Hitler hielt sich allerdings zu dieser Zeit gar nicht auf dem Berghof auf. Am 2. Oktober 1938 hatte er, begleitet von Brauchitsch, Milch und Todt, Berlin mit dem Flugzeug verlassen, um die kürzlich angegliederten Sudetengebiete zu bereisen. Auf den mittelalterlich anmutenden Marktplätzen von Asch und Eger wurde er von der begeisterten Menschenmenge ebenso jubelt wie bei der Inspektion der mittlerweile geräumten tschechischen Befestigungen. Seine Propagandamaschinerie hatte gute Arbeit geleistet. Fünf Wochen darauf posaunte er hinter verschlossenen Türen vor NS-Schriftleitern:

«Es ist ein traumhafter Erfolg, so gross, dass die Gegenwart ihn eigentlich heute überhaupt noch kaum ermessen kann. Die Grösse dieses Erfolges wurde mir selber in dem Augenblick am meisten bewusst, als ich zum erstenmal inmitten der tschechischen Bunkerlinie stand. Da wurde mir bewusst, was es heisst, eine Front von fast 2'000 Kilometer Befestigungen zu bekommen, ohne einen scharfen Schuss abgefeuert zu haben.»

Dennoch war es kein unblutiger Sieg gewesen. In den 200 Stosstrupunternehmen hatte das Sudetendeutsche Freikorps Henleins über hundert Mann verloren. Auf der Fahrt von Asch nach Eger in einem Konvoi dreiachsiger Geländewagen, vollgepackt mit SS-Leuten, Funktionären Henleins und der Partei – Ribbentrop prange in der neuen feldgrauen, goldbestickten Diplomatenuni-

form kam Hitler durch Ortschaften, die aussahen, als habe eine regelrechte Schlacht stattgefunden – zerschossene Gebäude, zerfetzte Telefonleitungen, allenthalben Glassplitter, Menschen-schlangen vor den Feldküchen. Die bewaffneten Freischärler, auf die sie trafen, «sahen mehr als verwegen aus, und man hätte ihnen nicht abends allein begegnen mögen», wie ein Wehrmachtsoffizier bemerkte. Den deutschen Truppen folgten Wirtschafts- und Rüstungsexperten des Reiches, die den unverzüglichen Wiederaufbau der öffentlichen Versorgungsbetriebe und der industriellen Anlagen, aber auch deren Ausbeutung zugunsten der Regierungszentrale in Berlin einleiten sollten.

Hitlers Gedanken kreisten weiterhin um die unbesetzte Resttschechoslowakei, um die ihn Chamberlain in München seiner Beurteilung nach zumindest vorläufig gebracht hatte. In Prag war die erste deutsche Universität gegründet worden. Böhmen und Mähren waren einst Teil des Reiches gewesen. «Ein Jahrtausend lang gehörten zum Lebensraum des deutschen Volkes die böhmisch-mährischen Länder», sollte er fünf Monate danach in Prag verkünden. «Gewalt und Unverstand haben sie aus ihrer alten historischen Umgebung willkürlich gerissen und schliesslich durch die Einfügung in das künstliche Gebilde der Tschecho-Slowakei den Herd einer ständigen Unruhe geschaffen.»

Wie in München vereinbart worden war, hatte mittlerweile eine internationale Kommission in Berlin begonnen, den neuen Grenzverlauf abzustecken. Die Grenzen in Mitteleuropa mit ihren Ungereimtheiten sollten Hitler noch viele Wochen lang Kopfzerbrechen bereiten. Die Polen hatten nicht nur trotz des heftigen Widerstandes der Tschechen das Gebiet um Teschen besetzt, sondern beanspruchten darüber hinaus noch Mährisch-Ostrau wie auch die bedeutenden, zumeist von Deutschen bewohnten Städte Witkowitz und Oderberg. Hitler sah sich gezwungen, gegenüber Warschau einen Ton anzuschlagen, der weniger freundlich als noch vor einigen Jahren war.

Aber die Republik Polen hatte immerhin im Einvernehmen mit dem nationalsozialistischen Deutschland gehandelt. Ungarn hingegen hatte allzulange gezaudert. Als sich nun die von Admiral Horthy geleitete ungarische Regierung anders besann und nicht nur übersteigerte Ansprüche auf die Slowakei, sondern auch noch auf die gesamte Karpato-Ukraine erhob – den Ostteil der Tschechoslowakei stellte sich Hitler taub. In jenen Wintermonaten beschäftigte ihn vor allem das Problem, das er bereits Anfang Oktober Reichenau anvertraut hatte, wie er auch noch Böhmen und Mähren in seine Gewalt bekommen könne. Die Unterstützung des slowakischen Separatismus bot ihm eine gefahrlose Möglichkeit, den Zerfall des tschechoslowakischen Staates herbeizuführen. Sobald er diesen Entschluss gefasst hatte, wies er Ungarns Ansprüche auf die Slowakei schroff zurück. Als Koloman Darányi, der ehemalige ungarische Ministerpräsident, ihm am 14. Oktober ein privates Schreiben Admiral Horthys überbrachte, worin dieser um Unterstützung bat, gab ihm Hitler zur Antwort, dass Ungarn an der Entwicklung selbst Schuld trage. In Hewels Aufzeichnung über dieses Gespräch heisst es:

«Der Führer führt nun aus, wie sehr er die Ungarn gewarnt habe, sowohl auf dem Schiff [im August] als auch bei dem Besuch Imredys und Känyas auf dem Obersalzberg [im September]. Er habe ihnen genau gesagt, dass er im Oktober die tschechoslowakische Frage *so oder so* lösen wolle. Polen habe den richtigen Augenblick erkannt, losgeschlagen und sein Ziel erreicht. Man könne dieses Problem nur dann auf dem Verhandlungswege lösen, wenn man entschlossen sei, zu handeln. Nur dadurch habe er [Hitler] alles bekommen, was er wollte. Herr Känya habe aber nichts als Bedenken gehabt, obwohl der Führer ihm gesagt habe, dass Frankreich und England nicht kämpfen würden.»

Vor der Konferenz in München war Hitler die Slowakei mehr oder minder gleichgültig gewesen. Noch im April 1938 hatte er

dem ungarischen Gesandten zugesichert, dass Pressburg, die Hauptstadt der Slowakei, zu Ungarn gehöre. Im Februar 1939 äusserte er gegenüber Wojtech Tuka, dem Führer der slowakischen «Radikalen», er sei «der Meinung gewesen, die Slowakei habe den Wunsch, nach Ungarn zurückzukehren.» Es gibt keinen Grund, diese freimütige Enthüllung seiner Unkenntnis zu bezweifeln. Hitler fügte noch hinzu, dass er seinen Irrtum erst am 20. September im Gespräch mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Imredy erkannt habe. Mitte Oktober sagte er dann zu Darányi: «Die Slowakenführer verschiedenster Schattierungen liefen seit mehreren Tagen den Deutschen die Türen ein, um ihnen zu bestätigen, dass sie nicht zu Ungarn wollten.»

Das entsprach auch den Tatsachen. Am 25. September weilte der slowakische Ingenieur und Führer der «karpatendeutschen Volksgruppe» Franz Karmasin als Gast auf Görings Landsitz Karinhall. Er war dazu ausersehen, in der Slowakei, wo an die 150'000 Deutschstämmige in nun politisch bedeutsam gewordenen, von starkem Zusammengehörigkeitsgefühl geprägten Gemeinschaften lebten, die Rolle eines «Henlein» zu übernehmen. Da die slowakische Regierung im Reich ihren einzigen Beschützer vor den verstiegene Forderungen Ungarns sah, musste Karmasin eine Vermittlung leichtfallen. Am 12. Oktober brachte er dann auch eine Unterredung zwischen dem stellvertretenden slowakischen Ministerpräsidenten Dr. Ferdinand Öurcansky und Göring zustande. Öurcansky versicherte Göring, dass die Slowaken keinesfalls zu Ungarn wollten; nur die dort ansässigen Juden würden für Ungarn stimmen. «Die Slowaken wollen volle Selbständigkeit unter stärkster politischer, wirtschaftlicher und militärischer Anlehnung an Deutschland.» Darüber hinaus würde die Slowakei die kommunistische Partei verbieten und das Judenproblem ähnlich wie in Deutschland lösen. Göring gab hernach zu Protokoll:

«Bestrebungen der Slowaken auf Selbständigkeit in geeigneter Weise unterstützen. Eine Tschechei ohne Slowakei ist uns noch

mehr restlos ausgeliefert. Flughafenbasis in Slowakei für Luftwaffe im Einsatz gegen Osten sehr wichtig.»

Aber auch die Tschechen suchten bei Hitler Schutz. Nach Beneschs Flucht in die Vereinigten Staaten hatten auf Ausgleich bedachte Politiker die Regierung übernommen und versuchten nun, von ihrer Unabhängigkeit soviel wie möglich zu bewahren und zugleich Hitlers Gunst zu erringen. Nur widerstrebend hatte Hitler den Fall «Grün» für überholt erklärt. Als bewaffnete tschechische Kommunisten am 9. Oktober in den deutschsprachigen Enklaven Iglau und Brünn Zwischenfälle auslösten, versetzte Hitler sofort Heereseinheiten in Alarmbereitschaft, damit sie bei einer Gefahr für Leib und Leben der deutschstämmigen Bevölkerung in die Städte einrücken konnten. Er scheint sich sogar für kurze Zeit mit weitergehenden Unternehmen getragen zu haben, da er vor seinen Adjutanten, obgleich die kostspielige Mobilmachung der Wehrmacht eben eingestellt wurde, abermals die Möglichkeit einer Durchführung von Fall «Grün» erörterte. Keitels Adjutant Hauptmann Eberhard notierte sich folgenden Telefonanruf: «Scheinbar Aktion Grün noch nicht erledigt! Schmundt fragt an, wann Grün wieder startbereit gemacht werden kann und wie lange Rot.» («Rot» war der Deckname für den Aufmarsch gegen Frankreich.)

Die tschechoslowakische Armee blieb für das OKW weiterhin ein Grund zur Besorgnis. Denn im Ernstfall hätte sie 25 deutsche Divisionen gebunden. Aber sie war kein politischer Risikofaktor mehr. Am 12. Oktober versicherte der tschechische Gesandte Wojtech Mastny Göring unter vier Augen, dass sich in seinem Land ein «völliger Umschwung» ereignet habe. Die Tschechoslowakei würde ihre Aussenpolitik auf die Deutschlands abstimmen, sich in der Behandlung der Juden- und Kommunistenfrage nach dem Reich richten und Deutschland industriell unterstützen. Görings Bericht lautete: «Enttäuschung [der Tschechen] gegenüber Frankreich, England, besonders Russland sehr gross.» Als der neue

tschechische Aussenminister Frantisek Chvalkovsky zwei Tage danach bei Hitler vorsprach, machte ihm der Führer dennoch eine seiner berüchtigten Szenen. In den tschechischen Aufzeichnungen heisst es: «Er [Hitler] verhehlte durchaus nicht, dass er sich nichts gefallen lasse und dass die Katastrophe für unseren Staat wie ein Blitz hereinbräche, wann immer wir von neuem wankten und zu den alten Manieren zurückkehrten. Vierundzwanzig, acht, Fingerschnippen.» – Hitler drohte, die Tschechoslowakei binnen 24 oder gar 8 Stunden zu vernichten, und verlieh seinen Worten durch Fingerschnippen Nachdruck. – «Soweit es um die Garantie gehe, sei die einzige Garantie, welche Wert hätte, seine Garantie. Er werde sie nicht geben, solange er das nicht für zweckmässig erkenne.»

Am 14. Oktober 1938 hatte Hitler sowohl Daranyi als auch Chvalkovsky empfangen. Am Morgen war er von seiner zweiten, von der Presse gleichfalls gross herausgestellten Inspektionsfahrt entlang des Westwalls zurückgekehrt, die er am 9. Oktober von Saarbrücken aus angetreten hatte. Trotz der Konferenz in München war die Arbeit am Westwall keineswegs verlangsamt worden. Todt hatte sich das Ziel gesteckt, wöchentlich vier- bis fünfhundert Bunker fertigzustellen. Doch mittlerweile waren ihm die Transportmöglichkeiten – Züge und Lkws – wegen des Ernteeinsatzes beschnitten worden.

In Saarbrücken versetzte Hitler – in seiner Rede vom 9. Oktober an die Arbeiter am Westwall – dem «Geist von München» den ersten Schlag. Die Attacken englischer Politiker gegen das Abkommen und gegen seine Person, insbesondere durch Duff Cooper, der wegen München als Erster Lord der Admiralität zurückgetreten war, und durch Churchill, hatten ihn in Rage gebracht. Chamberlain hatte sich zur Ankündigung einer erhöhten Aufrüstung Grossbritanniens verleiten lassen. In Saarbrücken grollte nun Hitler, dass seine Wachsamkeit nicht nachlassen werde. Denn in einer Demokratie könnten Politiker, die redlich für den Frieden

arbeiteten, über Nacht von Kriegstreibern abgelöst werden. «Es braucht nur in England statt Chamberlain Herr Duff Cooper oder Herr Eden oder Herr Churchill zur Macht kommen, so wissen wir genau, dass es das Ziel dieser Männer wäre, sofort einen neuen Weltkrieg zu beginnen. Sie machen gar keinen Hehl, sie sprechen das offen aus.»

Die Tonart von Hitlers Saarbrücker Rede – München war noch nicht lange her – traf die Regierung Chamberlain völlig unerwartet. Ribbentrop, der von ihr erst aus den Morgenzeitungen erfuhr, machte Hitler Vorhaltungen. Aber Hitler blieb unbeeindruckt und meinte, England müsse zur Kenntnis nehmen, «dass man das neue Deutschland nicht mehr angreifen dürfe, ohne eine entsprechende Antwort zu erhalten.» Der *Daily Express* zitierte Lord Nuffields Ansicht, was Hitler natürlich erfuhr, dass der «Führer» richtig gehandelt habe, als er die Angriffe Churchills und Duff Coopers so scharf zurückwies. Eine Woche später sagte Hitler zu François-Poncet, dass er es bedauere, Chamberlain das «Stück Papier» ausgehändigt zu haben. Wenn man mit Franzosen verhandele, könne man stets mit einem ehrlichen Ja oder Nein rechnen, schmeichelte er dem Botschafter. «Mit den Engländern ist es jedoch anders. Man gibt ihnen ein Dokument. Daraufhin kommt es zu stürmischen Debatten, dann zu Milliarden für die Rüstung, und man selbst ist nicht besser dran als zuvor.» Welchen Sinn hatte es, sich um eine Verständigung mit England zu bemühen – wie beim Marineabkommen von 1935 –, wenn die einzige Reaktion darauf in einer wütend vorangetriebenen Aufrüstung bestand? Sobald Deutschland beim Bau schwerer Schlachtschiffe die 35 Prozent erreiche, sagte er, werde er sich überlegen, ob er nicht das Abkommen kurzerhand widerrufen solle. Doch das würde von Englands künftiger Haltung abhängen. François-Poncet überbrachte diese Worte den übrigen westlichen Botschaftern in Berlin, womit Hitler zweifellos gerechnet hatte.

Vorläufig konnte sich Hitler auf kein neues Unternehmen einlas-

sen. Er konnte es sich schlechterdings nicht mehr leisten. Deutschland hatte mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich zum Grossteil aus der überaus reichlichen Bereitstellung von Mitteln für die Rüstung und den Westwall ergeben hatten.

Doch das hinderte Hitler keineswegs daran, neue, immense Rüstungsvorhaben voranzutreiben. Keitel erklärte er, dass England nur auf Zeitgewinn aus sei. Nachdem Hitler aus FA-Aufzeichnungen erfahren hatte, dass der englische und der französische Botschafter alles in ihrer Macht Stehende versuchten, um das Münchner Abkommen über die «Internationale Kommission» in Berlin zu sabotieren, kehrte er, misstrauisch geworden, am 4. Oktober eilends von einer Fahrt durch das Sudetengebiet zurück und stellte François-Poncet zur Rede. Die abgehörten Telephonate hatten ergeben, dass es sowohl in der englischen Botschaft wie auch in London eine Gruppe gab, die auf den Krieg hinarbeitete, indes Chamberlains Integrität über jeden Verdacht erhaben war. Er liess sogar am 5. Oktober über Henderson Hitler eine geheime Botschaft zuleiten, in der er ihn bat, er möchte doch in seiner am Abend stattfindenden Rede zur Eröffnung des Winterhilfsprogramms ein paar freundliche Worte sagen. Das Forschungsamt hatte Chamberlains Anweisungen an die Botschaft mitgeschnitten.*

In München war Hitler zu der Beurteilung gelangt, dass sich Deutschland um das Jahr 1942 im Krieg mit England befinden werde. Am 30. September hatte Keitel vor seinem Abflug aus München Oberst Thomas, den Leiter des Wehrwirtschaftsstabes, telephonisch angewiesen, von dieser Annahme auszugeben. Mu-

* Diese geheimen Mitteilungen sind in den nach dem Krieg veröffentlichten Sammlungen offizieller englischer Dokumente nicht enthalten. Im März 1939 muss gleichfalls eine bedeutsame Mitteilung zugeleitet worden sein. Siehe Seite 352

tion könne ausreichend gefertigt werden, wenn es die Zeit erfordere. Was Hitler jedoch vorantreiben wolle, war die Fertigstellung neuer Panzer, Geschütze und Flugzeuge. Bei seiner ersten Besprechung mit den Amtschefs in Berlin legte Keitel die Richtlinien fest.

Hitler wies Göring persönlich an, «ein gigantisches Programm» der Aufrüstung der Wehrmacht einzuleiten, «gegen das die bisherigen Leistungen bedeutungslos seien.» Göring räumte verständlicherweise seiner Luftwaffe den Vorrang ein. Sie sollte verfünffacht werden. Das Heer würde in grossen Mengen Panzer und schwere Artillerie erhalten, die Marine mehr Kriegsschiffe, die Rüstungsindustrie mehr Treibstoffe, Gummi und Sprengstoffe. Am 14. Oktober verlangte Keitel von den drei Wehrmachtteilen die Zusendung der neuen Bedarfspläne bis Anfang Dezember. Ende Oktober 1938 billigte Göring den Bedarfsplan der Luftwaffe, der das Schwergewicht auf den viermotorigen He-177-Bomber legte, obgleich die Maschine noch nicht genügend getestet worden war. Das Planziel war, bis 1942 vier Geschwader dieses Typs mit rund fünfhundert He 177 aufzustellen.

Die Marine, die während des Sommers Baupläne angefertigt hatte, legte nun einen knapp bemessenen Plan vor, der die Fertigstellung von zwei weiteren Schlachtschiffen, mehr U-Booten und kleineren Schiffseinheiten bis Ende 1943 vorsah. Admiral Raeder unterbreitete Hitler den Plan am 1. November. Hitler lehnte ihn rundweg ab, kritisierte heftig die schwache Bestückung und Armierung der beiden neuen Schlachtschiffe – der *Bismarck* und der *Tirpitz* – und geriet aus der Fassung, als ihn Raeder beherrscht darauf hinwies, dass nicht nur diese Kriegsschiffe, sondern der Grossteil der deutschen Kriegsflotte für einen Seekrieg mit England nicht geeignet seien. Hitler versuchte nicht mehr, ihn mit eilfertigen Versicherungen, «England würde nicht kämpfen» abzuspeisen, sondern bestand auf der strikten Einhaltung des festgesetzten Ausbaus der Marine, der «als besonders vordringlich zu

fördern» sei, und erklärte, dass «noch bestimmte weitere Schiffstypen, die für die möglichen zukünftigen Kriegsaufgaben besonders wertvoll und dringlich sind, einzugliedern» wären. Hitler wies nachdrücklich darauf hin, dass die deutsche U-Bootflotte zahlenmässig so rasch wie möglich der englischen anzugleichen sei. Das stand im Einklang mit dem 1935 geschlossenen Abkommen. Bislang hatte Hitler aus freien Stücken den Bau neuer U-Boote gebremst. Er ordnete ferner an, dass die englische Regierung darüber zu informieren sei.

Diese Besprechung führte zur Ausarbeitung des sogenannten Z-Plans, demgemäss bis Ende 1943 sechs Schlachtschiffe mit einer Tonnage von jeweils 35'000 Tonnen und mit Geschützen vom Kaliber 420 Millimeter fertiggestellt werden sollten. Der Z-Plan würde unausbleiblich gegen das Marineabkommen verstossen. Doch 1943 würde es Hitler ohnehin aufkündigen, da es sich bisher als höchst unvorteilhaft erwiesen hatte.

In der herbstlichen Abgeschiedenheit des Obersalzberges versuchte Hitler nach der Konferenz von München seine Gedanken zu ordnen. Am 17. Oktober 1938 muss er sich über seine nächsten Schritte klargeworden sein, denn am Abend rief er Todt – laut dessen Notizen – im Sudetenland an und «forderte eindeutig, was in den drei Bauzielen [am Westwall]: a) Ende Oktober b) 15. Dezember c) 20. März erreicht werden muss.» Todt wies auf die durch widriges Wetter, den Mangel an Transportfahrzeugen und durch die Ernteeinbringung entstehenden Schwierigkeiten hin. Hitler liess sich nicht abbringen. Am selben Abend lud er noch den scheidenden französischen Botschafter zu einem baldigen Besuch ein und schlug vor, ihn mit dem Flugzeug abholen zu lassen.

Am nächsten Tag – dem 18. Oktober – flog François-Poncet nach Berchtesgaden und traf gegen 15 Uhr auf dem Berghof ein. Von dort wurde er zum Kehlstein gefahren, wo er Hitler und Ribbentrop in einem kleinen Nebenzimmer des spektakulären Teehauses

traf. Hitler hatte, wie er selbst sagte, eine Schwäche für den Franzosen, dessen Charme und Witz in Berlin stadtbekannt waren. Einmal hatte François-Poncet anlässlich einer Kunstausstellung das Rätselraten über die Identität einer nackten Schönen, von der man, so hatte es der Künstler gewollt, nur die «sehr niedliche Rückenseite sah», dadurch beendet, dass er laut ausrief: «Ah, je crois que c'est Madame de Berlichingen!» Hitler versetzte ihn nun in Erstaunen, als er den unverzüglichen Abschluss eines Vertrages vorschlug, durch den beide Länder ihre gemeinsame Grenze anerkennen sollten. Während des Gesprächs hatte François-Poncet den Eindruck, dass Hitler es redlich meine. «Er sprach von der weissen Kultur», als von «einem gemeinsamen und kostbaren Gut, das man verteidigen müsse», schrieb François-Poncet hernach. «Er schien ehrlich betroffen von dem nach dem Münchner Abkommen auch weiterhin bestehenden Antagonismus, den die englische Haltung in seinen Augen mit besonderer Deutlichkeit offenbare. Offensichtlich beschäftigt er sich mit der Möglichkeit einer kommenden Krise und eines allgemeinen Krieges.» Der Botschafter scheint Hitlers Absichten erraten zu haben. «Aber man darf überzeugt sein, dass der Führer trotzdem seiner Absicht, den englisch-französischen Block zu sprengen und den Frieden im Westen zu stabilisieren, um im Osten freie Hand zu haben, treu bleibt. Welche Pläne wälzt er bereits in seinem Geiste? Handelt es sich um Polen oder Russland? Sind es die baltischen Länder, auf deren Kosten diese Pläne verwirklicht werden sollen? Weiss er selbst es schon?»

Hitler nahm seine Täuschungsmanöver wieder auf. Am 20. Oktober, zwei Tage nach dem Gespräch mit François-Poncet, machte er abermals eine Reise durch das «befreite» tschechische Gebiet. Als er sein Hotel in Linz verliess, war sein Mitarbeiterstab ange-trunken. Oberst Schmundt beklagte sich lauthals, dass München sämtliche Kriegspläne über den Haufen geworfen hätte. Nach der Besichtigung einer geräumten tschechischen Bunkerstellung im

Böhmerwaid suchte er samt seinem Gefolge ein schlichtes Dorfgasthaus zum Mittagessen auf. Dort sass Hitler umgeben von rund zwanzig Begleitern an einer hufeisenförmigen Tafel, indes Dörfler und Küchenpersonal durch Türen und Fenster gafften. Es war eine Szene wie auf einem mittelalterlichen Gemälde, wenn man über Hitlers Parteirock, Leeb's Generalsuniform und die schwarzen SS-Monturen hinweg sah. Hitler redete so laut, dass alle ihn hören konnten. Leeb notierte in seinem Tagebuch: «Ungeheure Begeisterung der Bevölkerung. Führer ist auf Engländer schlecht zu sprechen.» Oberstleutnant Groscurth schrieb darüber: «Es hagelte von Angriffen gegen die Engländer, Franzosen und vor allem gegen die Ungarn, die als Feiglinge und schlappe Hunde bezeichnet wurden.» Hitler machte sich über das Gehabe der ungarischen Minister lustig, die ihn am 14. um Beistand gebeten hatten, und lobte die Polen. Polen sei eine grosse Nation und der polnische Botschafter Lipski ein grosser Staatsmann.

In Krumau säumten Abordnungen aus der Brauereistadt Budweis die Strassen. In Budweis gab es eine beträchtliche deutsche Volksgruppe, die auf Grund der neuen Grenzen in der Resttschechoslowakei sich selbst überlassen bleiben würde. Die Leute schwenkten Plakate mit der Aufschrift: «Budweis will zum Führer!» Hitler sollte diese Menschen nicht vergessen. Am nächsten Tag beauftragte er das OKW, eine Weisung an Truppenverbände der Wehrmacht auszuarbeiten, die, falls Prag wieder in die Politik eines Benesch verfallen würde, in die Resttschechoslowakei einmarschieren sollten.

Am 21. Oktober spielte sich im Teehaus auf dem Kehlstein eine sonderbare Szene ab. Magda Goebbels, die hübsche, aschblonde Frau des Ministers für Volksaufklärung und Propaganda, war allein gekommen, um Hitler ihr Herz auszuschütten.

Hitler hatte zweifellos eine hohe Meinung von Goebbels, wovon noch die Rede sein wird. Goebbels hatte in den 20er Jahren Berlin dem Zugriff der Kommunisten entwunden, das Image des «Füh-

ers» geschaffen und Presse und Filmindustrie zu wirkungsvollen Instrumenten der NS-Politik gemacht. Hitler hatte ihn dazu überredet, seine jetzige Frau Magda – nach deren Scheidung von einem vermögenden Industriellen – zu heiraten. Seinem Parteifreund Otto Wagener und seinen Sekretärinnen hatte er einmal anvertraut, dass er sie äusserst attraktiv fände. Die von ihm gestiftete Ehe verschaffte ihm so die Möglichkeit, Frau Goebbels gelegentlich zu sehen. Der Familie Goebbels brachte er väterliche Zuneigung entgegen. Die Frau eines Ministers behauptete sogar, dass Magdas Sohn Helmuth 1934 während eines Urlaubs an der Ostsee von Hitler gezeugt worden sei.* Doch 1938 schien Goebbels verspielt zu haben. Ribbentrop und Himmler zählten zu seinen Gegnern. Himmler hatte Hitler offenbar protokollierte Aussagen vorgelegt, die Frauen bei der Gestapo über die Nötigungen des Reichspropagandaministers gemacht hatten. «Früher schimpften wir über die jüdischen Generaldirektoren, die ihre Angestellten sexuell zwangen. Heute tut es Dr. Goebbels», höhnte Himmler.

Was Magda Goebbels nun bedrückte, war, dass der Propagandaminister sich in die hübsche tschechische Filmschauspielerin Lida Baarova vernarrt hatte. Ganz Deutschland nahm an dieser Affäre mitsamt ihren kolportierten Pikanterien – so soll einer der Hauptdarsteller in Lida Baarovas erstem, von Goebbels geförderten Film «Barcarole» den Reichspropagandaminister geohrfeigt haben – lebhaften Anteil. Hitler wusste davon und meinte, dass die Liaison von selbst ein Ende nehmen würde. Magda Goebbels war da anderer Ansicht. Sie vertraute Hitler an, dass sie sich von ihrem Mann trennen wolle. Im Teehaus auf dem Kehlstein konnte Hitler sie dazu überreden, die rechtlichen Schritte vorläufig zu verschie-

* Helmuth Goebbels hatte unbestreitbar dieselbe Blutgruppe wie Hitler. Solange nicht die übrigen Prätendenten mit ihren Behauptungen von Hitlers Vaterschaft ihre Blutgruppe aufdecken, besteht kein Grund, ihren Angaben Glauben zu schenken.

ben. Zwei Tage nach diesem Gespräch lud er das Ehepaar in das Teehaus ein – Martin Bormann vermerkte den Besuch mit einem Ausrufezeichen in seinem Tagebuch – und redete auf sie ein, dass sie um der Kinder willen die Ehe nicht auflösen dürften. Seinem Adjutanten Schaub vertraute er die delikate Mission an, der tschechischen Aktrice mitzuteilen, dass die Affäre zu Ende sei. Man verschaffte ihr eine Filmrolle in Italien. Die Freundschaft mit Mussolini hatte für Hitler also auch konkrete Vorteile. Goebbels indes fasste insgeheim den Entschluss, durch eine spektakuläre Aktion die Gunst Hitlers wiederzuerlangen. Im November war es dann soweit, wie man noch sehen wird.

Die reaktionäre Haltung der Heeresgeneralität vor der Konferenz von München kränkte Hitler noch immer. In Saarbrücken sagte er: «Ein schwerer Entschluss musste gefasst werden. Natürlich gab es Schwächlinge unter uns, die diese Tatsache nicht anerkannten.»

Blomberg hatte Hitler einst erklärt: «Im Heer hört vom General aufwärts das Gehorchen auf.» Das Heer revanchierte sich nun, indem es Hitlers Pläne bekrittelte und seine Günstlinge schnitt. Fritz Todt beklagte sich bei Keitel:

«Bei der Anwesenheit des Führers in Saarbrücken wurden für die anschliessende Theatervorstellung die Plätze im Theater durch die Wehrmacht verteilt. Als der Führer seine Loge betreten und nach rechts und links in die Reihen der Grüssenden gesehen hatte, sah er auch mich auf dem mir zugewiesenen Platz in einer rückwärtigen Reihe des 1. Ranges. Der Führer sandte mir darauf einen Adjutanten und liess mir ausrichten, ich möchte in seiner Nähe Platz nehmen.»

Dass die feindselige Haltung des Heeres selbst nach München noch andauerte, ergrimmte Hitler, und er beschloss, dagegen etwas zu unternehmen. Mitte Oktober wurde in Keitels OKW eine bemerkenswerte Denkschrift verfasst, die die Ansichten des Führers dem Offizierskorps nahebringen sollte.

«Die Voraussetzung politischer und militärischer Erfolge eines Staates ist der Gehorsam, die Gefolgschaftstreue und der Glaube an seine Führung.

Ohne sie – das weiss jeder Offizier – ist auch die Truppe wertlos. Ein gleichgültiger oder gar unwilliger Gehorsam genügt nicht. Aus ihm kann keine Begeisterung aufflammen, nicht diejenige Opferbereitschaft und Einsatzfreudigkeit entstehen, die um so nötiger wird, je schwerer die gestellte Aufgabe ist.

Der Kampf gegen Übermacht ist von jeher deutsches Schicksal gewesen. Wo er zum Siege geführt hat, da waren seelische Kräfte am Werke, die sich wirksamer erwiesen als die Überlegenheit der Gegner an Zahl und Material.

Es wäre eine sonderbare Erziehung des Offiziers, wenn er nur gehalten würde, die eigene und feindliche zahlenmässige Stärke nüchtern gegeneinander abzuwägen und alle diejenigen Faktoren zu übersehen oder gering zu schätzen, die zu allen Zeiten über Sieg und Niederlage bestimmend mitgewirkt haben.»

In der Denkschrift heisst es ferner – eine deutliche Anspielung auf die Argumente Becks:

«Sich selbst nicht zuzutrauen, was vom Feinde selbstverständlich erwartet wird, die eigene Kraft gering zu schätzen und die der Gegner zu vergrössern, sind unsoldatische Erscheinungen und Zeichen einer falschen militärischen Erziehung.

Die militärischen Realitäten als Grössenfaktor richtig einzureihen in die politische Zielsetzung ist allein Aufgabe des Staatsmannes. Wollte er darauf warten, bis seine Wehrmacht im vollen Masse kriegsbereit ist, er käme nicht zum Handeln, denn eine Wehrmacht ist nie fertig, ja sie darf es gar nicht sein.

Ich weiss, dass in den vergangenen Monaten die Masse der Offiziere in vorbildlicher Haltung und im felsenfesten Vertrauen auf ihre Führung in einer gläubigen und trotzigen Entschlossenheit ihre Pflicht getan hat.

Ich erwarte aber auch, dass die durch den Erfolg gehärteten Erkenntnisse dieses grossen geschichtlichen Erlebnisses Gemeingut *aller* meiner Offiziere für alle Zeiten bleibt und bei der Erziehung und Ausbildung des Offiziersnachwuchses seinen Niederschlag findet.»

In dieser Stimmung beorderte Hitler am 24. Oktober den Oberbefehlshaber des Heeres, Feldmarschall von Brauchitsch, nach Berchtesgaden. Die frostige Unterredung begann um 12.30 Uhr in der «Grossen Halle» des Berghofes und wurde nach einem Imbiss im Kehlstein-Pavillon bis um 18 Uhr fortgesetzt. Sie gipfelte in Hitlers Forderung nach der Verabschiedung Dutzender unzuverlässiger ranghöher Heeresoffiziere. Keitel fertigte ein detailliertes Protokoll an, das jedoch nicht erhalten geblieben ist. Der Tenor der Unterredung lässt sich aber den Aufzeichnungen seines Adjutanten Hauptmann Eberhard entnehmen:

«Zur Aussprache des Führers mit dem Ob. d. H. im Beisein Chef OKW; findet ihren Niederschlag im Protokoll Keitel. Tendenz: rückhaltlose Offenheit des Führers in Bezug auf seine Missbilligung der militärischen] Führer. Reorganisation schnellstens notwendig. Gänzlich Fehlen des Vertrauens für pol.[irische] Führung. Angst vor eigener Schwäche, Überschätzung der Stärke der Gegner. Letzter Appell an den Ob. d. H., sich seiner Aufgabe bewusst zu sein und unverzüglich zu handeln. Geschichtl.fiche] Mission!»

Eberhard fügte dem noch hinzu:

«Anm.[erkung]: Hoffentlich ist es das letzte Mal gewesen, dass der Führer in dieser Art zu Soldaten sprechen muss. Die Wehrmacht, besonders das Heer, ist in einer bedenklichen Krise, deren Lösung entscheidend ist. Bedauerlich, dass es dazu hat kommen müssen, wenn ich auch der Ansicht bin, dass eine durchaus logische Entwicklung in der geistigen Einstellung insbes. des Heeres, die durch die Eigenart der Reichswehrrerziehung noch mehr Vorschub erhalten hat, damit ihren endgülti-

gen Abschluss finden möge.» (Eberhard selbst war Offizier der Luftwaffe.)

Im Kehlstein-Pavillon vernahm also Brauchitsch den «letzten Appell» und befolgte ihn auch. Nachdem Hitler noch eine Reihe von Massnahmen zur Verstärkung der Kampfkraft des Heeres festgesetzt hatte, wies er Brauchitsch an, eine Anzahl von Heeresgeneralen, massgebende Gegner seiner Politik, in den Ruhestand zu versetzen. Die endgültige Liste wurde sodann zwischen Brauchitsch und Göring am 28. Oktober ausgehandelt und zwei Tage darauf von Göring Hitler vorgelegt. Zu den verabschiedeten Generalen gehörten Curt Liebmann und Wilhelm Adam, Hermann Geyer und Wilhelm Ulex und selbstverständlich auch Rundstedt und Beck. Am 1. November gab Hitler dieses Revirement im Heer bekannt, das er – wenig taktvoll – mit einer Reihe von Beförderungen in der Luftwaffe verbunden hatte.

Anfang November 1938 wurde Hitlers unkritische Loyalität gegenüber seinen NS-Getreuen auf eine harte Probe gestellt. Den Anlass lieferten die Ereignisse, die durch einen Mord ausgelöst wurden, den ein junger, verstörter Jude polnischer Herkunft in Paris begangen hatte.

Der Vorfall war kennzeichnend für die vom Rassismus geprägten Antagonismen, die in Mitteleuropa seit Jahrzehnten schwärten. Der Antisemitismus bildete in diesen Ländern schon seit Jahren einen Herd ständiger Unruhe. In der nationalen Politik stellte er eine dynamische Macht dar, die nicht missachtet werden konnte.

In der Tschechoslowakei lebten beispielsweise – übers ganze Land verstreut – 259'000 Juden. Hitler beauftragte Ribbentrop mit der Untersuchung, ob nicht die 27'000 in Wien lebenden Juden tschechischer Herkunft repatriiert werden könnten. Das neue Regime in Prag, das sich seiner prekären Lage bewusst war, steuerte beflissen einen Kurs, der ihm das Wohlwollen des mächtigen Nachbarn einbringen sollte. Präsident Emil Hacha, ein angesehener Jurist,

der am 30. November Benesch's Amt nach dessen Flucht in die Vereinigten Staaten übernommen hatte, erklärte sich bereit, Offiziere jüdischer Abstammung zu beurlauben, den Verkauf des von Gauleiter Julius Streicher herausgegebenen rüden, antijüdisch eingestellten Hetzblattes «Der Stürmer» zuzulassen und jüdische Industrielle aus dem Wirtschaftsleben auszuschalten. Der Zustrom jüdischer Flüchtlinge aus den Sudetengebieten, wo an die 7'000 Juden gelebt hatten, führte zum erneuten Aufflackern des Antisemitismus, vornehmlich in tschechischen Akademikerkreisen, die öffentlich die Ausweisung dieser «Zuwanderer» – sie fanden auch weniger beschönigende Bezeichnungen – forderten. Das Regime in Prag konnte schliesslich die englische Regierung zu einem Darlehen von zehn Millionen Pfund bewegen, womit die Emigration dieser unglücklichen Menschen finanziert werden sollte. In Böhmen und Mähren gab es rund 99'000 Juden, in der Slowakei 87'000 und in der kleineren Karpato-Ukraine nicht weniger als 66'000, 12 Prozent der Bevölkerung, von denen die meisten eine Annexion durch Ungarn befürworteten, was sie bei den Slowaken nicht eben beliebt machte. Die Slowakei führte beflissen die vom Reich erwünschten antijüdischen Verordnungen durch. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder jüdischer Abstammung wurde eingeschränkt. Jüdische Geschäfte wurden boykottiert, jüdischer Besitz enteignet. Eine Welle von Deportationen setzte ein. Die Deportierten konnten sich noch glücklich preisen, da kein Land – von Deutschland abgesehen – die «Endlösung» so bereitwillig auf die Juden anwandte wie die Slowakei, als dann 1942 die methodisch betriebene Liquidierung begann.

1938 wollte in Europa kein Land mit einem jüdischen Bevölkerungsanteil Juden aufnehmen – eine Tatsache, die häufig vergessen wird. Als Ribbentrop im Dezember mit grossem Pomp nach Paris reiste, um die gemeinsame Erklärung, die Hitler François-Poncet vorgeschlagen hatte, zu unterzeichnen, ersuchte ihn hernach Aussenminister Bonnet, Frankreich nicht mit deutschen Juden zu

überschwemmen, da es bereits genügend habe. «Man denke hierbei [bei der Erörterung der gelenkten Judenauswanderung] tatsächlich an Madagaskar», berichtete Ribbentrop danach Hitler.

Die Haltung Polens zeichnete gleichfalls nicht eben Mitgefühl aus. Hitler hatte am 20. September dem polnischen Botschafter Lipski während ihrer Unterredung anvertraut, dass ihm der Gedanke vorschwebe, das Judenproblem im Einvernehmen mit Polen, Ungarn und vielleicht auch Rumänien durch eine Emigration «in die Kolonien» zu lösen. «Hier erwiderte ich», schrieb Lipski hernach an Aussenminister Beck, «dass wir ihm, wenn er eine Lösung fände, in Warschau ein herrliches Denkmal errichten würden.» Nach dem «Anschluss» Österreichs an das Reich befürchtete die polnische Regierung, dass Hitler Tausende von Juden polnischer Herkunft, die in Wien lebten, ausweisen würde. Deswegen hatte man im März ein Ausbürgerungsgesetz beschlossen, um diesen Juden ihre polnische Staatsbürgerschaft abzuerkennen. Das Münchner Abkommen hatte die polnische Regierung zu der von Panik bestimmten Verordnung veranlasst, dass vom 31. Oktober an ausgewiesene Polen ohne ein besonderes Einreisevisum nicht mehr nach Polen heimkehren durften. In den letzten Oktobertagen kam es an der polnischen Grenze zu bedrückenden Szenen. Während die polnischen Grenzbeamten schliefen, wurden ausserplanmässige Züge mit Juden unter Gestapo-Bewachung in aller Stille über die Grenze auf ein Nebengleis rangiert, von wo aus dann die Insassen die «Heimkehr» nach Polen antreten mussten. Allein aus Hannover wurden 484 polnische Juden auf diese unwürdige Weise «repatriert».

Unter den 484 Ausgewiesenen befanden sich auch die Eltern und die Schwestern des 17jährigen Herschel Grynszpan, der sich damals in Paris aufhielt. Er war von Deutschland nach Frankreich gefahren, als seine Aufenthaltserlaubnis 1937 abgelaufen war. Seitdem im August 1938 die zuständige Behörde in Paris gegen ihn

einen Ausweisungsbefehl erlassen hatte, hielt er sich – unterernährt, beschäftigungslos, ohne ausreichende Schulbildung – illegal dort auf. Am 3. November erhielt Grynspan, wie Hitler danach berichtet wurde, eine Postkarte von einer seiner Schwestern, in der sie ihm die «Repatriierung» der Familie nach Polen schilderte. Er schwor Rache und beschloss, den deutschen Botschafter in Paris, Graf Welczek, zu ermorden. Da er Graf Welczek nicht antraf, schoss er stattdessen am 7. November den Legationssekretär Ernst vom Rath nieder.

Anfangs empfand Hitler diesen Vorfall nicht als eine Provokation. Zwar schickte er den Chirurgen Professor Karl Brandt nach Paris, damit dieser sein möglichstes tue, um das Leben vom Rath zu retten, in seinen Reden an den darauffolgenden Tagen erwähnte er aber das Ereignis mit keinem Wort.

Hitler hielt sich zu diesem Zeitpunkt zur alljährlichen Gedenkfeier an den 1923 misslungenen Putschversuch in München auf. Seine Rede am 8. November im Bürgerbräukeller vor der «alten Garde» seiner Parteigenossen war nur die übliche Mischung von Warnungen vor den kriegshetzerischen Bösewichten in England und Frankreich und von verklausulierten Schmähungen seiner furchtsamen Generale. Am nächsten Tag fand um die Mittagszeit der feierliche Gedenkmarsch zur Feldherrnhalle statt. Diesmal schritten Keitel, Raeder, Brauchitsch und Milch an der Seite des Führers. Kränze wurden in den Ehrentempeln niedergelegt, wo eines Tages, wie Hitler verfügt hatte, sein Leichnam aufgebahrt werden sollte. Nach einer beeindruckenden Zeremonie marschierte man sodann zum Königsplatz, wo die Veranstaltung ihr Ende fand. Nach dem Mittagessen gewährte Hitler den Generalen in seiner Privatwohnung eine Unterredung, bei der es um Probleme in Zusammenhang mit dem SA-Regiment «Feldherrnhalle», um die militärische Ausbildung des Reichsarbeitsdienstes und um Personalfragen ging.

Am Abend des 9. November 1938 war Goebbels bei Hitler, als die

Nachricht vom Ableben des Legationssekretärs vom Rath aus Paris eintraf. Goebbels teilte eigenen Angaben zufolge Hitler mit, dass es in zwei Gauen bereits zu antijüdischen Kundgebungen gekommen sei. Dabei seien jüdische Geschäfte zertrümmert und Synagogen in Brand gesteckt worden. Hitler bestimmte – so erzählte Goebbels später, dass die Partei derartige Demonstrationen nicht organisieren, aber ihnen auch nicht, soweit sie spontan entstünden, entgegenzutreten dürfe. Als Beweis dafür gibt es nur die Aussagen von Goebbels, die er während des nachfolgenden parteigerichtlichen Verfahrens machte. Goebbels verliess daraufhin Hitler, um vor einer Versammlung von NS-Parteigrößen im Alten Rathaus eine Ansprache zu halten.

Dort erst kam Goebbels der – unheilvolle – Gedanke, wie er das Wohlwollen des Führers zurückgewinnen könnte. Das geht aus den Aussagen Ribbentrops, der zugegen war, deutlich hervor wie auch aus denen von Gauleiter Streicher, der unmittelbar von dem SA-Gruppenführer Hanns-Günther von Obernitz, dem Polizeipräsidenten von Nürnberg und Fürth, informiert wurde, und aus dem im Februar 1939 Göring vorgelegten Abschlussbericht des Parteigerichts. Goebbels kam in seiner Rede auf die Ausschreitungen zu sprechen und wies seine Zuhörer an, dass derartige Demonstrationen weiterhin organisiert werden müssten, wobei die Partei keinesfalls als Urheberin in Erscheinung treten dürfe. Die von den Gaupropagandaämtern, den Gauzentralen, den örtlichen SA-, SS- und Parteidienststellen sodann weitergegebenen vertraulichen Anweisungen liefen zum Schluss auf die Botschaft hinaus, dass das gesamte Judentum Schuld an der Ermordung vom Rath trage. Der Bericht des Führers der SA-Gruppe Nordmark wirft ein bezeichnendes Licht auf diese Befehlskette:

«Als am 9. November abends etwa 22.00 Uhr im Hotel ‚Schottennameh in München durch einen mir unbekanntem Parteigenossen der Reichsleitung der N.S.D.A.P. einigen der dort versammelten Gauleiter die Notwendigkeit der Aktion mitgeteilt

wurde, habe ich dem Gauleiter Hinrich Lohse die Mitwirkung der SA-Gruppe Nordmark freiwillig und unaufgefordert angeboten.

Daraufhin rief ich den Stabsführer der SA-Gruppe Nordmark Oberführer Volquardsen in Kiel an und übermittelte Folgendes etwa um 23.20 Uhr:

Ein Jude hat geschossen. Ein deutscher Diplomat ist tot. In Friedrichstadt, Kiel, Lübeck und anderswo stehen völlig überflüssige Versammlungshäuser. Auch Läden haben diese Leute bei uns noch. Beide sind überflüssig. Es darf nicht geplündert werden. Es dürfen keine Misshandlungen Vorkommen. Ausländische Juden dürfen nicht angefasst werden. Bei Widerstand von der Waffe Gebrauch machen. Die Aktion muss in Zivil durchgeführt werden und um 5.00 Uhr beendet sein.»

Menschliche Ruchlosigkeit bewirkte sodann alles übrige, Furchtbare. Eine wahre Orgie von Brandlegungen und Zerstörungen, Mord und Raub überzog Deutschland und Österreich.

Hitler wollte eben seine Wohnung verlassen, um an der um Mitternacht stattfindenden feierlichen Vereidigung der SS teilzunehmen. Himmler war bei ihm. Da traf Himmlers Chefadjutant Karl Wolff mit einer ungehaltenen Nachricht Heydrichs aus dem Hotel «Vier Jahreszeiten» ein. Die örtliche Gestapoleitstelle hatte soeben mitgeteilt, dass Goebbels' Gaupropagandaämter allerorten antijüdische Kundgebungen inszenierten und die Polizei vom Einschreiten abhielten. Himmler wandte sich an Hitler um Weisung. Hitler bestimmte, dass die SS sich aus dieser Angelegenheit heraushalten solle. Die Gestapo habe in diesem Falle jüdisches Eigentum und Leben zu schützen. Die SS-Einheiten sollten nicht zu den Schutzmassnahmen herangezogen werden, sofern die Vorgänge nicht ausser Kontrolle gerieten. Himmler bemerkte, dass Hitler von den Ereignissen völlig überrascht war. Nach der mitternächtlichen Vereidigungszeremonie fuhr Himmler in einen vierwöchigen Urlaub. Hitler kehrte in seine Wohnung am Prinz-

regentenplatz zurück. Doch in ganz Deutschland und Österreich hatten die Brandlegungen, Zerstörungen, Morde längst begonnen. Gegen 1 Uhr früh traf ein Wehrmichtsadjutant in Hitlers Wohnung mit der Meldung ein, dass die Direktion des Hotels «Vier Jahreszeiten» die Adjutanten soeben telephonisch gebeten habe, ihr Gepäck in Sicherheit zu bringen, da die Synagoge nebenan in Brand stehe und das Hotel möglicherweise geräumt werden müsse. Hitlers persönlicher Adjutant Julius Schaub hinterliess einen anschaulichen Bericht über diese Schreckensnacht. Private Anrufer meldeten den Ausbruch neuer Brände. Überall in München würden jüdische Geschäfte geplündert. Hitler beorderte aufgebracht den SS-Obergruppenführer Friedrich Karl von Eberstein, den Polizeipräsidenten der Stadt, zu sich und befahl ihm, unverzüglich die Ordnung wiederherzustellen. Er rief Goebbels an und fragte äusserst erregt: «Was wird da gespielt?» Schaub und weitere Mitglieder seines Stabes wies er an, dafür zu sorgen, dass die Plünderungen und Brandlegungen aufhörten. Ferner ordnete er den Schutz der international bekannten Kunsthandlung Bernheimer an.

Es gibt auch schriftliche Beweise für Hitlers Entrüstung und Besorgnis. Um 02.56 Uhr gab die Dienststelle von Rudolf Hess, dem Stellvertreter des Führers, ein Fernschreiben heraus, das allen Gauleitern als Parteianweisung Nr. 174 zugeschickt wurde, wonach derartige Demonstrationen zu verbieten seien: «Auf ausdrücklichen Befehl allerhöchster Stelle dürfen Brandlegungen an jüdischen Geschäften oder dergleichen auf gar keinen Fall und unter gar keinen Umständen erfolgen.» (Dokument siehe Anlage 2). Die Gestapo zog nach. So wiederholte die Dienststelle der Berliner Gestapo dieses Verbot um 03.45 Uhr. Goebbels, der mittlerweile über Hitlers Meinung nicht mehr in Zweifel sein konnte, versuchte noch in derselben Nacht mit Telephonanrufen die Brände zu löschen, die er mit seinen unheilvollen Worten entfacht hatte.

Doch der Schaden war geschehen. Ribbentrop machte Hitler das nachdrücklich klar.* Der Botschafter in London berichtete von einem Ausbruch der Empörung in England, die teilweise echt war, wie er meinte, teilweise jedoch von antideutschen Gruppen und jüdischen Emigrantenkreisen gesteuert wurde. Göring, der gänzlich überrascht war, als er auf der Rückfahrt von München nach Berlin nahe Halle den Widerschein von Bränden sah, verschlug es vor Ärger die Sprache. Sodann protestierte er bei Hitler, dass nun die deutschen Versicherungsfirmer den Juden für die Schäden aufkommen müssten; die Ausgaben an ausländischen Devisen würden enorm sein, da man die zertrümmerten Scheiben durch Importe ersetzen müsse.

Hitler lehnte es ab, Goebbels zur Rechenschaft zu ziehen, was sogar Himmler forderte, der es empörend fand, wie Goebbels mit den örtlichen SS-Einheiten umgesprungen war. Zudem wurden, obgleich in jener Nacht 91 Juden ermordet worden waren, nur in besonders krassen Fällen die betreffenden Parteigenossen, die diese Ausschreitungen begangen hatten, anschliessend bestraft. Bei den nachfolgenden gerichtlichen Untersuchungen sagten sie aus, dass sie völlig davon überzeugt gewesen seien, sie handelten im Sinne des Führers. Goebbels konnte später bei einem Mittagessen mit Hitler auf seine Weise das Argument Vorbringen, der Pogrom habe dem internationalen Judentum gezeigt, dass es sich mit dem

* Unter den Akten der Dienststelle Ribbentrop befindet sich ein Bericht über die von feindseliger Atmosphäre geprägte Pressekonferenz, die Goebbels am 11. November um 14.30 Uhr in Berlin abhielt. Die frostige Stimmung veranlasste den verstörten Goebbels, die Pressekonferenz vorzeitig zu verlassen, nachdem er sich wiederholt in Widersprüche verwickelt und einen völligen Mangel an innerer Überzeugung verraten hatte. Die Pressevertreter stellten anschliessend im privaten Kreis fest, dass «das sich Fernhalten des Reichsaussenministers von den antijüdischen Kundgebungen» wie auch der massvolle Wortlaut seiner Telegramme nach der Ermordung des Legationssekretärs vom Rath zu seinen Gunsten sprächen.

Reich nicht anlegen dürfe und dass Deutsche im Ausland kein Freiwild für jüdische Meuchelmörder seien.

Hitler billigte – wie damals die Geschehnisse vom 30. Juni 1934 – post factum die Exzesse seiner Parteigenossen. Als Göring in einem Schreiben scharf dagegen protestierte, erwiderte Hitler, dass er die Angelegenheit nicht weiterverfolgen solle. Zum Trost ernannte er Göring zum Koordinator sämtlicher in Zusammenhang mit der Judenfrage stehenden Massnahmen. Wegen der Ermordung vom Raths wurde der Gesamtheit der Juden eine Kollektivstrafe von einer Milliarde Reichsmark auferlegt, und die Schadensersatzzahlungen der Versicherungen wurden vom Reich konfisziert. Hitler unternahm keinen Versuch, Goebbels abzuhalftern. In den nächsten Tagen liess er sich sogar häufig mit ihm zusammen sehen und fotografieren. Und Göring riet er: «Sie müssen etwas vorsichtiger sein; die Leute dürfen nichts von Ihrer judenfreundlichen Einstellung wissen.»

In Hitlers Augen war Goebbels einer der Wegbereiter des Münchner Abkommens. Am 10. November 1938 erläuterte er höhnisch vor vierhundert NS-Schriftleitern in München in einer langen, aufschlussreichen Geheimrede, wieviel er der psychologischen Kriegführung verdanke. Die Zuhörer schüttelten sich vor Lachen, als er seine Kontrahenten von München drastisch imitierte. Als die kabarettistische Einlage zu Ende war, ging er von Tisch zu Tisch, um die Schriftleiter persönlich kennenzulernen.

An einem Tisch sprach er mit lauter Stimme von seiner Bewunderung für Ribbentrop, den weiteren Wegbereiter des Münchner Abkommens. In der Aufzeichnung seiner Worte heisst es:

«Schon Bismarck habe den Kampf gegen die Bürokratie führen müssen, und auch heute noch müsse sich die nationalsozialistische Staatsführung gegen die Bürokratie durchsetzen. Am schlimmsten herrsche sie im Auswärtigen Amt. Die Diplomaten seien nicht die Vertreter ihrer Länder, sondern vielmehr Angehörige einer internationalen Gesellschaftsklasse. Dieses

Übel sei im Auswärtigen Amt nicht von heute auf morgen abzustellen, es würde vielmehr noch io bis 15 Jahre dauern, bis der im Nationalsozialismus geschulte Nachwuchs für die Diplomatie herangereift sei. Der erste und bisher einzige diplomatische Vertreter des Dritten Reiches im Auslande, der es verstanden habe, im Ausland richtig aufzutreten und das neue Deutschland zu repräsentieren, sei Ribbentrop. Er sei das ideale Vorbild, das er, der Führer, sich von einem Diplomaten mache. Er habe in den zurückliegenden Monaten Energie, Härte, Mut und Nerven gezeigt und dadurch dem deutschen Volke die innere Sicherheit in der Tschechenkrise beigebracht. Ribbentrop sei ein Diplomat neuen Stils.»

Da Hitler die FA-Aufzeichnungen mit den Telephongesprächen Beneschs noch im Gedächtnis hatte, fügte er hinzu: «Ein guter Vertreter seines Landes sei auch in London der ‚kleine Jan Masaryks der gleichfalls für sein Land gekämpft habe.»

Böhmen und Mähren beschäftigten weiterhin Hitlers Denken. Zuweilen äusserte er es auch. Als am 14. November in Nürnberg während eines Mittagessens mit einem Dutzend dortiger Parteigrössen die Rede auf die riesige Kongresshalle kam, die in der Nähe errichtet wurde – halb so gross wie das Kolosseum in Rom sollte sie werden –, meinte Hitler, dass man riesige Granitplatten, wie sie in Deutschland nicht zu erhalten seien, benötige. Einer der Anwesenden bemerkte, die ergiebigsten Steinbrüche befänden sich in der Resttschecho-Slowakei (die nun mit einem Bindestrich geschrieben wurde, da die Landesteile politisch voneinander abzurücken begannen). Hitler erwiderte lachend: «Ein Grund mehr!» Zwei Tage darauf beorderte Hitler, der zeitweilig in Goebbels' Villa auf Schwanenwerder wohnte, da die alte Reichskanzlei wegen der Umbauten Speers nicht bewohnbar war, Keitel und Brauchitsch zu einer vertraulichen Unterredung über die anstehenden Probleme in Zusammenhang mit Polen, Ungarn und der Karpato-Ukraine. Brauchitsch hatte den Chef der Nachrichtenabteilung

von Tippeiskirch mitgebracht, der über Prags verbliebene militärische Stärke Bericht erstattete. Hitler äusserte danach, «so klein und unbedeutsam die Resttschechei sei, sie sei immer ein ernstzunehmender Faktor in Mitteleuropa.»

Über die nächsten Schritte waren sich Hitler und Ribbentrops Ratgeber nicht einig. Weizsäcker riet dem Aussenminister im Dezember 1938 nachdrücklich, Hitlers Aufmerksamkeit vom Südosten auf den Nordosten zu lenken, auf den Erwerb Memels und Danzigs, sowie einer breiten und festen Landbrücke durch den «Polnischen Korridor» nach Ostpreussen. Polen, so argumentierte Weizsäcker, geniesse zurzeit nur wenig oder gar keine Sympathie im Ausland. Hitler könne Polen auf das Deutschland genehme Grössenmass reduzieren, ohne dass ein anderes Land für Polen auch nur das geringste tun würde. Ribbentrop war unschlüssig, da er Hitlers wahre Absichten nicht kannte. Er liess im Auswärtigen Amt einen Vertrag aufsetzen, der die Tschecho-Slowakei unter die wirtschaftliche Kontrolle des Reiches bringen sollte, so dass es keine Notwendigkeit für eine militärische Besetzung dieses «komplizierten fremden Volkssplitters» gab. Doch der Entwurf gelangte über das Auswärtige Amt nicht hinaus. «Die nicht gehabte Rache an den Tschechen sollte nunmehr anscheinend doch im Frühjahr kommen», heisst es in Weizsäckers Aufzeichnung von Hitlers Äusserungen.

Doch Hitler plante keineswegs, die Resttschecho-Slowakei durch einen Krieg in seine Gewalt zu bekommen, was er Anfang Dezember 1938 im Verlauf einer weiteren Inspektionsreise entlang der ehemaligen tschechischen Grenzbefestigungen auch klarstellte. Nach dem Imbiss in einem Dorfkrug verkündete er, während zwei Dutzend Generale der Luftwaffe und des Heeres seinen Worten lauschten, dass er Böhmen und Mähren durch politische Manöver knapp am Rande eines Krieges dem Reich eingliedern werde. Offensichtlich spielte er auf die subversive Tätigkeit seiner Helfershelfer in der Slowakei an. Zehn Tage darauf, am 17. De-

zember, wies Keitel im Einklang mit Hitlers Instruktionen die Wehrmachtführung an, sich unauffällig auf eine mehr oder minder widerstandslose Besetzung der Resttschechei – sobald der richtige Zeitpunkt gekommen war – vorzubereiten.

Allein diese Instruktion blieb bis zum Frühjahr 1939 bestehen. Hitler war sich über den Schritt, der danach erfolgen sollte, noch völlig im Unklaren. Konnte er die Westmächte durch diplomatische Manöver und den Westwall lange genug hinhalten, oder musste er, bevor er im Osten offensiv vorgehen konnte, zuerst mit ihnen abrechnen? Am 24. Oktober vertraute er im Teehaus auf dem Kehlstein Ribbentrop abermals an, dass der Krieg mit den westlichen Demokratien in vier oder fünf Jahren unabwendbar sei. Mitte November wurde in England bekannt, dass Chamberlain mehreren oppositionellen Mitgliedern des Unterhauses im geheimen erklärt hatte, der eigentliche Grund für seine «Kapitulation» in München sei ein Zeitgewinn von drei Jahren für die weitere Aufrüstung Englands gewesen, damit es Deutschland besiegen könne. Aus einer anderen Quelle verlautete, dass die Regierung und die königliche Familie im Ernstfall eine Übersiedlung nach Kanada planten, um von dort aus die Verteidigung des Empire zu leiten.

In Goebbels' Villa auf Schwanenwerder beriet sich Hitler am 16. November in vertraulichen Gesprächen mit Keitel und Brauchitsch über die weiteren, ränkevollen Planungen. Ein Vorgehen im Westen, für das er noch keinen Decknamen festgelegt hatte, hing von der Unterzeichnung eines militärischen Beistandspaktes mit Mussolini ab. Deutschland und Italien würden die Westmächte jeweils auf einem anderen Kriegsschauplatz niederringen. Der Italiens sei das Mittelmeergebiet und Nordafrika. Er werde sich zunächst Frankreich vornehmen – mit einem Durchbruch in südwestlicher Richtung zwischen Mosel und Rhein. Die Niederlage Frankreichs würde England der strategisch wichtigen Ausgangsbasis auf dem europäischen Festland berauben. Die Neutralität

der Schweiz, Belgiens und Hollands sollte laut Hitler gewahrt bleiben. Die französischen Grenzbefestigungen liessen ihn unbeeindruckt. «Durchbruch durch Maginot-Linie durchaus möglich», heisst es in der OKW-Weisung vom 26. 11. 1938, «bewiesen durch Versuchsschiessen auf die tschechischen Befestigungen, die der Maginot-Linie nachgebildet sind.»

Solange Hitlers Interesse der Eroberung der Tschechoslowakei galt, kamen die übrigen Staatsgeschäfte zu kurz. Mehrere Wochen waren bereits verstrichen, seitdem er Dr. Lammers eine Unterredung gewährt hatte, um Staatsgeschäfte mit ihm zu besprechen. Ende Oktober sprach Hitler gelegentlich von einer Einberufung des Kabinetts im Dezember, liess aber den Gedanken fallen und wies stattdessen Göring an, den sonst inaktiven «Reichsverteidigungsrat» zusammentreten zu lassen und einen Vortrag zu halten. Am 18. November 1938 hielt Göring dann eine dreistündige Rede. Anwesend waren sämtliche Reichsminister und Staatssekretäre wie auch Brauchitsch, Raeder, die Stabschefs der drei Waffengattungen, Bormann und Heydrich. Er hatte ihnen nur wenig Neues zu sagen und behielt vieles für sich. Er gab bekannt, dass Hitler eine Verdreifachung des Rüstungsniveaus beschlossen habe und dass durch die Aufgaben des letzten Sommers der Wirtschaft des Reiches eine nahezu unerträgliche Last aufgebürdet worden sei. Kurzum, man stand knapp vor dem Bankrott. Die Sicherung der Ernährungsbasis müsse vorläufig vor der Rüstung kommen – also «Butter statt Kanonen». Doch er fügte hinzu: «Die grossen Bauaufgaben des Führers würden durchgeführt, da sie moralische und psychologische Bedeutung hätten.» Im übrigen würde es zu starken Baueinschränkungen kommen. Was dem Reich mit seiner angespannten Haushaltslage über die derzeitige Krise hinweghelfen würde, erläuterte Göring, sei – ausgerechnet [!] – die der Judenschaft auferlegte Geldstrafe von einer Milliarde Reichsmark. Im privaten Kreis bezeichnete Reinhard Heydrich, wie sich aus Helmuth Groscurths Tagebuch ergibt, die antijüdischen Pogrome

im November «als den schlimmsten Rückschlag für das Reich und die Partei seit 1934». Bei ihrem emsigen Bemühen, die Auswanderungspolitik des Reiches in der jüdischen Bevölkerungsgruppe durchzusetzen, hatte die SS geflissentlich jegliches Aufsehen und jeglichen Anlass für eine spektakuläre Empörung des Auslands vermieden. Göring befand sich somit auf seiten der SS – in einer Allianz gegen den radikalen Goebbels. Am 24. Januar gab er dem Innenministerium die formelle Anweisung, unter Heydrichs Leitung eine «Reichszentrale für die jüdische Auswanderung» zu bilden, die die Deportation der Juden regeln und organisieren sollte. Hitlers persönlicher Anteil an diesen antijüdischen Massnahmen beschränkte sich auf passive Beobachtung. Als er am 5. Januar mit dem polnischen Aussenminister Oberst Josef Beck ein Gespräch führte, täuschte er Bedauern vor, dass die Westmächte auf Deutschlands koloniale Forderungen nicht eingegangen seien. «Hätte man von seiten der Westmächte mehr Verständnis für die deutsche Kolonialforderung aufgebracht, so hätte er, der Führer, vielleicht zur Lösung der Judenfrage ein Territorium in Afrika zur Verfügung gestellt, das zur Ansiedlung nicht nur der deutschen, sondern auch der polnischen Juden hätte verwendet werden können», heisst es in der Aufzeichnung der Unterredung. Am 21. äusserte er gegenüber dem tschechischen Aussenminister Chvalkovsky die Drohung: «Die Juden würden bei uns vernichtet.» Als der Tscheche diesbezüglich mitfühlend antwortete, fuhr Hitler fort, wie es in der Niederschrift der Unterredung heisst: «Die Hilfe könne ja nur von den anderen, z.B. England und Amerika, kommen, die unbegrenzte Gebiete hätten, die sie den Juden zur Verfügung stellen könnten.» In seiner ausführlichen Rede vor dem Reichstag am 30. Januar 1939 drohte Hitler unmissverständlich den Juden, die trotz allem in dem von ihm geschaffenen Deutschland ausharren wollten:

«Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen und wurde meistens ausgelacht. In der Zeit meines Kampfes um die Macht

war es in erster Linie das jüdische Volk, das nur mit Gelächter meine Prophezeiungen hinnahm, ich würde einmal in Deutschland die Führung des Staates und damit des ganzen Volkes übernehmen und dann unter vielen anderen auch das jüdische Problem zur Lösung bringen. Ich glaube, dass dieses damalige schallende Gelächter dem Judentum in Deutschland unterdes wohl schon in der Kehle erstickt ist.»

«Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in- und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.»

Der *Völkische Beobachter*, der am nächsten Tag feilgeboten wurde, trug die Schlagzeile:

EINE DER GRÖSSTEN REDEN ADOLF HITLERS
PROPHETISCHE WARNUNG AN DAS JUDENTUM

Als Folge dieser rüden Massnahmen nahm im Verlauf des Jahres 1939 der Exodus der Juden immer mehr zu: 78'000 deutsche und österreichische Juden – 1938 waren es 40'000 gewesen – und 38'000 tschechische Juden verliessen 1939 ihre Heimat. Nach Ausbruch des Krieges hielt der Exodus noch kurze Zeit an und hörte dann im Oktober 1940 auf; bis zu diesem Zeitpunkt war es Heydrich gelungen, etwa zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung aus dem Reich zu vertreiben – rund 300'000 aus Deutschland, 130'000 aus Österreich, 30'000 aus Böhmen und Mähren. Etwa 70'000 von ihnen gelangten – auf Grund der von Heydrichs SD und den Zionisten kurze Zeit gemeinsam verfolgten Ziele – nach Palästina. Zu dieser Zeit befand sich Europa in dem von Hitler entfesselten Krieg. Danach kam er öfters auf seine prophetischen Andeutungen vor dem Reichstag zu sprechen. In einer Rede am 8. November 1942 in München gab er seiner NS-Gefolgschaft zu bedenken: «Man hat mich immer als Propheten ausgelacht. Von

denen, die damals lachten, lachen heute unzählige nicht mehr, und die jetzt noch lachen, werden es vielleicht in einiger Zeit auch nicht mehr tun.»

Hitler mied etliche Wochen die alte Reichskanzlei, da es dort von Speers Bauarbeitern wimmelte. Die Staatsgeschäfte erledigte er telephonisch, zumeist vom Berghof aus. Lammers und Meissner ersuchten ihn öfters, sich für dringende Angelegenheiten mehr Zeit zu nehmen – wie für die Bestätigung der über Schwerverbrecher gefällten Todesurteile. Hitler stand laut Verfassung die Beurteilung eines Gnadengesuches und die Unterzeichnung des Hinrichtungsbefehls zu. Einst hatte ein Verurteilter das traditionelle Recht, sich von der Unterschrift des Kaisers auf dem Exekutionsbefehl zu überzeugen, bevor er aufs Schafott geführt wurde. In der Ära Hitler wurde dieser Brauch weniger eindrucksvoll gehandhabt. Ein Telephonanruf von Schaub an Lammers in Berlin «Der Führer hat das Gnadengesuch abgelehnt!» – genügte, und man drückte den Gummistempel mit der Unterschrift Hitlers auf den Hinrichtungsbefehl. In einem Fall hiess es in der Hitler vorgelegten Akte lediglich, dass die Reichskanzlei in Berlin «die erforderlichen Massnahmen einleiten» werde, wenn Hitlers Entscheidung bis um 22 Uhr am selben Abend nicht eingetroffen sei. Im neuen Deutschland galt ein Menschenleben nicht mehr viel. Als sein Wert noch weiter gesunken war – zurzeit von Stalingrad erklärte Walther Hewel einem Stabsoffizier im OKW: «Wenn Sie den Gedankengang des Führers verstehen wollen, müssen Sie sich die Menschheit als einen Ameisenhaufen vorstellen.»

Das Problem der Inflation sollte Hitler den ganzen Winter hindurch zu schaffen machen und auch seinen Lebensstil beeinträchtigen. Nach dem Krieg sagte Blomberg aus, dass es bei seiner Abreise aus Deutschland im Januar 1938 keinerlei Einschränkungen des Lebensstandards gegeben habe. Doch als er dann im Januar 1939 aus seinem aufgezwungenen Urlaub zurückkehrte, stellte er eine beträchtliche Verschlechterung fest, da die Aufrü-

stung zur Abnahme der Devisen geführt hatte, die zuvor für den Import von Fetten und Nahrungsmitteln verwandt worden waren. Es war kein Zufall, dass die Preisinflation im Mai 1938 einsetzte, mochte das OKW auch die Schuld anderswo suchen. Dr. Hjalmar Schacht, Präsident der Reichsbank, stemmte sich offen gegen Hitlers inflationäre Politik, sah aber keinen Ausweg. Ende 1938 waren 8'223'000'000 Reichsmark im Umlauf; im März waren es 5'278'000'000 gewesen und 1933 nur 3'560'000'000. Am 7. Januar 1939 richteten Schacht und sieben weitere Reichsbankdirektoren eine ernste Warnung an Hitler wegen des inflationären Drucks, der sich aus den jüngsten «Auslandsoperationen» ergebe. Die gegenwärtige steuerliche Belastung würde die «unbeschränkten öffentlichen Ausgaben» nicht ausgleichen. Hitler war über diese an Meuterei grenzende Kritik tief bestürzt. Im Februar warnte er in einer Geheimrede vor Truppenkommandeuren: «Es darf nicht so sein, dass irgend jemand auf der Welt auch nur den leisesten Gedanken haben kann, als gäbe es in Deutschland vielleicht irgendeine Institution, die einer anderen Meinung wäre als die offiziell durch den Führer ausgesprochene.»

Vermutlich versuchte Schacht mit seinem Schreiben zu beweisen, dass seine fachmännische Beratung für Hitler unverzichtbar sei. Sie war es jedoch nicht. Hitler argwöhnte – zu Recht –, dass Schacht Geheimkontakte zu ausländischen Regierungen unterhielt.* Am 19. Januar beorderte er Schacht in die Reichskanzlei,

* Montagu Norman, 1920-1944 Präsident der Bank von England, vertraute dem amerikanischen Botschafter in London an, dass Schacht ihn sechzehn Jahre lang ständig über die prekäre Finanzlage Deutschlands informiert habe. Kennedy berichtete darüber am 27. Februar 1939 nach Washington. 1945 setzte sich Norman während des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses über Harry Phillimore, einen Freimaurer im englischen Anklägersteam, für Schacht, der gleichfalls Freimaurer war, ein. Die amerikanischen Ankläger lehnten Phillimores Fürsprache rundweg ab. Richter Birkett aus England plädierte jedoch mit Erfolg für einen Freispruch.

Vor den Reichstagsabgeordneten äusserte Hitler am 30. Januar 1939 die häufig zitierte «Prophezeiung», dass ein vom internationalen Judentum ausgelöster Krieg mit der Vernichtung der Juden in Europa enden würde. Unter den Zuhörern befanden sich auch Rudolf Hess und Ribbentrop (Ribbentrop Collection).



Einige Tage darauf – am 12. Januar – verblüffte Hitler – hier überragt von Ribbentrops rothaarigem Protokollchef Baron Alexander von Dörnberg – das versammelte diplomatische Korps durch ein längeres Gespräch mit dem sowjetischen Botschafter Alexej Merekalov; damit gab er Stalin erstmals zu verstehen, dass er unter die Vergangenheit einen Schlusstrich ziehen könnte (Ribbentrop Collection).



Ribbentrop, der nicht konsultiert worden war, missbilligte die von Hitler befohlene Besetzung der Resttschechei durch deutsche Truppen und die Proklamation des «Protektorates» am 16. März. Er sagte den endgültigen Bruch mit England voraus (Hewel Collection).

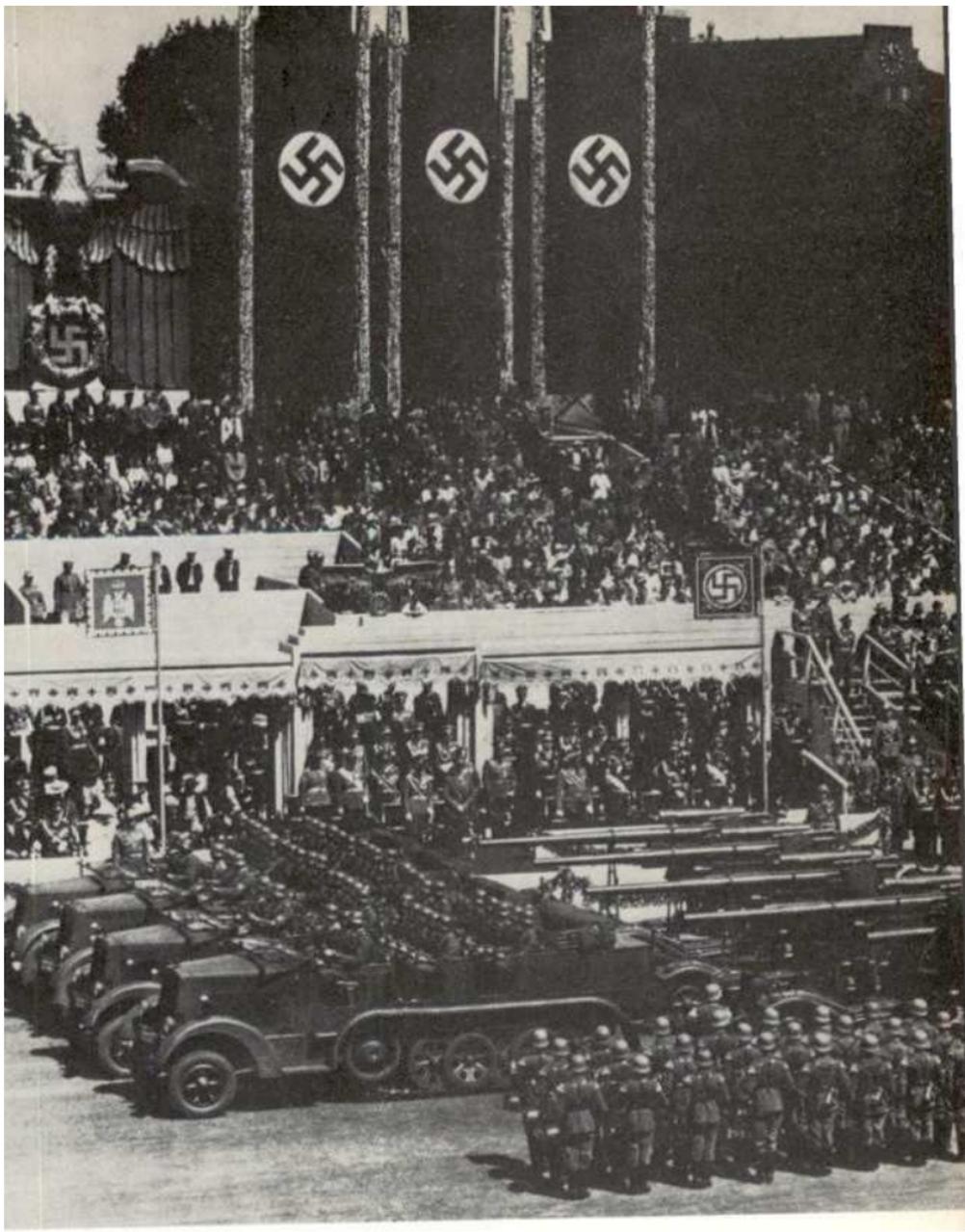




An seinem 50. Geburtstag im April 1939 hielt Hitler eine geheime Ansprache vor den Oberbefehlshabern der Wehrmacht. Er gab unmissverständlich zu verstehen, dass es zum Krieg kommen werde. Beim Verlassen der Reichskanzlei machte General Walther von Brauchitsch (links) einen weniger begeisterten Eindruck als Göring und Grossadmiral Erich Raeder (Ribbentrop Collection).

Dr. Theo Morell, Hitlers Leibarzt, übte einen beträchtlichen Einfluss auf ihn aus. «Er war der einzige Arzt, der mich heilen konnte», entgegnete Hitler missgünstigen Kritikern von Morell (Hoffmann Collection).





Napoleon hatte einmal gesagt: «In einem Krieg überwiegt das Geistige, und die Meinung macht über die Hälfte der Realität aus.» In den Jahren 1938 und 1935 nutzte Hitler jede sich bietende Gelegenheit zur Zurschaustellung seiner Wehrmacht und zur Vorführung ihrer abschreckenden Waffen (Ribbentrop Collection).



Oben: Am 24. Mai 1939 unterzeichnete der italienische Aussenminister Graf Galeazzo Ciano den deutsch-italienischen «Stahlpakt» in Hitlers Reichskanzlei. Aber die Ziele Deutschlands und Italiens wichen zu sehr voneinander ab. Hitler behielt seine wahren Absichten für sich, und Ciano (unten links) verging bald das Lachen, als er sich am 12. August zu Gesprächen auf dem Berghof einfand (Ribbentrop und Eva Braun Collections).



stellte ihn ob des beträchtlichen Mangels an Sympathie für die NS-Partei in der Reichsbank zur Rede und überreichte ihm die von Lammers ausgefertigte Entlassungsurkunde. Am selben Tag entledigte sich Hitler auch seines persönlichen Adjutanten Fritz Wiedemann, den er verdächtigte, Staatsgeheimnisse der Auslandspresse und, wie in Wien erbeutete Dokumente bewiesen, Agenten des Schuschnigg-Regimes zugespielt zu haben. Ihre letzte Unterredung war kurz und von verletzender Sachlichkeit. «Sie wollten schon immer Generalkonsul in San Francisco werden», sagte Hitler zu Wiedemann. «Ihr Wunsch hat sich erfüllt.»

Im Januar 1939 liess Keitel Generalstabschef Haider in einem knapp gehaltenen Schreiben des OKW mitteilen, dass das Heer bis 1943 die Aufstellungen zu vollenden und keine Mobilmachungsvorbereitungen zu treffen habe. Auf Anraten des OKW beschloss Hitler, 1939 die Waffenproduktion für das Heer einzustellen, damit die Programme der Luftwaffe und der Marine mit Vorrang durchgeführt werden konnten. Dadurch würden alle drei Waffengattungen um 1944 dasselbe Niveau erreichen. In einer Konferenz zwischen Vertretern der Marine und der Luftwaffe vom 24. November 1938 erklärte Jeschonnek, es sei das Ziel Görings, dass die Luftwaffe 1942 16 Jagdgeschwader und 58 Kampfgeschwader – vornehmlich He 177 und Ju 88 – umfasse. Von den 58 Kampfgeschwadern würden 13 in der Kriegsführung gegen Seeziele und im Minenkrieg ausgebildet werden.

Am 17. Januar 1939 legte Admiral Raeder die endgültige Fassung des Z-Plans der Kriegsmarine Hitler in der Reichskanzlei vor. Zehn Tage darauf gab Hitler einen bedeutsamen «Führerbefehl» heraus, worin dem Aufbau der Kriegsmarine dem der beiden anderen Wehrmachtsteile gegenüber absoluter Vorrang eingeräumt wurde. Noch bedeutsamer ist, dass Göring als Beauftragter für den Vierjahresplan diesem seine volle Unterstützung angedeihen liess. Hitler versicherte Admiral Raeder abermals, er werde in den nächsten Jahren die deutsche Kriegsmarine nicht einsetzen.

Doch was nützten Deutschland die modernsten Waffen, wenn seine Heerführer, seine Generale vor deren Einsatz zurückschreckten? Das war die Sorge Hitlers. «Der tapfere Mann wird sich unter allen Umständen wehren», verkündete Hitler am 18. Januar. «Dem feigen aber können Sie Waffen geben, soviel Sie wollen. Er wird stets die Argumente für die Kapitulation finden.» Anfang 1939 beschloss er, mit seiner Beredsamkeit, seiner grössten Gabe, da Abhilfe zu schaffen.

Keiner seiner Generale und Ratgeber sprach ihm diese Macht ab. Hitler vermochte seine Umgebung gleichsam zu hypnotisieren, ihre von der Realität bestimmten Argumente mit einer einprägsamen Behauptung, für die sie keine Erwiderung parat hatten, zu entkräften. Im August 1944 erreichte er durch eisiges Schweigen dieselbe Wirkung, so dass der Betreffende – Feldmarschall Schörner – von sich aus seinen Standpunkt revidierte. Er zog die Massen in seinen Bann, ob er nun einen sorgfältig abgefassten Text vortrug, an dem er bis in die späte Nacht hinein gefeilt und gearbeitet hatte, oder aus dem Stegreif sprach, wobei er jede Geste, jede Lachpause auf die Stimmung seiner Zuhörer abstellte. Goebbels war ein versierter, mitreissender Redner. Hitler hingegen sprach ein österreichisch gefärbtes Deutsch und war mitunter schwer zu verstehen. Seine Reden waren langatmig und seine Grammatik eigenwillig. Dennoch rief er auf seine Weise die gleiche hysterische Begeisterung hervor. (Wer im Februar 1942 Hitlers Rede in Berlin vor neuernannten Offizieren, auf dem Höhepunkt des verzweifelten Abwehrkampfes des deutschen Heeres an der im Frost erstarrten Ostfront, hörte und die von ihm geweckte Begeisterung miterlebte – als Hitler mit entschlossener Miene, heiser von seiner Suada über den langwierigen bevorstehenden Kampf, das Rednerpult verliess, dann aber ob der jähren, stürmischen Beifallsrufe der zehntausend Heeresoffiziere, die darauf spontan das Deutschlandlied anstimmten, innehielt – wer das erlebte, zweifelte nicht daran, dass der Führer Deutschlands die Menschen in seinen

Bann schlagen konnte, wie es in der Vergangenheit niemand vermochte und wie es seitdem gewiss niemand mehr gelungen ist.) Durch einen seltenen Glücksfall sind die drei Reden, mit denen Hitler im Frühjahr 1939 General Becks Denkungsart ausmerzen und sein Offizierskorps auf den Krieg ausrichten wollte, erhalten geblieben.* Kein Auszug vermag das Ambiente wiederzugeben. Diese Geheimreden sind von brutaler Offenheit. Hitler legte das rassistische Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung dar, die wirtschaftlichen Erwägungen, die ihn zum weiteren Vordringen nach Osteuropa zwangen, und die Unabwendbarkeit des Krieges. In diesem Krieg erwartete er von seinen Offizieren, dass sie ihm unerschütterlich dienten, ehrenvoll starben und ihren Soldaten wahre Führungsqualitäten demonstrierten. Seine Verachtung für den Geist der einstigen Reichswehr äusserte er bereits in der ersten Rede – am 18. Januar 1939 – vor 3'600 Leutnants der Wehrmacht, die drei Oberbefehlshaber wie auch Keitel waren gleichfalls zugegen, in der Mosaikhalle der neuen, von Speer erbauten Reichskanzlei. «Denn nur zu häufig schleichen sich im Laufe der Zeiten Auffassungen ein wie die, dass der Mut und die Tapferkeit wohl Tugenden des Soldaten, d. h. des geführten Soldaten, sein müssen, jedoch weniger Bedeutung besitzen an denen und für jene, die zur Führung berufen sind, dass dort anstelle des Mutes dann mehr die Klugheit und die Weisheit zu treten habe.» Er forderte von den jungen Leutnants, dass sie sich um eine optimistische Haltung bemühten, da der Pessimismus ihr ärgster Gegner sei – er zeuge Defätismus und Niederlage. «Welchen Glauben verlange ich nun von Ihnen?» fragte er sie. «Ich verlange

Die Reden wurden seinerzeit vom deutschen Rundfunk auf Platten aufgezeichnet, allerdings nicht für eine Rundfunkausstrahlung. Die im Februar 1940 nach den Schallplatten angefertigten maschinengeschriebenen Übertragungen wurden unter den Akten der «Parteiämtlichen Prüfungskommission» in einem Safe in Berlin gefunden, der im Juni 1961 auf Veranlassung der alliierten Behörden aufgebrochen wurde.

von Ihnen, meine jungen Offiziere, den bedingungslosen Glauben, dass unser Deutschland, unser Deutsches Reich einmal die dominierende Macht Europas sein wird, dass keine andere Macht in der Lage sein wird, uns dabei zu hemmen, geschweige denn zu brechen.» Im Verlauf der Rede ging er sogar noch weiter: «Und nun will ich hier Ihnen das aussprechen, was auch für Sie Leitstern sein muss Ihr ganzes Leben lang: Es ist mein unerschütterlicher Wille, dass die deutsche Wehrmacht die stärkste Wehrmacht der ganzen Welt wird.» Zum Abschluss sagte er: «Und nun vor allem aber, meine Offiziere, seien Sie fähig und unerschütterlich in der Zeit des Unglücks. Soldaten erkennt man nicht nach den siegreichen Schlachten, sondern immer nur nach den Niederlagen.» Eher ein Vortrag war seine zweite Rede, die er am 25. Januar anlässlich eines Essens in der Reichskanzlei vor 217 Offizieren – darunter sämtliche kommandierenden Generale und Admirale – hielt. Er veranschaulichte seine Thesen am Beispiel des Britischen Empire und der menschlichen Qualitäten, die es zuwegegebracht hatten.

«Die Weltreiche sind alle entstanden durch Tatkraft, und sie sind zugrundegegangen durch Pazifismus. Wenn das Britische Weltreich in den Jahrhunderten seiner Begründung jene Kräfte und jene Tendenzen zur Auswirkung gebracht hätte, die es heute erhalten wollen, dann wäre es niemals entstanden. Die Engländer sagen es auch. Sie sagen: Ja, damals sind wir brutal gewesen, damals waren wir [es] natürlich – wir geben das zu, das sind Schandflecke in unserer Geschichte – wir sind damals blutgierig gewesen, wir waren rachsüchtig, und wir haben gemein gehandelt. Aber das haben wir abgelegt. Heute sind wir ganz anders geworden. – Wenn die Engländer wirklich ganz anders geworden sein sollten, dann werden sie auf die Dauer das nicht halten können, was sie früher durch die anderen Eigenschaften erworben haben.»

Sodann machte er mit seinen geduldigen, illustren Zuhörern eine

Exkursion durch die deutsche Geschichte, von der Zeit der Eroberung durch die Römer an, um seine These zu beweisen – dass nämlich das Überleben eines Staates nicht allein von einem Führer, sondern von einer ganzen Führerelite abhängt, einer «Führungsauslese», wie sie die nationalsozialistische Partei durch einen nahezu Darwinschen Prozess der natürlichen Auslese in der Kampfzeit hervorgebracht habe. 1918 sei Deutschland erlegen, weil die gesamte nationale Führungsschicht versagt habe.

Auch ihnen legte Hitler dasselbe feststehende Endziel dar – das neue Reich, wie es einmal werden sollte. Dieses Ziel würde all das erlittene und künftige Leid Deutschlands wettmachen. Denn seine Heere hätten den vorangegangenen Soldatengenerationen eines voraus: «Die sind damals in ein Traumland hineinmarschiert, [wie] wenige vielleicht es ahnen konnten, keiner erkennen, während wir heute bereits vor uns das Ziel sehen.»

Zu der dritten Rede veranlasste ihn sein Wehrmachtsadjutant Oberst Schmudt. Am 10. Februar 1939 um 18 Uhr sprach Hitler hinter verschlossenen Türen in der Kroll-Oper in Berlin vor sämtlichen Obersten und Kapitänen im Kommandeursrang. Abermals waren die Oberbefehlshaber der drei Waffengattungen zugegen. Diesmal waren sogar Hitlers engste Mitarbeiter über die unverblühte Darlegung seiner künftigen Pläne und Massnahmen überrascht. Er schilderte seine Enttäuschung ob des mangelnden Verständnisses einiger Offiziere für sein Vorgehen im Jahre 1938 und versuchte aufzuzeigen, dass München nur ein Glied in einer sorgfältig geschmiedeten Kette von Ereignissen gewesen sei. Einige Ereignisse seien zugegebenermassen früher als von ihm vorhergesehen eingetreten – so habe er bereits 1936 das Rheinland besetzen lassen, obgleich das laut Zeitplan erst 1937 eintreten sollte. «Wenn nun das Jahr 1938 mit dem vielleicht grössten Triumph zunächst in unserer neueren Geschichte abgeschlossen hat, dann ist selbstverständlich auch das nur ein Schritt auf einem langen Weg, der uns, meine Herren, vorgezeichnet ist», betonte er.

Manche Argumente waren bekannt – die Notwendigkeit, kommende Generationen vorm Hungertode zu bewahren, die Tatsache, dass kein künftiger Staatsführer seine Autorität besitzen werde und dass Deutschlands an Zahl überlegene Gegner «kein [rassisch] geschlossener Volkskörper» seien. Seit 1933 habe er gekämpft, um Deutschlands militärische Stärke und Weltgeltung wiederherzustellen. In Hamburg plane er den Bau der grössten Brücke auf der Welt und die Errichtung von Hochhäusern, die mit denen in den Vereinigten Staaten mithalten könnten. Zwar unterstütze nun der Grossteil des deutschen Volkes die nationalsozialistische Idee, aber sein Traum sei die Herstellung eines Bundes zwischen dem deutschen Volk und der Wehrmacht, wie es ihn zur Zeit der Reichswehr nicht gegeben habe. Und beide Teile müssten ihm blindlings vertrauen.

«Ich glaube auch, dass es schon etwas Einmaliges in der Weltgeschichte ist, wenn ein Mann in einem Jahre 1919, also vor 20 Jahren, eine politische Tätigkeit aufnimmt, in meiner Lage, mit meinen Voraussetzungen, und 20 Jahre später zu *dem* Resultat kommt. Das alles, meine Herren, habe ich erreicht durch die Treue der von mir geschaffenen Bewegung, die blind hinter mir stand, nicht nur in guten Tagen, sondern auch in schlimmen Tagen. Es ist nicht zuviel verlangt, wenn ich diese gleiche Forderung in erster Linie an den deutschen Offizier stelle. Ja, noch mehr. Es ist nicht so, dass ich mich damit zufrieden geben könnte, dass der deutsche Offizier hinter mir steht, wenn ich einen Befehl gebe, und besonders in Zeiten, in denen es gut geht. ... Ich muss vom deutschen Offizier verlangen, dass selbst, wenn ich in meinem Kampf für diese Weltanschauung vom ganzen anderen Volk im Stich gelassen würde, dass dann erst recht der ganze deutsche Soldat, das gesamte Offizierskorps, Mann um Mann, vor und neben mir steht. ... Denn sechs Jahre lang, meine Herren, haben wir jetzt ja doch nur Glück über Glück gehabt. In diesen sechs Jahren haben wir

wirklich Wunder erreicht. Es hätte ja auch anders gehen können, meine Herren.»

Ihre nicht geringe Aufgabe sei nun, drei Jahrhunderte des Niedergangs wettzumachen. Seit dem Westfälischen Frieden sei das Reich von Weltgeltung zu politischer Ohnmacht gesunken. Doch 1939 habe er, Hitler, Deutschland an die Schwelle eines neuen Zeitalters geführt.

«Und wir alle haben die Pflicht, diesen kommenden Weg kühl und entschlossen zu gehen, jede Gelegenheit vor allem wahrzunehmen. Verstehen Sie eines, meine Herren, die grossen Erfolge der letzten Zeit sind uns nur deswegen geworden, weil ich die Gelegenheiten wahrgenommen habe. ... Man hat damals [im kaiserlichen Deutschland] auch aus tausend Überlegungen, in Wirklichkeit immer unter dem Einfluss des Ratgebers Feigheit, diese Wege nicht gefunden oder nicht finden oder nicht sehen wollen. Es waren auch immer Einwände derart, dass man sagte: Wir sind militärisch im Augenblick nicht ganz fertig.»

«Ich habe mir vorgenommen, die deutsche Frage zu lösen, d. h. das deutsche Raumproblem zu lösen», verkündete er emphatisch. «Nehmen Sie es zur Kenntnis, dass, solange ich lebe, dieser Gedanke mein ganzes Dasein beherrschen wird. Seien Sie weiter der Überzeugung, dass, sowie ich glaube, in irgendeinem Augenblick einen Schritt hier vorwärts zu kommen, dass ich dann augenblicklich immer handeln werde, dass ich dabei auch vor dem Äussersten nie zurückschrecken werde, weil ich der Überzeugung bin, dass so oder so diese Frage gelöst werden muss und weil ich mich nicht damit abfinden will, zu sagen: Gott, das müssen eben dann Leute hinter uns machen.»

Er verlange von seinen Offizieren, sagte er den Obersten der Wehrmacht, dass sie in die Schlacht ziehen müssten mit Degen und nationalsozialistischer Weltanschauung wie einst ihre Vorfahren mit Schwert und Bibel. Er selbst werde nie zögern, dem Feind eng an der Klinge zu bleiben.

«Das Ansehen, das Prestige, das wir uns errungen haben, das wahren wir am besten dadurch, dass wir ununterbrochen jede kleinste Möglichkeit wahrnehmen, um sofort wieder einen neuen Erfolg zu erzielen. So gewöhnen wir uns alle – ich möchte sagen – an den Feind, und der Feind gewöhnt sich langsam, sich abzufinden mit der deutschen Stärke.

Seien Sie daher nicht überrascht, wenn auch in den kommenden Jahren bei jeder Gelegenheit irgendein deutsches Ziel zu erreichen versucht wird, und stellen Sie sich dann, bitte sehr, im gläubigsten Vertrauen hinter mich. Seien Sie vor allem der Überzeugung, dass ich diese Probleme dann sehr gründlich mir vorher schon immer überlege, dass ich mir alles überdenke und dass, wenn ich aber einmal den Entschluss verkünde, das oder das durchzuführen, dass dieser Entschluss dann an sich ein unabänderlicher ist, dass ich ihn gegen jede Gewalt durchsetzen würde.»

Das waren im Februar 1939 die Worte Adolf Hitlers an seine Wehrmacht.

Teil II

Dem Gelobten Land entgegen

«Doch hört ihr der Trompete Ruf
in langgehalt'nem Klang ertönen,
dann wachet auf, eilt all' herbei:
Freiheit verkünd' ich Romas Söhnen.»

Richard Wagner, *Rienzi*

In Hitlers Reichskanzlei

Als Hitler am 8. Januar 1939 mit dem Zug nach Berlin zurückkehrte, war Albert Speers neue Reichskanzlei bereits vollendet. Die langgezogene Vorderseite – gelber Stuck und grauer Stein – säumte die Vossstrasse auf einer Länge von gut zweihundert Metern. Alles übertraf das übliche Mass. Die regungslosen, grauuniformierten Wachtposten wirkten zwergenhaft neben den emporstrebenden Pfeilern, schienen ein Bestandteil der Gebäude zu sein und fielen erst auf, wenn sie vor vorübergehenden Offizieren das Gewehr präsentierten. Hinter den schweren Flügeltüren hielten sich Amtsdienstler in brauner Livree zur Verfügung, und uniformierte Wachen überprüften die offiziellen Passierscheine.

Die Korridore waren mit Platten aus poliertem Marmor verkleidet und mit Teppichen bedeckt, die jegliches Geräusch erstickten. In den vierhundert Räumen der neuen Reichskanzlei waren der Beamtenapparat und die Parteileitung untergebracht. Im linken Trakt befanden sich die Amtsräume von Hans Lammers, dem Chef der Reichskanzlei; im rechten die von Otto Meißner geleitete Präsidialkanzlei. Im obersten Stockwerk befand sich die Philipp Bouhler unterstellte «Kanzlei des Führers der NSDAP». Anfangs war sie für Hitlers Schriftverkehr zuständig gewesen. Doch 1938 und 1939 gehörten zu ihrem Zuständigkeitsbereich bereits solche ruchlose Projekte wie die von Ärzten durchgeführte Euthanasie.

1941 konnte ihr Expertenstab mühelos bei den anlaufenden, umfassenden Liquidierungsprogrammen eingesetzt werden. Allenthalben wiesen gelbe Markierungen den Weg zu den Luftschutzräumen. Es war ein solider Bau, der in seiner Grundsubstanz bis 1943 unbeschadet blieb. Es gibt ihn nicht mehr; nach dem Krieg ist er dem Erdboden gleichgemacht worden. Nichts ist von ihm übriggeblieben ausser einigen Tafeln oder Tischplatten aus rotem

Marmor, die das Heim eines ehemaligen Generals oder Mitarbeiters Hitlers zieren.

Die Prunkräume befanden sich im Erdgeschoss. Besucher fuhren im Ehrenhof vor und wurden durch eine Flucht von immer prachtvolleren Sälen zum Arbeitszimmer des Führers geleitet. Nach dem Empfangssaal kam der Mosaiksaal, dessen Marmorboden und Wände Mosaike in sanften Gold- und Grautönen schmückten. Sodann schritt der Besucher durch riesige Portale, die Adler aus vergoldeter Bronze und Stein flankierten – ein Hakenkreuz in den Fängen –, und durch eine runde Halle mit einer Kuppel in einen prächtigen Raum mit Säulen aus rotem Marmor, der laut Hitlers Anweisung die «Marmorgalerie» genannt wurde.

Dahinter befand sich ein grosser Saal, der bei Staatsempfängen benützt wurde. Von der Marmorgalerie aus konnte der Besucher zu Hitlers Arbeitszimmer geleitet werden, einem weiträumigen Gemach mit schweren Lüstern und einem riesigen pastellfarbenen Teppich. Drei Köpfe zierten die Frontpaneele des grossen Schreibtisches. Einer war das Haupt der Medusa mit dem Haar sich windender Schlangenleiber.

Hitler hielt sich nur selten in der neuen Reichskanzlei auf. Er wohnte und arbeitete weiterhin im alten Gebäude, das sich im rechten Winkel an Speers Schöpfung anschloss. Im ersten Stockwerk der alten Reichskanzlei befand sich seine Wohnung – eine Eingangshalle und ein «Gartenzimmer» mit vier weiteren Räumen, die alle zu einem alten Garten von nahezu klösterlicher Abgeschlossenheit führten. Die beiden Kanzleien waren durch einen grossen Speisesaal und einen Korridor miteinander verbunden. Da auch Schaub, Brückner und seine übrigen persönlichen Adjutanten dort wohnten, herrschte in dem Gebäude Enge. Zudem war es altmodisch, was Hitler jedoch gefiel. Hier befanden sich das Reiterstandbild Friedrichs des Grossen, das ihm François-Poncet geschenkt hatte, und Lenbachs Bismarckporträt. Da gab es

eine anheimelnde antike Kommode mit einer alten Uhr, zwei Statuen von springenden Pferden in Wandnischen und in einer weiteren vier Figuren eines österreichischen Bildhauers. In diesem Gebäude befand sich Hitlers eigentliches Arbeitszimmer, ein Raum von zehn Meter Länge mit einem Fenster hinter dem Schreibtisch, von dem aus man auf den Garten der Reichskanzlei blickte. Die Wände waren mit tiefroten Stofftapeten bespannt. Eine Reihe stabiler, von Troost entworfener Stühle hatte die fragilen Louis-Quatorze-Möbel ersetzt, nachdem vor vier Jahren einem gewichtigen Maharadscha aus Indien ein Missgeschick zuge-
stossen war.

Im Januar 1939 kam es in dem neuen Gebäude nur zu einem Vorfall von einiger Bedeutung. Dabei war er so geringfügig, dass er damals nur den aufmerksamsten politischen Beobachtern auffiel. Zu ihm kam es während des Neujahrsempfangs der Diplomaten, der – neben Görings offizieller Geburtstagsfeier – im amtlichen Berlin das neue Jahr eröffnete. Um genau zu sein, ereignete sich um die Mittagszeit des 12. Januar 1939.

Hitler, mit seinem braunen Parteirock bekleidet, was bei einem derartigen Anlass ungewöhnlich war, wartete im Kabinettszimmer, bis es zwölf Uhr war. Er hörte die Diplomaten ankommen, die Ehrenbezeugungen der Wache, den Ablauf des Protokolls. Der Musikzug spielte, wenn die Ehrenwache vor Botschaftern das Gewehr präsentierte; bei Gesandten ertönte nur Trommelwirbel, indes diplomatische Geschäftsträger Totenstille empfing. Hitler hatte mittlerweile Gefallen an derlei Gepränge gefunden und machte auch bewusst von ihm Gebrauch. Im Juli hatte er angewiesen, dass der ägyptische Minister mit allen militärischen Ehren auf dem Berghof zu empfangen sei, indes dem russischen Botschafter solche Ehrenbezeugungen nicht zuteil werden durften. Gegen Mittag betrat Hitler dann den grossen Empfangssaal, wo sich die Diplomaten in einem Halbkreis aufgestellt hatten, und plazierte sich unter die beiden Kristalllüster, so dass er seine Ansprache ohne

Brille verlesen konnte. Danach schüttelte er der Reihe nach jedem Diplomaten kurz die Hand. Als er beim russischen Botschafter Aleksej Merekalov anlangte, hielt er inne und begann ein Gespräch. Merekalovs Deutschkenntnisse waren zwar ungenügend, aber in der Welt der Diplomaten samt ihren Eifersüchteleien war der Gesprächsinhalt unbedeutend. Was zählte, war die Gesprächsdauer. Hitler unterhielt sich mit Merekalov etliche Minuten. Auf diese Weise gab er Moskau zu verstehen, dass er die Unstimmigkeiten in der Vergangenheit vergessen könnte/'

Seit zwei Jahrzehnten hatte die russisch-deutschen Beziehungen gegenseitiges Misstrauen, wenn nicht gar stetige Gegnerschaft gekennzeichnet. Die 1922 in Rapallo vorsichtig begonnene Zusammenarbeit hatte bis 1933 angehalten, da die beiden verfeindeten Länder, wie sie feststellen mussten, manches gemeinsam hatten. Deutschland blickte ostwärts auf Oswald Spenglers «Morgenland»; Moskau hingegen hoffte auf ein kommunistisches Deutschland. Deutschland lieferte Spezialgeräte und technisches Wissen, Russland stellte Rohstoffe und Übungsgelände für die geheime Ausbildung der Reichswehr zu Verfügung. Als General der «Schnellen Truppen» hatte Heinz Guderian sich auf russischem Boden im Panzerkampf geübt und Versuchsmodelle von Krupp-Panzern getestet. Hans Jeschonnek, der neue Stabschef der Luftwaffe, gehörte zu den Hunderten von Luftwaffenoffizieren, die die deutsche Flugschule bei Lipetsk nahe Woronesh im südlichen Mittelrussland durchlaufen hatten – eines der Ergebnisse des Abkommens von Rapallo. Die Reichswehr hatte die Russen mit deutschsprachigen militärischen Handbüchern und Waffenmodellen versorgt und in Deutschland Stabslehrgänge durchgeführt. Auch der Handel hatte floriert. Bei Hitlers Machtergreifung

Das ist keineswegs nur eine Mutmassung. Am 22. August 1939, am Vorabend seines Paktes mit Stalin, brüstete sich Hitler vor Generalen, dass er von jenem Empfang an darauf hingearbeitet hätte.

schuldete Russland für Importe dem Reich 1,2 Milliarden Reichsmark.

Die NS-Revolution von 1933 machte Moskaus damalige Bestrebungen in Deutschland zunichte. Adolf Hitler war der Verfasser von «Mein Kampf», und Kapitel XIV, in dem er seinen pathologischen Hass auf die Sowjetunion und seine auf sie ausgerichteten Eroberungspläne offenbarte, wurde weiterhin in jeder Neuauflage unverändert abgedruckt. Hitlers aggressiver Austritt aus dem Völkerbund und sein 1934 mit Polen abgeschlossener Nichtangriffspakt veranlassten Stalin, eine Politik kollektiver Sicherheit einzuschlagen. Er trat dem Völkerbund bei, den Hitler eben verlassen hatte, und vereinbarte mit Frankreich und der Tschechoslowakei Beistandsabkommen. Hitler bewunderte insgeheim, wie der Bolschewismus die «slawischen Untermenschen», so nannte er sie, «der Tyrannei einer herrschenden jüdischen Clique» unterworfen hatte. Denn sie entsprach genau der Führungselite, um deren Heranbildung er sich in Deutschland bemühte. Beide Seiten bereiteten sich auf einen Krieg gegeneinander vor. Stalin reorganisierte 1935 seine Streitkräfte und strebte ein stehendes Heer von rund 1,6 Millionen Mann an. Im März 1936 erfuhr er, dass Hitler im Reichstag offen von den immensen Bodenschätzen des Urals gesprochen hatte, von den endlosen fruchtbaren Ebenen der Ukraine, auf denen eines Tages die Deutschen «in Überfluss schwimmen» würden. Stalin modernisierte die Industrie und stellte sie auf Kriegsproduktion um. Strategisch wichtige Überlandstrassen wurden gebaut – drei parallel verlaufende Strassen zur lettischen Grenze und zwei gute Rollbahnen von Moskau nach Minsk und von Kiew zum polnischen Wolhynien.

Bis 1939 hatte Hitler Russlands militärische Stärke gering geschätzt. In seinen Geheimreden im Jahre 1938 bezeichnete er die Sowjetunion als eine Quantite negligeable. Doch Anfang 1939, nachdem er erkannt hatte, dass Polen sich gegen eine Helfershelferrolle stemmte, dämmerte ihm, dass er Stalins Unterstützung – in

der einen oder anderen Weise – benötigen werde. Nach dem Abkommen von München hatte Hitler gegenüber Polen vorsichtig seine ersten Forderungen vorgebracht – die Rückkehr Danzigs und einen Landzugang nach Ostpreussen. Aber Polen hatte ihm nicht nur eine Abfuhr erteilt, sondern begann sich noch fester im «Polnischen Korridor» zu verschanzen, indem es seine neue Hafenstadt Gdingen auf 250'000 Einwohner und die alte deutsche Stadt Thorn durch den Zustrom polnischer Siedler auf 500'000 Einwohner anwachsen lassen wollte.

Auf die Dauer konnte Hitler seine Differenzen mit Polen nicht vor sich herschieben. Ostpreussen war für seine Ostpolitik, seinen künftigen Kreuzzug nach Osten, unabdingbar. Die Hauptstadt Königsberg – das heutige russische Kaliningrad – war durch und durch von deutscher Kultur geprägt. In dem aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Dom ruhten die sterblichen Überreste Kants und vieler Angehöriger des Hauses Hohenzollern. Hitler hatte ein strategisches Interesse an Ostpreussen. Aber die Bevölkerung des Landes war verarmt und nahm an Zahl ab. Das Land war steuerlich über Gebühr belastet und unterkapitalisiert – eine Folge, wie er am 12. Mai 1942 äusserte, der Torheit der ehemaligen preussischen Regierung, die die Provinz als Strafkolonie für Lehrer, Beamte und Offiziere behandelte, die sich im Reich hatten etwas zuschulden kommen lassen. Am 1. Februar 1939 nahm sich Hitler dieses Problems mit einem Geheimerlass «Über die Festigung der östlichen Grenzgebiete» an, wobei der Menschen- und Kapitalflucht aus Ostpreussen durch wirtschaftliche Massnahmen Einhalt geboten und eine gegenteilige Entwicklung angebahnt werden sollte. Schon Jahre zuvor hatte er sich geschworen, Danzig, den grössten Hafen, «das nordische Nürnberg», was seine Architektur anlangte, heimzuholen ins Reich. Seitdem er diesen Schwur getan hatte, trug er das Wappen Danzigs – ein silbernes Segelschiff auf blauen Wellen – als Mahnung eingraviert auf seinen Manschettenknöpfen.

Die Hafenstadt Memel, nach dem Weltkrieg von Litauen annektiert, bereitete da nicht so viele Schwierigkeiten. Während der polnisch-litauischen Krise im März 1938 * hatte Hitler Keitel mit der Ausarbeitung von Eventualplänen für den Fall beauftragt, dass die Polen Memel in ihren Besitz bringen wollten. Seitdem nahm jede OKW-Weisung auf diesen Hafen Bezug, so auch die OKW-Weisung vom November 1938, wo es noch um einen gleichzeitig stattfindenden Handstreich gegen Danzig ging, falls das nicht zu einem Krieg mit Polen führte. Seit September hegte Hitler die Hoffnung, dass er die unblutig verlaufende Wiedereingliederung Danzigs von Polen für die Überlassung der von Polen beanspruchten Karpato-Ukraine einhandeln könne. Ribbentrop unterbreitete am 24. Oktober dem polnischen Gesandten Josef Lipski diesen Gedanken. Lipski gab ausweichend zur Antwort, dass die öffentliche Meinung in Polen einen derartigen Handel derzeit nicht hinnehmen werde. Im November bestätigte er, dass Warschau diesem Kuhhandel zurückhaltend gegenüberstehe. Hitler liess sich davon nicht ernüchtern und lud den polnischen Aussenminister Oberst Josef Beck, der in Monte Carlo weilte, zu einem Besuch im neuen Jahr ein. Das Treffen fand am 5. Januar 1939 auf dem Berghof statt. Es war Hitlers letzter persönlich unternommener Versuch, die Polen zu einem Bündnis gegen Russland zu bewegen. Doch Beck biss auf diesen Köder nicht an. Als Hitler zwei Tage darauf nach Berlin fuhr, war er entschlossen, sich statt dessen um Stalins Unterstützung zu bemühen. Seine längere Unterhaltung mit Merekalov war nur der erste Schritt gewesen. Der zweite bestand in der auffälligen Unterlassung jeglicher Angriffe gegen die UdSSR in seiner Gedenkrede am 30. Januar.

* Im März 1938 hatte Polen von Litauen ultimativ gefordert, die 1920 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen wiederherzustellen. Ribbentrop konnte die Litauer davon überzeugen, dass die Bedingungen nicht ehrenrührig seien, wodurch ein Krieg vermieden wurde.

Hitler hielt sich, von gelegentlichen Abstechern nach Linz zur Besprechung des Ausbaus der Stadt oder von Stippvisiten nach München zu Unterredungen mit Parteifunktionären abgesehen, bis Mitte März 1939 in Berlin auf. Der Berghof war eingeschneit, was Hitler nicht mochte.

Sein Tagesablauf in Berlin verlief mehr oder minder regelmässig. Am Vormittag empfing er die jeweiligen Kabinettsmitglieder. Erst gegen 15 oder gar 16 Uhr ass er zu Mittag. Spasshaft meinte er, der Speisesaal sollte «das Restaurant zum fröhlichen Reichskanzler» genannt werden. Um die Plazierung an seiner Mittagstafel wurde ebenso eifersüchtig gerungen wie um die am Kapitänstisch auf einem Ozeanriesen. Hier in Berlin waren Frauen nicht zugelassen. Diese Tischgesellschaften waren für Hitler – seit 1938 – so etwas Ähnliches wie Kabinettsitzungen (im Februar 1939 sollte er noch einmal dem Vorschlag Lammers' zustimmen, eine einzuberufen; aber da Göring sich in Italien aufhielt, wo er sich von einer Abmagerungskur erholte, wurde das Vorhaben fallengelassen). Goebbels und Speer waren häufig seine Tischgäste, auch Karl Bodenschatz, Görings Lauschposten in der Reichskanzlei. Todt war seinen Tagebucheintragungen zufolge neunmal zugegen, so am 27. Januar 1939, um Hitler die Planungen für die riesige Hängebrücke in Hamburg darzulegen. Weitere häufige Gäste waren Rudolf Hess, Karl Hanke, Martin Bormann und Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann.

Nach dem Essen las Hitler Zeitungen, die eine Ordonnanz täglich an einem Kiosk im nahegelegenen Hotel Kaiserhof kaufte. Zudem versorgte ihn sein Pressechef Otto Dietrich täglich mit Ausschnitten aus der Auslandspresse. In seiner Bibliothek hatte er jede Ausgabe der Zeitschrift *Die Woche* und gebunden die Ausgaben der *Leipziger Illustrierten*, die hundert Jahre zurückreichten. In Gegenwart Alfred Rosenbergs, des Herausgebers des schwerfälligen *Völkischen Beobachters*, verglich er diese lesenswerten Publikationen mit der NS-Presse.

In Berlin pflegte Hitler am Spätnachmittag weitere Besucher zu empfangen oder im Garten der Reichskanzlei spazierenzugehen. In den ersten Jahren hatte er seinen Tee im Hotel «Kaiserhof» genommen. Wenn er erschien, stimmte das kleine Orchester die «Donkey-Serenade», seine Lieblingsmusik aus einem Hollywoodfilm, an. Er war, wie er selbst gestand, ein Fan von Shirley Temple und Jeannette MacDonald. Er sah sich jeden Film an, den er sehen wollte, ob dieser nun vom Ministerium Dr. Goebbels' zensiert worden war oder nicht, und gab die ganze Zeit über bissige Kommentare ab, sofern ihm der Film nicht auf Anhieb gefiel. «Was ist denn das für ein Schund! Das gehört ja verboten!» «Wie kann der Doktor so etwas zulassen! Wer ist denn der Regisseur?» Seine SS-Adjutanten stellten pflichtschuldigst eine Liste seiner bündigen, oft aus einem Satz bestehenden Beurteilungen zusammen und leiteten sie der Filmabteilung im Propagandaministerium zu. Hitlers Votum hatte gleichsam Gesetzeskraft – ein Streifen, der sich Hitlers endgültige Ablehnung – «Mitten im Film abgebrochen!» – zuzog, wurde verworfen. Filme wie *Prairie Hyenas*, *Tip-Off Girls*, *King of Arizona*, *Bluebeard's Eighth Wife*, *The Great Gambini*, *Shanghai* fanden in Hitlers Reichskanzlei ein Ende, wie es im Drehbuch nicht vorgesehen war. Als *Marie Antoinette* gezeigt wurde, stand Hitler auf und ging davon.

Aus den ausländischen Filmen gewann er eine fragmentarische Kenntnis der Welt, wie sie anderswo war, und bessere englische Sprachkenntnisse als er selbst zugeben mochte. Die amerikanischen Filme schürten zum Grossteil seinen irrationalen Hass auf die Vereinigten Staaten. In den Akten des amerikanischen Aussenministeriums ruhen noch immer die zwischen deutschen und amerikanischen Dienststellen gewechselten bissigen Noten über die verletzenden antideutschen Seitenhiebe in vielen Hollywood-Filmen.

Am 13. Februar 1939 um 09.17 Uhr verliess Hitler mit seinem Sonderzug Berlin und fuhr nach Hamburg.

Dort sollte der Stapellauf des grössten deutschen Schlachtschiffes – eines gepanzerten Kolosses von 35'000 Tonnen – stattfinden. Doch zuvor besuchte Hitler ehrfurchtsvoll im nahen Friedrichsruh die Grabstätte Bismarcks, dessen Namen das erste Super-schlachtschiff des Reiches seinem Wunsch nach tragen sollte. Am nächsten Tag fuhr Hitler samt den geladenen Gästen, indes Musikkapellen den 50'000 Zuschauern aufspielten, mit einer grünen Hadag-Barkasse vom Sankt-Pauli-Pier über die Elbe zur Werft von Biohm & Voss. Es war ein offizieller Feiertag in Hamburg. Die Musik verstummte, als Hitler die hohe Tribüne bestieg und seine vorbereitete Ansprache hielt, in der er die Leistungen seines grossen Vorgängers bei der Gründung des Zweiten Reiches pries. Hitler selbst hatte die Position jeder Wochenschaukamera festgelegt und ausländische Zeitungsreporter von einer Teilnahme ausgeschlossen. Nachdem er etwa zehn Minuten gesprochen hatte, leuchtete auf seinem Rednerpult ein rotes Lämpchen auf, was ihn darauf hinwies, dass die letzten Stützen weggeschlagen wurden und der Koloss sich bald in Bewegung setzen würde. Die Sektflasche zerplatzte wunschgemäss, und das neue Schlachtschiff *Bismarck* schoss beim Klang des Deutschlandliedes rumpelnd in die Elbe.

Doch Hitler war mit seinen Gedanken woanders. Aufschlussreich sind da die privaten Aufzeichnungen Weizsäckers über die Bemerkungen am Kamin nach einem Essen im kleinen Kreise in Friedrichsruh am 13. Februar. Sie machen deutlich, dass die Besetzung Prags von Hitler lange im Voraus geplant und sein «Geheimnis» wohlbekannt war:

«Überhaupt erstreckten sich die Nachtschdeduktionen des Führers am Kamin mehrfach auf die überragende Bedeutung des Charakters eines Staatsmannes, vor welchem der Verstand zurücktritt. Für denjenigen, der weiss, dass in ca. vier Wochen die Resttschechei den Todesstoss erhalten soll, war interessant, dass der Führer erklärte, er habe früher die Überraschungsme-

thode bevorzugt, davon sei er aber abgekommen, sie habe sich erschöpft. Die Septemberkrise vom vorigen Jahr schilderte der Führer in kurzen Strichen so, dass er seinen Erfolg der unerschütterlichen Haltung verdanke, die nötigenfalls auch einen Krieg voraussehen liess.»

Zu diesem Zeitpunkt liefen Gerüchte um, wonach Hitler die Besetzung der Resttschechei in der zweiten Märzhälfte 1939 plane. Auch der Vatikan wusste davon. Der neue französische Botschafter Robert Coulondre hörte es von einer Persönlichkeit aus Hitlers Umgebung. Ein Angehöriger der deutschen Botschaft in London hinterbrachte es den Tschechen. Die Abfolge stünde bereits fest wie auch die Begründungsformel, die es den Westmächten schmackhaft machen sollte. Weizsäcker notierte sich den wahrscheinlichen Hergang. (Seine Aufzeichnung ist undatiert. Es lässt sich nicht feststellen, ob es lediglich seine Mutmassungen sind.) Demnach sollte ein künstlich herbeigeführtes Zerwürfnis das Ausscheren der Slowakei aus der Prager Regierung zur Folge haben. Die Slowakei würde sodann einseitig ihre Selbständigkeit ausrufen. Deutschland würde Ungarn anraten, in der Karpato-Ukraine «die Ordnung wiederherzustellen». Die slowakische Regierung würde Hitler um die Garantie ihrer Grenzen ersuchen. Die Deutschen in Böhmen fordern Schutzmassnahmen. Prag wird das Ultimatum gestellt, einen Freundschaftsvertrag mit dem Reich abzuschliessen, andernfalls werde die Wehrmacht einmarschieren. Mittlerweile würde Deutschland in Noten seine «Zwangslage» Warschau, Paris und London darlegen. Goebbels' Propagandamaschinerie würde die Tschechen als die Schuldigen hinstellen – die Milde des deutschen Vorgehens hervorheben und auf historische Vorgänge ähnlicher Art hinweisen.

Seit München hatten sich Hitlers Agenten fest in der Slowakei eingenistet. Ihre Aktivitäten reichten vom offenen politischen Vorgehen eines Franz Karmasin, des fanatisch pronazistisch eingestellten Führers der Karpaten-Deutschen, des derzeitigen

Staatssekretärs in Pater Tisos Regierung, bis zu den subversiven Machenschaften der radikalen Randgruppen. Ungenannte Agenten aus Himmlers SS, aus dem Goebbels-Ministerium, der Zentrale von Görings Vierjahresplan und der NS-Auslandsorganisation schwärmten über die Slowakei aus. Ohne jemanden zu informieren, nicht einmal das Auswärtige Amt, hatte Hitler im November Wilhelm Keppler, den schnauzbärtigen, gebückt gehenden Wirtschaftsexperten, der die Vorarbeiten für den Anschluss Österreichs an das Reich entscheidend mitgestaltet hatte, beauftragt, sich mit der Slowakei zu befassen.

Als Hitler am 21. Januar 1939 seine schroffe Unterredung mit dem tschechischen Aussenminister Chvalkovsky führte, stand seine Entscheidung bereits fest. Seine Äusserungen liessen keine Kompromisse zu. Er verlangte die absolute Neutralität der Tschechei und eine beträchtliche Reduzierung der tschechischen Streitkräfte. Chvalkovsky gab klein bei und sicherte Willfährigkeit zu. Neun Tage darauf bildeten Karmasins Partei und die Radikalen eine «Deutsch-Slowakische-Gesellschaft», deren Vorsitzender Wojtech Tuka wurde. Tuka war ein slowakischer Agitator, der viele Jahre in tschechischen Gefängnissen verbracht hatte und unlängst, nach Beneschs Flucht, amnestiert worden war. Tuka bat nun Hitler in einem Telegramm, die Slowaken zu schützen; das «erhabene deutsche Volk» solle sie «als wirtschaftliche und kulturelle Mitarbeiter annehmen». Tuka ging sogar soweit, «eine Kampfgemeinschaft zur Verteidigung und Förderung der europäischen Zivilisation» vorzuschlagen. Um den 10. Februar erhielten Karmasins Gefolgsleute in Pressburg, der Hauptstadt der Slowakei, die vertrauliche Mitteilung, Hitler werde das Prager Regime binnen eines Monats liquidieren. Am 12. stattete Tuka Hitler in der neuen Reichskanzlei einen Besuch ab und legte formell das Schicksal der Slowakei in Hitlers Hände. «Mein Volk», sagte er, «erwartet seine volle Befreiung von Ihnen.» Hitler wies in einer Reihe von unmissverständlichen Bemerkungen darauf hin, dass die

Slowakei ihre Unabhängigkeit von Prag erklären solle – die erste Phase des von Weizsäcker dargelegten, wenn nicht gar ausgearbeiteten Szenariums.

Im Verlauf der nächsten vier Wochen verstärkte sich der Druck der NS-Regierung auf die Slowaken, die Unabhängigkeit auszurufen. Keppler entsandte seinen Intimus Dr. Edmund Veesenmayer nach Pressburg, wo er die Slowaken zur Eile antreiben sollte, «da Ungarn sonst jederzeit nach dem 15. März die Erlaubnis zur Besetzung der Slowakei erhalten werde.» Als Öurcansky und sein Wirtschaftsminister bei Göring am 28. Februar vorsprachen, meinte der Feldmarschall mit drohendem Unterton zur Begrüssung: «Na, wie ist's? Wann werdet Ihr die Unabhängigkeit erklären, damit wir Euch nicht den Ungarn geben müssen?» Ribbentrop versprach ihnen gleichfalls eine Garantie der slowakischen Grenzen, vorausgesetzt, das Land würde zu einem dem Führer genehmen Zeitpunkt die Unabhängigkeit verkünden.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Hitler die Initiative behalten. Was jedoch am 10. März 1939 geschah, kam zwar unverhofft, traf ihn aber nicht unvorbereitet. Um 05.20 Uhr erhielt Walther Hewel, Ribbentrops ständiger Vertreter beim Führer, von Seyss-Inquart aus Wien einen Anruf, dass tschechische Truppen in Pressburg einmarschiert seien, die slowakische Regierung entmachtet und Tuka abermals verhaftet hätten. Pater Tiso, der Ministerpräsident, hatte in einem Jesuitenkollegium Zuflucht gesucht. Hewels bisher unveröffentlichte Notizen, die er sich in grosser Hast während der Telefonate machte, führen die erregten Telefongespräche am Vormittag mit Ribbentrop, Heydrich, Schmundt und Keppler auf, die alle Näheres erfahren wollten. In der Notiz um 11.50 Uhr heisst es: «Anruf Keppler. Tuka verhaftet. Telefon unterbrochen. Und andere verhaftet. Standrecht! Militär einmarschiert. Karmasin auch vielleicht verhaftet.» Um 11.55 Uhr «Zum Führer. Schaub informiert.» Um 12 Uhr: «Chef [Ribbentrop] angerufen: sofort zum Führer.» Um 13 Uhr wurde auch Keitel herbeizitiert.

Über Hitlers Entscheidungen liegen nur unzureichende Informationen vor. Dennoch steht fest, dass er zum Handeln entschlossen war. Um alarmierende Meldungen der Auslandspresse zu dämpfen, wurden die NS-Schriftleiter noch am Vormittag vertraulich instruiert, der Krise nicht mehr als zwei Zeitungsspalten zu widmen. «Unsere Sympathien für die Slowaken sollen ohne Übertreibung zum Ausdruck gebracht werden.» In der darauffolgenden Nacht wurde die Leibstandarte Adolf Hitler, die Eliteeinheit der SS, alarmiert und feldgrau eingekleidet. Zeitungskorrespondenten in Magdeburg und Schlesien berichteten ihren Berliner Redaktionen, wie FA-Aufzeichnungen ergeben, dass auffällige Truppenbewegungen – wie im September – im Gang seien.

Hitler wusste, dass er kurz davor stand, sein «Herrenvolk» einen Schritt weiter zu führen. In einer geheimen, aber auf Schallplatten aufgezeichneten Rede vor Absolventen eines Generalstabslehrgangs erklärte er am n. März: «Denn im allgemeinen setzt die Staatenbildung voraus ein Herrenvolk, das organisiert, und ein etwas minderwertiges Volk oder – sagen wir – ein nicht herrisch veranlagtes Volk, das sich der Führung unterordnet.» Die Geschichte, äusserte Hitler, böte mehr als *ein* Beispiel dafür, dass eine relativ kleine Herrschicht die grosse Masse von Sklaven organisiere. Am Vorabend der Unterwerfung des ersten nichtdeutschen Volkes durch das NS-Regime ist das eine aufschlussreiche Enthüllung von Hitlers Intentionen.

Etliche Tage lang herrschte Verwirrung. Der tschechische Staatspräsident Hacha hatte Dr. Karol Sidor zum Nachfolger Tisos in der Slowakei ernannt. Sidor war schon vorher der Favorit Seyss-Inquarts gewesen. Veesenmayer jedoch, der unlängst nach Pressburg geschickt worden war, um eine geeignete Marionette für das Präsidentenamt in der Slowakei aufzuspüren, hatte Sidor zu Recht als einen unsicheren Kantonisten und Opportunisten beurteilt. Veesenmayer hatte daher stattdessen Tiso «wegen der Verehrung, die er im slowakischen Volk genoss, und wegen seines bescheide-

nen, geistig ausgeglichenen und ruhigen Charakters als den geeigneten Mann vorgeschlagen.» Nun entsandte Hitler Keppler selbst nach Pressburg. Dort traf Keppler auf Gruppierungen von Tschechen, Slowaken und Deutschstämmigen, die einander mit aus Arsenalen und Museen entwendeten Waffen feindselig gegenüberstanden. Keppler brachte Tiso in Sicherheit und flog mit ihm nach Berlin zurück, wo er Hitler am 13. März Bericht erstattete. Hitler wies Tiso unverblümt an, die Unabhängigkeit der Slowakei von Prag ohne Verzug auszurufen.

Das OKW entwarf ein entsprechendes Ultimatum an die Tschechen. Hitler schickte Göring, der sich noch immer in San Remo erholte, durch einen Kurier einen Brief zu, in dem er ihn nach Berlin beorderte, da er sich zur Gewaltanwendung gegen Prag entschlossen habe. Göring warnte in seinem Antwortschreiben vor gewaltsamen Massnahmen und sprach sich, wie zuvor, für eine rein wirtschaftliche Eingliederung der Tschecho-Slowakei aus.

Hitler schickte auch Milch, der in einem Wintersporthotel in der Schweiz weilte, durch einen Kurier die gleiche Botschaft zu.

Am 14. März meldete Keitel um die Mittagszeit Hitler, dass Wehrmachtsverbände an der tschechischen Grenze bereitstünden und, wie befohlen, um 6 Uhr früh einrücken könnten. Hunderte von Bombern der Luftwaffe seien startklar. Um die Kritik des Auslands abzuschwächen, wenn nicht gänzlich zu ersticken, liess Hitler die Prager Regierung wissen, dass es ihr zu «grossem Nutzen» gereichen werde, wenn Präsident Hacha trotz seines Alters und seiner Gebrechlichkeit noch am selben Tag zu einer Unterredung mit ihm nach Berlin reisen würde. Um 14.15 Uhr meldete die deutsche Gesandtschaft in Prag, Hacha werde am Abend mit dem Zug in Berlin eintreffen; seine Herzbeschwerden liessen die Strapazen eines Fluges nicht zu. Hitler gab Keitel die vertrauliche Anweisung, den Befehl zu erteilen, dass die Wehrmachtsverbände, unabhängig von den Ergebnissen seiner Unterredung mit Hacha,

um 6 Uhr früh einmarschieren sollten. Keitel selbst sollte sich gegen 21 Uhr wieder in der Reichskanzlei einfinden.

Hitler hatte angeordnet, den tschechischen Präsidenten bei seiner Ankunft mit allen militärischen Ehren zu empfangen. Da Hachas Tochter, Madame Radi, ihren Vater als Pflegerin begleitete, beauftragte Hitler einen Adjutanten, ihr Zimmer im Hotel Adlon mit gelben Rosen zu schmücken und ein Handschreiben zu hinterlassen. Hitler mag ein Unhold gewesen sein, aber er war zumindest einer mit Manieren.

Bei Einbruch der Nacht rückten die ersten deutschen Einheiten in aller Stille illegal in die Tschecho-Slowakei ein. Die Leibstandarte hatte die Instruktion, die Gegend um Mährisch-Ostrau zu besetzen, bevor die beutegierigen Polen die modernen Walzwerke in Witkowitz in ihre Gewalt bringen konnten.

Am 14. März 1939 zog sich Hitler nach dem Abendessen ins Musikzimmer zurück, um sich dort den neuesten Film – «Ein hoffnungsloser Fall» – anzusehen. Gelassen forderte er die Militärs auf, sich ihm anzuschliessen. Bald darauf meldete Ribbentrop, dass Hacha auf dem Anhalter Bahnhof eingetroffen sei. Hitler betrachtete seine Fingernägel und meinte leise, man solle dem alten Herrn eine Stunde Ruhe gönnen. Da die Wehrmachtsverbände den Befehl hatten, um 6 Uhr früh einzumarschieren, waren die Militärs über Hitlers Taktik verdutzt. Sie konnten den Einmarsch kaum noch erwarten. Oberst Eduard Wagner»' schilderte die freudige Erwartung des gesamten Generalstabes noch am selben Abend in einem Privatbrief: «Ich glaube, dass nicht viel passieren wird, auch das Ausland hat sich desinteressiert. – Ende der Tschechei! Verdient hat sie's wirklich.»

Gegen 23 Uhr chauffierte Kempka Staatspräsident Hacha in den

Wagner beteiligte sich später am Attentat vom 20. Juli 1944 und beging sodann Selbstmord.

überdachten Ehrenhof der neuen Reichskanzlei. Dort erwarteten ihn Hitler und eine Ehrenkompanie, die Hacha und sein Aussenminister Chvalkovsky abschreiten durften. In seinem Arbeitszimmer hatte Hitler eine furchteinflössende Schar von Ministern und Generalen versammelt. Meissner führte den kleinwüchsigen tschechischen Staatspräsidenten hinein. Hacha sah erschöpft und nervös aus. Hitler bat alle Anwesenden bis auf Ribbentrop und Hewel, der sich die Unterredung zum Teil notieren sollte, den Raum zu verlassen. Mit zitternder Stimme hielt Hacha sodann eine lange, vorbereitete Ansprache über seine Laufbahn als Justizbeamter in der Wiener Verwaltung. Er habe von Hitlers Ideen gelesen und bewundere sie. «Er habe die Überzeugung», notierte sich Hewel, «dass das Schicksal der Tschecho-Slowakei in den Händen des Führers läge und ... gut aufgehoben sei.» Doch er beharre darauf, dass sein Land ein Recht auf seine nationale Existenz habe. Hitler wurde unruhig, als Hachas Rede kein Ende nehmen wollte. «Je länger sich Hacha darüber ausliess, wie arbeitsam und gewissenhaft die Tschechen wären, desto stärker empfand ich, dass ich auf glühenden Kohlen sass», entsann Hitler sich im Mai 1942. Als Hacha schliesslich aufhörte, teilte ihm Hitler mit, dass die Wehrmacht zwar um 6 Uhr früh in Böhmen und Mähren einmarschieren werde, aber die Autonomie seines Landes erhalten bliebe. Wenn Hacha die verlangte Unterschrift leiste, würde es zu keinem Blutvergiessen kommen. «Ich schäme mich beinahe, zu sagen, dass auf jedes tschechische Bataillon eine deutsche Division kommt.» Zweimal wurde Hitler von Keitel unterbrochen: einmal mit der Nachricht, dass Witkowitz in deutscher Hand sei, worauf Hitler kurz nickte, und das zweite Mal gegen zwei Uhr nachts mit der Meldung, dass die Wehrmacht auf weitere Befehle dringe.

Das Schmierentheater hatte die erhoffte Wirkung. Hacha und sein Aussenminister zogen sich in einen Raum zurück, von wo aus sie sich telephonisch – ungeachtet der Abhörgefahr – mit Prag bera-

ten wollten. Die Verbindung war so schlecht, dass der alte Herr schreien und seine Worte wiederholen musste. Die Anspannung war schliesslich zuviel für ihn. Zwischen zwei und drei Uhr früh erlitt er einen Herzanfall und bekam von Hitlers Leibarzt Professor Morell, von dem noch die Rede sein wird, eine Injektion, damit er wieder zu Kräften komme. Überdies erholte er sich so rasch, dass Hitler danach tadelnd zu Morell sagte, nach der Spritze hätte sich Hacha noch einmal auf die Hinterbeine gestellt. Abermals begannen die Einschüchterungsmanöver. Unerbittlich verstrichen die Minuten. Hitler erinnerte Hacha an die militärische Lage; die Wehrmacht rückte immer näher heran. Göring, der erst am Abend aus San Remo eingetroffen war, warf ein, dass bei Tagesanbruch über den Strassen Prags Maschinen der Luftwaffe erscheinen würden. Schliesslich erschlaffte Hachas Widerstand. Keitel setzte ein entsprechend formuliertes Fernschreiben an die tschechischen Garnisonen auf, in dem ihnen untersagt wurde, das Feuer zu eröffnen. Göring stand neben Hacha am Telephon, um sich zu vergewissern, dass der Staatspräsident den Inhalt korrekt übermittelte.

Das eigentliche Abkommen wurde knapp vor 4 Uhr unterzeichnet. In einem zweiten Dokument erklärte sich Hacha mit der unverzüglichen Auslieferung sämtlicher Flugzeuge und Waffen an Deutschland einverstanden. Doch selbst da kam es noch zu Schwierigkeiten. Hitler verlangte, dass Chvalkovsky gegenzeichnen müsse, was Hacha jedoch halsstarrig ablehnte. Hitler erzählte später, dass er sich gedacht habe: «Pass auf, du hast einen Rechtsanwalt vor dir. Vielleicht gibt es in der Tschechoslowakei ein Gesetz, das eine Vereinbarung wie diese erst gültig macht, wenn sie von dem zuständigen Minister gegengezeichnet worden ist.»

Von einem Juristen wollte er sich nicht austricksen lassen. Chvalkovsky unterzeichnete gleichfalls und fuhr sodann mit Hacha zum Hotel. Sobald sie Hitlers Arbeitszimmer durch eine Tür

verlassen hatten, wurde Pater Tiso durch eine andere hereingeführt und über das Ergebnis informiert.

Danach muss Hitler Wilhelm Keppler zu sich gebeten haben, der den SS-Plan zur Einschleusung subversiver Agenten in die Slowakei massgeblich ausgearbeitet hatte, denn Keppler schrieb wenige Stunden später an seinen Chef Heinrich Himmler:

«Als wir nach Abschluss des Abkommens heute nacht mit dem Führer zusammen waren, gedachte der Führer insbesondere der Männer, die unter Einsatz ihres Lebens die gefährlichste Arbeit an der Front geleistet haben. Ribbentrop erklärte darauf, dass diese ganze Arbeit in vorbildlichster Weise ausschliesslich von der SS, insbesondere Dr. Veesenmayer und Götsch, vollbracht worden sei.»

Nachdem alle gegangen waren, befand sich Hitler für einige Augenblicke allein in dem Raum. Seine Mitarbeiter hatten sich zur «Führerwohnung» begeben, wo viel Bier ausgeschenkt wurde und die Ergebnisse dieser Nacht bis in den Vormittag hinein besprochen wurden. Die Anspannung Hitlers legte sich; er brauchte sich nicht mehr «wütend» oder «drohend» zu geben. Keitel kam noch einmal herein, meldete, dass der Einmarsch um 6 Uhr stattfinden werde, und verliess den Raum wieder. Hitler drehte sich um, öffnete die unsichtbar in die Täfelung hinter seinem wuchtigen Schreibtisch eingelassene Tür und betrat das kleine Kabinett, wo seine Sekretärinnen Christa Schroeder und Gerda Daranowski erschöpft das Ende der nächtlichen Konferenz erwarteten. Seine Augen leuchteten, und er lachte. «So, Kinder, jetzt gebt mir mal da und da», sagte er, wobei er sachte seine Wangen berührte, «jede einen Kuss!» Die verdutzten Sekretärinnen gehorchten. «Dies ist der schönste Tag meines Lebens», erklärte Hitler. «Was seit Jahrhunderten immer wieder angestrebt wurde, mir ist es geglückt! Die Vereinigung der Tschechei mit dem Reich ist gelungen. Haha hat das Abkommen unterzeichnet. Ich werde als der grösste Deutsche in die Geschichte eingehen.»

Um 08.02 Uhr verliess Hitlers Sonderzug den Anhalter Bahnhof. Hacha und seine Delegation lagen im Hotel Adlon noch im tiefen Schlaf. Oberstleutnant Kurt Zeitzler vom Stabe Keitels informierte Hitler, wie weit der Einmarsch der Wehrmacht fortgeschritten war. Gegen 9 Uhr rollten bereits deutsche Panzer – die Panzerdivision Geyr von Schweppenburgs – über die Strassen von Prag. Es kam nicht zu einem Blutbad. Die Wehrmacht zählte nur zwei Verletzte. Die SS, die in eine Reihe von Ausschreitungen verwickelt war, hatte etliche mehr. Tschechische Patrioten sperrten eine Brücke und sangen die Nationalhymne. Der deutsche Kompanieführer liess seine Truppe halten und das Gewehr präsentieren, bis das Lied verklungen war – eine klug gewählte Ehrenbezeugung, die auch den gewünschten Effekt hatte. Um 14.03 Uhr erreichte Hitlers Sonderzug die kleine böhmische Stadt Leipa, wo Hitler von General Erich Hoepner, dem Kommandeur des Panzerkorps, und von Oberst Erwin Rommel, der wie im Oktober 1938 das Kommando über das Führerbegleitbataillon hatte, erwartet wurde.

Zum Entsetzen Himmlers und der Sicherheitsbeamten wollte Hitler unverzüglich nach Prag weiterfahren. Nachdem Hoepner für seine Sicherheit garantiert und Rommel es bestätigt hatte, entschied Hitler: «Ich fahre!» Gegen 16 Uhr hob sich der Schlagbaum, und Hitler überquerte die tschechoslowakische Grenze. Im heftigen Schneetreiben rollte die Kolonne Prag entgegen. Es dämmerte, als sie dort ankamen. Die Strassen waren durch Lastwagen und Truppen verstopft und zudem vereist. Einer der Mannschaftswagen in Hitlers Konvoi rutschte in einen Graben und überschlug sich. Hitler stand im offenen Wagen und salutierte, als er an seinen Regimentern vorüberfuhr. Nebel und Schneetreiben hatten die Luftwaffe lahmgelegt. Es war ganz gut, dass Hacha die Dokumente unterzeichnet hatte.

Zuerst wusste keiner, wie man zum Hradschin, dem Amtssitz Hachas, gelangte. Die Fahrer in Hitlers Konvoi erreichten ihn

schliesslich durch ein rückwärtiges Tor. Dichter Schnee bedeckte den Boden. In der Dunkelheit wimmelte es von deutschen Truppen. Man trieb einen Lakaien auf, der sie zu einem Burgtrakt geleitete, wo die unerwarteten Gäste nächtigen konnten. Dennoch mussten Hitlers Adjutanten – wie in Wallensteins Lager – auf dem Boden schlafen.

Hitler fand noch keine Ruhe. Er diktierte seinen Sekretärinnen einen Gesetzentwurf über die Bildung eines «Protektorates» Böhmen und Mähren. Im Augenblick hatte er weder für Ribbentrop noch für Brauchitsch eine Verwendung.

Gegen zwei Uhr früh wurde ein kaltes Buffet serviert, das das «Deutsche Haus» in Prag geliefert hatte. Es gab Schinken und Pilsener Bier. Man nötigte Hitler, ein Glas zu probieren, aber er verzog das Gesicht, trank es nicht aus und ging sodann zu Bett. Die Prager erfuhren erst am nächsten Morgen von Hitlers Anwesenheit in ihrer Mitte, als sie von einem Fahnenmast auf dem schneebedeckten Burgdach gegen den wolkenlosen Morgenhimmel Hitlers Standarte wehen sahen.

Ribbentrop warnte Hitler unter vier Augen, dass die Ausrufung eines «Protektorates» einen Grossteil der Sympathien kosten würde, die Deutschland im Ausland noch genoss. Weizsäcker war anfangs anderer Ansicht, da er meinte, Hachas um 4 Uhr früh geleistete Unterschrift auf dem Abkommen gebe Hitler die gesetzliche Handhabe, die Kritik aus dem Ausland einzudämmen.

Die erste Reaktion der englischen Regierung lief darauf hinaus, dass es sich um eine Angelegenheit handle, die sie nicht betreffe. Doch die englische Öffentlichkeit, die sich dazu durchgerungen hatte, Hitlers Forderungen gelten zu lassen, solange sie ethnisch begründet waren, weigerte sich nun, noch die «Annexion» Böhmens und Mährens hinzunehmen. Das veranlasste Chamberlain, in Birmingham eine scharf formulierte Rede zu halten, die den ersten Hinweis auf eine neue Politik – die Einkreisung des Dritten

Reiches – enthielt.* Am 18. März teilte Ribbentrop Hitler telefonisch mit, dass die englische Regierung aus Protest ihren Botschafter in Berlin abberufen werde. Hitler wies Ribbentrop an, als Antwort darauf nun auch Dirksen aus London zurückzubeordern.

Hitler liess sich keineswegs abschrecken. Seine Meinung war, dass Chamberlain mit seinen öffentlichen Äusserungen nur seinen lautstarken Gegnern zuvorkommen wollte. Etwa eine Woche nach seinem Aufenthalt in Prag äusserte Hitler, Chamberlain habe ihm «über einen Mittelsmann» mitteilen lassen, er habe Verständnis für das deutsche Vorgehen, obgleich er das in der Öffentlichkeit nicht ausdrücken könne, da er den masslosen Angriffen der Clique um Churchill ausgesetzt sei. Davon abgesehen überwogen die Vorteile nunmehr die Schmähungen der Westmächte bei weitem: Die Kontrolle über Böhmen und Mähren brachte Hitler die tschechischen Geldreserven ein, mit denen er die Finanzkrise des Reiches überwinden konnte, ferner Flugplätze als Ausgangsbasis gegen Polen und Russland und eine um rund 1500 Kilometer verkürzte Frontlinie. Er verfügte nunmehr über tschechische Panzer, Artillerie und Flugzeuge von beachtlicher Qualität und Anzahl. Darüber hinaus gerieten nun Rumänien und Jugoslawien in seine Abhängigkeit, da deren Streitkräfte zum Grossteil mit Waffen aus den Skoda-Werken in Pilsen ausgerüstet waren. Das Offiziers-

* Chamberlain fragte: «Ist das nun ein Schritt in die Richtung, die Welt mit Gewalt beherrschen zu wollen?»

Seine Minister erhielten alarmierende – aber gänzlich unzutreffende – Berichte, wonach Hitler demnächst einen Einmarsch in Holland plane und London durch ein Flächenbombardement treffen wolle. Kriegsgerüchte waren seit Januar 1939 in London in Umlauf. Der kanadische Premierminister, Mackenzie King, war so besorgt, dass er bei einer Seance seine – verstorbene – Mutter befragte und auf ihren Rat hin einen ausführlichen Brief an Hitler schrieb, worin er ihn an ihr Gespräch im Jahre 1937 erinnerte und ihn bat, doch nicht seine grossen «konstruktiven Leistungen» in Deutschland zu gefährden.

korps bewunderte seinen neuesten Streich, und viele Wankelmütige, die sich in schwierigeren Zeiten dann der «Widerstandsbewegung» anschlossen, schrieben im März 1939 in ihren Tagebüchern und Briefen an Freunde beifällige Worte.

Überraschenderweise zahlte sich das Berliner Abkommen auch für die Tschechen aus. Das Wirtschaftsleben stabilisierte sich; die Arbeitslosigkeit nahm ab. Die Tschechen wurden nicht zum Wehrdienst in den Kriegen der Hitler-Koalition eingezogen. Die Streitkräfte wurden aufgelöst; die Offiziere erhielten auf Hitlers Anweisung Pensionen, wodurch er sich ihre Abhängigkeit und Willfährigkeit erkaufte. Die arbeitsamen Tschechen fanden sich mit den Tatsachen ab, nahmen vom Reich lukrative Aufträge an und lernten sogar in der Mehrzahl die Pax Teutonica zu schätzen, die ihnen Reinhard Heydrich, der brutale Gestapochef und seit 1941 «Stellvertretender Reichsprotektor», aufzwang. Es herrschte zwar Friedhofsstille, aber Heydrich errang die Sympathie der tschechischen Arbeiterschaft in einem derartigen Ausmass – beispielsweise durch seine Pläne zur Sozialversicherung und Rentenregelung –, dass sich 1942 nach seiner Ermordung 30'000 Tschechen auf dem Wenzelsplatz in Prag drängten, um ihren Protest zu bekunden. Frauen in Trauerkleidung schritten mit Blumen am Katafalk vorbei. Kirchenglocken läuteten, ein Requiem wurde abgehalten. Die Tschechen hatten ihre Seele nicht verkaufen müssen, was Hitler Hacha in Berlin auch zugesichert hatte.

Hacha geriet in Vergessenheit. In Berlin erzählte man sich über ihn allerlei Anekdoten. Laut einer soll Neurath, der von Hitler ernannte «Reichsprotektor», ihn einmal in Prag zum Essen eingeladen haben. Als er dem einstigen tschechischen Staatspräsidenten die Speisekarte vorlegte, suchte dieser nach seinem Füllfederhalter und murmelte: «Wo muss ich denn unterschreiben?» Hacha war jedoch keinen Schikanen ausgesetzt. Seine Tochter schrieb Hitler einen rührenden Brief, der archiviert ist, und Hacha wollte von Morell die Zusammensetzung der Injektion wissen, worauf er von

Morell regelmässig mit Medikamenten versorgt wurde. Hacha schenkte Hitler an dessen Geburtstag im April ein wertvolles Gemälde und wohnte als Ehrengast auf der Tribüne Hitlers der Militärparade bei. Die Weltpresse hat mit viel Druckerschwärze die schnöde Behandlung Hachas durch Hitler geschildert. Hacha starb 1945 nach dem Krieg vergessen in einem Gefängnis. Tiso und Tuka wurden aufgehängt.

Als die Prager am 16. März 1939 beim Erwachen erfuhren, dass sich Hitler auf dem Hradschin befand, gab das Propagandaministerium eine aufschlussreiche vertrauliche Anweisung an die NS-Schriftleiter heraus:

«Die Verwendung des Begriffes ‚Grossdeutsches Reich‘ ist unerwünscht. Letzteres Wort ist für spätere Gelegenheiten vorbehalten.»

Die nächsten Ziele auf Hitlers Liste waren das Memelland, Danzig und der «Polnische Korridor». Auf seine Instruktion hin bat Ribbentrop am 21. März den polnischen Botschafter Lipski zu sich und wiederholte das Angebot vom Oktober: Wenn Danzig zurückgegeben und eine sichere Landverbindung durch den Polnischen Korridor nach Ostpreussen gestattet werden würde, würde Hitler den «Korridor» und Polens Westgrenze anerkennen. Ribbentrop gab sogar zu verstehen, dass die Slowakei Verhandlungsgegenstand späterer Unterredungen mit Polen sein könne, *nachdem* die Danziger Frage gelöst worden sei. Lipski begab sich nach Warschau, um eine Antwort einzuholen. Am 25. versicherte Hitler Brauchitsch, dem Oberbefehlshaber des Heeres, im Vertrauen, er wolle keine Gewalt anwenden, da das lediglich die Polen den Briten in die Arme treiben würde. Brauchitschs Adjutant notierte sich Hitlers Worte: «Eine evtl. mil. Besetzung käme nur *dann* in Betracht, wenn L.[lipski] durchblicken lässt, dass die poln. Regierung eine freiwillige Abgabe Danzigs ihrem Volk gegenüber nicht vertreten könne und ihr die Lösung durch ein *Fait accompli* erleichtert würde.» Sonderbarerweise rechnete Hit-

ler mit einem derartigen Winkelzug. Am 27. März zeichnete Raeder die Pläne ab, die eine Fahrt Hitlers in seiner Begleitung an Bord des Kreuzers *Deutschland* in die Gewässer um Danzig mit nahezu der gesamten Schlachtflotte betrafen. Hitler sollte mit einem Torpedoboot an Land gebracht und sodann im Triumph zur Innenstadt geleitet werden. So sahen die Planungen aus; sein Besuch in Danzig sechs Monate später fiel jedoch anders aus. Litauen erwies sich in Bezug auf Memel als verhandlungsbereiter. In dem deutschen Ultimatum wurde die Rückgabe dieser alten deutschen Stadt im äussersten Winkel Ostpreussens verlangt. Der litauische Aussenminister Juozas Urbys begab sich eilends nach Berlin und unterzeichnete die erforderlichen Dokumente, nachdem Ribbentrop und Weizsäcker Druck ausgeübt hatten. Am Vormittag des 23. März ankerte die *Deutschland* mit Hitler an Bord auf der Reede vor Memel. Hitler machte eine Fahrt durch die Stadt – Rommel kommandierte das Führerbegleitbataillon, Milch vertrat Göring, der nach San Remo zurückgekehrt war – und begab sich dann wieder nach Berlin. Die Signatarmächte der Memel-Konvention verhielten sich passiv. Nach diesem Coup sahen die Vertreter der Auslandspresse in Berlin Ribbentrop in einem neuen, wenn auch nicht schmeichelhaften Licht. In einem Bericht wurde er als der «dämonische Ratgeber» des Führers bezeichnet. Doch man räumte ein, dass der Erfolg solcher Methoden nicht zu bestreiten sei.

Kurzfristig gesehen, entsprach das auch den Tatsachen. Aber um billig errungener Triumphe willen hatte Hitler seine Sympathien im Ausland aufgebraucht, die er jedoch für die Abrechnung mit Polen benötigte. Die Polen hatten auf die Einverleibung des Memellandes mit einer Teilmobilisierung und einer Verlegung von Truppen in das Gebiet um Danzig reagiert, wie Canaris am 25. März meldete. Am nächsten Tag kehrte Lipski aus Warschau mit der schroffen Ablehnung von Hitlers Offerte in Bezug auf Danzig zurück. Lipski äusserte im Gespräch die Warnung, wie drei Tage

danach auch Oberst Beck, wenn Hitler weiterhin so hartnäckig auf der Rückgabe Danzigs bestehe, würde es zum Krieg kommen. Am 27. März schrieb Weizsäcker merklich beunruhigt folgende Zusammenfassung in sein Tagebuch:

«Die Danzig-Frage zu lösen, ist jetzt nicht mehr möglich, nachdem wir in Prag und Memel unser politisches Kapital aufgebraucht haben und ein deutsch-polnischer Zusammenstoss die Lawine ins Rutschen bringen würde. Die Frechheiten der Polen und ihr mangelhaftes Eingehen auf eine ihnen gemachte Offerte (Danzig, exterritorialer Durchgangsverkehr nach Ostpreussen, Grenzenerkennung) können wir z.Z. nur so behandeln, dass wir Polen mürber machen.»

Zuerst war sich Hitler über den Grund der unverhofften Unbeugsamkeit der Polen nicht im Klaren.¹¹ Während seiner Spaziergänge auf dem Obersalzberg überlegte er sich seinen nächsten Schritt, wie er es 1938 beim Abwägen von Fall «Grün» getan hatte. Wenn der gewitzte Marschall Josef Pilsudski noch lebte, hätte Polen sicherlich eingelenkt. Am 25. März hatte Hitler Brauchitsch versichert, dass er die polnische Frage – im Gegensatz zum Problem Danzig – derzeit nicht anpacken werde. Zwar solle sich die Wehrmacht mit der Möglichkeit eines Krieges mit Polen befassen, aber zuvor müsste eine besonders günstige politische Lage geschaffen werden, fügte er hinzu, wenn in naher Zukunft eine Einigung erzwungen werden könne. «Polen soll dann so niedergeschlagen werden, dass es in den nächsten Jahrzehnten als pol. Faktor nicht mehr in Rechnung gestellt zu werden braucht», heisst es in der Aufzeichnung dieser Unterredung. Das Reich würde somit die Ostgrenze von 1914 – von Ostpreussen bis zur Ostspitze Schlesiens – wiedergewinnen. Als er am 25. zu später Stunde Berlin verliess, äusserte er laut Brauchitsch:

* England hatte Warschau insgeheim Angebote gemacht. Hitler sollte davon erst erfahren, als seine Armeen in Polen eingedrungen waren.

«[Führer] will bei Rückkehr L.[ipskis] nicht hier sein. R.[ib-bentrop] soll Verhandlungen zunächst führen.»

Lipskis abschlägiger Bescheid aus Warschau führte zu einer deutlichen Änderung in Hitlers Haltung gegenüber Polen und Russland. Am 30. März kehrte er zu vorgerückter Stunde mit seinem Sonderzug, den er im Kreis seiner Mitarbeiter «Hotel zum rasenden Reichskanzler» getauft hatte, nach Berlin zurück. Inzwischen hatte er Stalins indirekte Antwort auf sein verstecktes Anerbieten erhalten. Am 10. März hatte Stalin bei einem Kongress in Moskau die westlichen Demokratien scharf zurechtgewiesen. Hitler sah sich die Wochenschaufilme an, betrachtete nachdenklich die Gesichtszüge dieses grossen Georgiers und meinte abschliessend, dass Stalin ganz «umgänglich» wirke.

Am nächsten Morgen, es war der 31. März, erhielt Hitler in Berlin eine schockierende Nachricht. Aus London war gemeldet worden, Neville Chamberlain werde vor dem Parlament verkünden, dass

«im Falle einer Handlung, durch die Polens Unabhängigkeit offensichtlich bedroht wird und der zu widerstehen die polnische Regierung deswegen als lebenswichtig erachtet, ... sich die Regierung Seiner Majestät unverzüglich verpflichtet sehen wird, der polnischen Regierung jede in ihrer Macht stehende Unterstützung zu gewähren. Sie hat der polnischen Regierung bereits eine dementsprechende Zusicherung gegeben.»

Das war die erste einer Reihe von unbedachten Garantien, die von der englischen Regierung verkündet wurden. Sie hatte in Berlin zur Folge, dass man sich jäh auf einen Krieg einstellte. Um 12.45 Uhr liess Hitler Keitel zu sich kommen und ordnete an, dass das OKW sämtliche erforderlichen Vorbereitungen, von einer regelrechten Mobilmachung abgesehen, für einen Krieg mit Polen unter dem Decknamen «Weiss» zu treffen habe.

Hitler sah in der überraschenden englischen Garantie einen Blankoscheck für Warschau, eine Aufforderung, ungeachtet der deut-

sehen Vorschläge, sich gegen Berlin zu stemmen. Die Folge war, dass Hitlers kurzfristige Politik des Abwartens, wie er sie am 25. vor Brauchitsch dargelegt hatte, ein abruptes Ende fand. Überdies ging damit die Kontrolle über die englische Aussenpolitik von Whitehall auf Warschau über, wo man wohl kaum mehr als ein akademisches Interesse am Wohlergehen des Empire haben konnte. Nach den Aufzeichnungen des Forschungsamtes scheint die Garantieerklärung das Produkt der in Berlin von unerfahrenen Journalisten und dort akkreditierten Diplomaten hervorgerufenen Hysterie gewesen zu sein. Aus der FA-Aufzeichnung Nr. 114016 vom 31. März geht beispielsweise hervor, dass der bulgarische Gesandte in London der Regierung in Sofia berichtete, der Anlass für die britische Garantieerklärung an Polen sei eine «Meldung über das unmittelbar bevorstehende Eingreifen Deutschlands in Polen».* Ferner trug dazu das Doppelspiel des rumänischen Gesandten Virgil Tilea in London bei – wie aus einer aufgefangenen jugoslawischen Depesche hervorgeht –, der sich vor dem jugoslawischen Gesandten brüstete, er habe sich die anhaltende Hysterie in London, aus rein wirtschaftlichen Gründen, durch die Behauptung zunutze gemacht, dass Hitler Rumänien ein Ultimatum gestellt habe. Was immer der englischen Haltung zugrundelag, als Hitler am 31. März um 20.47 Uhr Berlin verliess, hatte er dem OKW bereits seine Anweisungen erteilt. Am nächsten Vormittag wohnte er in Wilhelmshaven dem Stapellauf eines weiteren 35 000-Tonnen-Schlachtschiffes – der *Tirpitz* – bei.

Es muss hervorgehoben werden, dass Hitler bisher noch keine

* Am 29. März 1939 stattete Ian Colvin, der Berliner Korrespondent des *News Chronicle*, «ein netter, etwas verschrobener junger Mann», Whitehall einen Besuch ab, sprach mit Lord Halifax, Sir Alexander Cadogan und danach mit Chamberlain und teilte «haarsträubende Einzelheiten über den bevorstehenden deutschen Angriff gegen Polen» mit, wie es in Cadogans Tagebuch heisst. Das entsprach selbstverständlich nicht den Tatsachen.

direkte Weisung für einen Krieg gegeben hatte. Die neue, den Fall «Weiss» betreffende OKW-Weisung vom 3. April 1939 umriss lediglich eine mögliche politische Lage, die einen Angriff auf Polen am 1. September oder danach erforderlich machen könnte. In der Zwischenzeit sollten laut OKW-Weisung Reibereien mit Polen vermieden werden, eine schwierige Verfügung, da nur wenige Deutsche die Möglichkeit einer Zurechtweisung der Polen ablehnten, die ihre deutschstämmige Minorität nicht eben freundlich behandelt hatten. Wie bereits erwähnt, hatte Hitler schon früher aus diplomatischen Erwägungen der NS-Presse untersagen müssen, über verschiedene Ausschreitungen zu berichten, zu denen es im Sommer 1938 in Polen gekommen war. Eine Anzahl dieser Verfügungen an NS-Schriftleiter ist erhalten geblieben. Obgleich Hitler wusste, dass die Korrektur des letzten durch den Versailler Vertrag hervorgerufenen Unrechts in Deutschland ein populäres Anliegen war, ergingen im April und sodann im Mai 1939 erneut ausdrückliche Anweisungen an jeden NS-Schriftleiter, dass Berichte über den wachsenden Zustrom deutscher Flüchtlinge aus Polen nicht gedruckt und polnische Leitartikel nicht im gleichen Tonfall erwidert werden durften; erst recht durften keine Vergleiche zwischen den Vorfällen in Polen und den Geschehnissen in der Tschechoslowakei im Jahre 1938 gezogen werden. Hitler rechnete vermutlich damit, dass «Messerwetzen» allein die Polen zum Überdenken ihrer Haltung bewegen werde, zumal wenn sie feststellten, dass er Stalin Avancen machte. General von Reichenau hatte schon am 3. Oktober bewundernd gemeint: «Wenn der Führer ein Pokerspieler wäre, so könnte er jeden Abend Hunderttausende von Mark gewinnen. Ein wie hohes Spiel hat er gespielt!» Im April 1939 fielen auch Weizsäcker Hitlers *spielerische* Qualitäten auf. Der Diplomat meinte, dass Hitler und Ribbentrop «einen hohen und gefährlichen Poker spielten, aber mit der bestimmten Absicht, im letzten Moment einzulenken.» Mitte April lautete seine private Prognose: «Eine ... schleichen-

de Krise, aber schwerlich Krieg. Tue jeder, was er für seine Pflicht hält.»

Luftwaffengeneral Karl Bodenschatz, Görings Adlatus, gab dem polnischen Militärattache deutlich zu verstehen, dass Hitler, wenn er sich eingekreist' glaube, worauf die vielen Garantieerklärungen aus London hindeuteten, sich selbst mit dem Teufel verbünden würde. «Und unter uns kann ja wohl kein Zweifel herrschen, wer der Teufel ist», meinte Bodenschatz drohend.

Einige Tage darauf fiel Mussolini in Albanien ein. Dieser Vorstoss auf den Balkan kam Hitler äusserst ungelegen. Seine gesamte Ostpolitik hing von der politischen Stabilität auf dem Balkan ab. FA-Aufzeichnungen konnte er überdies entnehmen, dass England der Türkei sofort vorschlug, eine Verteidigungsgemeinschaft im Südosten aufzubauen. Daraufhin wies er Ribbentrop an, Franz von Papen, den erfahrensten Diplomaten des Reiches, eilends in die türkische Kapitale zu beordern, damit er dort die Befürchtungen ausräume, das sei Mussolinis erster Vorstoss in Richtung Dardanellen. Papens Aufgabe sei es, sein möglichstes zu tun, um die Türken vom Abschluss einer Allianz mit den Briten abzuhalten. Im privaten Kreis meinte Hitler, das unbedachte Vorgehen des Duce sei von schierem Neid auf die Erfolge des Dritten Reiches ausgelöst worden. «Dass Mussolini ihn nicht konsultiert habe in der Albanienaktion», heisst es in den Notizen seines Heeresadjutanten, «bedauere er, könne es aber verstehen, denn er habe Gott sei Dank die Italiener ja auch nicht um Rat gefragt. Wenn man den schwatzhaften Italienern etwas erzähle, könne man es gleich in die Tagespresse bringen.»

Sonderbarerweise hatte sich Hitler über den Fall «Weiss» nicht mit Göring beraten. Göring kehrte erst am 18. April gegen 18 Uhr von seinem Urlaub in Italien zurück. Sonnengebräunt und erholt erschien er an Hitlers Mittagstafel. Hitler teilte ihm nun seinen Entschluss mit, eine Lösung der Danziger Frage zu erzwingen.

Göring war bestürzt: «Was soll ich darunter verstehen?» Hitler erwiderte, wenn alle sonstigen Massnahmen, Danzig wiederzugewinnen, fehlschlugen, werde er gewaltsam Vorgehen. Göring wandte beunruhigt ein, dass die Weltmeinung das nicht hinnehmen werde. Doch Hitler beschwichtigte ihn mit den Worten, dass er in der Vergangenheit schon andere Situationen gemeistert habe; Polen würde da keine Ausnahme sein. Dennoch fällt auf, dass Göring in den darauffolgenden Monaten bis zum 1. September alles mögliche versuchte, um einen offenen Konflikt zu vermeiden.

Ursprünglich hatte Hitler mit seinen Avancen gegenüber dem Kreml nur diplomatischen Druck auf Polen ausüben wollen. An Stalins Interesse konnte nicht gezweifelt werden. Rudolf Likus meldete am 1. April, dass der sowjetische Kriegskommissar General K. E. Woroschilow sich kürzlich auf einer gesellschaftlichen Veranstaltung in Moskau zur Gattin des deutschen Botschafters abfällig über die Politik der Westmächte geäußert und gemeint hätte, Hitler und Stalin sollten ihre gegenseitige Haltung revidieren. Eine Woche darauf hakte Ribbentrop in Berlin nach: Er beauftragte ein Mitglied des polnischen Ressorts seiner Dienststelle, den freundschaftlichen Kontakt zur sowjetischen Botschaft wieder aufzunehmen. Bald darauf erfuhr Ribbentrop von seinem Mitarbeiter, dass ein sowjetischer Botschaftsrat die Bemerkung gemacht habe, Deutschland und die UdSSR könnten «Seite an Seite» eine erfolgreiche Politik betreiben. Hitler zögerte jedoch, sich auf dieses dünne Eis zu begeben, worauf Ribbentrop seinen Mitarbeiter anwies, die Gespräche nicht fortzusetzen. Dennoch verabschiedeten sich er und Keitel persönlich von dem sowjetischen Botschafter, als dieser noch im selben Monat nach Moskau zurückkehrte. Und Ende April unterliess Hitler in einer Reichstagsrede abermals seine sonst üblichen Ausfälle gegen das Sowjet-Regime.

Ein weiterer Faktor, der Hitler in die Nähe Stalins rücken liess, war das vorläufige Scheitern der Verhandlungen zwischen Ribbentrop und der japanischen Regierung hinsichtlich einer Allianz. Denn es würde nicht mehr ins Gewicht fallen, wenn Hitler den Japanern nun das Nachsehen gab. Am entscheidendsten war wohl Stalins Wink mit dem Zaunpfahl am 3. Mai: Er schasste seinen jüdischen Aussenminister Maxim Litwinow, der einer Einigung mit Deutschland im Weg gestanden wäre. Jetzt erst begann sich Hitler ernsthaft zu engagieren. Er beorderte die Führung der Moskauer Botschaft zum Rapport nach Deutschland. Danach gab er dem Botschafter, Werner Graf von der Schulenburg, die Instruktion, mit dem neuen Aussenminister, Wjatscheslaw Molotow, hinsichtlich eines möglichen Rapprochements und der Wiederaufnahme von Handelsgesprächen vorsichtig Fühlung aufzunehmen. Am 5. instruierte Goebbels sämtliche NS-Schriftleiter, dass «bis zu neuen Anweisungen» gegen den Bolschewismus und die Sowjetunion nicht mehr polemisiert werden dürfe.

Am Tag darauf machte Bodenschatz vor dem französischen Luftwaffenattache Paul Stehlin eine sonderbare, ominös klingende Andeutung. Bodenschatz äusserte, dass Hitler die Rückgewinnung Danzigs beschlossen habe und Deutschlands Zugang zu Ostpreussen sichern werde. «Mehr kann ich Ihnen nicht mitteilen», sagte Bodenschatz. «Sie werden eines Tages selbst erfahren, dass im Osten etwas im Gange ist.» Zur Verdeutlichung fügte er noch hinzu: «Wenn es um die Durchführung eines Planes geht, fallen rechtliche und weltanschauliche Hemmnisse nicht ins Gewicht. Wie Sie wohl wissen, hat selbst ein höchst katholischer König einst keine Gewissensbisse gehabt, gemeinsame Sache mit den Türken zu machen!»

Fünzig

Die meisten Menschen messen ihr Leben nach der Zahl der verstrichenen Jahre. Hitler mass sein Leben nach den Jahren, die ihm noch verblieben. Wenn er wöchentlich die Probekopien der Wochenschaufilme begutachtete, in denen er meist der Hauptakteur war, musste er betroffen feststellen, dass er älter und korpulenter geworden war. Das war der Grund, warum er seine Politik, die auf die Beherrschung der Welt abzielte, nun dem Anschein nach schneller vorantrieb.

Am 20. April 1939 hatte Hitler in seinem Leben gleichsam ein Plateau erreicht: Er wurde fünfzig. Selten hat die Welt eine vulgärrere Zurschaustellung von Macht gesehen als bei den Feierlichkeiten anlässlich des Geburtstages des Führers. Wochenlang hatten verschiedene Dienststellen des Reiches an deren Gestaltung gearbeitet. Das endgültige Programm geriet schliesslich so reichhaltig, dass auch der 19. April einbezogen werden musste. An die 1600 Gauleiter und Parteiführer drängten sich im Mosaiksaal, indes es in der Marmorgalerie von Angehörigen des Stosstrupps «Adolf Hitler» und den Blutordensträgern – den Veteranen des misslungenen Putsches von 1923 – wimmelte. Als an jenem Abend traditionsgemäss der Badenweiler Marsch erklang, fuhr Hitler zusammen mit Speer die prachtvolle, einem Boulevard gleichende neue «Ost-West-Achse» ab, die er somit für den Verkehr freigab, während Feuerwerksraketen zum Bild einer riesigen Hakenkreuzfahne am Himmel zerplatzten. An einer günstigen Stelle hatte man die noch lebenden Veteranen der Kriege des 19. Jahrhunderts versammelt, Überlebende jener Generationen, die vergebens dem Traumland entgegenmarschiert war, das «nun in Sicht» war. Nach seiner Rückkehr fand Hitler Hunderte von Geschenken im Speisesaal der «Führerwohnung» zur Schau gestellt, darunter auch ein Modell des Triumphbogens, den er auf der neuen Nord-Süd-

Achse errichten wollte. Darauf sollten die Namen aller im Weltkrieg gefallenen Deutschen und Österreicher eingemeisselt werden. Schon vor Jahren hatte Hitler dieses Monument entworfen. Am nächsten Tag schrieb seine Sekretärin in einem Brief:

«Überwältigend sind in diesem Jahr die Geschenke an Zahl und Wert. Gemälde (Defregger, Waldmüller, Lenbach und sogar ein herrlicher Tizian), dann wunderbare Meissner Porzellanplastiken, silb. Tafelaufsätze, prachtvolle Bücher, Vasen, Zeichnungen, Teppiche, Handarbeiten, Globusse, Radios, Uhren, usw. usw. usw. Dann kistenweise Eier, grosse Torten, Bonbonnieren, Obstsäfte, Liköre, ein wunderbar schönes Segelschiff ganz aus Blumen, ein Jammer, dass diese Schönheit so bald vergehen wird. Und dann natürlich Flugzeugmodelle, Schiffsmodelle und ähnliche militärische Dinge, über die er die meiste Freude empfindet. Da ist er wie ein Bub.»

Um Mitternacht brachte ein Chor der «Leibstandarte» im Ehrenhof der Reichskanzlei ein Ständchen. Aus ganz Deutschland strömten Wehrmachtseinheiten zu dem auf den nächsten Tag angesetzten Paradespektakel nach Berlin: Sechs Divisionen der Wehrmacht, rund 40'000 Mann und 600 Panzer, sollten an ihm vorbeidefilieren. Gegen vier Uhr früh befanden sich die marschierenden Truppen in den Aussenbezirken der Hauptstadt. Die Bahnhöfe waren überfüllt. Um 8 Uhr wurde Hitler von dem Musikzug der Leibstandarte geweckt, der vor seinem Fenster spielte. Die Kinder seiner Ärzte und Adjutanten kamen befangen zu ihm, um ihm zu gratulieren, ihm Blumensträusse zu überreichen, die sie mit Anneliese Schmundt, der Frau seines Chefadjutanten, gebunden hatten, um ihm Gedichte aufzusagen. Nach Hitlers Wunsch sollten diese Kinder einen Tag erleben, von dem sie noch ihren Enkelkindern vorschwärmen würden. Sie sind – Goebbels' Kinder ausgenommen – noch am Leben.

Bevor die vierstündige Parade begann, empfing Hitler die drei Oberbefehlshaber – Göring, Raeder und Brauchitsch – wie auch

Keitel in seinem geräumigen, getäfelten Arbeitszimmer. Es war eine Szene, an die sich deren Adjutanten noch lange erinnern sollten. Ottomar Hansen, der Keitels Adjutanten Eberhard vertreten musste, erzählte am Abend seiner Frau, dass er einem Ereignis beigewohnt habe, das ihr Leben verändern würde, über das er jedoch vorläufig nicht mehr sagen könne. Hitler stand mit dem Rücken zu seinem grossen Schreibtisch, als die Militärs von Otto Meissner, der die Uniform eines Obersten des Heeres trug, hingeleitet wurden. Keitel strauchelte auf dem dicken, ockerfarbenen Teppich, als sie sich in einer Linie aufstellten, die jeweiligen Adjutanten in respektvoller Distanz hinter ihnen. Hitlers Ansprache dauerte nicht länger als zehn Minuten. Als er sie abschloss, wussten seine erlauchten Zuhörer, dass Deutschland unaufhaltsam einem Krieg mit den Westmächten entgegentrieb, der nicht unbedingt im Jahre 1939, doch in Bälde ausbrechen würde.

Zwar ist keine wortgetreue Aufzeichnung erhalten geblieben, aber sinngemäss sagte Hitler, laut der Erinnerung eines Adjutanten:

«Nun, meine Herren, die erste Hälfte eines Jahrhunderts habe ich durchlebt, es ist bisher viel erreicht worden, aber für die Sicherung des Reiches bestehen noch Schwierigkeiten. Ich bin mir klar, dass ich die zweite Hälfte des Jahrhunderts nicht überleben werde; ich bin also auf der Höhe meiner Manneskraft; es ist klar, dass das, was ich mir vorgenommen habe, eine grosse Anstrengung erfordert. Infolgedessen werden die nächsten Jahre von entscheidender Bedeutung für das Reich sein. ... Es ist ganz klar, dass dieser Rüstungsvorsprung von Jahr zu Jahr geringer werden wird; und wenn man etwas Entscheidendes erreichen will, dann muss man schnell handeln.»

Bei der Geburtstagsparade zeigte sich deutlich, über welche erstaunliche körperliche Ausdauer Hitler verfügte. Stunde um Stunde stampften Truppen, rasselten und ratterten Schützenwagen, Geschütze und Panzer an Hitler vorbei, der von der Tribüne salutierte. Christa Schroeder schrieb hernach:

«Der Geburtstag war übrigens für ihn eine rechte Strapaze. ... Die Parade gestern war ja ganz gross, aber dauerte entsetzlich lange. Ich wundere mich bloss immer wieder, wo er die Kraft zu all diesen Anstrengungen hernimmt. Denn so vier Stunden dauernd stehen und grüssen, ist doch eine verdammte Anstrengung. Wir waren vom blossen Zuschauen schon hundemüde – ich jedenfalls.»

Unbestreitbar erfreute sich Hitler einer äusserst robusten Gesundheit.

Nach den Angaben seiner Ärzte hatte Hitler 1939 eine Grösse von 1,76 Meter und ein Gewicht von 70 Kilogramm. Aus den ärztlichen Untersuchungsberichten geht hervor, dass seine körperlichen Funktionen – von kurzen Krankheiten abgesehen – bis zu den letzten Monaten seines Lebens normal waren. Laut Befund hatte er die Blutgruppe A. Er hatte eine blasse, glatte Haut. Auf Brust und Rücken war sie auffallend weiss und haarlos. Bei ihren Untersuchungen stellten Hitlers Ärzte fest, dass er auf Hitze und Kälte, auf punktförmige und breitflächige Berührungsreize normal reagierte. Sein Schädel, der keinerlei Anzeichen einer mastoiden Abnormität aufwies, wurde der damaligen Klassifikation zufolge «als leicht dolichocephal» eingestuft. Sein Haar war 1939 von dunkelbrauner Farbe und begann schütter zu werden. Er hatte ein blaßes, ebenmässig geschnittenes Gesicht, dessen Mimik «von einer intensiven Ausdruckskraft war, die einschüchterte und zugleich fesselte». Die grosse, plumpe Nase störte das Ebenmass der Gesichtszüge, doch seine «faszinierenden Augen» glichen das aus. Das linke Auge war ein wenig grösser als das rechte. Die Augen waren blau mit einer leichten Beimischung von Grau. 1939 war die Koordinierung der Augen gut, und die Pupillenreflexe waren normal. Feststellbar war eine geringfügige Exophthalmie, ein Hervortreten der Augäpfel.

Nach 1945 sagten Hitlers Ärzte bei Befragungen einhellig aus, dass er bis zu seinem Ende geistig gesund gewesen sei. Einer von ihnen,

Professor Hanskarl von Hasselbach, äusserte abschliessend die Meinung: «Das deutsche Volk müsste ja völlig irrsinnig gewesen sein, wenn es einem solchen Mann fast einmütig nachgelaufen wäre, wie man Hitler heute darstellt.» Es gab keine klinischen Anzeichen für eine Anomalie. Hitler litt weder an olfaktorischen noch an auditiven noch an visuellen Fehlreaktionen. An den Augen liessen sich keine Papillarödeme feststellen. Noch 1945 waren sie, was Fixierung und Bewegung anlangt, normal. Hitlers Leibarzt, Professor Theo Morell, konstatierte bei verschiedenen klinischen Untersuchungen, wobei er Hitler in den erhalten gebliebenen medizinischen Befunden als «Patient A», «M. F.» oder «Adolf Müller» bezeichnete, dass Hitler die Stirn runzeln, die Zunge herausstrecken und mit den Schultern zucken konnte. Hitlers Konzentrationsfähigkeit war ausgezeichnet, und er zeigte keinerlei psychische Störungen wie Euphorie, Inkontinenz, Geruchsverlust oder Veränderungen der Persönlichkeit. Untersuchungen der Gehirnfunktionen erbrachten keine Hinweise auf «sensorische Aphasie» und auf «traumhafte Zustände». Die Überprüfung der Reflexzentren und der Funktionen des Zentralnervensystems erbrachte gleichfalls keine Abweichungen.

Als Morell 1945 über Hitlers psychische Verfassung befragt wurde, schilderte er sie als «sehr komplex». Die übrigen Ärzte sagten aus, dass Hitlers Orientierung, was Zeit, Ort und Personen anlangte, ausgezeichnet gewesen sei. Sein Gedächtnis war so gut, dass es von vielen gerühmt wurde. In der Aussage der Ärzte heisst es: «Er war launenhaft, zuweilen rastlos und manchmal sonderbar, aber sonst im allgemeinen kooperativ und nicht leicht abzulenken. Er war sehr stimmungslabil, seine Vorlieben und Abneigungen waren überaus prononciert. Sein Gedankengang war von Kontinuität geprägt. Er sprach weder langsam noch schnell und stets sachbezogen.» Allgemeine Symptome einer Geisteskrankheit waren nicht auszumachen: Seine Ärzte stellten weder einen «Globus hystericus» – das Gefühl, als stecke einem etwas in der Kehle

– noch irgendwelche Phobien oder zwanghafte Vorstellungen fest. Abschliessend heisst es im Bericht vom Jahre 1945, dass «Hitler keinerlei Halluzinationen, illusionäre Vorstellungen oder paranoide Entwicklungen erkennen liess.» Diese Fachärzte sagten mit einer Einhelligkeit aus, dass gegenteilige Mutmassungen von Biographen in den Jahren nach 1945 und in jüngster Zeit oder gar von «Psycho-Historikern» mit einiger Skepsis zu bewerten sind.

Wer waren Hitlers Ärzte? Um 1939 betreuten ihn vor allem Morell und Brandt. Dr. Karl Brandt behandelte ihn schon seit 1934. Brandt, ein gutaussehender, dunkelhaariger junger Chirurg, war ein gebürtiger Elsässer, der als Fünfzehnjähriger von den Franzosen ausgewiesen worden war, als diese 1919 die Provinz besetzten. Sein Galgenhumor verliess ihn nicht einmal vor seiner Hinrichtung im Jahre 1947 auf Grund seiner Beteiligung an Hitlers Euthanasieprogramm. Noch am Vorabend seines Todestages meinte er spöttisch zu seinen Mithäftlingen: «Morgen findet die Preisverteilung statt!» Brandt hatte einen ausgeprägten Sinn für Benehmen und weigerte sich beispielsweise vor den amerikanischen Vernehmungsbeamten, über Hitlers Sexualleben auszusagen. Er hatte sich an einem Krankenhaus im Ruhrgebiet zum Chirurgen ausgebildet und sich auf die Behandlung von Bergwerksunfällen spezialisiert. Seine Verlobte war die bekannte Schwimmerin Anni Reborn, in den 20er Jahren einer der weiblichen Stars in Hitlers Umgebung. Sie machte Brandt 1932 mit Hitler bekannt. Als Wilhelm Brückner 1933 bei einem Verkehrsunfall verletzt wurde, hielt sich Brandt in der Nähe auf und konnte den Adjutanten des Führers, der eine Schädelfraktur erlitten hatte, operieren. Hitler erkannte, dass ein begleitender Chirurg von Nutzen sein könne, und Brandt nahm an der Reise nach Venedig im Jahre 1934 teil. Brandt führte Professor Werner Haase, einen Kollegen aus dem Ruhrgebiet, als seinen Vertreter ein. 1936 wurde Hanskarl von Hasselbach zum stellvertretenden Begleitarzt beim Führer ernannt.

Ende 1936 litt Hitler an anhaltenden Magenbeschwerden, die weder seine noch zu Rate gezogene Ärzte zu beheben vermochten. Auf Grund dieser Konstellation wurde er mit Morell bekannt. Dieser sollte in der Folgezeit der umstrittenste seiner Ärzte werden. Morell, drei Jahre älter als Hitler, war ungemein korpulent, hatte einen kahlen, fleischigen Schädel und einen dunklen Teint. Hinter der Brille mit den dicken Gläsern blinzelten kurzsichtige, dunkelbraune Augen. Die Hände waren gross und behaart. Um 1935 hatte er sich als Modearzt in der Welt der Theater- und Filmstars am Kurfürstendamm etabliert. Um den Ruin seiner Praxis abzuwehren, war deshalb der Nichtjude Morell der NS-Partei beigetreten. Über die Welt des Films wurde er mit Hitlers Fotografen Hoffmann bekannt, der seine Fachkenntnisse benötigte (er hatte sich eine behandlungsbedürftige Krankheit zugezogen). Hitler stellte ein Flugzeug zur Verfügung, damit Morell zu diesem Zweck nach München fliegen konnte. In Hoffmanns Haus, im Mai 1936, traf Hitler zum ersten Mal mit ihm zusammen. Als Morell Hitler kennenlernte, war dieser über den Tod seines von ihm sehr geschätzten Chauffeurs Julius Schreck, der einige Tage zuvor an einer Gehirnhautentzündung gestorben war, tief betroffen. Morell gelang es, ihm den Eindruck zu vermitteln, dass er möglicherweise Schrecks Leben hätte retten können. Hitlers Magenschmerzen hielten an. Professor von Eicken, der 1935 Hitler am Kehlkopf operiert hatte, untersuchte ihn am 20. Mai 1936. Seine Notizen sind erhalten geblieben.

«20. 5. Consultation in der Reichskanzlei mit Dr. Brandt.

Seit einigen Tagen Ohrensausen, nachts hohes metallisches Klingeln links. Ohren: ohne Besonderheiten.

Hörvermögen: mehr als 6 m. beiderseits. Offenbar überarbeitet. Kummer (Fahrer Schreck!). Schläft sehr wenig und schläft schlecht ein. Abends vor Bettruhe Spazierengehen, Wechselbäder der Füße, leichte Schlafmittel! Arbeitspause. In Wachenfeld Schlaf stets besser.

Dr. Grawitz hat Führer Weihnachten 1934 an akuter Intoxikation durch Neo-Balestol behandelt, das Fuselöl enthält. Kopfweh, Diplopie, Schwindel, Ohrensausen.»

Morell nahm sich dieses illustren Patienten Weihnachten 1936 an: Hitler hatte die Morells zu sich auf den Obersalzberg eingeladen. Während sich die übrigen Gäste bei einem lautstarken Match auf der im Kellergeschoss des Berghofes befindlichen Kegelbahn vergnügten, zog Hitler Morell beiseite und führte ihn in den Wintergarten. Bormann und Brandt wollten folgen, aber Hitler winkte ab. Hitler berichtete nun Morell von seinem Leiden: Niemand habe ihn bislang von seinen schrecklichen Magenkrämpfen heilen können, angefangen von dem glatthaarigen «SS-Reichsarzt» Dr. Ernst-Robert Grawitz vom Berliner Westend-Krankenhaus bis hin zum gestrengen Professor Bergmann, dem ungekrönten König der berühmten Charite: Als er, Hitler, hörte, welche drastische Kur Professor Bergmann vorschlug, suchte er das Weite. Dr. Grawitz' nachfolgende Behandlung war nicht weniger streng. Im Verlauf des Jahres 1936 wurde Hitler immer kränker und magerer. Zu Morell sagte er nun: «Sie sind meine letzte Hoffnung. Wenn Sie mich von meinen Magenschmerzen befreien können, werde ich Ihnen ein schönes Haus schenken!» «Binnen eines Jahres werden Sie wieder wohlauf sein», versprach Morell. Die Behandlung schlug an. Morell bekam das Haus, eine hübsche Villa auf Schwanenwerder. Und Morells Kritikern, deren es viele gab, hielt Hitler loyal entgegen: «Morell hat es mir versprochen – in einem Jahr!»

Als 1944 ein junger Wehrmachtsarzt, bestürzt über Morells Methoden, Hitlers Anhänglichkeit zu erschüttern versuchte, erwiderte ihm dieser: «Doktor, Sie haben keine Vorstellung, was ich Morell schulde. Er hat mir 1936 das Leben gerettet. Ich war so heruntergekommen, dass ich kaum noch gehen konnte. Ich bin nicht richtig behandelt worden. Grawitz und Bergmann liessen mich hungern, so dass ich nur trockenen Zwieback und Tee zu mir

nehmen konnte. Ich hatte an beiden Beinen Ekzeme, so dass sie bandagiert werden mussten, weswegen es unmöglich war, Stiefel zu tragen.» Obwohl ihn eine Reihe von Dermatologen mit allen möglichen Salben behandelte, wurde der Ausschlag immer ärger. «Ich war so geschwächt, dass ich kaum noch an meinem Schreibtisch arbeiten konnte. Dann kam Morell und heilte mich.»

Am 3. Januar 1937 untersuchte Morell Hitler auf dem Berghof zum ersten Mal. Er stellte fest, dass die Magenkrämpfe *nicht* hysterischen Ursprungs waren. Am Magenausgang befand sich eine Schwellung, der linke Leberlappen war vergrössert, und neben der rechten Niere war eine schmerzempfindliche Stelle. Das linke Bein bedeckten Ekzeme, wahrscheinlich die Folge von Hitlers diätetischen Problemen.

«Morell stellte für mich gesundheitsfördernde tägliche Verhaltensmassnahmen zusammen; er bestimmte meine Diät und gestattete mir vor allem, wieder zu essen», erinnerte sich Hitler 1944. «Er ging grundsätzlich vor. Zuerst untersuchte er meine Darmbakterien und teilte mir dann mit, dass meine Kolibakterien ersetzt werden müssten.» All das entsprach soliden ärztlichen Behandlungsmethoden.

Morell sandte Proben von Hitlers Stuhlgang – ohne den Namen anzugeben – Professor A. Nissle, dem Direktor eines bakteriologischen Forschungsinstituts in Freiburg, zur Untersuchung. In Professor Nissles Abschlussbericht war vom Vorhandensein einer dysbakteriellen Flora im Darmtrakt des Patienten die Rede. Nissle hatte zur Behandlung eines derartigen Zustands ein im Handel befindliches Mittel namens «Mutaflor» entwickelt, eine Emulsion eines bestimmten Stammes des *coli communis bacillus*, der die Eigenschaft hatte, den Darmtrakt zu bevölkern. «Ich bekam diese Koli kapseln und grosse Mengen an Vitaminen und Herz- und Leberextrakten», berichtete Hitler später. Er begann sich wohler zu fühlen. Morell zog auf dem Berghof ein. «Nach etwa sechs Monaten», sagte Hitler, «war das Ekzem verschwunden, und nach

neun Monaten war ich wieder völlig wohlauf.» Im September 1937 nahm Morell als Ehrengast am Parteitag teil. Hitler konnte wieder Stiefel tragen.

Bald darauf setzten gegen Morell gerichtete und von Neid geprägte Gerüchte ein: Man behauptete, dass er nie eine Fachausbildung genossen habe, weshalb er sich auch nicht als «Facharzt» ausbe. Seine Behandlungsmethoden seien alles andere als antiseptisch. Er würde manchmal dieselbe Injektionsnadel mehrmals nacheinander verwenden. Er verabreiche Hitler täglich Spritzen aus Ampullen, die keinerlei Etikett trügen.

Er begann Hitler mit Medikamenten zu behandeln, die er selbst entwickelt hatte und in seinen pharmazeutischen Firmen herstellen liess. Hitler zahlte ihm ein jährliches Honorar von 36'000 Reichsmark, nicht viel, wenn man bedenkt, dass sein Einkommen vorher viermal höher gewesen war. Dennoch konnte Morell in dem grösstenteils in jüdischem Besitz befindlichen Ostseebad Heringsdorf Grund und Boden erwerben und sich eine elegante Praxis im Westend in der besten Gegend des Kurfürstendamms einrichten. Hitlers Gefolgsleute drängte es als Patienten zu Morell – Funk, Ley, Speer, Goebbels, Göring, das Ehepaar Ribbentrop, Hitlers langjährige Adjutanten, Generale wie Kleist, Jodl und Heusinger und berühmte Theatergrössen wie Richard Tauber und O. E. Hasse. Viele meinten, dass sie über Morell bei Hitler Gehör finden könnten. Doch fürs Intrigieren fehlte ihm die Durchtriebenheit. Man kann sich allerdings vorstellen, zu welcher Feindseligkeit diese Situation Anlass gab. Die jüngeren Adjutanten versuchten ihm das Leben zu vergällen. Sie führten Morell weder auf ihrer Gratulationsliste noch luden sie ihn ein. Und ihre Frauen lehnten es ab, sich von Morell untersuchen zu lassen.

Es stimmt, dass Morells persönliche Gewohnheiten abweisend wirken konnten. Dennoch übergang sie Hitler, was für ihn charakteristisch war. So schwitzte Morell bei seiner Körperfülle nicht selten, was seine Nähe nicht eben angenehm machte. Hitler vertei-

digte ihn mit den Worten: «Ich halte mir Morell nicht, um an ihm zu riechen, sondern damit er mich bei Kräften hält.» Morell ass geräuschvoll und nicht gerade appetitlich. Im Juli 1939 weilte er als Tischgast in Winifred Wagners Haus in Bayreuth. Als Hitler von Verena, die er von den Wagner-Töchtern am meisten mochte, wissen wollte, warum sie denn nicht esse, machte sie ihn auf den degoutanten Anblick des feisten Doktors aufmerksam, der eben hingebungsvoll und schmatzend eine Orange verzehrte, indem er sie mit beiden Händen hielt und deren Inhalt durch eine Öffnung in der Schale herausschlürfte.

Morell war der erste Arzt, der an Hitler eine gründliche körperliche Untersuchung vornehmen durfte. Seinen Angaben zufolge war Hitlers Krankheitsgeschichte keineswegs ungewöhnlich. Die Mandeln waren entfernt worden, woran sich Hitler allerdings nicht mehr erinnern konnte. In seiner Kindheit hatte man an einer Lungenspitze einen pathologischen Befund festgestellt, der in den darauffolgenden Jahren wieder verschwand. Morell bemerkte an Hitlers linkem Oberschenkel eine Narbe, die von einem Schrapnellsplitter herrührte. Während des Putsches von 1923 hatte der tödlich getroffene Scheubner-Richter Hitler niedergerissen, was zu einem Bruch des linken Schulterblattes geführt hatte (Hitler hatte deswegen seit Jahren seinen linken Oberarm über eine gewisse Grenze hinaus nicht hochziehen oder kreisen lassen können).

1938 und 1939 war Hitler unbestreitbar auf der Höhe seiner Kraft. Er wirkte jünger als fünfzig. Grössere körperliche Strapazen wie anlässlich der Parade an seinem Geburtstag machten ihm nichts aus. Er konnte noch aus vollem Herzen lachen und war äusserlich, trotz etlicher persönlicher Eigenheiten wie seinem strikten Vegetarierum, ein kerngesunder Mann. Im Untersuchungslabor, wo periodisch der Mageninhalt des «Patienten A» überprüft wurde, gab man diskret der Überraschung Ausdruck, dass dieser ausschliesslich aus Pflanzenfasern bestehe. Ein für Hitler typisches

Gericht im Sommer 1937 auf dem Berghof war zum Beispiel: «Graupensuppe, Griessnudeln, Ei, grüner Salat.»

Aus Morells Aufzeichnungen geht hervor, dass er seine Medikamente zumeist subkutan verabreichte, ob nun seine Patienten an Husten oder Krebs litten. Danach fühlten sie sich meistens wohler. Aber Morell injizierte gewöhnlich nur harmlose Mengen von Dextrose, Hormonen oder Vitaminen, die langfristig nur sehr geringe Besserung bewirkten. Er verabreichte ferner reichliche Quantitäten an Sulfonamiden, selbst bei der Behandlung von schlichten Erkältungen, was zwar wirkte, aber übertrieben war, da der menschliche Körper sich rasch daran gewöhnt. Hitler war von Morell zweifellos beeindruckt. «Ohne Morell würde ich nicht halb soviel leisten», sagte er einmal. «Ich würde die psychische und physische Belastung nicht durchstehen.» Drei bis sechs von Morell verabreichte Injektionen am Tag brachten Hitlers Erkältungen zum Abklingen, bevor sie sich überhaupt entwickeln konnten. Die täglichen Injektionen von 10 Kubikzentimeter Glukose und von Morells eigenem, im Handel befindlichem Mittel «Vitamultin», das nahezu jedes Vitamin, von A bis K, enthielt – es bestand aus Askorbinsäure, Kalzium, Nikotinsäureamid und entweder Koffein oder Kakao als Geschmacksspender –, versetzten Hitler in eine Art Euphorie. Bald darauf gab Morell diese stimulierenden Glukoseinjektionen Hitler auch vor wichtigen Reden oder Truppenschauen. Auf diese Weise wurden die normalen, einem Körper innewohnenden Widerstandskräfte durch injizierte Substitute ersetzt; zwar waren es keine Narkotika, aber es wurde gleichfalls eine Gewohnheit.

Hitlers Magenkrämpfe kehrten trotz der Mutaflor-Behandlung wieder. Morell verabreichte daraufhin intramuskuläre Injektionen von «Progynon», einem aus Benzoesäure und Dihydro-Follikelhormon zusammengesetzten Mittel, das Verkrampfungen der Magenwand verhindert. Er verwandte auch «Luizym», Enzympräparat-tabletten, damit Hitler seine vegetabile Nahrung besser verdau-

en konnte. Von 1938 bis 1940 injizierte er gelegentlich jeweils 3 Kubikzentimeter «Glyconorm», ein Produkt der Nordmark-Werke in Hamburg, mit denen er zusammenarbeitete; es enthielt Stoffwechselfermente, Vitamine und Aminosäuren. Doch nach einer Weile stellten sich die Magenkrämpfe abermals ein. Von 1939 an führte Morell eine Behandlung mit «Euflat»-Pillen, die Hitler fünf Jahre lang beibehalten sollte, und mit Injektionen von «Eukodal» und «Eupaverin» durch.

Ein Fachmann, der Morells Behandlungsunterlagen überprüfte, meinte hernach, dass Morell «polypragmatisch» vorgegangen sei, darauf bedacht gewesen war, Hitler eine Dosis aller üblichen Mittel zu verabreichen, nicht genug, um grossen Schaden anzurichten, aber auch nicht genug, um eine Besserung zu bewirken. Doch Hitler vertraute ihm wie nahezu sein gesamter Mitarbeiterstab. 1945 wurde Morell von Dr. Karl Brandt im Internierungslager vorgeworfen: «Ihr Verhalten hat Schande über die gesamte Ärzteschaft gebracht!» Aber Morell hatte Goebbels von einer Hautkrankheit heilen können, was zweiundzwanzig führenden Dermatologen misslungen war. Als Rudolf Hess 1941 nach Schottland flog, verstaute er in seinem Gepäck unter anderem Morells Vitaminpillen und energiespendende Tabletten. Hitler, Morells Patient, sollte sowohl Neville Chamberlain als auch Franklin D. Roosevelt überleben.

Europa trieb dem Krieg noch weiter entgegen, als Chamberlain und Roosevelt Ende April 1939 aktiv wurden. Aus innenpolitischen Gründen hatte Chamberlain die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht beschlossen und sie am 26. verkündet. Henderson war aus London, wo eine schrille Kampagne der englischen Presse anlief, nach Berlin zurückgekehrt. Am 25. April teilte er dem Foreign Office in einem bisher unveröffentlichten Telegramm – das vom Forschungsamt für Hitler aufgefangen worden war – mit, dass das seine Position nicht eben erleichtere: «Die Presse macht mir das Leben schwer.» Die FA-Aufzeichnun-

gen vom darauffolgenden Tag ergaben, dass das Foreign Office ihn anwies, die nationalsozialistische Regierung von Chamberlains Verkündung der Wehrpflicht im Voraus in Kenntnis zu setzen – Hitler sollte in Bälde vor dem Reichstag eine Rede halten – und ihr zu versichern, dass sich das nicht gegen Deutschland richte. Hitlers Rede vom 28. April strotzte von Schmähungen Roosevelts. Bisher hatte er sich leisten können, die Eingriffe des amerikanischen Präsidenten in die europäische Politik zu ignorieren. Zurzeit der Konferenz in München hatte ihm Roosevelt ein offenes Telegramm geschickt. Neurath hatte es Wiedemann aus der Hand genommen und mit den Worten eingesteckt: «Was hat denn Roosevelt sich hier einzumischen?» Das entsprach auch Hitlers Ansicht. Er schrieb Roosevelts gegen das Dritte Reich gerichtete Haltung jüdischem Einfluss zu. Unlängst hatte der amerikanische Geschäftsträger in Budapest dem neuernannten Aussenminister, Graf Csäky, anvertraut, dass der Ausbruch des Weltkrieges 1939 gewiss sei. Am 16. Januar hatte Csäky diese Ansicht Ribbentrop mitgeteilt und die Bemerkung des Amerikaners zitiert: «Die jüdische Frage würde von Amerika zu diesem Zweck propagandistisch von Kanada bis an die Spitze von Südamerika ausgenutzt.»

Hitler war dennoch der Ansicht, dass in den Vereinigten Staaten die Isolationisten über mehr Einfluss verfügten. Fritz Todt hatte beispielsweise Hewel unlängst den Brief eines Harvard-Professors, Arthur Casagrande, zugeschickt, in dem es hiess:

«Unter meinen vielen Bekannten wird die Einstellung Roosevelts Deutschland gegenüber auf das schärfste kritisiert. Es ist kein Zweifel, dass die überwiegende Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung gegen diese Einmischung in europäische Politik eingestellt ist. Führende Persönlichkeiten ... haben den Verdacht ausgesprochen, dass Roosevelt durch solche Manöver die Aufmerksamkeit des Volkes von seinen innenpolitischen Misserfolgen ablenken will.»

Das war, was Hitler gern hören wollte.

Im April 1939 war Hitler abermals der verduzte Adressat eines offenen Briefes von Roosevelt, worin dieser von ihm die öffentliche Zusicherung erbat, dass er keines der einunddreissig darin aufgeführten Länder angreifen werde. Dieses in der Diplomatie ungewöhnliche Vorgehen rief in London Bestürzung hervor. Aus den abgehörten Gesprächen in der US-Botschaft in Berlin ging hervor, dass selbst die Botschaftsangehörigen das für eine Dummheit hielten. Ribbentrops Mitarbeiter fragten bei der Regierung jedes der einunddreissig Länder – ausser Polen, Russland, Grossbritannien und Frankreich – an, ob sich ihr Land durch das nationalsozialistische Deutschland bedroht fühle, was alle verneinten, obzwar manche abschlägigen Antworten gewunden ausfielen. Hitler verkündete seine Erwiderung in der Reichstagsrede vom 28. Die Kroll-Oper erbehte vor Gelächter, als er spöttisch seine Zusage gab, dass das Reich auch keine Invasion in die Vereinigten Staaten erwäge. Eine Abschrift dieser Rede wurde – als Hitlers einzige Antwort – der US-Botschaft ausgehändigt. FA-Aufzeichnungen ergaben, dass die amerikanischen Botschaftsangehörigen einräumten, der Führer habe «die Runde» gewonnen.

In derselben Reichstagsrede, die er wiederum ohne Ribbentrops vorherige Billigung hielt, kündigte Hitler den 1934 mit Polen geschlossenen Nichtangriffspakt und das Flottenabkommen mit Grossbritannien von 1935 auf. Abermals enthielt er sich auffallenderweise jeglicher Angriffe gegen die UdSSR. Im privaten Kreis führte er seine schroffe Haltung gegenüber England auf in Prager Archiven Vorgefundene Geheimdokumente zurück. «Wir werden sie [die Archive] eines Tages veröffentlichen, um vor aller Welt die Unredlichkeit Englands darzulegen», äusserte Bodenschatz vor dem französischen Luftwaffenattache. «Wir bestehen auf nichts anderem als auf unserem Lebensrecht, und wir werden nicht zulassen, dass ein Land, das drei Fünftel der Erde besitzt, uns dieses elementare Recht streitig macht.» Informierte Deutsche

bezweifelten allerdings, dass es zu einem Krieg kommen würde. Weizsäcker meinte in einem Brief vom 29. April:

«Aus einer gewissen dramatischen Spannung sollen wir offenbar nicht mehr herauskommen. Ich glaube aber nicht an Angriffsabsichten bei den ‚Achsen‘-Mächten und nicht an den bewussten Präventivkriegswillen bei den anderen. Bleibt eine Gefahr nur bei den zügellosen, untergeordneten polnischen Organen, die in slawischer Grossmannssucht auf dem europäischen Klavier klimpern.»

Auf Goebbels' ausdrückliche Anweisung spielten NS-Schriftleiter weiterhin in ihrer Berichterstattung die «Zwischenfälle» in Polen herunter. Im April, Mai und Juni blieb die Berichterstattung auf Seite zwei beschränkt. Die Wehrmacht hingegen traf weiterhin ihre Vorbereitungen für Fall «Weiss». Ende April legte Haider Hitler die ersten Karten und Unterlagen mit der Gegenüberstellung der deutschen und polnischen Streitkräfte vor, ferner eine vorläufige Zeittafel des geplanten Einmarsches nebst einer umfassenden «Zeittafel der Vorbereitung», die im Mai begann. Der Generalstab schlug vor, dass die Truppenverbände unter dem Vorwand des Baus eines «Ostwalles» und von Herbstmanövern zur polnischen Grenze verlegt werden sollten. Weitere Einheiten sollten, scheinbar für eine grosse Militärparade am 27. August 1939 anlässlich der 25. Wiederkehr des Tages der Schlacht von Tannenberg, in die ostpreussische Enklave gebracht werden. Hitler musste eingestehen, dass der Generalstab unter Haiders Leitung sich zu seinem Vorteil gewandelt hatte.

In der dritten Maiwoche machte Hitler seine dritte Inspektionsreise entlang des Westwalls und der parallel verlaufenden Flak-Zone der Luftwaffe von der belgischen Grenze bis zur Schweiz.

Auch diesmal folgten ihm Scharen von Parteifunktionären, Zeitungskorrespondenten, Adjutanten und Kameraleuten der Wochenschau. Der Bau der Befestigung war beträchtlich vorange-

schritten, was Generaloberst Erwin von Witzleben, Adams Nachfolger als Oberbefehlshaber der Westfront, auch lauthals hervorhob.

Die Begegnungen mit den schlichten Bauarbeitern und der rheinländischen Bevölkerung übten auf Hitler eine belebende Wirkung aus. Wenn er in kleinen Ortschaften zu einem Imbiss in eine Gaststätte einkehrte, musste sein Adjutant Brückner die draussen wartende Menge beruhigen und ihr zusichern, dass der Führer bald erscheinen werde. Hitler kam dann auch und begab sich unbefangen unter die Menschen. Mütter hielten ihm ihre Kinder entgegen, eine schlichte Geste, dennoch «die höchste Ehrung», die das Volk seinem Führer erweisen konnte, wie Hitler zu seinen Adjutanten bemerkte. Das war der Schutzwall Hitlers im Jahre 1939. Er war ein vom Volk getragener Diktator. Einem Attentäter hätte man weder vergeben noch hätte man ihn verstanden. Diese fast monolithische Solidarität zwischen Führer und Volk bestand bis zum Tode Hitlers, auch wenn nachfolgende Generationen darüber zu einer anderen Auffassung gelangten.

Am 20. besichtigte Hitler eine mit scharfer Munition durchgeführte Truppenübung der SS in Munsterlager. Nach seiner Rückkehr nach Berlin fasste er den Entschluss, demnächst über den Fall «Weiss» und seine Auswirkungen zu den Oberbefehlshabern zu sprechen. Seine Zuversicht, dass er die Danziger Frage isolieren und Polen von seinen Verbündeten loslösen könne, war gestiegen.

Vor einem Monat hatte die UdSSR mit Grossbritannien und Frankreich Verhandlungen über eine umfassende Allianz begonnen. Aber es gab Anzeichen dafür, dass die Westmächte nur langsam vorankamen. Stalin wusste, dass Hitler ihm mehr bieten konnte. Überdies ergab am 25. Mai die Abhörung des 7nwes-Korrespondenten in Berlin, James Holburn, dass er von privater Seite in London erfahren hatte, Chamberlain stehe einer Allianz mit Stalin kritisch gegenüber, da er hoffe, eines Tages den direkten

Kontakt mit Hitler wiederaufzunehmen.* Indes das Forschungsamt über die Moskauer Gespräche nur lückenhafte Angaben machen konnte, flössen aus einer gut informierten Quelle in London der deutschen Botschaft wertvolle Informationen über die Bemühungen der Briten in Moskau zu. Am 17. Mai gab der sowjetische Geschäftsträger in Berlin, Astachow, zu verstehen, dass in der «gegenwärtigen Form» die Gespräche den Briten zuwiderliefen. Mittlerweile setzten die Russen ihr Werben um die Deutschen fort. Am 20. Mai erklärte Molotow Hitlers Botschafter, dass die Handelsgespräche mit Deutschland aufgenommen werden könnten, sobald die erforderliche «politische Basis» geschaffen worden sei. Ribbentrop führte mit Hitler ein längeres Gespräch darüber, wie diese vage Bemerkung zu interpretieren sei. Das Ergebnis war, dass Weizsäcker laut Hitlers Anweisung Astachow mitteilen sollte: «Ihr könnt unsere Freunde oder unsere Feinde sein, ganz wie ihr wollt.»

Am 23. Mai 1939 hielt Hitler in seinem weitläufigen Arbeitszimmer eine vierstündige geheime Ansprache an die Oberbefehlshaber. Er verfolgte dabei das Ziel, sie darauf vorzubereiten, dass es im Sommer zu einer entscheidenden Entwicklung kommen werde. Hitler, der hinter einem Rednerpult stand, sprach zu rund einem Dutzend Militärs, die in drei Reihen sassen – Raeder, Milch, Brauchitsch und Keitel in der vordersten Reihe (Göring befand sich nicht in Berlin), ihre Stabschefs und Adjutanten in den beiden nächsten. In mancher Hinsicht unterschied sich seine Rede nicht von den entscheidenden Ansprachen des Jahres 1938 und 1939, die nunmehr aufgefunden worden sind. Er erklärte, dass Danzig nicht sein Endziel sei; das sei die Gewinnung von Lebensraum im

* Eine vom Secret Service in einem Londoner Ministerium installierte Abhöranlage lieferte Anfang Mai 1939 dem Foreign Office die Information, dass Chamberlain und Sir Horace Wilson abermals eine «Beschwichtigungspolitik» erwogen. Das Foreign Office war empört.

Osten, der Deutschlands Bevölkerung von 80 Millionen ernähren sollte. Er warnte abermals vor dem Streben nach Kolonialbesitzungen. Denn England könne in einem Krieg die Verbindung jederzeit blockieren.

«Zwingt uns das Schicksal zur Auseinandersetzung mit dem Westen», soll Hitler gesagt haben, «ist es gut, einen grösseren Ostraum zu besitzen.» Zuerst einen Krieg im Westen zu führen, würde eine langwierige und problematische Angelegenheit sein; zumal Polen dann hinterrücks angreifen würde. Deswegen habe er beschlossen, «Polen bei erster passender Gelegenheit anzugreifen.» Diesmal sollten seine Oberbefehlshaber nicht mit einem zweiten München oder Prag rechnen; diesmal würde es zum Krieg kommen. Gegenwärtig verfolge er das Ziel, erklärte er, Polen zu isolieren. «Das Gelingen der Isolierung ist entscheidend.» Erhalten geblieben ist einzig eine Aufzeichnung von Oberst Schmundt, allerdings von zweifelhaftem Wert, da sie offensichtlich viel später angefertigt worden ist. So werden Offiziere als anwesend aufgeführt – darunter auch Göring und Warlimont –, die nicht zugegen waren. Überdies enthält sie manche Unstimmigkeiten. Als Haider Mitte 1945, bevor er das Schmundt-Protokoll zu Gesicht bekam, befragt wurde, erinnerte er sich aber noch genau an die Versicherung Hitlers, dass er die Westmächte aus dem Fall «Weiss» heraushalten würde. «Ich müsste ein Idiot sein, wenn ich wegen der lausigen Korridorfrage in einen Weltkrieg hineinschlittern werde wie die unfähigen Menschen des Jahres 1914.»

Hitler hatte Mussolini über den Fall «Weiss» im Dunkeln gelassen. Als Keitel am 23. April in Innsbruck mit italienischen Generalen zusammengetroffen war, hatte er nicht einmal eine Andeutung gemacht. Die Italiener zeigten sich nun bereit, ein formelles Bündnis mit Deutschland abzuschliessen. Am 6. Mai versicherte Ribbentrop dem italienischen Aussenminister Graf Ciano, dass Italien davon ausgehen könne, es werde zumindest noch drei Jahre Frie-

den geben. Am 22. kam Ciano zur Unterzeichnung des «Stahlpaktes» nach Berlin. Zwei Tage darauf unterzeichnete Milch in Rom ein separates Luftwaffen-Abkommen. Milch teilte nach seiner Rückkehr Hitler warnend mit, dass Mussolini mit Nachdruck darauf hingewiesen habe, Italien sei vor 1942 für einen Krieg nicht vorbereitet. In einem Memorandum an Hitler sprach der Duce sogar von 1943. Die Haltung Italiens Ende August hätte Hitler eigentlich nicht überraschen dürfen.

Kurze Zeit umwarb Hitler auch Jugoslawien, den anderen Anrainersstaat im Süden. Am 1. Juni 1939 wurden Prinzregent Paul und seine aus England stammende Frau, Prinzessin Olga, in Berlin mit einer beeindruckenden Militärparade auf der Ost-West-Achse geehrt. In der Führerwohnung fand ein Bankett statt, dem eine Galaaufführung der «Meistersinger» in der Oper unter den Linden folgte. (Dabei kam es zu einem peinlichen Zwischenfall, der Hitler danach Winifred Wagner versprechen liess, dass der damals einunddreissigjährige Herbert von Karajan nicht in Bayreuth dirigieren dürfe. Karajan, der wie gewohnt ohne eine Partitur dirigierte, kam aus dem Takt. Hitler hoffte, dass seine Gäste nichts bemerkt hatten.) Zweimal empfing er das Prinzregentenpaar allein – zu einem Imbiss in seiner Wohnung und zum Tee im Pavillon des Reichskanzleigartens, eine Ehre, deren selbst Göring nur zweimal teilhaftig geworden war. Später führte Hitler seine Gäste in den Raum, in dem Modelle der neuen offiziellen Bauten und Monumente zur Schau gestellt waren.

Dennoch war Hitler über das Ergebnis äusserst unzufrieden, da Prinzregent Paul anschliessend unerwartet nach London weiterreiste, ohne das auch nur mit einem Wort in Berlin erwähnt zu haben. Hitler fühlte sich düpiert und war noch Tage danach erbost – Prinzregent Paul sei kaum für die Stellung eines Abteilungsleiters im Haus der Kunst geeignet, und Prinzessin Olga sei die typische eiskalte Engländerin, die sich nur für ein flottes Leben interessiere. Der Prinzregent, wettete Hitler, sei aalglatt;

wenn er gemeint habe, ihm eine feste Zusage abluksen zu können, habe sich der Prinzregent hinter seinem Parlament verschantzt.

Prinzessin Olga indes war Hitlers Listen erlegen. Der amerikanische Gesandte in Belgrad berichtete nach einem Gespräch mit ihr:

«Laut Prinzessin Olga sagte Hitler, dass er nicht begreifen könne, wieso er in England so missverstanden werde, und dass er sich eine Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Grossbritannien und Deutschland wünsche. ... Wenn das Gespräch auf Kinder kommt, sagte sie, treten ihm Tränen in die Augen. Ihrer Schilderung nach hat er auffallende Augen, von klarem Blau und ehrlichem Ausdruck. Er vertraute ihr an, dass er eine zwiegespaltene Persönlichkeit habe: Seine eigentliche Persönlichkeit sei die eines Künstlers und Architekten, aber das Schicksal habe gewollt, dass er auch als Politiker, als Militär und als Schöpfer eines neuen Deutschland handeln müsse ... Herr Hitler, sagte Prinzessin Olga, sei ein Mensch mit schlichten Neigungen, er würde das Leben in einem kleinen Haus ohne jeglichen Luxus vorziehen. Doch auf Grund seiner Stellung sei er gezwungen, in einem grossen Palast zu leben und sich mit einem gewissen Mass an Pomp und zeremoniellem Gehabe abzufinden. Ihrer Ansicht nach ist er wirklich musikalisch; vor allem die Musik böte ihm Entspannung. Sie schilderte, dass er während der Aufführung der «Meistersinger» in Berlin wie in Trance die Augen geschlossen habe ...»

Im Mai war ein Arbeitsstab unter Generaloberst von Rundstedt, der nun wieder in Hitlers Gunst stand, zu der Erkenntnis gekommen, Polen werde seine Verteidigung darauf abstellen, die deutschen Truppen so lange zu binden, bis Russland oder die Westmächte zu Hilfe kamen. Polen könnte sogar zuerst zuschlagen. Das strategische Hauptziel der Wehrmacht sei nun, ein Ausweichen der polnischen Armee über den Narew, die Weichsel und den San zu verhindern. Allerdings sei man der Ansicht, dass Polen

aus politischen Gründen eine derartige Operation nicht durchführen würde. Rundstedts endgültiger Plan vom 15. Juni bezog Hitlers Forderung nach Überraschungsangriffen bei Beginn von Fall «Weiss» ein. Damit sollte eine Mobilisierung der polnischen Streitkräfte unterbunden werden. Die polnischen Armeen westlich der Weichsel und des Narew sollten durch konzentrisch angelegte Angriffe von Schlesien im Süden und von Pommern und Ostpreussen im Norden aus vernichtet werden. Die Aufgabe der Truppenverbände in Ostpreussen, ein Durchstoss nach Warschau, wurde auf Hitlers nachdrückliche Anweisung gegen den Rat des Generalstabs berücksichtigt. Verstärkungen wurden – unter dem Deckmantel der Vorbereitungen für die Tannenbergsfeier – in Schiffen nach Ostpreussen gebracht.

Am 7. Juni 1939 verliess Hitler für die Sommermonate Berlin und begab sich samt seinem Mitarbeiterstab auf den Obersalzberg, um dort die weitere Entwicklung abzuwarten. Einmal, am 12. Juni, fuhr er nach Wien, wo er verstohlen Geli Raubais Grab besuchte. Eine Woche darauf erging ein Rundschreiben an sämtliche Minister und Gauleiter:

«Der Führer wird voraussichtlich auch in diesem Jahre während der Sommermonate im Hause Berghof in Obersalzberg Aufenthalt nehmen. Da der Führer in erster Linie den Berghof aufsucht, um dort ungestört zu arbeiten, hat er, wie in vergangenen Jahren, den Wunsch ausgesprochen, dass von Besuchen jeder Art im Hause Berghof Abstand genommen wird, sofern nicht eine besondere, von ihm festgelegte Einladung vorliegt.»

Eine Einladung erging an Brauchitsch und den Militärattache in Moskau, Köstring. Sie kamen am 21. Juni zu einer Besprechung der bisherigen Planungen im Rahmen von Fall «Weiss» und der festgefahrenen englisch-russischen Verhandlungen.

Nachdem die Generale noch am selben Tag abgefahren waren, griff Hitler zu seinem Skizzenblock und suchte sich zu entspannen, indem er gekonnt ein «Parteiforum» entwarf, das nach sei-

nem Tode München zieren sollte – ein riesiger Aufmarschplatz, Verwaltungsbauten der Partei, eine Brücke über die Gabelsbergerstrasse und sein Mausoleum, das die berühmte Frauenkirche in den Schatten stellen und als Bauwerk «bis ans Ende der Zeit» bestehen sollte. Daraus konnte man schliessen, dass Hitler der Zukunft mit Optimismus entgegenschau.

Hitlers persönlichen Mitarbeiterstab zeichnete eine Schlichtheit aus, die die Umgebung seiner Minister und Parteimitglieder oft vermissen liess. Er hatte gern vertraute Gesichter um sich. Adjutanten, die er sympathisch fand, verharrten lange Zeit auf ihrem Posten. Sonderbarerweise behielt er adlige Offiziere wie von Below und von Puttkamer am längsten. Sein Chefadjutant, der damals vierundfünfzigjährige, hünenhafte Wilhelm Brückner, hatte während des Krieges als Oberleutnant eine MG-Abteilung geführt, hatte 1923 am Marsch zur Feldherrnhalle teilgenommen und war mit ihm auf der Festung Landsberg inhaftiert gewesen. Aus Brückners privaten Aufzeichnungen geht hervor, dass er ausgeprägte religiöse Neigungen hatte, die nahezu verschoben wirkten. Ein weiterer langjähriger persönlicher Adjutant war der vierzig Jahre alte einstige Drogist Julius Schaub, ein Kriegsversehrter von unauffälligem Wesen, der gleichfalls ein Häftling in Landsberg gewesen war. Hitler, dem bei Parteiversammlungen der mühsam auf Krücken humpelnde Schaub aufgefallen war, hatte ihm einen Posten verschafft und ihn, wie die meisten in seiner näheren Umgebung, im Lauf der Zeit schätzen gelernt. Von Hitler gibt es aus der Zeit von 1925 bis zum Ende nur wenige Fotos, auf deren Hintergrund Schaub mit seiner schwarzen SS-Montur nicht zu sehen ist.

Leiter von Hitlers Privatkanzlei war der sechsunddreissigjährige Albert Bormann, ein stiller Bayer mit offenem Gesicht. Das Zerwürfnis mit seinem älteren Bruder Martin war allgemein bekannt. Martin Bormann war der Ansicht, dass sein Bruder Albert unter seinem Stand geheiratet hätte. Seitdem sprach er mit ihm nicht

mehr. Wenn Martin Bormann seinem Bruder Albert etwas mitteilen wollte, wurde eine Ordonnanz herbeigerufen, die eine schriftliche Note überbringen musste. Wenn Albert einen Witz zum besten gab, stimmte Martin Bormann in das Gelächter nicht ein. Hitler liess die beiden Brüder gewähren, da er sie brauchte. Hitlers bevorzugte Sekretärin war Johanna Wolf, damals 39, die seit 1930 für ihn arbeitete. Da sie des Öfteren kränkelte, sprang Christa Schroeder, 31, für sie ein, die in verschiedenen SA- und NS-Dienststellen beschäftigt gewesen war, bis Hitler 1933 eine besondere Vorliebe für sie zeigte. Christa Schroeder war besonnen und scharfzüngig, und ihre hintergründigen Kommentare über den Verlauf des Hitler-Krieges brachten ihre Kolleginnen zuweilen aus der Fassung. Seit 1938 stand Hitler als dritte Sekretärin die fünfundzwanzigjährige Gerda Daranowski zu Diensten. Sie war hübsch und gescheit, Eigenheiten, die Hitler schätzte. Diese Mitarbeiterinnen harrten bei Hitler bis zum Ende aus und bewiesen mehr Loyalität als viele seiner Generale und Minister. Ein weiterer gern gesehener Mitarbeiter Hitlers war Walther Hewel, ein gutaussehender fünfunddreissigjähriger Junggeselle aus dem Rheinland. Aus seinen Briefen, die er 1924 als Hitlers Mitgefangener aus Landsberg nach Hause schickte, ist bereits zitiert worden.* Er war 1926 für zehn Jahre ins Ausland gegangen und hatte zuerst in England und danach als Verwalter einer Chinin-, Tee- und Kautschukplantage in Niederländisch-Indien gearbeitet. Auf Hitlers persönliche Aufforderung hin war er 1936 zurückgekehrt – über China, Japan, Hawai und quer durch die Vereinigten Staaten. Er hatte ein freundliches Lächeln, ein scharfgeschnittenes Profil und eine Vorliebe für zweireihige Anzüge und farbenfrohe Krawatten. Hitler machte sich des Öfteren über seine Junggesellenallüren lustig. Hewel hatte mancher Schönen das Herz gebro-

* Siehe Seite 30 ff.

chen. Im März 1937 hatte ihn Ribbentrop als Referenten ins «Englandreferat» seiner Dienststelle übernommen. 1938 wurde er Ribbentrops ständiger Vertreter bei Hitler. Sein Glaube an Hitler blieb zwanzig Jahre unerschüttert. Hewel folgte Hitler in den Tod.

Hitlers militärische Adjutantur unterstand Rudolf Schmudt, einem zweiundvierzigjährigen Oberst des Heeres mit auffallend grossen Ohren, der aus Lothringen, aus Metz, stammte. Schmudt, dessen untadelige Offizierslaufbahn in einem berühmten Potsdamer Regiment begonnen hatte, war vom Nationalsozialismus äusserst angetan. Er hatte Ludwig Beck sehr verehrt, bis dessen Querelen gegen die Bildung eines OKW ihn zu einer Revision seiner Haltung zwangen. Von der Bombe, die Stauffenberg 1944 in Hitlers Hauptquartier gelegt hatte, verstümmelt und mit Brandwunden übersät, starb er einige Monate darauf einen langsamen, qualvollen Tod. Seit Juni 1937 war Hitlers Luftwaffenadjutant Hauptmann Nicolaus von Below, 31, ein stiller Pommer, der in Lipetsk in der UdSSR die getarnte Flugausbildung absolviert hatte, 1935 Adjutant des Jagdgeschwaders Richthofen gewesen und dann Staffelkapitän eines Jagdgeschwaders im remilitarisierten Rheinland geworden war. Er hatte graue Augen, blondes, über den Schläfen sich lichtendes Haar. Er war elegant und schlank. Hitler schätzte ihn und sollte ihn sechs Jahre später damit betrauen, sein Testament aus dem umkämpften Bunker der Reichskanzlei in Berlin herauszuschaffen. Von März 1938 an war Hitlers Heeresadjutant Gerhard Engel, 33, dessen Schnoddrigkeit und Humor ihn bei rangniedrigeren Kollegen – nicht aber bei Hitler – beliebt machten. Hitler schickte ihn 1943 an die Front. Was den Posten eines Marineadjutanten anlangt, so kam es da zu einem Eklat. Nachdem Puttkamer im Juni 1938 zu seiner Zerstörereinheit zurückversetzt worden war, war der fünfunddreissigjährige Korvettenkapitän Alwin-Broder Albrecht zum Marineadjutanten ernannt worden. Im Juni 1939 wurde er abrupt seines

Postens unter derartigen Umständen enthoben, dass eine eingehendere Beschäftigung mit ihm gerechtfertigt ist. Abermals – wie bei der Mesalliance Blombergs im Jahre 1938 – war eine unstandesgemässe Heirat der Grund.

Albrecht hatte kürzlich eine junge Studienassessorin aus Kiel geheiratet. Es stellte sich heraus, dass sie sich in der örtlichen Marinergarnison eines gewissen Rufes erfreut hatte. Noch schlimmer war jedoch, dass sie in Sünde mit einem wohlhabenden Mann zusammengelebt hatte, wie es in anonymen Briefen hiess, die der gestrenge, puritanische Grossadmiral Raeder, Trauzeuge bei der Heirat Albrechts, erhalten hatte. Die Frauen der Marineoffiziere waren entrüstet. Albrecht sah sich gezwungen, gegen einen Denunzianten einen Prozess zu führen, den er unglücklicherweise verlor. Raeder schickte ihn daraufhin in «Hochzeitsurlaub». Als die Abwesenheit des Korvettenkapitäns auffiel und Fragen gestellt wurden, erschien Raeder unangemeldet auf dem Berghof und forderte die Entlassung Albrechts wegen seiner ehrenrührigen Eheschliessung.

Zur Verärgerung Raeders lehnte Hitler jedoch ab. Die Auseinandersetzung in der «Grossen Halle» dauerte zwei Stunden und wurde so laut geführt, dass es im ganzen Haus zu hören war. Raeder sprach empört von einer neuen Blomberg-Affäre. Hitler, der schon einmal mit einer derartigen Forderung behelligt worden war, wollte Beweise sehen. Laut Engels Notizen meinte er später höhnisch: «Er möchte nicht wissen, wieviel Offiziersfrauen, die jetzt auf Moral spielten, vorher Verhältnisse gehabt hätten. Das seien interne Dinge zwischen Mann und Frau und gingen Dritte nichts an, wenn die Öffentlichkeit nicht berührt werde. Der Fall Blomberg wäre ganz anders, dieser habe bewusst ein Strassenmädchen geheiratet, die gewerbsmässig Unzucht trieb für Geld und Gemeinheiten.» Grossadmiral Raeder, dreizehn Jahre älter als Hitler, gab pikiert zur Antwort, dass er seinen Abschied einreichen werde, wenn Albrecht nicht gehe. Hitler erwiderte, das stehe

in Raeders Belieben. Vergrätzt kehrte der Grossadmiral nach Berlin zurück.

Hitler lud daraufhin Grete Albrecht auf den Obersalzberg ein, um sie persönlich in Augenschein zu nehmen. Während eines Spaziergangs mit dem Heeresadjutanten Engel meinte er, wie es in dessen Privattagebuch heisst:

«Anscheinend wäre mal wieder eine typische offiziersmässige Intrige im Gange, er habe sich aber verboten, seinen Marineadjutanten zu verdächtigen. Es wäre schon immer ein faules Ding, wenn Dritte etwas behaupteten und mit dem Beweis der Sache es sein Bewenden hätte. Aber er habe nicht locker gelassen und werde den Fall restlos aufklären.»

Engel holte Frau Albrecht am nächsten Tag vom «Berchtesgadener Hof» ab und brachte sie unauffällig in die unweit des Berghofs gelegene ehemalige Bechstein-Villa, die Hitler als Gästehaus hatte umbauen lassen. Danach fuhr er Hitler zu der allein stehenden Villa und überliess die beiden neunzig Minuten sich selbst. Hitler stellte fest, dass die hochgewachsene, blonde, einstige Studienassessorin beträchtlichen Charme hatte, meinte, dass Albrecht gut daran getan hatte, sie zu heiraten und bekundete ihr seine Sympathie. Engel fuhr Frau Albrecht zurück ins Tal und holte sodann Hitler am Eingang der Villa ab. Hitler liess sich über die doppelte Moral des Offizierskorps aus und wollte dafür sorgen, dass die Denunzianten aufgespürt und bestraft wurden.

Die Affäre hatte ungewöhnliche Folgen. Raeder beharrte auf seinem Standpunkt und enthob Albrecht seines Postens als Hitlers Marineadjutant. Hitler revanchierte sich, indem er Albrecht zu seinem persönlichen Adjutanten ernannte (aus Albrechts Personalakte geht hervor, dass er am 30. Juni 1939 aus der Marine ausschied und am darauffolgenden Tag Oberführer im NSKK wurde). Raeders Reaktion war, dass er sich weigerte, einen neuen Marineadjutanten zu ernennen. Schliesslich wurde am 25. August Puttkamer von seiner Zerstörereinheit zurückberufen. Doch bis

zum Oktober galt er formell als Jodls Adjutant, damit Raeder das Gesicht wahren könne. Hitler wiederum lehnte es ab, am 1. Juli in Bremen am Stapellauf des Kreuzers *Lützow* teilzunehmen. Die Marine stellte sich hinter Raeder: Einladungen ergingen nur an Albrecht, nicht auch an seine Frau. Sie beendete das Possenspiel, indem sie zu ihrem einstigen Liebhaber zurückkehrte. 1940 liess sich der unglückselige Marineadjutant von ihr scheiden. Er hat Hitlers Loyalität nie vergessen und wurde ein überzeugter Nationalsozialist, der Pflichterfüllung über alles andere setzte, wie seine beeindruckenden letzten Briefe aus Berlin beweisen. Albrecht soll – ein Maschinengewehr in den Händen – gefallen sein, als die Russen 1945 die Reichskanzlei einnahmen.

Raeder hat Hitler diese «Kränkung» nie verziehen. Er verschanzte sich im Admiraltätsgebäude in Berlin und weigerte sich verstockt, an Besprechungen mit Hitler teilzunehmen. Der Konferenz am 14. August und Hitlers entscheidender Ansprache vom 22. August 1939 wohnte er als passiver Zuhörer bei. Erst der Ausbruch des Krieges brachte ihn dazu, den persönlichen Kontakt zu Hitler wiederaufzunehmen.

Eine letzte Ölung

Gegenüber der Kirche nahm Hitler eine ambivalente Haltung ein. 1939 waren die Kirchen in Deutschland kaum noch ein Machtfaktor. Obzwar Hitler nun absoluter Diktator war, schreckte er vor ihrer endgültigen Ausschaltung zurück, da er befürchtete, dass er dadurch unnötigerweise einen Grossteil seines Rückhaltes im Volk einbüßen könnte.

In den Archiven findet man etliche Belege für diese Zurückhaltung. Der Presse hatte er ausdrücklich untersagt, auf die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Religionsgemeinschaften Bezug zu nehmen. Übertretungen wurden streng geahndet. So wurde im März 1938 die gesamte Auflage einer Zeitung beschlagnahmt. Der Redaktionsstab wurde entlassen und zur Rechenschaft gezogen. Im April desselben Jahres wurden sämtliche Schriftleiter durch ein Rundschreiben des Propagandaministeriums angewiesen: «Es darf auch weiterhin keine Polemik gegen Christentum und Kirche erfolgen.» Als es 1939, ein Jahr darauf, zu einer unangebrachten Kontroverse zwischen dem Reichskirchenministerium auf der einen Seite und Goebbels, Hess und Heydrich auf der anderen wegen des Wunsches der Kirchen kam, den 50. Geburtstag des Führers durch Glockengeläut zu feiern – die NS-Partei wandte sich mit allem Nachdruck gegen diese harmlose Geste –, bestimmte Hitler: «Die Kirchen dürfen an der Feier dieses Ereignisses nicht gehindert werden. Noch sollen sie dazu angehalten werden.» Kurzum, er verfolgte in dieser Hinsicht eine Politik des Laissez-faire.

Zwanzig Jahre hindurch hatte er sich bemüht, die Partei aus allen Konflikten zwischen den Glaubensgemeinschaften herauszuhalten. «Wir müssen lernen, dass wir etwas Bindendes suchen und alles Trennende beiseite lassen müssen ...», hatte er 1920 in Österreich als Einunddreissigjähriger in einer Rede geäußert. Den-

noch entwickelte er im Verlauf der Jahre ein gewisses Mass an bissigem Zynismus. In seiner Rede vor Parteifunktionären am 23. November 1937 meinte er, dass die Kirchen den Herrgott unbehelligt nach Belieben darstellen sollten, da weder sie noch die NS-Partei sicher sein konnten, was nun richtig sei: «Eines aber sei ganz klar entschieden: über den deutschen Menschen im Jenseits mögen die Kirchen verfügen, über den deutschen Menschen im Diesseits verfügt die deutsche Nation durch ihren Führer.» Er brachte das Argument vor, dass die Vorstellung von Gott, an den insgeheim selbst Nationalsozialisten glauben mochten, sich im Lauf der Jahrtausende gewandelt habe. Der Mensch bilde sich ein, dass ihn einst eine unbekannte Schöpferhand über das Tier gestellt habe. Der Mensch, eine «ganz kleine Bazille auf dieser Erde», habe passiv hingenommen, dass er bestenfalls die Naturgesetze beobachten, sie aber nicht beeinflussen könne. «Also ein unermesslich weites Feld für die Kirchen, sie sollen daher auch untereinander tolerant sein!», meinte Hitler. Doch dann fügte er grollend hinzu: «Unser Volk ist nicht von Gott geschaffen, um von Priestern zerrissen zu werden.»

Seine Ansichten über ein Leben nach dem Tode äusserte Hitler regelmässig in Gesprächen im privaten Kreis. Die Notizen, die sich Martin Bormann, sein Adjutant Heinrich Heim, Walther Hewel, Christa Schroeder und Rosenbergs Vertreter, Werner Koeppen, machten, geben ein Bild von seinen Vorstellungen und Voreingenommenheiten.

Hitler glaubte an die von ihm häufig zitierte «Vorsehung», der er die gleichen mystischen Kräfte, das Unerklärliche erklärbar zu machen, zuschrieb, die Christen ihrem Gott verleihen. Hitler hatte eine tiefsitzende Abneigung gegen Geistliche. Vermutlich lässt sich diese Abneigung auf die abstossende Kleidung und das Gehabe seines Religionslehrers in der Schule zurückführen, über den er eine Reihe von abgeschmackten Anekdoten zu erzählen wusste. Sein wacher Geist beschäftigte sich mit den Unstimmig-

keiten der Religion. Seine Religionslehrer hatten nicht klarmachen können, warum in der Unterrichtsstunde um zehn Uhr vormittags die Schöpfungsgeschichte anhand des Alten Testaments gelehrt wurde, aber um elf Uhr der Lehrer im naturwissenschaftlichen Fach eine völlig andere Version zum besten gab. Das war die «erkannte Unwahrheit», auf der das Christentum beruhte und mit der es die Welt in seine Gewalt zu bringen suchte. Zwar setzte man seit den Erkenntnissen Darwins nun andere Akzente, und Religionslehrer liessen mittlerweile Deutungen zu, für die sie, wie Hitler auflachend meinte, vor vierhundert Jahren «unter frommen Gesängen geröstet» worden wären. Seine Ansicht lautete schlicht:

«Ich weiss nichts über das Jenseits und bin ehrlich genug, das zu bekennen. Andere behaupten, davon etwas zu wissen, ohne dass ich ihnen nachweisen kann, es sei anders.»

1939 war für Hitler die Kirche eine riesige, unpersönliche, mit skrupellosen Methoden vorgehende Korporation, die vom Staat zwar überreichliche Geldmittel erhielt, ihn aber gleichzeitig heftig attackierte und das Volk zu spalten suchte, um dessen Einheit sich Hitler seit sechs Jahren bemühte. Im privaten Kreis prangerte Hitler die ausgeklügelte Mischung von Heuchelei und Geschäftstüchtigkeit der Kirche an:

«Man lässt den Menschen im Fasching sündigen, man weiss, abbringen lässt er sich davon nicht, um ihm vom Aschermittwoch an mit der Schilderung der Höllenqual den Beutel zu öffnen zum Wohl der Kirche!»

Oder:

«Gott schafft die Menschen. Zu Menschen wurden wir durch die Todsünde. Die Voraussetzung dazu hat Gott den Menschen gegeben. 500'000 Jahre sieht er zu, wie sie da reinrasseln. Da fällt es ihm ein, seinen eingeborenen Sohn zu schicken. Ein Mordsumweg, kolossal beschwerlich der ganze Vorgang.» Etliche Tage darauf äusserte er:

«Denn wie sei es möglich, dass der Mensch in der Hölle gesto-

chen, gebraten und sonstwie schikaniert werde, obwohl doch der Körper an einer Auferstehung alleine schon auf Grund des ganz natürlichen Verwesungsvorganges unmittelbar nicht teilhaben könnte? Was sei es weiter für ein Unsinn, den Himmel als erstrebenswert hinzustellen, wenn in ihn nach Ansicht der Kirche nur diejenigen hineinkämen, die sich im Leben nicht bewährt hätten, zum Beispiel geistig zurückgeblieben seien und dergleichen? Es könne doch wirklich kein Vergnügen sein, dort alle die anzutreffen, über deren Dummheit man sich trotz des Bibelwortes ‚Selig sind, die da geistig arm sind‘ schon zu Lebzeiten geärgert habe. Und wie könne es einen Menschen reizen, im Himmel nur unansehnliche und geistig fade Frauen zu finden!»

Hitlers Ansicht lautete, dass sich die Kirche nicht nach ihren Verheissungen gerichtet habe. Im Weltkrieg hätten die Deutschen gläubig um Gottes Hilfe gebetet. Aber genützt habe es ihnen nicht viel. Und wie könne die Kirche Präsident Roosevelt als Staatsoberhaupt respektieren, nachdem er sich im Aufzug eines Freimaurers zusammen mit anderen ehrenwerten Herren dieser Bewegung hatte fotografieren lassen?

Was die Bibel anlange, «dieses jüdische Machwerk», so bedauerte Hitler, dass sie ins Deutsche übersetzt worden sei. «Als vernünftiger Deutscher müsse man sich geradezu an den Kopf fassen, dass deutsche Menschen durch das Judengeschmeiss und Priestergeschwätz zu einem Verhalten hätten gebracht werden können, wie wir es bei den heulenden türkischen Derwischen und bei den Negern belächelten. «

Die Kirchen blickten auf eine von Grausamkeiten strotzende Geschichte zurück, auf «Töten im Namen Gottes». 1942 äusserte Hitler: «Das Gebot ‚Du sollst nicht töten‘, setzen wir durch, indem wir den Mörder hinrichten, während die Kirche, solange sie die Exekutivgewalt hatte, ihn in der grässlichsten Weise zu Tode marterte, ihn vierteilte und dergleichen mehr.»

Seitdem Hitler an der Macht war, liess ihm die Kirchenfrage keine Ruhe. Christa Schroeder notierte sich privat am 21. April 1939:

«Der Chef hat neulich abends sehr interessant über die Kirchenfrage gesprochen. So klar und eindeutig war alles, dass ich bedauert habe, mir hinterher nicht gleich Notizen gemacht zu haben. Er ging von der Gotik aus, deren Stil er als etwas Fremdes und Unnatürliches ablehnt. So sagte er ungefähr: ‚Warum einen natürlichen schönen Bogen plötzlich unterbrechen, um ihn in eine nicht notwendige, keinen Sinn und Zweck habende Spitze auslaufen zu lassen? Und warum die vielen spitzen Türme und Türmchen, die nur für's Auge da sind, zu denen man keinen Zugang hat, die innen ausgemauert sind.› In der gotischen Zeit hätte die Mystik ihren Ursprung. Die Dunkelheit in den Gebäuden hätte sie begünstigt. Diese Zeit wäre voller Dunkelheit und Unaufrichtigkeit gewesen. ... In dieser Zeit hätten sich eben der Kult und die Mystik so sehr entwickeln können. Und das Christentum fusse auf der Erkenntnis, die 2000 Jahre zurückliegt und diese Erkenntnis sei durch Mystik, Kult (Bibelmärchen) verworren und verschwommen. Die Frage ist die: Warum soll es nicht möglich sein, den Begriff des Christentums auf der Erkenntnis von heute festzulegen? Luther hätte eine *Reformation* angestrebt, er sei aber missverstanden worden, denn Reformation wäre nichts Einmaliges, sondern: reformieren heisst sich ewig erneuern, kein Stehenbleiben, sondern Mitgehen, Mitentwickeln usw. Der Chef weiss genau, dass die Kirchenfrage sehr heikel ist und sich im Falle eines Krieges evtl, im Inneren sehr ungünstig auswirken könnte. Ich habe das Gefühl, er wäre glücklich, sie in einem anständigen Sinne gelöst zu sehen.»

In früheren Jahren hatte Hitler nur in der Anwendung von Dynamit die einzige Lösung gesehen. Aber mit zunehmender Erfahrung gelangte er zu der Ansicht, die Kirche «müsse abfaulen wie ein brandiges Glied», bis schliesslich «auf der Kanzel nur lauter

Deppen stehen und vor ihnen nur alte Weiblein sitzen.» «Die gesunde Jugend ist bei uns», äusserte er zuversichtlich. Denn die Vorsehung, meinte er, habe dem Menschen die Einsicht gegeben. «Die Einsicht zeigt mir, dass die Herrschaft der Lüge gebrochen werden will. Sie zeigt mir aber auch, dass man das jetzt nicht kann.» Am 29. Juni 1941 notierte sich Hewel über ein Gespräch mit Hitler über Religion: «Partei darf niemals die Religion ersetzen wollen. Man soll die Religion nicht bekämpfen, sondern ausklingen lassen.» Im August versicherte Hitler Goebbels, dass er die Abrechnung nur verschoben habe. Als er im Februar 1942 im privaten Kreis auf die «volkschädlichen Pfarrer» zu sprechen kam, sagte er: «Ich kann ihnen [diesen Pfarrern] jetzt die Antwort nicht geben, aber alles kommt in mein grosses Notizbuch.»

Welche Auffassung hatte Hitler nun von der Religion? Er sprach des Öfteren von ihr. Anneliese Schmundt schrieb am 8. Juni 1941 in ihr Tagebuch: «Abends lange Gespräche: Religion und Christentum = Rückschritt der Kultur über griechische und römische Kunst.» Hewel machte sich vom selben Abend eine ausführlichere Aufzeichnung:

«Abends beim Abendessen wundervoller Vortrag über das römische Weltreich und über die Ablösung durch das Christentum. ... Das Christentum ist ein einziger Betrug und Widerspruch. Predigt Güte, Demut und Nächstenliebe und hat unter diesem Motto Millionen verbrannt und verbrogelt mit frommen Sprüchen. Die Alten haben offen gesagt, dass sie aus Selbstschutz, aus Rache, aus Strafe töteten. Die Christen nur aus Liebe. ... Erst das Christentum hat den rachsüchtigen Gott geschaffen, der die Menschen in die Hölle wirft, wenn er das ihm von Gott gegebene Gehirn benutzt. Die Klassik war die lichte Welt. Mit Eintritt des Christentums wurde das Forschen in der Natur unterbrochen. Es begann das Forschen über das Sehen der Heiligen anstatt der gottgegebenen Dinge. Forschen wurde eine Sünde. Das Tragische ist, dass heute noch tausende

sog. Gebildete herumlaufen, die an diesen Wahnsinn glauben. Die Lehre gegen die Allgewalt der Natur. Die Verherrlichung des Schwachen, Kranken, des Krüppels, des Einfältigen. Gesunde Menschen kommen in die Seligkeit, wenn sie ihr Leben dem Schwachen, Idioten oder dergl. opfern, um ihn am Leben zu halten. Bodenschwingsche Ideenwelt. Kranke sind dafür da, damit wir Gutes tun können. Wenn das so weiter geht – mehr Kranke als Gesunde. Heute schon i Milliarde. In Bezug auf Grausamkeit hat das Christentum alle Rekorde geschlagen. Das Christentum ist die Rache des ewigen Juden. Wo wären wir heute, wenn wir das Christentum nicht hätten – derselbe Geist, nur i/i Jahrtausende Stockung vermieden. ... Das Schlimme ist, dass Millionen Menschen glauben, tun als ob sie glauben, vor allem heucheln. Wenn wir Mohammedaner geworden wären, würden wir heute die Welt besitzen. «

Auszüge aus diesen unveröffentlichten Aufzeichnungen ergeben, dass Hitler von rein darwinistischen Vorstellungen inspiriert war dem Überleben des Tüchtigsten, dem der moralische Trost, den wahre religiöse Lehre spendet, nichts abgibt. «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist der grösste Unsinn», sagte er an jenem Abend. «Denn Freiheit schliesst Gleichheit aus. Freiheit bedeutet Entwicklungsmöglichkeit für den Stärkeren, Besseren, Tüchtigeren. Und dann gibt es keine Gleichheit.»

Dennoch unterband Hitler eine weitergehende Verfolgung der Kirche durch die Partei. Als Martin Bormann, einer der treibenden Kräfte dieser Religionshetze, im Juli 1939 die Streichung der Wehrkreispfarrer forderte, wies Hitler ihn an, anhand von Ermittlungen der Gauleiter darzulegen, welcher Prozentsatz der Bevölkerung tatsächlich aus der Kirche ausgetreten sei. Das bewies sodann, wie gering die Unterstützung für eine Verfolgungskampagne sein würde. (Nicht einmal Hitler war aus der – katholischen – Kirche ausgetreten. Und die Kirche war viel zu klug, als dass sie ihn exkommuniziert hätte. Er selbst hatte von der Taktik,

der Organisation und den Lehren der katholischen Kirche manches gelernt). Einmal ordnete Bormann peinlicherweise die Auflösung eines Klosters an, dem eine Tante Eva Brauns als Nonne angehörte. Die Nonnen sollten zur Räumung gezwungen werden. Hitler widerrief den Räumungsbefehl und bemerkte danach zu Schaub, dass Bormann «ein sturer Bock» sei, der gar nicht wüsste, was er mit solchen Anordnungen anrichtete. «Diese armen, alten Schwestern, die Zeit ihres Lebens hinter Klostermauern gesessen haben, können sich selbst doch gar nicht erhalten, weil sie viel zu ungewandt sind.»

Auf Anraten Papens hatte Hitler die Beziehungen zwischen dem NS-Staat und dem Vatikan im Juli 1933 durch ein Konkordat, das die Rechte von Kirche und Staat in Deutschland festlegte, normalisiert. Dieses erste internationale Abkommen, das er unterzeichnete, verschaffte dem NS-Regime grosses Prestige. Aber es war auch die erste internationale Vereinbarung, die er brechen sollte. Denn die Nationalsozialisten erschwerten die katholische Erziehung in den Schulen; Klöster wurden aufgelöst, ihr Besitz konfisziert; der Einfluss der Jesuiten wurde allenthalben zurückgedrängt. Nur der Benediktinerorden erfreute sich anfangs einer gewissen Immunität, was sich auf Hitlers Sympathie für den Abt Albanus Schachleitner zurückführen liess. Die beiden hatten sich anlässlich einer Grosskundgebung gegen die französische Besetzung des Ruhrgebietes auf dem Königsplatz in München kennengelernt. Schachleitner wurde ein Sympathisant, jedoch kein Mitglied der NS-Partei. Er wurde deswegen von der Kirche «kaltgestellt» und starb «in sehr knappen Verhältnissen». Hitler ordnete ein Staatsbegräbnis in München an – eine Ehrung, die dazu führte, dass Schachleitners sterbliche Überreste später exhumiert und in weniger geweihter Erde beigesetzt wurden, zu einer Zeit, als Hitler dagegen keine Einwände mehr erheben konnte.

Einzelne Katholikenführer beeindruckten Hitler durch diplomatisches Geschick oder Zivilcourage. Zu ihnen gehörte Kardinal

Faulhaber, Erzbischof von München-Freising, den Hitler privat auf dem Berghof empfing, um sich dessen mutige Einwendungen gegen eine Reihe von Prozessen gegen Geistliche, die der Homosexualität angeklagt worden waren, anzuhören – eine heimtückische Methode der NS-Partei, um den Einfluss der Kirche zu schmälern. Auch Kardinal Innitzer aus Wien gehörte zu diesen Katholikenführern. Hitler hatte ihn 1938 anlässlich seines triumphalen Einzugs in Wien empfangen. Der Kardinal war ins Foyer des Hotels Imperial in Wien gekommen. Als Hitler pflichtschuldig den Ring des Kardinals küsste, machte der Kardinal mit seinem Kruzifix das Kreuzzeichen über dem Haupt des Führers. Hitler konnte nicht umhin, das Auftreten Innitzers zu bewundern. Er hatte einen unterwürfigen Würdenträger der katholischen Kirche erwartet. Aber Innitzer erwies sich als ein Mann von Selbstbewusstsein und Geistesgegenwart, der im Namen der ganzen Welt handelte, als habe die katholische Kirche während des Regimes von Dollfuss und Schuschnigg gegen die Nationalsozialisten nie etwas unternommen.

Die Lutherische und die Reformierte Kirche in Deutschland bereiteten Hitler die grössten Kopfschmerzen. In den ersten Jahren nach seiner Machtergreifung kam es zu vergeblichen Versuchen, die dreissig miteinander zerstrittenen protestantischen Glaubensgemeinschaften zu versöhnen und sie einer übergeordneten Autorität zu unterstellen, einem lose konstituierten Kirchenrat, der bedingungslos das Primat des Staates und der von ihm durchgesetzten NS-Ideologie hinnehmen würde.

1932 hatte die NS-Partei einen Teil der protestantischen Kirche in Deutschland an sich ziehen können und eine Gemeinschaft «Deutscher Christen» – mit etwa dreitausend Pastoren – geschaffen. Der andere Flügel der Kirche bildete daraufhin eine gegnerische Gruppierung, die «Bekennende Kirche», die von Pastor Martin Niemöller geleitet wurde. Niemöller, widerspenstig, im Weltkrieg U-Bootkommandant, predigte seit 1931 im Berliner Stadtteil

Dahlem. Er, ein aufbrausender, dickköpfiger Westfale, war einst positiv zum Nationalsozialismus eingestellt gewesen. In seiner 1933 erschienenen Autobiographie – «Vom U-Boot zur Kanzel» – hatte Niemöller erläutert, dass er Hitlers Machtergreifung nach Jahren der Finsternis begrüsst hatte. Sein Glückwunschtelegramm hatte zu den ersten gehört, die Hitler 1933 nach dem Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund erhalten hatte. Niemöller blieb jedoch im Grunde ein Agitator mit Pastorenkragen. Im Januar 1939 sagte Hitler zu Himmler, die Opposition des Pastors rühre davon her, dass er nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht geworden sei, was er sich erhofft hatte. «Jetzt hetze er gegen den Staat unter dem Deckmantel von Gottes Wort.» Niemöllers Ausfälle richteten sich hauptsächlich gegen das Amt des für die protestantische Kirche in Deutschland ernannten «Reichsbischofs». Nach der Machtübernahme war die Bildung einer geeinten protestantischen «Reichskirche» das erste Bestreben Hitlers gewesen. Doch während des ganzen Sommers 1933 waren sich die verschiedenen protestantischen Splittergruppen wegen eines geeigneten Reichsbischofs in den Haaren gelegen. Keiner der vorgeschlagenen Kandidaten, darunter auch Bodelschwingh, war der herrschenden NS-Partei genehm gewesen. Schliesslich war im September 1933 auf einer zumeist von den «Deutschen Christen» beherrschten Synode in Wittenberg Ludwig Müller für dieses Amt auserwählt worden. Müller, einst Garnisonspfarrer in Königsberg, war von Blomberg aus persönlicher Bekanntschaft empfohlen worden. Die Wahl Müllers war jedoch für Hitler eine Enttäuschung und wirkte auf Niemöller und seine Freunde wie ein rotes Tuch. Schwerin von Krosigk hörte, wie Niemöller eines Abends im Winter zu Bodelschwingh und anderen sagte, die einzige Lösung sei, Müller in einer dunklen Nacht mit einigen kräftigen Burschen aus seiner Dahlemer Gemeinde einen Besuch abzustatten «und den Reichsbischof so zuzurichten, dass selbst seine Mutter ihn nicht mehr erkennen würde.»

Hitler, der Querelen um Müller überdrüssig, zitierte am 25. Januar 1934 ein Dutzend führender Protestanten in die Reichskanzlei. Vor diesem Datum hatte Göring bereits begonnen, Hitler FA-Unterlagen über Niemöllers Telephongespräche vorzulegen. Darunter befand sich ein Telephonat, in dem sich Niemöller beleidigend über den Führer zu Reichspräsident Hindenburg äusserte. Eine weitere Aufzeichnung handelte von einem kürzlich stattgefundenen Gespräch zwischen Niemöller und einem Pastorenkollegen über eine Besprechung mit Hindenburg, bei der es um die Enthebung Müllers gegangen war. Niemöllers Äusserungen über den greisen Präsidenten waren nicht eben respektvoll. «Dem Alten haben wir eine letzte Ölung gegeben. Wir haben ihn so eingeschmiert, dass er den H ... [Müller] jetzt endlich raussetzt», hatte Niemöller geprahlt. (An dem Wortlaut besteht kein Zweifel: Hitler las seinen Tischgästen, als einmal die Konversation erlahmte, aus den «braunen Blättern» mit den Aufzeichnungen der Gespräche vor. Noch sechs Jahre danach konnte er sich an die Worte erinnern. Kanzleichef Hans Lammers, der 1934 zugegen gewesen war, brachte bei einer Befragung 1945 nahezu dieselbe Formulierung vor.)

Als Hitler sich am 25. Januar 1934 das Dutzend querulantischer Pastoren in seinem Arbeitszimmer anhörte, verlor er bald die Geduld. Nachdem er zugelassen hatte, dass sie die Forderung nach Müllers Rücktritt erhoben – «mit heuchlerischen Worten und vielen Bibelzitate», wie er es einmal schilderte, «mit salbungsvollen Redensarten», wie er ein andermal sagte –, bedeutete er dann Göring, die FA-Aufzeichnungen der Gespräche zu verlesen. Göring stellte sich in Positur und genoss die Situation. Als Niemöller sich zu diesen Aufzeichnungen äussern sollte, stritt er den Wortlaut ab. Laut Lammers war Hitler entrüstet darüber, dass «ein Pfarrer zur Lüge greifen» würde. Er schüttelte jedem kurz die Hand und bedeutete ihnen, dass die Besprechung zu Ende sei. Daraufhin kam es zwischen Niemöller und dem NS-Regime zum

offenen Kampf. Die Gemeinde des Pastors wuchs und wurde zum Treffpunkt für Hitzköpfe und Dissidenten. Enttäuscht, dass Müller die protestantische Kirche nicht einigen konnte, verlor Hitler das Interesse an ihm. Im November 1934 bildete Niemöllers Bekennende Kirche «eine vorläufige Kirchenleitung» in offener Gegnerschaft zu Müller. Aber selbst in dieser neuen Gruppierung kam es zu Reibereien zwischen der Lutherischen und der Reformierten Kirche. Im Juli 1935 unternahm Hitler den letzten Versuch, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, indem er ein «Reichskirchenministerium» unter Hans Kerrl schuf. Kerrl wiederum stellte im Oktober einen «Reichskirchenausschuss» zusammen. Doch selbst diese Bemühungen wurden durch die Streitereien zwischen den «Deutschen Christen» und der «Bekennenden Kirche» zunichte gemacht. Am 12. Februar trat der Reichskirchenausschuss zurück. Inzwischen hatte auch Heydrich seine Hand im Spiel. Denn nachdem Kerrl Hitler durch eine ausfallende Rede gegen die Kirchen am 13. verärgert hatte, wurden – laut Bormanns Tagebuch – Kerrl, Heydrich, Himmler, Goebbels und Bormann zu einer Besprechung über den zunehmenden, spalterischen Religionskonflikt in Deutschland auf den Berghof beordert. Kerrl wurde «zurückgepiffen» und angewiesen, die Wahl einer Generalsynode vorzubereiten, die über die Verfassung der protestantischen Kirchen entscheiden sollte.

Das löste allenthalben Aufruhr aus. Von jeder protestantischen Kanzel wurde Krieg gepredigt. Am 22. Februar wurden Kerrl, Himmler und Heydrich abermals zu einer Besprechung der Kirchenfrage zu Hitler bestellt. Im Verlauf der nächsten Monate wurde Niemöllers Bekennende Kirche von einer Welle von Polizeirazzien und Verhaftungen heimgesucht. Er selbst wurde anfangs geschont. Doch als er Kerrl von der Kanzel äusserst heftig angriff, sah sich Justizminister Franz Gürtner zu einer Warnung veranlasst. Niemöller weigerte sich jedoch bezeichnenderweise, auf den Rat seiner Gegner oder Freunde zu hören. Hitler hinge-

gen, der seitens der Partei zunehmend unter Druck geriet, zögerte, den Pastor zum Märtyrer zu machen. Doch vor seinen Ministern erklärte er: «Aber Narrenfreiheit hat er nicht.» Am 1. Juli 1937 wurde Martin Niemöller schliesslich wegen Kanzelmissbrauch und Aufforderung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt verhaftet.

Der Niemöller-Prozess im Februar 1938 geriet zu einer lauten Affäre. Er verstörte die legalistisch eingestellten Konservativen und schien den Radikalen, die Niemöller lieber ohne grosses Getue in einem von Himmlers Konzentrationslagern verschwinden sehen wollten, völlig überflüssig. Niemöller, der von drei Anwälten brillant verteidigt wurde, nützte das Verfahren zu einem Angriff gegen Hitler und sein Regime. Seine Verteidiger indes stellten Kerrls Reichskirchenministerium bloss. Jahre danach meinte Hitler, vermutlich auf Grund dieses Prozesses: «Ich werde Duelle grundsätzlich nur zwischen geistlichen Herren und Juristen erlauben.» Zwar konnte das Gericht Niemöller auf Grund des Beweismaterials nicht freisprechen, mochte ihn aber auch nicht ins Gefängnis stecken. Niemöller wurde zu sieben Monaten Gefängnis, die jedoch gegen die Untersuchungshaft aufgerechnet wurden, verurteilt und sodann entlassen. Hitler verschlug es über diese Entscheidung die Sprache. Doch zu seiner Freude weigerte sich Niemöller, dem Gericht zu versichern, dass er künftig Wohlverhalten an den Tag legen oder ein Redeverbot hinnehmen werde. Sodann wurde er unmittelbar darauf abermals verhaftet und in einem Konzentrationslager bis zum Beweis seines Sinneswandels interniert. Dort blieb dieser ungebärdige Pastor untergebracht und wohl verköstigt bis 1945. Als Mussolini sich im September 1938 für ihn verwandte, blieb Hitler unbeugsam:

«Der Mann ist zu gefährlich und wird nie aufhören, gefährlich zu sein. Er hat innerhalb des Konzentrationslagers ein Maximum an Freiheit und wird gut behandelt, aber heraus kommt er nie.»

Auch Grossadmiral Raeder setzte sich aus alter Marinetreue für Niemöllers Freilassung ein. Hitler lehnte es ab. Himmler beurlaubte einmal Niemöller auf Ehrenwort, damit er der Beisetzung seines Vaters beiwohnen könne. Danach sprach der greise Feldmarschall von Mackensen bei Hitler vor, und der Reichsführer SS besuchte Niemöller persönlich im Januar 1939. Doch Hitler teilte Himmler mit: «Wenn einer zeit seines Lebens aus der Verwahrung nicht mehr herauskommt, dann ist das dieser Geistliche.» Zusammenfassend kann man sagen, dass sich Hitlers religiöse Auffassung am treffendsten in den Worten widerspiegelt, die er im Februar 1942 äusserte: «Es wird nur dem das Leben gegeben, der am stärksten darum ficht. Das Gesetz des Lebens heisst: Verteidige dich!»

Die grosse Lösung

Seit Anfang April 1939 suchte die Wehrmachtführung nach der besten Strategie, wie man in Polen einfallen und es besiegen könne, falls Hitlers Forderung nach der Rückgabe Danzigs nicht erfüllt werden sollte.

Die Hafenstadt Danzig, durch Geschichte und Orientierung in überwältigendem Masse deutsch geprägt, war durch den Versailler Vertrag dem Mandat des Völkerbundes unterstellt worden. Polen als Schutzmacht besass gewisse Rechte, darunter die Einrichtung einer diplomatischen Vertretung, einer Passstelle und einer Militärabteilung, was ausgiebig als Tarnung der gegen Ostpreussen und das Reich gerichteten Spionage und Subversion durch Polen genutzt wurde. Den Polen unterstanden ferner die Eisenbahn, rund 120 Zollbeamte und ein grosses Postamt. In demokratischer Weitsicht hatten die Bürger Danzigs einen nationalsozialistischen Senat gewählt. Sowohl der Senatspräsident wie auch der dortige Gauleiter, Albert Förster, waren aktive Nationalsozialisten. Sobald Hitler den Fall «Weiss» anlaufen liess, würde sich Danzig etliche Tage in einer äusserst prekären Lage befinden, wie Generaloberst Fedor von Bock, der Oberbefehlshaber der Armeegruppe Nord, warnend hervorhob. Die Polen könnten die Stadt einnehmen und somit die Überquerung der Weichsel durch die 4. Armee blockieren. Seine Empfehlung, die er am 27. Mai 1939 dem Generalstab gab, lautete, dass man insgeheim und gegen die geltenden Bestimmungen in Danzig aus den 12'000 Männern mit militärischer Erfahrung – altgediente Soldaten, Reservisten, SS- und SA-Leute – und aus der städtischen Polizei einen Kampfverband aufstellen sollte. Bock machte zudem den Vorschlag, dass am ersten Tage von Fall «Weiss» ein Verband der deutschen Kriegsmarine Danzig «zufällig» einen Flottenbesuch abstatten solle – zur Sicherung der Stadt könnte ein Bataillon an Land gebracht

werden. Am n. Juni billigte Hitler Bocks Vorschläge. Einige Tage darauf beorderte er Grossadmiral Raeder zum Berghof und bestimmte, dass Vorbereitungen für einen möglicherweise Ende Juli stattfindenden «Freundschaftsbesuch» Danzigs durch zwei Schlachtschiffe, zwei Kreuzer und weitere Kriegsschiffe getroffen werden sollten. (Das Auswärtige Amt erhob Einwände, da Deutschland sich dadurch bei Beginn von Fall «Weiss» von vornherein ins Unrecht setzen würde.)

Generalmajor Friedrich Georg Eberhardt wurde – in Zivilkleidung – dorthin kommandiert, um ein «Freikorps» aufzustellen. Schiffe voller Waffen und Munition, deren Bestimmung angeblich Königsberg war, erlitten unterwegs einen «Maschinenschaden» und mussten zur Reparatur Danzig anlaufen, wo die Ausrüstung für Eberhardts Truppe – «vom Hufnagel bis zum 15-cm-Geschütz» – im Schutz der Dunkelheit ausgeladen wurde und das Schiff sodann wieder auslief. Die SS-Männer kamen zu einem Sportfest aus Deutschland nach Danzig, wo die Abordnung danach verblieb. Bei Beginn von Fall «Weiss» unterstanden Eberhardt zwei Infanterieregimenter, ein Artilleriebataillon und zudem die SS-Heimwehr. Man verstärkte die Brücken, baute Unterkünfte und hielt Pontonbrücken bereit. Es war eine geheime Mobilisierung ganz nach Hitlers Geschmack.

Als Raeder dennoch vor militärischen Abenteuern in Zusammenhang mit Danzig warnte, lautete Hitlers Erwiderung: «Von hundert Mark habe ich bereits neunundneunzig, die restliche bekomme ich auch noch.» Goebbels wies er an, am 17. Juni in Danzig eine drastische und provozierende Rede zu halten, in der die «Misshandlungen» der Polen angeprangert und die «Rückgliederung» Danzigs ans Reich gefordert werden sollten. Den NS-Schriftleitern wurde vertraulich mitgeteilt: «Es handelt sich um einen ersten Versuchsballon, der die internationale Atmosphäre für die Regelung der Danziger Frage usw. prüfen soll.» Ribbentrop erfuhr von Goebbels' Absicht einer vertraulichen Instru-

ierung der Presse erst durch einen – offensichtlich auf abgehörten Telephonaten beruhenden – Hinweis von Likus.

In Berlin wurde Unrast spürbar. Am 3. Juli 1939 besichtigten Hitler und Göring auf dem Versuchsgelände in Rechlin eine geheime Vorführung neuer Modelle der Luftwaffe. Göring, Milch und Udet, die hofften, der Luftwaffe im Kampf um knappe Arbeitskräfte und Rohstoffe Vorrang verschaffen zu können, hatten eine Zurschaustellung von Wunderflugzeugen inszeniert, die Göring später bereuen sollte, da die meisten Modelle nur Prototypen waren und erst in Jahren eingesetzt werden konnten. Man zeigte Hitler ein im Versuchsstadium befindliches düsengetriebenes Heinkel-Kampfflugzeug und einen Düsenjäger, dessen Jungfernflug in wenigen Tagen stattfinden würde. Ein beträchtlich überladener He-i 1 i-Bomber hob mittels Startraketen mühelos ab. Ferner wurden noch ein hochempfindliches Ortungsgerät und Druckkabinen für hochfliegende Maschinen gezeigt. In der Versuchswerkstatt demonstrierte man Hitler, mit welcher einfachen Methoden ein Motor bei Temperaturen unter Null gestartet werden konnte. Am Schiessstand führte man Hitler die neue, in einer Me-110 eingebaute 30-mm-Bordkanone vor. Sie war offensichtlich eine Waffe von vernichtender Feuerkraft. In seiner Abschlussrede vor den Ingenieuren der Luftwaffe verlangte Hitler insbesondere eine frühe Massenproduktion dieser hervorragenden Bordwaffe, die aber den Geschwadern 1943 noch nicht zur Verfügung stehen sollte.

Diese Selbsttäuschung im Juli 1939 sollte schicksalhafte Folgen haben. Hitler fasste nämlich den Entschluss, Polen weitaus mehr abzuverlangen als nur Danzig und den Korridor. Im Mai 1942 äusserte Göring, als er mit den Ingenieuren der Luftwaffe höchst unzufrieden war:

«Der Führer hat aufgrund dieser Besichtigung schwerste Entschlüsse gefasst. Es ist ein Glück, dass es noch einmal gut gegangen ist und die Folgen nicht schlimmer geworden sind.»

Im September 1942 meinte er rückblickend:

«Ich habe wirklich einmal vor dem Kriege Vorfürungen in Rechlin erlebt, gegenüber denen ich nur sagen kann: welche Stümper sind alle unsere Zauberer! Was mir da und vor allem auch dem Führer vorgezaubert wurde, ist überhaupt noch nie erreicht worden.»

Als der Sommer kam, verliessen Hitlers Minister Berlin. Am 9. Juli reiste Ribbentrop zum unweit des Berghofes gelegenen Fuschlsee zur Kur. Brauchitsch wohnte am selben Tag dem «Tag des Heeres» in Karlshorst bei und trat sodann einen mehrwöchigen Urlaub an. Göring kreuzte mit seiner Jacht auf den Kanälen Nordwestdeutschlands. Weizsäcker zog in seinem Tagebuch das Resümee:

«Da auch der Führer jetzt mit den Westmächten nicht anbinden will, jedoch zurzeit kein sicheres Gefühl dafür hat – so wird versichert –, ob ein Krieg mit Polen zu lokalisieren wäre, glaube ich nach wie vor an eine friedliche Generallinie bei uns.»

Hitler konnte es sich leisten, abzuwarten. Er wusste, dass das Reich Stalin bei einem Abkommen mehr zu bieten hatte. Stalin wollte Krieg – aus den Lehren des Bolschewismus ging schliesslich hervor, dass davon letztlich die UdSSR allein profitieren werde. Einst hatte Hitler den Gedanken an ein derartiges Abkommen verurteilt. In «Mein Kampf» hatte er geschrieben, dass er den Bolschewismus seinen Gefolgsleuten nicht als ein «Verbrechen gegen die Menschheit» darstellen könne, wenn er sich mit «dieser Ausgeburt der Hölle» verbünden sollte. 1935 hatte er sich vor Rosenberg ähnlich geäussert: «Ich kann doch den Deutschen nicht sagen, dass sie nicht stehlen sollen, wenn ich mich mit Einbrechern einlasse.» Doch mittlerweile hatten sich die Umstände gewandelt. Mitte Juni 1939 hatte Moskau abermals versteckt angedeutet, diesmal über den bulgarischen Gesandten in Berlin, dass es einem Einvernehmen mit dem Reich den Vorzug geben würde, falls Hitler einen Nichtangriffspakt abschliesse. Ribbentrop hatte zwei

Wochen später vorsichtig seine Zustimmung durchblicken lassen und war unmittelbar darauf von seinem Vorhaben abgerückt. Über diese Sommermonate schrieb der englische Botschafter treffend: «Der Eindruck, den ich von Hitler gewonnen habe, ist der eines meisterhaften Schachspielers, der das Spielbrett im Auge behält und darauf wartet, dass seine Gegner irgendeinen falschen Zug machen, den er unverzüglich zu seinem Vorteil nutzen könnte.»

In der Zwischenzeit hatte Hitler die direkte Kontrolle über jede Phase übernommen, indem er sich mit Heydrich, Goebbels und – da er keinen Marineadjutanten hatte – der Marineleitung beriet. Albert Förster, der Gauleiter von Danzig, erschien mehrmals auf dem Berghof. Am 13. Juli hatte er, wie der ihm nahestehende «*Danziger Vorposten*» schrieb, eine «längere Aussprache» mit Hitler. Nach einer weiteren Unterredung eine Woche darauf teilte Förster seinem Mitarbeiterstab mit:

«Der Führer habe gesagt, dass sich bei der Behandlung der Danziger Frage zum ersten Mal Gefühl und Verstand bei ihm getrennt hätten. Seinem Gefühl nach hätte er die Danziger Frage im Laufe dieses Sommers entschlossen anfassen sollen. Seinem Verstand nach aber wolle er die Lösung dieser Frage zu einem geeigneten Zeitpunkt mit der Lösung des deutsch-polnischen Problems im Ganzen verbinden. Die ‚kleine Lösung‘ stehe demnach offenbar beim Führer nicht mehr zur Diskussion.»

Förster legte sodann die nun angestrebte «grosse Lösung» dar: die Wiederherstellung der alten Reichsgrenzen von 1914 im Osten. (Auch davon erfuhr Ribbentrop erst von Likus.) Am 22. Juli wies Hitler die Marineleitung telephonisch an, sich bereitzuhalten, den – veralteten – Kreuzer *Nürnberg* jederzeit nach Danzig zu entsenden. Den eigentlichen Auftrag würde er später erklären (es ist wohl sicher, dass der Kreuzer Eberhardts Brigade, von deren Existenz die geschäftigen Diplomaten unter Weizsäcker anschei-

gend überhaupt nichts wussten, Artillerieunterstützung geben sollte).

Zwei Tage darauf, am 24. Juli 1939, trat Hitler seine alljährliche Pilgerfahrt nach Bayreuth an. Abgesehen von einem Flug nach Berlin und sodann nach Saarbrücken zur vierten Inspektionsreise entlang des Westwalls hielt er sich in den folgenden zehn Tagen bei der Familie Wagner im Haus «Wahnfried» auf.

Dort schwelgte er in einer wahren Wagner-Orgie – «Der fliegende Holländer», «Parsifal» und der ganze «Ring». In seiner Jugend war er im oberösterreichischen Lambach Chorknabe gewesen (die Mozart-Messen konnte er noch immer aus dem Gedächtnis singen). Als romantischer, wurzelloser Jüngling von siebzehn Jahren hatte er gespart, um die Oper in Linz besuchen zu können. Es war Wagners «Rienzi», den er 1906 sah, der Hitlers «Alter ego» erstmals weckte, den im Künstler schlummernden Demagogen. In gewisser Hinsicht handelt es sich um Hitlers eigenen Werdegang. Das wurde ihm 1945 klar, und er gab Schaub die Worte aus «Rienzi» an, die er auf seinem Mausoleum eingemeißelt haben wollte. «Rienzi», dem ein Roman von Bulwer-Lytton über den jähren Aufstieg und Fall des authentischen römischen Diktators Cola di Rienzi im vierzehnten Jahrhundert (1313-1354) als Vorlage diente, ist eine Oper mit einem packenden Handlungsgeflecht von Revolution, renaissancehaftem Leben und Verrat. Es ist die Geschichte des römischen Volkes, das von skrupellosen Nobili unterdrückt wird, bis sich der junge Notar Rienzi aus ihren Reihen emporschwingen kann, ein unbekannter Bürger, der das Volk um sich schart, es befreit und führt, bis selbst die Nobili ihn zu ihrem Herrscher ausrufen. Den modern klingenden Titel «König» verschmäht Rienzi: « ... so blickt auf eure Ahnen hin: Und nennt mich euren Volkstribun!» Die Römer sind einverstanden und rufen ihm lauthals zu: «Rienzi, Heil! Heil dir, Volkstribun!» Doch später schmiedeten die Nobili ein Komplott. Seine Gefolgs-

leute verlassen ihn. Einer seiner Getreuen streckt ihn nieder. Hitler war damals vom Rienzi-Drama hingerissen: Erst gegen Mitternacht verliess er das Theater zusammen mit einem Schulfreund, August Kubizek, den er um Schweigen bat, da er nachdenken wollte. Sie schritten in der Novembernacht die leeren Strassen entlang und bestiegen einen Hügel am Rande von Linz. Hitler, dessen Augen vor Erregung leuchteten, ergriff plötzlich Kubizeks Hände und begann von einem Bündnis zu reden, das das Volk eines Tages mit ihm schliessen werde, damit er es aus einer Knechtschaft führe zum Gipfel der Freiheit. Welche Knechtschaft meinte er? Und welche Freiheit? Hitler schickte Kubizek nach Hause und verbrachte die Nacht im Freien. Sein Freund hätte ihm damals die Frage stellen können: «Rienzi, ha! Was hast du vor? Gewaltig seh' ich dich – sag an, wozu gebrauchst du die Gewalt?» Im Juli 1939 traf Hitler in Bayreuth mit August Kubizek zusammen. Sie waren Tischgäste im Hause von Winifred Wagner. Der einstige Schulfreund erinnerte Hitler an die Nacht auf dem Hügel im Jahre 1906. Für Hitler war es, als sei es gestern gewesen – er unterbrach Kubizek, wandte sich Winifred Wagner zu und erzählte ihr die Geschichte, die er mit den Worten abschloss: «In jener Stunde begann es.»

Hitler förderte die Künste, wie nur wenige seiner unmittelbaren Vorgänger als Kanzler – sofern diese Künste «germanisch» geprägt waren und die Werke sein Wohlgefallen fanden. Seine Kenntnis der Opern war ausserordentlich. Die «Meistersinger» hatte er vierzig Mal gehört – Schaub's Ansicht nach war es Hitlers Lieblingsoper, da es eine Huldigung auf das deutsche Handwerk war. In Berlin, im Goebbels unterstellten Opernhaus in Charlottenburg, inszenierte man leichtere Werke wie «Die Fledermaus» oder «Die lustige Witwe». In München spielte man italienische Opern wie «Aida». Bayreuth hingegen huldigte Wagner, und Haus Wahnfried war Hitler gleichsam ein zweites Heim. Winifred Wagner, matronenhaft, englischer Abstammung, Witwe des Soh-

nes des grossen Komponisten, war ihm eine zweite Mutter. Anfang der Zwanziger kamen zu ihren abendlichen Gesellschaften viele namhafte Persönlichkeiten des deutschen Kulturbetriebs. Es war ein Milieu, zu dem sich Hitler mit aller Macht hingezogen fühlte. Von 1925 bis 1933 mied er Bayreuth, um Frau Winifred keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Doch danach nahm er die freundschaftlichen Beziehungen wieder auf und telephonierte, unter seinem Spitznamen «Kapellmeister Wolf», häufig mit ihr. Die Bewunderung dieser erstaunlichen Frau für Hitler blieb bis zum Schluss unvermindert bestehen. Hitler revanchierte sich durch mancherlei Vergünstigungen – sie setzte sich zuweilen für Juden oder verfolgte Musiker ein. Hitler wies sie an, ihm über Dr. Brandt zu schreiben: «Wenn Ihre Briefe Reichsleiter Bormann in die Hände fallen, gibt es keine Gewissheit, dass sie mich erreichen.»

Während Hitler in Bayreuth weilte, wurde die laut geäusserte Beunruhigung im Ausland immer grösser. Doch die Initiative lag zweifellos bei ihm.

Die englische Presse zeterte, wie Botschafter Herbert von Dirksen aus London berichtete, seit der Annexion Österreichs. Dabei war die Berichterstattung von unterschiedlicher Genauigkeit. Der *Sunday Express* veröffentlichte im Juli 1939 eine sensationell aufgemachte Serie mit dem Titel «Der Mann, der Hitler ermordete» (Hitler sei vor einiger Zeit einem Attentat erlegen und durch ein Double ersetzt worden). Der *Observer*, die *Times* und der *Daily Telegraph* machten bei dieser sinnlosen Hetze nicht mit. Einzelne Journalisten erregten weit über Gebühr Aufsehen, wie das Parlamentsmitglied Commander Stephen King-Hall, der im Sommer in Deutschland fünf taktlos formulierte Mitteilungsblätter in Umlauf setzte. Am 14. Juli zeichnete das Forschungsamt ein Telephonegespräch zwischen dem englischen Botschafter und der Frau des amerikanischen Konsuls in Hamburg auf: «Die Schreiben von King-Hall wirken überaus peinlich», äusserte der Botschafter. «Es

ist zum Verzweifeln – welchen Sinn haben alle meine Bemühungen noch danach?»

Was jedoch Hitler mehr interessierte, war, dass neben den schrillen Leitartikeln der Fleet Street sich in London auch gewichtige Stimmen meldeten, die darauf hinwiesen, dass Chamberlain selbst jetzt noch die Unterstützung der breiten Öffentlichkeit genieße und nach Wegen suche, wie er sich der peinlichen Garantieerklärung an Polen entledigen könne. Hitler hatte erst im Juni zu Walther Hewel bemerkt – nachdem Georg VI. auf Hitlers Kondolenzschreiben anlässlich des Untergangs des Unterseebootes *Thetis* überaus freundlich geantwortet hatte –, dass «er in einer direkten, auf deutsch geführten Unterhaltung mit einem anständigen, geraden Engländer ohne grosse Schwierigkeiten eine befriedigende Lösung der bestehenden Streitfragen finden werde.» Er zog optimistische Schlüsse aus den Umtrieben solcher rechtsstehenden Organisationen wie der «Anglo-German Fellowship» und «The Link» wie auch aus Privatschreiben von massgebenden Engländern wie Lord Rothermere oder dem Vorsitzenden des Royal Automobile Club. Ende Juli riet der bekannte englische Historiker Arthur Bryant Walther Hewel in einem Brief, dem antideutschen Zungenschlag in der britischen Presse nicht allzuviel Bedeutung beizumessen: «Wenn nach München eine allgemeine Wahl abgehalten worden wäre, hätte seine Politik [Chamberlains], was immer die Presse geäussert hätte, eine enorme Mehrheit gefunden.» Auch Hitler äusserte später diese Ansicht.

Ende Juli deutete manches darauf hin, dass Chamberlain und seine Ratgeber sich auf ein zweites München vorbereiteten. Durch englische Initiative war es zu Besprechungen zwischen Sir Horace Wilson und Dr. Helmuth Wohltat, einem von Görings Wirtschaftssachverständigen, gekommen. Wilsons Vorschläge liefen auf ein politisches, wirtschaftliches und militärisches Abkommen – mit gewissen Zusicherungen als Gegenleistung – hinaus. Wohltat zitierte in seinem Bericht Wilson folgendermassen:

«Vielleicht sei er zu optimistisch, und die Lösung, die er für möglich hielt, schiene manchem Beobachter in der heutigen Lage unwirklich zu sein. Er hätte aber Gelegenheit gehabt, den Führer zu beobachten, und er glaube, dass *der Führer als ein Staatsmann des Friedens* noch grössere Leistungen vollbringen könnte, als wie er sie in dem Aufbau Grossdeutschlands schon vollbracht habe.»

Aus den üblichen Quellen im Foreign Office sickerten sofort Einzelheiten dieser Geheimgespräche zur englischen Presse. Die Fleet-Street-Presse deutete sogar an, dass man Hitler als Preis für den Frieden eine Anleihe von einer Milliarde Pfund angeboten habe. Doch Hitler mochte sich nicht bestechen lassen: Wilsons Vorschläge erstreckten sich auf Kolonien, die schon Henderson im März 1938 angeboten hatte. Überdies hatten sich die Hemmnisse bei den deutsch-russischen Verhandlungsgesprächen plötzlich beseitigen lassen. Anscheinend hatten die Gerüchte über die von den Briten angebotene «Anleihe von einer Milliarde Pfund» Stalin aufgeschreckt und aus der Reserve gelockt.

Auch Hitler hatte ein Interesse an der Beschleunigung der Gespräche mit Stalin. Am 25. Juli erfuhr er, dass England und Frankreich Militärmissionen nach Moskau entsandten. Zudem würde die OKW-Zeittafel für den Fall «Weiss» bald in Kraft treten: Zwar waren zugegebenermassen keine militärischen Beschlüsse von einiger Bedeutung bis zum 12. August erforderlich, aber der Generalstab hatte dargelegt, dass das günstigste Datum für einen Angriff auf Polen der 25. August sei, und Hitler musste sich am 15. für oder gegen Fall «Weiss» entscheiden. Damit blieben Hitler knapp zwei Wochen, Stalin zu einer Unterschrift auf einem Abkommen zu bewegen. Niemand glaubte, dass Ribbentrop diesen Coup rechtzeitig zuwege bringen könnte. «Ich glaube nicht, dass die Gespräche in Moskau mit Null ausgehen», notierte Weizsäcker am 30. Juli, «vor allem aber nicht, dass wir – wie jetzt angestrebt –

das in den nächsten 14 Tagen erzwingen könnten. Ich rate dazu, wegen einer Teilung Polens in Moskau deutlicher zu werden, rate jedoch ab, wie Ribbentrop es will, über die Teilung der Randstaaten mit Moskau zu reden, nämlich nördlich Rigas Breitengrad soll Russlands Lebensraum sein, Riga und südlich davon der unsrige!» Hitler blieb in Bayreuth, wo ihm lediglich Affären seiner Gefolgsleute Ungemach bereiteten. Magda Goebbels hatte sich auf eine bedenkliche Liaison mit einem jungen, gutaussehenden Beamten vom Propagandaministerium, Karl Hanke, eingelassen. Hitler erzwang verärgert eine Aussöhnung des Ehepaars und brachte die beiden dazu, dass sie im Haus «Wahnfried» in derselben Zimmerflucht wohnten. Daraufhin suchte Hanke tief bekümmert bei seinem Freund Speer Trost. Hitler veranlasste ferner, dass das Ehepaar Goebbels am 26. Juli gemeinsam einer Opernaufführung beiwohnte. Doch an jenem Abend wurde ausgerechnet «Tristan und Isolde» gegeben, und Magda Goebbels schluchzte ungeniert, indes Hitler und sein bleicher Propagandaminister es nicht zu bemerken Vorgaben. Danach wies Hitler das Ehepaar an, Bayreuth zu verlassen.

Robert Ley, Leiter der Deutschen Arbeitsfront, ging Hitler anderweitig auf die Nerven. In Winifred Wagners elegantem Salon verkündete er, dass man beim Nürnberger Parteitag im September auf die bislang üblichen Fanfarenklänge aus «Aida» verzichten und stattdessen eine kleine Melodie, die er, Ley, für diesen Anlass komponiert hatte, spielen solle. In aller Bescheidenheit brachte er eine Schallplattenaufzeichnung seiner Fanfarenstösse zu Gehör. Doch sowie die letzten greulichen Töne verklungen waren, meinte Hitler knapp: «Wir bleiben bei ‚Aida‘!» (Er behielt sich überdies vor, ob im September ein Parteitag stattfinden würde, auch wenn Bormann und die Parteileitung bereits offizielle Einladungen verschickten.)

In London hatte man da weniger Illusionen, ob im September noch der Frieden herrschen werde. Putzi Hanfstaengl, das Opfer

von Hitlers handfestem Streich im Jahre 1937, fragte sich mittlerweile bekümmert, ob er sich nicht am falschen Gestade der Nordsee befand. Auch da drohte ihm eine Internierung. Allerdings sollte ihm sein Stolz einen Strich durch die Rechnung machen. Er telephonierte von London aus nach Bayreuth und verlangte Hitlers Zusicherung, dass ihm bei seiner Rückkehr nichts Widriges zustossen würde. Hitler sagte ungehalten zu Winifred Wagner, die den Anruf entgegengenommen hatte: «Ach Gott, selbstverständlich kann er kommen!» Aber Hanfstaengl wollte eine schriftliche Zusicherung von Hitler, worauf dieser lediglich meinte, sie solle das Gespräch beenden: «Wenn er mir mündlich nicht glaubt, geht es ja auch mit einem Schreiben nicht.»

Bormann schrieb dennoch nach London. Hanfstaengl verlangte daraufhin in seinem Antworttelegramm ein angemessenes Amt in Deutschland und erwähnte auch die Schulden, die er hatte machen müssen. Bormann konferierte über diese Angelegenheit Mitte August mit Hitler und schrieb Hanfstaengl sodann:

«Wiederholt – erstmalig schon vor vielen Monaten – wurde im Auftrag des F.[ührers] erklärt, dass die bedauerlichen Missverständnisse, die zu Ihrer Auslandsreise führten, Sie nicht davon abhalten sollten, heimzukommen. Die weitere Erklärung, dass Sie wieder eine passende Position bekommen sollen, wurde ebenfalls wiederholt gegeben. Endlich wurde Ihnen auch jetzt wieder telegrafisch von mir mitgeteilt, dass Ihre dortigen finanziellen Verpflichtungen übernommen werden sollen.

Diese wiederholten Erklärungen können und müssen Ihnen genügen; weitere Erklärungen nach dort können nicht mehr gegeben werden. Wir erwarten Ihre baldige Rückkehr.»

Mit seiner Antwort brach Hanfstaengl alle Brücken hinter sich ab. Sein Schreiben traf vier Tage danach auf dem Berghof ein: «Ich muss daraus zu meinem tiefsten Bedauern entnehmen, dass die alleinig zuständige Persönlichkeit, die vermocht hätte, die niedrigen, meine Ehre verletzenden Vorfälle des 8., 9. und 10. II. 1937

ungeschehen zu machen, nicht willens ist, als Mann und Führer die letzte Verantwortung zu tragen.» Deswegen verschiebe er, wie er schrieb, seine Rückkehr auf einen späteren Zeitpunkt und drohte zum Abschluss seines Briefes unheilverkündend an, «die Klärung meiner Angelegenheit selber in die Hand zu nehmen.»

Doch zur Betrübnis Putzi Hanfstaengls beschäftigten Hitler weit- aus dringlichere Angelegenheiten. Als Hitler in Bayreuth Neurath begegnete, äusserte er gutgelaunt: «Es mag Sie überraschen, was ich Ihnen sagen werde. Was halten Sie davon, wenn wir zu einem Abkommen mit Russland gelangen?» Neurath war von dem Gedanken angetan. «Allerdings wird es wahrscheinlich schwierig werden, meinen Gefolgsleuten in der Partei diese Entwicklung nahezubringen», gab Hitler zu bedenken. Doch Neurath schmeichelte ihm: «Die Partei ist wie Wachs in Ihren Händen, mein Führer.»

Hitler befürchtete weiterhin eine Abfuhr des sowjetischen Diktators. Am 2. August gab Ribbentrop auf Hitlers Anweisung dem sowjetischen Geschäftsträger zu verstehen, dass Moskau und Berlin gemeinsam über das Schicksal Polens entscheiden sollten. Er fügte ferner hinzu, es gebe «kein Problem von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer», das nicht zu lösen sei. Ribbentrop wies auch mit Nachdruck darauf hin, dass es Deutschland damit nicht eile – eine gewagte Äusserung, die ihm wohl schwergefallen sein mochte, wenn man den durch die OKW-Planungen bedingten festen Zeitplan bedachte. Die Zeit lief bereits ab, was Moskau allerdings nicht wissen durfte.

Hitler verliess Bayreuth am 3. August, besichtigte das Parteitagsgelände in Nürnberg, als könne nichts die Eröffnung des Parteitags in einem Monat verhindern, und fuhr sodann am 4. auf der Autobahn nach München. Im Salon seiner Münchner Wohnung empfing er, nachdem er einen dunkelblauen Anzug angezogen hatte, sodann Keitel. Der OKW-Chef hatte den endgültigen Zeit-

plan für den Fall «Weiss» mitgebracht. Wie die Rädchen in einem Uhrwerk waren sämtliche Massnahmen so aufeinander abgestimmt, dass sie sich an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Zeit auswirken würden. Die Wehrmachtführung hatte den Tag X auf den 25. August festgesetzt, da die Mitte September erwarteten Regenfälle weitgreifende Panzervorstösse in Polen behindern und den Einsatz der deutschen Luftwaffe erheblich erschweren würden. In der letzten Augustwoche des Jahres 1939 musste sich Hitler entweder für oder gegen einen Krieg mit Polen entscheiden. Damit stand er bis zu diesem Ausmass unter dem Zwang der OKW-Zeittafel.

Hitler bat Keitel und den ihn begleitenden Offizier seines Stabes, Major Bernd von Lossberg, in Sesseln Platz zu nehmen und legte ihnen, wobei er leutselig in seinen österreichisch gefärbten Tonfall verfiel, der Lossberg erstaunte, dar, warum die polnische Frage nun gelöst werden müsse. Den erstarkten Widerstand Warschaws führte er auf die unbedachte Garantieerklärung Chamberlains gegenüber Polen zurück. Wenn der Krieg mit Polen unvermeidlich sei, fuhr er fort, dann wäre der gegenwärtige Zeitpunkt am günstigsten, da England in seiner Aufrüstung noch immer weit hinter Deutschland läge. «Die Leute in Paris und London werden auch diesmal nichts unternehmen», versicherte er den beiden Militärs. Sodann unterliess er seinen österreichischen Akzent und verfiel jäh in die gewohnte gutturale Sprechweise: «Und ich werde dafür sorgen, dass aus diesem Polenkonflikt nie, nie ein europäischer Krieg entsteht.»

Am Abend fuhr er zum Berghof, dem Schauplatz der schwerwiegenden Ereignisse in den kommenden drei Wochen. Mittlerweile hatte sich seine langfristige Strategie herausgebildet: zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein rasch verlaufender Krieg mit Polen, solange der Westen noch nicht gerüstet war, dann 1942 oder 1943, solange er noch bei bester Gesundheit war, ein langwieriger Krieg entweder gegen die Westmächte oder die UdSSR. Aus einem

Likus-Bericht vom 2. August ging hervor, dass England und Frankreich offenbar nur mühsam vorankamen. Stalin gab zu verstehen, dass sein Preis für ein Abkommen mit dem Westen die polnische Ukraine sei. In Paris konnte man daraufhin die Meinung hören, dass man diesen Preis zahlen könne, wenn Polen dafür mit deutschem Territorium entschädigt werde. Hitler fühlte sich zweifellos nicht wohl bei dem Gedanken, dass Stalin so offensichtlich mit den Engländern und Franzosen verhandelte und gleichzeitig Berlin Avancen machte. Doch nach aussen hin machte er sich darüber lustig, wie Stalin die Westmächte an der Nase herumführte. Aber von nun an war er auf der Hut. Aus seinen Bemerkungen schloss sein Luftwaffenadjutant von Below, dass er einen Krieg gegen die UdSSR erwog.

Am 6. August konferierte Hermann Göring mit den Luftwaffengeneralen Milch, Udet und Jeschonnek, die er am 5. auf seine – an Norddeutschlands Küste kreuzende – Jacht «Karin II» beordert hatte, und verlangte den Aufbau einer beträchtlich vergrösserten, für Angriffszwecke geeigneten Luftwaffe. Göring wollte bis April 1943 nämlich 32 neue Bombergeschwader aufstellen – 4330 Maschinen, darunter 2460 Ju-88.

Aus London wurde abermals Versöhnliches gemeldet. Neville Chamberlain hatte am 4. August 1939 das Parlament für zwei Monate in den Urlaub geschickt. Zudem wagte er ein sonderbares, nahezu rechtswidriges Unterfangen, das Hitler in seiner Ansicht, England sei zum Kampf noch nicht gerüstet, weiterhin bestärkte. Sir Horace Wilson lud nämlich den deutschen Botschafter Herbert von Dirksen in seine Privatwohnung in Chelsea ein. Er bedang sich allerdings aus, dass Dirksen zu Fuss kommen solle, um kein Aufsehen zu erregen. Wilson unterbreitete sodann Dirksen ein Angebot für «eine vollwertige weltpolitische Partnerschaft» zwischen England und Deutschland, die so weitreichend wie die Entente mit Frankreich im Jahre 1904 und die mit Russland 1907

sein sollte. Falls Hitler die Bedingungen akzeptierte, würde England, wie Wilson andeutete, Druck auf Polen ausüben, damit es den Forderungen Deutschlands nach Danzig und einer Landverbindung durch den Polnischen Korridor zustimme. Somit würde die störende englische Garantieerklärung an Polen hinfällig werden. Bald darauf erhielt Ribbentrop Dirksens Telegramm über diese erstaunliche Unterredung. Weizsäcker notierte sich am 6.: «Unterirdische Ausgleichsfühler von Chamberlain (via Sir Horace Wilson) beweisen, dass mit England ein Gespräch einzuleiten wäre, wenn man will.»

Hitler war jedoch zum Einlenken nicht bereit. Vertrauliche Anweisungen ergingen am 12., 13. und am 21. an die NS-Presse, der untersagt wurde, Englands offensichtlichen Sinneswandel auch nur zu erwähnen. «England hat Polen den Rücken gestärkt und muss nun auch die Folgen seiner Politik tragen», hiess die offizielle Richtlinie. Die Schriftleiter wurden angehalten, hinsichtlich dieses Standpunktes «unbedingte Disziplin» zu wahren.

Hitler kam zu der Ansicht, dass die englischen Verhandlungen mit Stalin ins Stocken geraten waren. Laut seiner Anweisung wurde ein NS-Agent zur Beobachtung auf den Londoner Flughafen Croydon beordert, als der englische Delegationsführer am 7. August mit dem Flugzeug aus Moskau eintraf. Strangs betäubte Miene verriet, dass Hitler mit seiner Vermutung wahrscheinlich recht hatte. Am 9. sprach Halifax selbst mit Dirksen. Er sicherte zu, dass England willens sei, hinsichtlich der Erfüllung der deutschen Wünsche «sehr weit entgegenzukommen.» Aber Hitlers ganzes Bestreben war mittlerweile auf einen Krieg mit Polen noch in diesem Monat gerichtet. Nachdem Abwehrchef Canaris am 10. August mit Keitel und Schmudt in Salzburg konferiert hatte und danach mit Ribbentrop in Fuschl, notierte Oberstleutnant Erwin Lahousen, der Leiter der Sabotage- und Subversionsabteilung der Abwehr, in seinem Tagebuch: «Andeutungen über Nichtangriffspakt mit R[ussland].»

Von den dort besprochenen Aufgaben der Abwehr – den üblichen Kommandounternehmen in Zusammenhang mit Fall «Weiss» – wird noch die Rede sein. Von grösserer Dringlichkeit war für Hitler das Problem, wie man einen geeigneten Grenzzwischenfall inszenieren könne, um den Ablauf von Fall «Weiss» zum festgesetzten Datum – am 25. oder zu diesem Zeitpunkt – zu rechtfertigen. Nach Monaten bewussten Stillhaltens der NS-Presse über polnische «Greuelthaten» sollte nun mit Schlagzeilen auf der ersten Seite in den Zeitungen eine intensive Hetzkampagne beginnen. Am 16. wurden die Schriftleiter vertraulich angewiesen: «Nun ist es an der Zeit für die deutsche Presse, aus der Reserve herauszutreten.»

In Danzig, wo der mittlerweile verstärkte polnische Zoll versuchte, den Zustrom von Waffen und Munition zu unterbinden, spitzte sich die Lage zu. Doch Hitler benötigte einen verlässlich gelenkten «Zwischenfall» von vorbedachtem Ausmass und zu einem genau festgesetzten Zeitpunkt mit Datum und an einem vorher bestimmten Ort; denn er musste sich an den eng umgrenzten OKW-Zeitplan halten.

Da kam ihm die SS-Spitze zur Hilfe. Zwei diabolische Pläne waren – unabhängig von Hitler – von Heydrich und Himmler ausgearbeitet worden, «nach altbewährtem Muster unserer westlichen Nachbarn», wie Heydrich den SS-Kommandeuren – etwa um den n. – erklärte. Heydrich plante zwei genau festgelegte «Zwischenfälle»: In dem einen Fall sollten seine Agenten, als polnische Freischärler getarnt, den deutschen Sender in Gleiwitz in ihre Gewalt bringen, eine Proklamation durchgeben und sich sodann zurückziehen. Bei dem anderen, weitaus komplizierteren Unternehmen sollte eine Kompanie eilends ausgebildeter polnischsprechender Deutscher, aus der oberschlesischen Arbeiterschaft rekrutiert, am Vorabend von Fall «Weiss» in polnischen Uniformen «bei Hochlinden die Grenze überschreiten, das polnische Zollamt besetzen und dann ein Gefecht mit deutschen

Grenzbeamten vortäuschen ... gleichzeitig sollte ein übergelaufener ehemaliger polnischer Offizier Volksdeutscher Herkunft die polnische Garnison in Rybnik alarmieren, um echte polnische Soldaten in das Scharmützel hineinzuziehen.» Gestapo-Heinrich Müller hatte noch den makabren Einfall, auf dem «Kampffeld» die Leichen von kurz zuvor getöteten Sträflingen aus dem KZ Dachau, versehen mit echten polnischen Soldbüchern, zu hinterlassen. Bei der Besprechung räumte Heydrich ein, es seien «bis dahin [n. August] alle vorbereitenden Massnahmen ohne Wissen Hitlers durchgeführt worden, die Idee stamme von ihm bzw. Himmler ... Nunmehr», gab er an, «habe Hitler den Plan angenommen.»

Wer würde nach derartigen Provokationen in London oder in Paris noch mit Warschau sympathisieren? Als Hitler am u. mit Professor Carl Jacob Burckhardt, dem Hohen Kommissar des Völkerbundes in Danzig, ein Gespräch führte, wies er auf diesen Punkt nachdrücklich hin: «Wenn der kleinste Zwischenfall sich ereignet, werde ich die Polen ohne Warnung zerschmettern, so dass nicht eine Spur von Polen nachher zu finden ist.» Er verglich Görings Luftwaffe mit den zu schwachen Luftstreitkräften Polens und schwadronierte zynisch, dass er 1938 noch seine Generale hatte antreiben müssen, in diesem Jahr hingegen müsse er sie zügeln. Hitler machte noch eine Bemerkung, die Burckhardt nicht verstand und folglich nicht damals, sondern erst viel später niederschrieb: «Alles, was ich unternehme, ist gegen Russland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen, und dann nach seiner Niederlage mich mit meinen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion wenden. Ich brauche die Ukraine, damit man uns nicht wieder wie im letzten Krieg aushungern kann.» Jahre danach sollte sich Burckhardt dieser Worte entsinnen.

Ähnliche Gedanken äusserte Hitler am nächsten Tag auch gegen-

über Mussolinis Aussenminister Graf Ciano, dass er nämlich vor-
habe, eines Tages den alten Germanenweg nach Osten zu be-
schreiten, wie er es dem Duce schon im Mai 1938 an Bord der
Conte Cavour anvertraut habe.

Bislang war der Diktator des nazistischen Deutschland seinen
faschistischen Verbündeten gegenüber nicht eben offenherzig ge-
wesen. Über den Fall «Weiss» waren sie noch immer im ungewis-
sen. Den ganzen Juli 1939 war von einem Treffen der beiden
Diktatoren Anfang August am Brenner die Rede gewesen. Als
dann Ende Juli die Italiener eine Sechs-Mächte-Konferenz vor-
schlugen, wurde ihr Widerstreben, um deutscher Kriegsziele wil-
len italienisches Blut zu vergiessen, überaus deutlich. Die Bezie-
hungen kühlten sich ab, und Mussolini entschied, dass nur Ciano
die Reise antreten sollte. Am 13. zog Weizsäcker in seinem Tage-
buch das Resümee:

«Zum ersten Mal empfinden wir die italienische Allianz als
Fessel. Denn in der abgelaufenen Woche hatte sich unser
Kriegswille sehr verstärkt. Himmler, Ribbentrop und Gauleiter
Förster haben auf ihren Gebieten die Kriegsidee gefördert.
Ribbentrop garantiert englische und französische Neutralität,
wenn wir in den ersten drei Tagen, wie er sicher glaubt, den
Polen vernichtende Schläge erteilen.»

Am 12. August wurde Ciano auf dem Berghof empfangen. Die im
Haus weilenden Gäste wurden zu Ausflügen an die Seen und in
die umgebenden Berge veranlasst, indes Eva Braun sich im oberen
Stockwerk aufhalten musste. Später klebte sie in ihr Album eine
Folge von Schnappschüssen, die den Trubel und den Wirrwarr der
ankommenden Limousinen zeigen, schwarzuniformierte faschi-
stische Würdenträger, wie sie Hitler begrüßen und – einige von
ihnen – neugierig zu ihrem Fenster emporblicken. (Unter eines
der Fotos schrieb sie backfischhaft: «Da oben gibt es Verbotenes
zu sehen – mich!»)

Hitler hatte für Ciano wenig Zeit und Sympathie. Schaub vertrau-

te er an, dass der italienische Diplomat «zu pomadisiert und geschneigelt ist, um Vertrauen zu erwecken.» Stehend hörten sich die Italiener an, was Hitler über Deutschlands Stärke und Englands Verwundbarkeit gegenüber Luftangriffen, über die englische Flotte, Luftfahrtindustrie und sogar über die Hauptstadt zu sagen hatte. Wahrscheinlich waren diese Worte für englische Ohren bestimmt, da Hitler die Italiener, insbesondere Ciano, für die besten Übermittler von Geheiminformationen an die Engländer hielt. (Am 20. Mai 1943 sollte er bei einer Besprechung äussern: «Jede Denkschrift, die ich an den Duce geschrieben habe, ist unmittelbar sofort nach England gekommen. Ich habe daher immer nur Sachen geschrieben, die absolut nach England kommen sollten.»)

Cianos «Tagebuch», das auch auf derartige Konferenzen Bezug nimmt, ist nicht zuverlässig. Es ist einigermaßen sicher, dass Hitler ihm «vertraulich» mitteilte, Fall «Weiss» werde in zwei Wochen anlaufen (denn das Foreign Office erfuhr wenige Tage später davon*)- Ciano war bestürzt, da Mussolini stets warnend hervorgehoben hatte, Italien benötige für die Vervollständigung seiner Aufrüstung noch zwei oder drei weitere Jahre. Hitler versicherte jedoch Ciano, dass der Westen nicht intervenieren werde. Allerdings gab er nicht den Grund – das deutsch-sowjetische Abkommen – an.

Als Ciano in der «Grossen Halle» unbehaglich Hitler seine Einwände darlegte, wurde plötzlich eine Tür aufgerissen, und Walther Hewel eilte herein. Er flüsterte Ribbentrop etwas zu. Ribben-

* Am Abend des 18. August 1939 wandte sich Lord Vansittart in heller Aufregung an Cadogan, der sich darüber notierte: «Sein Gewährsmann hat ihm mitgeteilt, dass H.[itler] sich für den Krieg entschieden habe, der zwischen dem 25. und dem 28. ausbrechen werde.» Das waren die Daten, die Hitler «der italienischen Regierung» anvertraut hatte, wie Chamberlain berichtet wurde.

trop führte Hitler beiseite und flüsterte gleichfalls. Molotow hatte soeben grundsätzlich zugestimmt, einen deutschen Unterhändler in Moskau zu empfangen. Stalin schien demnach für Deutschland optiert zu haben.

Hitlers Laune schlug um. Mit strahlendem Lächeln lud er seine faschistischen Gäste ein, ihn zum «Adlerhorst», dem Teehaus, zu begleiten.

Sonderbarerweise scheint Weizsäcker über diese Nachricht im ungewissen gelassen worden zu sein. In seinem Tagebuch finden sich darüber etliche Tage lang keinerlei Notizen. (Der Grund war wohl, dass Weizsäcker, was Hitler inzwischen aus FA-Aufzeichnungen erfahren hatte, einen allzu intimen Meinungs austausch mit den Botschaftern Englands, Frankreichs und Italiens pflegte).

Am 13. schrieb Weizsäcker:

«Meine Formel ist nach wie vor: wenn Polen eine eklatante Provokation begeht, die auch Paris und London als solche ansehen müssen, kann man Polen anfallen; sonst lasse man die Hände davon.»

Am 14. notierte er sich:

«Wie zu erwarten hat Ciano fast alle Register gezogen, um uns von einem Krieg gegen Polen abzuhalten. Die Antwort, die er erhielt, war: da die Westmächte sich nicht einmischen, seid auch Ihr Italiener nicht betroffen. Wir Deutschen werden marschieren. Ist das eine Entbindung vom [im Mai 1939 vereinbarten] Bundesverhältnis? ... Das letzte Wort Italiens wird das ja nicht sein. Denn zum nutzbringenden Verrat (d.h. auf lange Sicht nutzbringenden) ist doch der Weg noch nicht frei.»

«Ganz klar ist mir noch nicht», fuhr Weizsäcker konsterniert fort, «was den Wandel in Fuschl [Ribbentrops Wohnort] bzw. auf dem Berghof hervorgerufen hat. Vor 8 Tagen war man dort noch der Meinung, die Westmächte würden Polen nicht fallenlassen, wir könnten daher nicht zufassen.»

Hitler zögerte die Antwort an Moskau etliche Tage hinaus. Aber

er stand unter dem Druck der OKW-Zeittafel. Am 15. mussten wichtige Entscheidungen gefällt werden. Zudem ging aus den neuesten nachrichtendienstlichen Berichten hervor, dass England Polen eine Anleihe von acht Millionen Pfund angeboten hatte und dass die polnischen Vorbereitungen zur Mobilmachung den deutschen weit voraus waren und am 27. abgeschlossen sein würden. Wenn Hitler gleichziehen wollte, musste die deutsche Mobilmachung spätestens am 21. anlaufen.

Am 14. August beorderte Hitler die drei Oberbefehlshaber auf den Berghof und legte ihnen dar, weswegen Fall «Weiss» weiterhin in Betracht gezogen werden musste und warum er sicher war, dass die Westmächte keinen Krieg erklären würden. So hatte General Sir Edmund Ironside einen niederschmetternden Bericht über die polnische Wehrbereitschaft vorgelegt – Hitler vermutete, dass Chamberlain ihn zum Anlass für eine Preisgabe Polens benutzen werde. Denn wenn England es ernst meinte, hätte es Polen mehr als nur eine Anleihe von schätzbaren acht Millionen Pfund angeboten – «Die Engländer stecken doch kein Geld in ein Verlustgeschäft!» – und die Polen wiederum würden sich weitaus dreister verhalten als aus den neuesten FA-Berichten hervorging. Seine einzige Sorge sei, sagte Hitler, dass ihn die Engländer durch ein Angebot in letzter Minute um Fall «Weiss» bringen könnten. Göring, Brauchitsch und Raeder teilte er an jenem Tag mit, er habe den Briten zu verstehen gegeben, dass er ihnen – *nachdem* er mit Polen abgerechnet hatte – ein eigenes Angebot unterbreiten würde. Nun erwarte er von der Wehrmacht, dass sie in den ersten Tagen nach Beginn von Fall «Weiss» der Welt demonstriere, Polen sei verloren. (Der Feldzug selbst könne länger – sogar zwei Monate – dauern.) Raeder, der ob der Albrecht-Affäre noch immer gekränkt war, sagte nichts. Canaris schrieb in sein Tagebuch: «Oberbefehlshaber des Heeres [Brauchitsch] kommt beim Führervortrag gar nicht zu Wort.» Göring bat am nächsten Tag seine Generale zu einer Besprechung. Milch notierte danach in seinem

Tagebuch: «Obersalzberg [beim] Generalfeldmarschall. Billy [Körner] und dann G[ö]ring] teilt 11 Uhr Absicht mit! G. nervös.» Hitler fällt nun einen schicksalhaften Entschluss. Am 14. August um 22.53 Uhr wurden Ribbentrops entscheidende Anweisungen der deutschen Botschaft in Moskau telegraphisch übermittelt: Man solle Molotow informieren, dass er, Ribbentrop, bereit sei, persönlich nach Moskau zu kommen. Noch immer bezweifelten Ribbentrops Mitarbeiter, ob er diesen Coup termingemäss landen könne. Weizsäcker notierte sich am 20. nachdenklich: «Wenn Ribbentrop in der Mitte der Woche in Moskau einen Pakt schliessen kann, laden sie [die Russen] uns damit zum Angriff auf Polen ein und fürchten sich wohl nicht vor einem neuen 1812.»

Am nächsten Tag, am 15. August 1939, genehmigte Hitler sämtliche durch die OKW-Zeittafel bedingten und in Zusammenhang mit dem Angriff auf Polen am 25. stehenden Massnahmen. Den Streitkräften wurde mitgeteilt: «Mit Durchführung des Falles ‚Weiss‘ ist weiter zu rechnen.» (Zwei Tage darauf kam noch der Zusatz, dass er die Bekanntgabe seiner endgültigen Entscheidung bis zum letztmöglichen Termin hinauszögern werde.) Die Marineleitung beorderte die Schlachtschiffe *Graf Spee* und *Deutschland* wie auch vierzehn U-Boote in den Atlantik, wo sie sich zur Verfügung halten sollten. Der Parteitag in Nürnberg wurde insgeheim abgesagt, weil man so die Transportkapazität der Reichsbahn für die Wehrmacht erweitern konnte. (Den ausländischen Diplomaten vermittelte man allerdings den Eindruck, dass der Parteitag stattfinden werde.)

Spärlicher sind die Dokumente über die nun anlaufenden zweiseitigen Operationen, die von der Abwehr und der SS geplant worden waren. Beide hatten Kommandounternehmen ausgearbeitet, die entweder in polnischen Uniformen oder in Zivilkleidung durchgeführt werden sollten und der Sicherung wichtiger Brücken, Tunnels und Fabriken hinter den polnischen Stellungen am Vorabend von Fall «Weiss» dienten. Von der Erwin Lahousen

unterstellten Abwehrabteilung II war eine Spezialeinheit von fünfzig Mann für die Aufgabe ausgebildet worden, den 300 Meter langen Eisenbahntunnel bei Jablunka – auf der Strecke Wien-Warschau – in ihre Gewalt zu bekommen. Denn falls den Polen die Zündung der Sprengsätze in dem Zwillingtunnel gelang, würde dadurch der dem General Wilhelm List unterstellten 14. Armee, die in der Slowakei zusammengezogen wurde, das Eindringen nach Südpolen verwehrt werden. Es ist bezeichnend, dass Hitler streng auf einen klaren Unterschied zwischen diesen «Freischärlern» und regulären Heereseinheiten achtete. Als Manstein ihn um die Erlaubnis bat, während des Angriffs der Armeegruppe Süd drei Sturmbataillone in polnischen Uniformen einzusetzen, wies Hitler ihn ab. Dann bat Himmler um die Genehmigung, im selben Bereich mit SS-Einheiten unter Verwendung polnischer Uniformen vorzugehen. Am 17. August gab ihm Hitler sein Einverständnis und wies die Abwehr an, 150 polnische Uniformen aus ihren Beständen Heydrich für diesen Zweck zu überlassen. Für den Nordteil der polnischen Front hatte Hitler selbst ein gewagtes Unternehmen ausgeheckt, um die beiden strategisch wichtigen Brücken über die breite Weichsel bei Dirschau zu sichern. Jede hatte eine Länge von über 1'000 Metern. Der Ostteil befand sich auf Danziger Gebiet, das westliche Brückende stand auf polnischem Boden in Pomereilen. Falls nun die Polen die Brücken zerstörten, würde das Vorrücken nach Zentralpolen behindert werden. Allerdings wussten die Deutschen, wo sich die von den Polen angebrachten Sprengsätze befanden. Hitler war von den Dirschauer Brücken wie besessen; er studierte Luftaufnahmen und Modelle und entwarf einen Plan nach dem anderen. Schliesslich einigte er sich mit Göring, Himmler und Brauchitsch auf einen Angriff mit Sturzkampfbombern, gezielt auf die polnische Brückengarnison, auf das dortige E-Werk und die Zündschnüre; unmittelbar darauf sollte ein Infanterieangriff erfolgen. Knapp vor dem Anlaufen von Fall «Weiss» würde ein Güterzug

eintreffen, in dem sich getarnt Pioniere und eine Sturm Einheit unter Oberstleutnant Gerhardt Medern befanden. (Hitler instruierte den Offizier persönlich.) Danach würde ein Panzerzug kommen, der die polnischen Geschützbatterien ausschalten sollte. Die zeitliche Übereinstimmung war entscheidend; der Sturm sollte gleichzeitig mit dem Angriff der Luftwaffe auf die polnische Marinebasis von Gdingen stattfinden – die erste offene Kampfhandlung im Fall «Weiss». Das Dirschauer Unternehmen konnte allerdings auch misslingen. Deswegen hatte das Heer eine Pontonbrücke bereitgestellt, auf der die Weichsel überquert werden konnte. Als die Polen gegen diese Vorbereitungen auf Danziger Gebiet lautstark protestierten, gab Weizsäcker lapidar zur Antwort: «Danzig mache nichts anderes, als dass es sich gegen seine Beschützer schütze.»

In der Zwischenzeit war das alte Panzerschiff *Schleswig-Holstein* nach Danzig ausgelaufen. Bei Beginn von Fall «Weiss» sollte es das auf der Westerplatte – einer Landzunge, die den Hafen sperrte – widerrechtlich errichtete Festungswerk beschiessen.

Ein seit dem Juni 1939 geplantes Geheimunternehmen wurde hingegen fallengelassen. Die Abwehr hatte in der polnischen Ukraine unter dem Decknamen «Bergbauernhilfe» eine verhältnismässig starke fünfte Kolonne gebildet und auch bewaffnet, rund 1300 Offiziere und 12'000 Mann. Am 21. August verbot Ribbentrop durch einen Telefonanruf der Abwehrzentrale die Durchführung eines Aufstandes in der Ukraine. Der politische Grund dafür wird sogleich klar werden.

Da die Polen um die fünfte Kolonne auf ihrem Territorium wussten, führten sie alsbald weitreichende Sicherheitsmassnahmen durch. Es kam zu Blutvergiessen. Die Hilferufe, die Hitler daraufhin erreichten, kamen einem bekannt vor – dennoch übten sie, ob sie nun echt waren oder nicht, auf ihn eine tiefe Wirkung aus. Ein Telegramm vom 17. August aus dem polnischen Teil Oberschlesiens hatte folgenden Wortlaut:

«Tausende deutscher Männer und Frauen Ost-Oberschlesiens leiden seit Tagen unter den brutalsten Misshandlungen der Polen. Hunderte deutscher Männer und Frauen wurden gestern und heute verhaftet, misshandelt und verschleppt. Viele unserer Kameraden sind bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen. Wir bitten unseren Führer in unserer höchsten Not um Schutz und Hilfe.»

Dieser Hilferuf geriet auch in die Schlagzeilen der NS-Presse. «Massenverschleppung Deutscher nach Innerpolen!» verkündete der «*Völkische Beobachter*».

Nun begannen die Russen unruhig zu werden. Nachdem Molotow formell – am 16. August – einen Nichtangriffspakt angeboten hatte, machte Ribbentrop unmittelbar darauf den Vorschlag, in zwei oder drei Tagen zur Unterzeichnung nach Moskau zu kommen. Die Russen liessen sich allerdings Zeit. Am 18. August telegraphierte Ribbentrop dem Botschafter, dass die Angelegenheit eile und dass dieser mit dem Angebot locken solle, er, Ribbentrop, sei auch befugt, ein geheimes Zusatzprotokoll zu unterzeichnen, in dem für eine Veröffentlichung zu heikle Aspekte niedergelegt werden könnten. Selbst jetzt zeigte sich Molotow nicht bereit, ihn vor dem 26. oder 27. August in Moskau zu empfangen. Ribbentrop wusste jedoch, dass gemäss der OKW-Zeittafel der Beginn von Fall «Weiss» auf den 25. oder knapp danach angesetzt war. Die politische Auswirkung dieses Paktes würde gleich Null sein, falls er nicht *davor* abgeschlossen wurde. Die A-Bewegung, der erste Transport von militärischem Gerät und Truppen nach Osten in 220 Zügen, lief bereits an. Vielleicht ahnten die Russen Hitlers Beweggründe; vielleicht waren sie auch der Ansicht, dass er versuchte, die noch stattfindenden Verhandlungen mit den Engländern und Franzosen zu torpedieren.

Für Hitler schien es die geeignete Gelegenheit für ein grossangelegtes diplomatisches Manöver, für ein persönliches Risiko zu sein. («Der Gegner hatte noch die Hoffnung», sollte er zwei Tage

danach schwadronieren, «dass Russland als Gegner auftreten würde nach Eroberung Polens. Die Gegner haben nicht mit meiner Entschlusskraft gerechnet. Unsere Gegner sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.») Am 20. August liess er sich sogar dazu herbei – eine beispiellose und schmeichelnde Geste Stalin eine persönliche Note in einer Sprache zu schreiben, die nicht missverstanden werden konnte. Er ersuchte Stalin, Ribbentrops Ankunft in Moskau binnen drei Tagen zu billigen und erklärte: «Das polnische Verhalten einer Grossmacht gegenüber ist so, dass jeden Tag eine Krise ausbrechen kann.»

Sodann vermochte Hitler seine Nervosität kaum noch zu beherrschen. Da die Erwiderung ausstand und er eine Abfuhr befürchtete, konnte er nicht schlafen. Er telephonierte mit Göring in den frühen Morgenstunden und machte Ribbentrop bedrückt Vorwürfe, weil dieser ihn auf den schwankenden Boden hochgesteckter Diplomatie gelockt hatte. Am Nachmittag des 21. August traf eine Nachricht aus Moskau ein: Der deutsche Botschafter war um 15 Uhr zu einer Unterredung mit Molotow bestellt worden. Abermals verstrichen qualvolle Stunden. Molotow besprach sich mit Stalin. Dann brachte Ribbentrop Hitler und Himmler den Bericht des Botschafters. Ein Lächeln ging über Hitlers Gesicht. Ein Fotograf wurde herbeibeordert, der den Augenblick, als Hitler das Telegramm las, ablichten sollte. Stalins Antwort wurde als «sehr konzilient» beurteilt. Der Kreml sei beglückt, Herrn von Ribbentrop in zwei Tagen zu empfangen, wie Hitler es gewünscht hatte. Eine freudige Stimmung erfasste den Berghof, als habe man einen grossen Sieg errungen. In gewisser Hinsicht stimmte das auch. Denn als der deutsche Rundfunk sein Programm um 23.15 Uhr unterbrach, um der Welt diese erschreckende Nachricht zu verkünden, konnte niemand mehr daran zweifeln, dass das Schicksal Polens besiegelt war. «Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte», sagte Hitler am nächsten Morgen triumphierend zu seinen Militärs.

Der Pakt mit dem Teufel

Als Trumpfkarte in seiner Hand erwies sich abermals Hitlers Bestreben, einen Krieg zu führen – nicht einen, der in ganz Europa die Kriegsfackel entzünden würde, sondern einen lokalisierten Konflikt, der gleichsam als Fortführung der deutschen Aufrüstung bewertet werden könnte, als Schmiedefeuer, in dem die Schwertklinge gehärtet wird.

Vor seinen Adjutanten äusserte er verbissen, dass er sich nur seinen «Ersten Schlesischen Krieg» wünsche, mehr nicht – um die Wehrmacht zu rechtfertigen, Siege an ihre Fahnen zu heften und ihr Gewissen mit Blutschuld zu beladen. Seinen Generalen erklärte er: «Erwünscht ist nicht eine Generalabrechnung, sondern Herausgreifen einzelner Aufgaben. Das deutsche Volk», fügte er freimütig hinzu, «werde sich jetzt ans Kämpfen gewöhnen müssen.» Der polnische Feldzug, Fall «Weiss», sei eine gute Vorübung dazu. Er hatte noch immer keine klare Vorstellung vom Ablauf der Ereignisse nach Fall «Weiss»; darum würde sich dieselbe Glücksgöttin, die bisher seinen Wünschen dienlich gewesen war, schon kümmern. Fest stand lediglich sein langfristiges Ziel, das er 1924 in «Mein Kampf» dargelegt hatte, am 2. Februar 1933 in einer Geheimsprache vor den Oberbefehlshabern, dann am 5. November 1937, am 28. Mai 1938 und unlängst in seinen Geheimreden im Januar und Februar 1939. Kurzum, Fall «Weiss» war nur ein weiterer Schritt zur Erfüllung des dreihundert Jahre lang genährten Traums von einem deutschen Reich, das Mittel- und Osteuropa und damit die Welt beherrschte. Das war der Siegespreis, den er seinen Generalen vor Augen hielt. Welche Mittel seien da nicht gerechtfertigt? England würde er umwerben und mit Schmeicheleien für sich gewinnen. Die Wehrmacht würde er als Garanten und Schutztruppe des ausgedehnten britischen Empire gegenüber den asiatischen Horden zur Verfügung stellen.



Oben links: Das war die Wende. Am Montag, den 21. August 1938, wurde Stalins Telegramm mit der Einladung Ribbentrops nach Moskau Hitler in der grossen Halle des Berghofes zugestellt; hinter Himmler steht SS-Obersturmführer Richard Schulze, der Ribbentrop auf der schicksalhaften Reise zu Stalin begleitete (oben rechts) (Foto in Besitz des Autors und in der Ribbentrop Collection). Unmittelbar vor Unterzeichnung der Befugnis zum Abschluss des Paktes in Moskau durch Ribbentrop meinte Hitler (unten) triumphierend zu den in Zivil erschienenen Generalen auf dem Berghof: «Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte!» (Hewel Collection).





Nach Ribbentrops Abreise warten Hitler und seine NS-Getreuen die Reaktion Warschaus ab. Eva Braun klebte diese Schnappschüsse – Hitler mit Joseph Goebbels (links),



*mit
Bormann*



und mit Goebbels, Bormann und Pressechef Otto Dietrich – in ihr Album mit dem Begleittext: «Polen will noch immer nicht nachgeben.»



In seiner pathetischen Reichstagsrede am 1. September 1939 verkündete Hitler – erschöpft und derangiert – seine Truppen seien eben in Polen einmarschiert und würden nun «zurückschiessen» (Ribbentrop Collection).



Nach der Kriegserklärung Englands und Frankreichs am 3. September 1939 fuhr Hitler mit seinem Sonderzug zur Front in Polen. «Herr segne unseren Kampf!» hatte er einst in «Mein Kampf» geschrieben (Ribbentrop Collection).

Und Deutschlands übrige Nachbarländer würde er hintergehen, mit Drohungen einschüchtern, bestechen oder täuschen. «Als Privatmann würde ich niemals mein Wort brechen», vertraute er im Juni 1941 Walther Hewel an. «Als Politiker für Deutschland, wenn es notwendig ist, tausend Mal.»

Fraglos war der August 1939 für eine Initiative des nazistischen Deutschland eine äusserst günstige Zeit. Dem Westen gebrach es an Führerpersönlichkeiten. Mit seinen Politikern und Parlamentariern würde der Westen den Kürzeren ziehen, indessen Deutschland nur gewinnen konnte. So lauteten die Argumente Hitlers. Weder England noch Frankreich konnten Polen direkt unterstützen. Görings Luftwaffe war 390'000 Mann stark, die RAF zählte 120'000 Mann, die französischen Luftstreitkräfte 72'000 und die polnischen nur 15'000. Überdies war Hitlers Meinung: «Nicht Maschinen ringen miteinander, sondern Menschen.» Und die Soldaten seiner Wehrmacht waren diszipliniert, fanatisch, wohl ausgebildet und tapfer, seinen denkbaren Gegnern damit weit überlegen. Ausserdem hatte die Vorsehung schon zwei Jahre nacheinander Deutschland eine reiche Ernte beschert.

Ohne Stalins Antwort auf sein Schreiben abzuwarten – denn Zeit war nun kostbar geworden –, hatte Hitler am 19. die Anweisung gegeben, dass am Dienstag, dem 22. August, sich sämtliche kommandierenden Generale auf dem Berghof einzufinden hatten. In den vom OKW verschickten Einladungen hiess es ausdrücklich: «Er legt entscheidenden Wert darauf, dass die Besprechung vollkommen geheim bleibt und auf keinen Fall in die ausländische Presse kommt.» Deswegen sollte die Zusammenkunft als ein schlichter Tee-Empfang ausgegeben werden. Ein Teil der Gäste würde von Hitlers Chauffeuren in Salzburg, ein anderer in München abgeholt werden. Alle sollten in Zivilkleidung erscheinen. Ein Zyniker mag dennoch zu der Annahme gelangen, dass Hitler im Grunde Aufmerksamkeit erregen wollte. Denn den vielen Touristen in Berchtesgaden würden die Pulks von Limousinen

mit den ernst dreinblickenden, soldatenhaft wirkenden Insassen – trotz aller zivilen Verkleidung – auf der Fahrt zum Berghof kaum entgehen. (Hitler untersagte seinen Zuhörern ferner, sich Notizen zu machen, womit er, wie zu erwarten, das Gegenteil erreichte. Denn am selben Tag wurden nicht weniger als fünf inoffizielle private Aufzeichnungen angefertigt und kurz danach noch etliche mehr.)

Als er am 22. August mittags die «Grosse Halle» betrat, den getreuen Ribbentrop an seiner Seite, erblickte er etwa fünfzig Militärs, die in vier, fünf Stuhlreihen Platz genommen hatten – Kommandeure von Heeresgruppen und Armeen, deren Stabschefs wie auch die entsprechenden Offiziere aus der Kriegsmarine und der Luftwaffe. Unübersehbar im Vordergrund befand sich Feldmarschall Göring, der die Anweisung, «Zivilkleidung» zu tragen, minder wortwörtlich ausgelegt hatte als die übrigen. Er trug über einer weissen Seidenbluse ein ärmelloses grünes Lederwams mit grossen gelben Knöpfen, indes er die stattlichen unteren Extremitäten mit einer grauen Bundhose und grauen Strümpfen bekleidet hatte. An einem auffälligen Wehrgehenk baumelte lässig ein goldener Dolch. Hitler, dessen sarkastische Bemerkungen über die neue farbenprächtige Parademontur der Angehörigen des Auswärtigen Amtes im Jahre 1938 sogar Hewel zu Ribbentrops Verteidigung veranlasst hatten, hatte jedoch für Göring bekanntermassen eine Schwäche und sah über dessen extravagante Garderobe, wenn auch geblendet, hinweg.

Am Morgen hatten die Zeitungen die Nachricht aus Moskau verkündet. Um sie drehten sich auch die angeregten Gespräche, als Hitler eintrat. Seine Zuhörer waren gespannt. Hitler legte seine knappgefassten Notizen auf den Flügel zu seiner Rechten und begann mit dem ersten Teil seiner Rede. Seine Argumentation war einfach, wirkte überzeugend. Die Wehrmacht stehe unmittelbar vor der Durchführung von Fall «Weiss», eines Krieges, den sie nicht verlieren könne. Er spielte auf die kriegerischen Ambitionen

seiner Zuhörer an. Gut zwei Stunden legte er ihnen die mittlerweile bekanntgewordene Vorgeschichte seiner Entscheidung dar. Zusammengefasst äusserte er folgendes: Im Frühjahr 1939 sei er zu der Erkenntnis gelangt, dass ein Krieg mit Polen auf Grund der unbedachten englischen Garantieerklärung unabwendbar sei. Für die Durchführung von Fall «Weiss» sei kein Zeitpunkt günstiger als der jetzige. Unter dem jetzigen Zeitpunkt verstand er den kommenden Samstag, den 26. August. Denn weder er noch Mussolini würden ewig leben: «Ich kann aber jederzeit von einem Verbrecher, von einem Idioten beseitigt werden.» Hinsichtlich einer zweiten Front hatte er keinerlei Befürchtungen. England habe noch nicht wirklich aufgerüstet, und so würde es zumindest bis 1941 bleiben. Zwar könnten England und Frankreich eine bedrohliche Haltung einnehmen, aber beide würden sich auf einen Kampf nicht einlassen. Dazu würde auch das Abkommen mit Russland beitragen. Hitler schilderte sodann, wie durch seine «besonders freundliche» Begrüssung des russischen Botschafters anlässlich des Neujahrsempfangs die Entwicklung zu einer Annäherung eingeleitet wurde. (Flottenchef Admiral Hermann Boehm notierte sich folgende Worte Hitlers: «Noch am selben Abend drückte mir der Botschafter seinen Dank dafür aus und auch dafür, dass ich ihm beim Empfang keine zweitklassige Behandlung habe angedeihen lassen.») Nach einer weiteren Fühlungnahme im Verlauf der letzten vier Tage, fuhr Hitler fort, habe er nun die persönliche Verbindung mit Stalin hergestellt. Auf Ribbentrop deutend, verkündete er triumphierend, dass der Aussenminister unverzüglich zur Unterzeichnung des Abkommens nach Moskau fliegen werde. «Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte.»

Nun würde Deutschland eine Blockade nichts anhaben, da die UdSSR sämtliche von Deutschland benötigten Mengen an Getreide, Schlachtvieh, Kohle, Holz, Blei und Zink liefern werde. «Ich habe nur Angst, dass mir noch im letzten Moment irgendein ...»,

hier hielt er inne, um nach dem treffenden Ausdruck zu suchen, «irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt.»

Auf den Terrassen des Berghofs wurde sodann ein Imbiss serviert. Danach, von 15 Uhr an, redete Hitler eine weitere Stunde, indes draussen, von dem grossen Panoramafenster aus deutlich zu sehen, ein Gewitter aufzog. Hitler beschwor seine Militärs, nach aussen eiserne Entschlossenheit zu zeigen, auch wenn, was durchaus möglich sei, England und Frankreich nach dem Sonnabend die diplomatischen Beziehungen abbrechen oder zum Krieg rüsten sollten. «Jeder muss die Ansicht vertreten, dass wir von vornherein auch zum Kampf gegen die Westmächte entschlossen waren.» Er deutete an, dass es nach Polens Niederlage *nicht* zu einer längeren Friedenszeit kommen werde; deswegen sei es unbedingt erforderlich, in Polen auch den geringsten Widerstandswillen schnellstens zu brechen, notfalls auch «mit brutalem Vorgehen». «Ich werde [einen] propagandistischen Anlass zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht.» Hitler schloss mit dem Appell: «Ich habe meine Pflicht getan. Tun Sie die Ihre!»

Nach diesen Worten erhob sich Göring, stieg gewichtig drei niedrige Stufen hinauf und versicherte dem Führer im Namen aller Anwesenden, dass die Wehrmacht ihre Pflicht tun werde. Brauchitsch verabschiedete seine Generale voll Zuversicht mit den Worten: «Herrschaften, begeben euch bald auf eure Plätze!» Die Luftwaffengenerale Milch und Kesselring sah man mit strahlenden Gesichtern. Nur Raeder trat einen Augenblick zu Hitler und erinnerte ihn an die Gefährdung des in der Danziger Bucht stationierten Seekadettenschiffes. Hitler soll darauf erwidert haben: «Na, wenn der alte Kahn versackt, so schadet das auch nichts.» Der Grossadmiral entgegnete ihm kühl, dass sich einige Hundert Seekadetten an Bord befänden. Es war sein einziges Zusammentreffen mit Hitler in den letzten verbleibenden Friedenstagen.

Während sich der Berghof leerte, wies Hitler Oberst Schmudt an, die Wirkung seiner Rede zu erkunden. Durch die Nachricht aus Moskau hatte er verständlicherweise die älteren Generale für sich gewinnen können. Denn sie stand im Einklang mit der Doktrin, die Seeckt stets gepredigt hatte. Laut Bock war es «eine glänzende Rede» gewesen. Heinz Guderian und seine Offizierskameraden hatten auf die Nachricht vom vorhergehenden Abend mit Champagner angestossen. Vermutlich glaubte jedermann – auch Papen, dem die Nachricht von Hitler tags zuvor mitgeteilt worden war –, dass das bevorstehende Abkommen die Gefahr eines Zweifrontenkrieges beseitigt hätte. Ribbentrop reiste noch am selben Nachmittag nach Moskau ab, versehen mit den vertraulichen Anweisungen Hitlers, dass er jedweder sowjetischen Forderung nachgeben solle: Um Molotows Unterschrift zu erlangen, sollte Ribbentrop nötigenfalls jegliches deutsche Interesse an Südosteuropa, «gegebenenfalls bis Konstantinopel und den Meerengen», leugnen.

Hitler behielt die Oberbefehlshaber zu einer kurzen Besprechung der operativen Einzelheiten, beispielsweise des Unternehmens gegen die Dirschauer Brücke, bei sich. («Der Führer wünscht nicht, dass hierzu die Brücke mit Zügen befahren wird, solange noch eine Gefahr der Sprengung besteht», hiess es sodann in einem OKW-Befehl.)

Hitler war sich seiner Sache überaus sicher. Zu einem zweiten München wollte er es nicht kommen lassen. Am selben Abend, am 22. August, äusserte er abermals, seine einzige Befürchtung sei, dass ihn irgendein «blöder Gefühlsakrobat» mit «windelweichen Vorschlägen» zum Einlenken veranlassen könnte. Seine Angst war nicht unbegründet: Seit dem 16. August etwa hatte das Forschungsamt vertrauliche Telephongespräche zwischen Sir Nevile Henderson, dem englischen Botschafter in Berlin, und Sir Horace Wilson in London aufgezeichnet. Wilson, laut Masaryk «das Sch ...», war einer der massgeblichen Beschwichtigungspolitiker

unter Chamberlains Ratgebern. Wilson suchte nun verzweifelt nach einer Lösungsformel, die – sofern Hitler als Gegenleistung Zusicherungen machte – die Rückgabe Danzigs ans Reich ermöglichte. Am 20. August teilte er Fritz Hesse, dem deutschen Presse-attaché in London, vertraulich mit, dass er willens sei, nötigenfalls «insgeheim nach Deutschland zu kommen». Hesse berichtete darüber Ribbentrop zwei Tage darauf in einem Brief.

Aus London trafen kurz darauf Vorschläge ein. Am Abend des 22. August rief Henderson Hewel und danach Weizsäcker an und ersuchte um ein Gespräch mit Hitler am nächsten Tag. Er habe ein persönliches Schreiben des englischen Premiers an Hitler, das, wie er sagte, «unsere Position genau erklärt», wie es in der FA-Aufzeichnung von Hendersons Worten heisst, «wie wir an Polen durch unser Wort gebunden sind, und dass wir unsere Verpflichtungen, sollte Polen angegriffen werden, erfüllen müssten.» (Für Hitler war das ein unangenehmer Hinweis, da er gehofft hatte, das Abkommen mit Russland werde der englischen Halsstarrigkeit ein Ende setzen.) Gemäss der FA-Aufzeichnung schlug Chamberlain in seinem Schreiben eine Abkühlungsperiode vor, während die Danziger Frage und das Problem der deutschen Minderheit in Polen geregelt wurden. In der Zwischenzeit hatte London Warschau empfohlen, die direkte Konsultation mit dem Reich anzustreben. Kurz darauf, gegen 01.10 Uhr am 23. August, ersuchte Adrian Holman, Hendersons erster Sekretär, London (was abgehört wurde), Chamberlains Schreiben nicht der englischen Presse zugänglich zu machen, da das als ein Einschüchterungsversuch gegenüber dem Reich ausgelegt werden könne.

Als Henderson am 23. um die Mittagszeit auf dem Berghof ankam, hatte Hitler bereits eine Antwort formuliert (aus den FA-Aufzeichnungen wusste er, was Chamberlain geschrieben hatte). Sein Gespräch mit Henderson fiel nicht eben freundlich aus. Weizsäcker schrieb in sein Tagebuch:

«Der Sinn des Führers war darauf gerichtet, durch Brutalität die englische Regierung von ihren Garantiepflichten für Polen abzudrängen. Der Führer rechnete damit, dass am 24. 8. unter dem Eindruck unseres Coup in Moskau Chamberlain stürze und die Garantie-Idee falle.»

Als Henderson zu erläutern versuchte, dass England zur Erfüllung seiner Obligationen verpflichtet sei, entgegnete Hitler schroff: «Dann erfüllen Sie sie eben! Wenn Sie einen Blankoscheck ausstellen, müssen Sie damit rechnen, dass Sie ihn auch einlösen müssen.» Er bat Henderson, sich am Nachmittag seine Antwort an Chamberlain abzuholen.

Gegen 1 j Uhr telephonierte Henderson von Salzburg aus mit der Botschaft in Berlin. «Ich hoffe, um 20 Uhr in Berlin zurück zu sein», heisst es in der FA-Aufzeichnung.

«Er [Hitler] ist ganz unnachgiebig und unbefriedigend. Ich kann jedoch nichts weiter sagen, ehe ich die schriftliche Antwort habe. In grossen Zügen waren die Punkte die: Polen ist gewarnt worden, dass Deutschland sofort zu militärischen Schritten greifen werde, wenn irgend welche weiteren Verfolgungen deutscher Untertanen stattfänden oder irgend etwas gegen Danzig unternommen werden sollte, einschliesslich wirtschaftlicher Abschnürungsmassnahmen. Wenn England weitere Mobilisierungsmassnahmen treffen sollte, würde in Deutschland die allgemeine Mobilmachung angeordnet werden. ... Ich fragte, ob dies eine Drohung sei. Die Antwort auf meine Frage war: ‚Nein, eine Schutzmassnahme.›»

Hitlers schriftliche Antwort fiel unnachgiebig aus. In der zweiten Unterredung brachte Henderson vor, es bewaise doch Chamberlains wohlmeinende Absichten, wenn er sich weiterhin weigere, Churchill in sein Kabinett aufzunehmen. Die antideutsche Gruppierung sei für die englische Öffentlichkeit nicht repräsentativ; sie bestehe zumeist aus Juden und Nazigegnern, meinte Henderson. Danach teilte Henderson dem italienischen Botschafter mit, die

Unterredung mit Hitler sei «gänzlich unergiebig» verlaufen; der Führer scheine zum Krieg, auch einem allgemeinen Krieg, unbeirrbar entschlossen zu sein. Deswegen habe er angeordnet, sämtliche Unterlagen der englischen Botschaft nach London zu schaffen, da er am 25. mit einem deutschen Ultimatum an Polen rechne. Das Forschungsamt konnte Attolicos diesbezügliche Depesche aufzeichnen. Einer weiteren FA-Aufzeichnung, Ni25,629, vom selben Tag, lag ein aufgefangener Bericht des jugoslawischen Gesandten in Warschau an seine Regierung zugrunde, dass nämlich Lord Halifax schriftlich Josef Beck zugesichert hätte, der neue Pakt mit Stalin werde Englands Haltung gegenüber Polen nicht beeinträchtigen: England würde zu seiner Garantie stehen. Nach Hendersons Abreise vom Berghof hatte Hitler allen Grund zu der Vermutung, dass die Engländer es ernst meinten. Als Weizsäcker ihn kurze Zeit unter vier Augen sprechen konnte, wies er warnend darauf hin, dass Italien hinsichtlich eines Krieges eine lauwarmer Haltung einnehme, die Engländer hingegen Gefangene ihrer eigenen Aussenpolitik seien.

«Es werde ebenso wie Frankreich mit Polen in den Krieg eintreten. Sie [die Engländer] seien nicht logisch oder systematisch, sondern gefühlsmässig zu nehmen und zu verstehen. Sie seien in einer Psychose, sozusagen unter Whisky. ... Chamberlain werde morgen mit der Kriegsparole das ganze Parlament hinter sich haben.»

Hitler erhob Einwände, aber offenbar ohne rechte Überzeugung, da Weizsäcker sich noch am selben Tag notierte:

«Er rechnet weiterhin mit einem lokalisierten Krieg, spricht aber auch davon – wenigstens heute –, einen allgemeinen Krieg führen zu können. Vor kurzem urteilte er hierüber anders.»

Voller Ungeduld wartete Hitler auf die Antwort Ribbentrops aus Moskau. Allein oder in Begleitung seiner Adjutanten ging er auf der Terrasse des Berghofs auf und ab. Am späten Abend meldete sich Ribbentrop – schwer verständlich – aus Moskau. Hitler er-

kündigte sich nach dem Verhandlungsverlauf. Der Aussenminister erklärte, Stalin fordere, dass die kleinen, aber eisfreien lettischen Häfen Libau und Windau seinem Interessengebiet zugesprochen werden sollten. Hitler liess eine Ordonnanz einen Atlas herbeischaffen, blickte flüchtig auf den betreffenden Teil der Ostseeküste und erwiderte dann, dass die UdSSR die beiden Häfen ohne weiteres haben könne.

Beim Abendessen wurde ihm eine Meldung überreicht. Hitler klopfte erregt auf den Tisch, um sich Gehör zu verschaffen, und verkündete sodann, dass das Abkommen mit Stalin unterzeichnet worden sei. Nach dem Abendessen begab sich die Tischgesellschaft auf die dunkle Terrasse. Über dem jenseitigen Berghang, über dem Berg Kaiser Barbarossas, erstrahlte am Nachthimmel eine Naturerscheinung, die im allgemeinen im Süden nicht zu sehen ist – ein Nordlicht, das nicht grün, sondern rot leuchtete. Vor dem Gespräch mit Henderson hatte Hitler mittags entschieden, dass Fall «Weiss» am 26. um 04.30 Uhr beginnen solle. Eventuelle gegenteilige Befehle werde er spätestens am 25. bis mittags zwölf Uhr geben. Die A-Bewegung war abgeschlossen: Sämtliche Truppenverbände der ersten Angriffswelle befanden sich nur einen oder zwei Tagemärsche von der polnischen Grenze entfernt. Die zweite Phase, die Y-Bewegung, war soeben angelaufen (um 20 Uhr): 1300 Zugladungen Gerät und Truppen wurden nach Osten, 1700 nach Westen gebracht. Raeders Kriegsschiffe befanden sich bereits auf hoher See. Jenseits des Atlantik lichtete das deutsche Trossschiff *Altmark* den Anker, um sich mit dem deutschen Handelsstörer *Graf Spee* zu treffen.

Was konnte jetzt noch in die Quere kommen? Die Polen konnten seinen Forderungen nachgeben. Doch das war höchst unwahrscheinlich, wenn man ihr Verhalten bedachte. Die Italiener konnten ihn im Stich lassen; Hitler drückte auch Weizsäcker gegenüber am 24. August seine Besorgnis unverblümt aus. Der Diplomat gab ihm recht und schrieb abends in sein Tagebuch:

«Italien verhalte sich, als ginge das Ganze sie nichts an. ... Der Führer arbeitet aber weiter in der Richtung des lokalisierten Krieges, den er nicht preisgeben will. Der Gedanke, auch mit dem Westen zu kämpfen, ist ihm doch peinlicher, als ich es gestern glaubte.»

Dafür gab es auch allen Grund. Um 15.30 Uhr war Hitler zu einem Gespräch mit Ribbentrop, der um 18.45 Uhr auf dem Flughafen Tempelhof aus Moskau eintreffen sollte, nach Berlin zurückgeflogen. Dort erwarteten ihn ernüchternde Nachrichten: Chamberlain hatte, keineswegs zum Nachgeben geneigt, vor kurzem im einberufenen Unterhaus öffentlich erklärt, dass England trotz des Abkommens mit Moskau zu seiner Garantie Polen gegenüber stehen werde. Ein formeller englisch-polnischer Vertrag werde bereits ausgearbeitet. Hitler vertraute daraufhin seinem Chefadjutanten Schmudt an, er sei nicht mehr sicher, dass England nur bluffe. Am Abend des 24. August besprach er mit Ribbentrop, Göring und Weizsäcker die Lage. Ribbentrop war von Moskau und dem Kreml tief beeindruckt. Stalin, so berichtete er, hatte jedem Mitglied der überaus grossen deutschen Delegation der Reihe nach zugestimmt (ihm war allerdings eine eigene Karaffe zur Verfügung gestanden, die ebensogut nur Wasser hätte enthalten können). Hoffmann, Hitlers Leibfotograf, hatte eine Aufnahme von Stalin, wie er auch ihm zugetrunken hatte. Später erzählte er, dass der sowjetische Diktator ihm stolz verkündet habe: «Sehen Sie, bei uns gibt's keine Reichen mehr.» Darauf habe er erwidert: «Und bei uns gibt's keine Armen mehr!» «Stalin ist genau wie Sie, mein Führer», berichtete Ribbentrop. «Ein unheimlich legerer Mann. Er macht keineswegs den Eindruck eines Diktators.» Doch bei den Verhandlungen war Stalin weitaus weniger umgänglich gewesen und hatte keinen Fussbreit nachgegeben.

Man kam auch auf Italien zu sprechen. Hitler hatte bislang jeden Hinweis, dass sein Achsenpartner einem Krieg ablehnend gegen-

überstand, ignoriert – so beispielsweise Cianos negative Haltung auf dem Berghof, die ausdrücklichen Warnungen des italienischen Militärattaches Mario Roatta am 15. und Canaris' Meldung, dass der König von Italien geschworen habe, niemals einer von Mussolini vorgelegten Mobilmachungsorder zuzustimmen. Der deutsche Finanzminister Graf Schwerin von Krosigk war am 23. mit Ciano zusammengekommen und hatte danach Ribbentrop warnend geschrieben, dass die Italiener mit Nachdruck darauf hingewiesen hätten, sie würden erst in drei Jahren gerüstet sein. Das einzige Risiko, das Hitler gelten liess, war, dass sie herumposaunen könnten, die Ereignisse hätten «eine unerwartete Wendung» genommen. In den frühen Morgenstunden des 25. August führte deswegen Ribbentrop auf seine Anweisung hin ein Telefongespräch mit Graf Ciano, in dem er diesem persönlich mitteilte, dass Fall «Weiss» unmittelbar bevorstehe. Für Ribbentrop und Hitler war es eine reine Formalität: Sie versicherten Ciano, dass das Moskauer Abkommen eine Intervention der Westmächte ausschliesse. Allerdings war nun selbst Hitler nicht mehr völlig davon überzeugt, denn wenige Stunden danach wies die Marineleitung auf seine Verfügung hin sämtliche deutschen Schiffe auf hoher See, rund 650 Schiffe, an, unverzüglich den Hafen eines befreundeten Landes anzulaufen.

Am darauffolgenden Tag sagte Weizsäcker voraus, dass die Italiener eher die Achse im Stich lassen würden, als nach zwei oder drei Monaten ohne genügend Importkohle dazustehen, um sich auch nur einen Topf Suppe kochen zu können. Ribbentrop äusserte verärgert die gegenteilige Ansicht: «Mussolini ist dazu ein viel zu grosser Mann.»

Gedrückter Stimmung ging Hitler zu Bett. Als er am Morgen des 25. August 1939 aufstand, wimmelte es in der Reichskanzlei von Menschen. Die braune Uniform der NS-Partei herrschte vor. Jedermann wusste, dass Hitler um 14 Uhr das Stichwort zum Anlaufen von Fall «Weiss» geben sollte, und keiner seiner Ge-

folgsleute wollte sich den historischen Augenblick entgehen lassen. Auf Fotos sieht man Bormann, Goebbels, Ribbentrop und Himmler. In jedem Raum standen auf Sofas, Sesseln und Tischen Telephonapparate. Überall schlängelten sich Telephonleitungen über die kostbaren Teppiche.

Hitler wusste, dass die Lage problematisch war. Die Dinge entwickelten sich nicht so, wie er es erhofft hatte. Ribbentrop diktierte am Telephon ein formelles Schreiben Hitlers an Mussolini, worin der Moskauer Pakt erklärt und darauf hingewiesen wurde, dass der Krieg jede Stunde ausbrechen könne. Hitler sah keinen Anlass, seinen Verbündeten an Italiens vertragliche Verpflichtungen zu erinnern; er bat lediglich um eine baldige Antwort. Als um die Mittagszeit noch keine Antwort eingetroffen war, fragte er beim OKW an, wie lange er den Angriffsbefehl noch verschieben könne. Der Generalstab stimmte einer einstündigen Verschiebung des Angriffstermins zu; Hitler musste also das Stichwort spätestens um 15 Uhr geben. In der Zwischenzeit wollte er die Engländer irreführen. Um 12.45 Uhr wurde Botschafter Henderson gebeten, gegen 13.30 Uhr in die Reichskanzlei zu kommen. (Weizsäcker bemerkte bissig in seinem Tagebuch: «Tagsüber meistens in der Reichskanzlei. Die Bemühungen sind noch immer auf Abspaltung der Engländer von Polen gerichtet.»)

Mit dem Näherrücken des Krieges wuchs auch Hitlers Mitarbeiterstab. Um 12.30 Uhr meldete sich Oberstleutnant Nikolaus von Vormann als von Brauchitsch abkommandierter Verbindungsoffizier zum Heer bei Hitler. Auch Puttkamer stellte sich ein, den die besorgte Marineleitung von der Zerstörereinheit abberufen hatte, damit er den Dienst als Marineadjutant übernehme. (Im Verlauf des Tages meldete sich noch Oberst Erwin Rommel als Kommandant des Führerhauptquartiers. Hitler beförderte ihn zum Generalmajor und beorderte ihn mit dem Führerbegleitbataillon nach Bad Polzin, einer kleinen pommerschen Bahnstation, wo sich das Hauptquartier von Bocks Heeresgruppe Nord befand.) Hitler

übergang die nach Beachtung strebenden Würdenträger und zog Puttkamer beiseite, um sich von dessen Erfahrungen bei den Zerstörern berichten zu lassen, bis dann um 13.15 Uhr Bormann verkündete, dass angerichtet worden sei.

In dem mit Blumen geschmückten Raum mit Blick auf den Garten der Reichskanzlei begannen SS-Ordonnanzen in weissen Litewken das Essen aufzutragen. Hitler servierte man eine Gemüseplatte. Doch kaum hatte er es sich mit den neun Mitgliedern seines Stabes an dem runden Esstisch bequem gemacht, als ein Trommelwirbel im Ehrenhof die Ankunft von Sir Nevile Henderson verkündete. Hitler erhob sich, murmelte eine Entschuldigung und entfernte sich mit Ribbentrop. – Über eine Stunde legte Hitler, mit «anscheinender Aufrichtigkeit» sprechend, worin er ein Meister war, Henderson dar, was für eine Torheit England beginge, wenn es sein Empire um Polens willen preisgebe. Sodann unterbreitete er ein Angebot: *Nachdem* er die polnische Frage gelöst habe, sei er bereit, mit England zu einem Abkommen zu gelangen, «das nicht nur das Fortbestehen des Britischen Empire unter allen Umständen, soweit es Deutschland betreffe, garantieren, sondern auch nötigenfalls die Unterstützung Deutschlands hinsichtlich des Britischen Empire zusichern würde, ungeachtet wo eine derartige Unterstützung benötigt werden sollte.» (Mit anderen Worten, Hitler würde das Empire gegen Japans Expansionsdrang verteidigen helfen.) Als weiteren Köder bot er eine Teilabrüstung an und scheint sogar angedeutet zu haben, dass er es nicht übelnehmen werde, falls England, um das Gesicht zu wahren, einen «Scheinkrieg» führen würde. Mit allem Nachdruck wies er jedoch darauf hin, dass ihn nichts von einer Abrechnung mit Polen abhalten könne. Sein Entschluss stünde fest. Wenn alles vorbei sei, wolle er sich wieder mit der von ihm so geliebten Architektur befassen. «Denn eigentlich bin ich überhaupt kein Politiker.»

Zwar war Hitler sehr geschickt vorgegangen, aber seine Durchtriebenheit reichte nicht aus. Aus FA-Aufzeichnungen ging her-

vor, dass sich Henderson davon nicht hatte einnehmen lassen. In seinem verschlüsselten Bericht nach London meldete er, ihm sei klar, dass Hitler einen Keil zwischen England und Polen zu treiben versuche. Das Foreign Office bestimmte, dass er mit Hitlers schriftlichem «Angebot», das ihm für den Nachmittag zugesichert worden war, nach London fliegen solle. Durch telefonische Überwachung wurde festgestellt, dass Henderson danach Vorbereitungen für seinen Abflug aus Berlin am nächsten Morgen um 8 Uhr traf. Zu diesem Zeitpunkt, so hoffte Hitler, würde Fall «Weiss» schon begonnen haben.

Von Mussolini war noch immer keine formelle Antwort eingetroffen. Allerdings hatte das Forschungsamt inzwischen Graf Cianos Anweisungen aus Rom an den italienischen Botschafter aufgezeichnet, wonach dieser unverzüglich Ribbentrop aufsuchen und ihm den Standpunkt des Duce hinsichtlich der Haltung Italiens im Fall eines Krieges unterbreiten sollte: «Wenn Deutschland Polen angreift und der Konflikt lokalisiert bleibt, wird Italien Deutschland jede erbetene politische und wirtschaftliche Unterstützung gewähren.» (Bei einem Gegenangriff der Westmächte hingegen befände sich Italien nicht in der Lage, die Initiative zu übernehmen, was Hitler und Ribbentrop wiederholt mitgeteilt worden war.) Doch Hitler schien das zu genügen. Als Attolico daraufhin dringend um eine Unterredung ersuchte, wurde er um 14 Uhr bestellt. Attolico musste sich dann aber gedulden, da Hitler noch mit Henderson sprach. Während er wartete, erhielt er aus Rom die dringende Nachricht, dass die bisherigen Anweisungen hinfällig geworden seien. Hitler wies Ribbentrop ungeduldig an, mit Ciano zu telefonieren. Aber Rom meldete, dass Ciano und Mussolini an den Strand gefahren seien.

Mittlerweile war es 14.45 Uhr geworden: Eine Viertelstunde vor Ablauf der vom Generalstab gesetzten Frist. Hitler begab sich mit Ribbentrop ins Musikzimmer und schloss die Tür. Welchen Rat ihm Ribbentrop gab, ist nicht bekannt. Aber es gibt einen Hin-

weis darauf, dass es vielleicht ein schlechter Rat gewesen sein könnte. Denn als Hitlers Pläne am Abend bedenklich durcheinandergerieten, machte er Ribbentrop Vorwürfe und weigerte sich drei Tage lang, mit ihm zu reden.

Um 15 Uhr kam Hitler zu dem Entschluss, dass er die Antwort des Duce nicht mehr abwarten könne. Um 15.02 Uhr öffnete er – «etwas bleich, aber sonst scheinbar ganz ruhig» – die Tür und verkündete der Schar der Wartenden: «Fall Weiss!»

Der Angriff würde also am nächsten Morgen beginnen. Hitlers Sonderzug «Amerika» wurde zum Anhalter Bahnhof dirigiert, wo er sich zu seiner Verfügung halten sollte. Das OKW teilte den Streitkräften Hitlers Stichwort mit. Telegramme mit der Einberufung zu einer Sondersitzung um fünf Uhr am nächsten Morgen ergingen an sämtliche Reichstagsabgeordneten. Die öffentlichen Telephonleitungen nach London und Paris wurden gesperrt. Von Brauchitschs Leitstelle aus wurde das um 15.02 Uhr gegebene Stichwort telegraphisch, über Fernschreiber und auch telephonisch weitergegeben und ferner durch vervielfältigte Befehle mitgeteilt, bis schliesslich die Truppenkommandeure von zwei Millionen Soldaten davon in Kenntnis gesetzt worden waren. Allenthalben wurde die Tarnung entfernt. Man liess die Motoren probelaufen; Munitionskisten wurden geöffnet. Um 20.30 Uhr sollte der Marsch zur polnischen Grenze beginnen.

Etliche Stunden verstrichen. Plötzlich läutete in der Reichskanzlei eines der vielen Telephone. Nachdem man festgestellt hatte, um welchen Apparat es sich handelte und sodann den Hörer abnahm, sagte eine Stimme, dass die englische Regierung noch an diesem Abend den Vertrag mit Polen ratifizieren werde. Die Nachricht sei eben von der Pressestelle durchgegeben worden. Hitlers Ansicht nach war es bezeichnend, dass diese bedenkliche Nachricht Ribbentrops geschniegelte, wichtigtuerische Diplomaten noch nicht erreicht hatte. Um 17.30 Uhr traf der französische Botschafter ein und musste sich einen Vortrag über erneute «Greuelthaten»

der Polen anhören. Coulondre äusserte mit würdevoller Haltung, dass Frankreich weiterhin zu Polen stehe. Danach beschwor Ribbentrop Hitler, den Angriff zu stoppen.

Hitler war jedoch kein Dilettant. Er wusste, dass eine Armee gleichsam ein amorphes, in Bewegung befindliches Tier ist, mit vielen Köpfen und vielen Pranken. Er war nicht sicher, ob sie noch aufgehalten werden könne. Er beorderte Oberst Schmudt herbei. Schmudt wandte sich an General Keitel. Keitel wollte General von Brauchitsch zuziehen, der jedoch unauffindbar war. In seiner wachsenden Beunruhigung wollte Hitler von Keitel wissen, ob das nach dem OKW-Zeitplan in Bewegung geratene Getriebe schon soweit auf Touren gekommen sei, dass die Maschinerie nicht mehr angehalten werden konnte. Schmudt zog den Zeitplan zu Rate. Man entfaltete die grossformatigen Bögen und stellte Berechnungen an. Es schien noch Zeit zu sein.

Während der Unterredung, etwa gegen 18 Uhr, platzte der italienische Botschafter – ohne Beachtung der Etikette – herein. Er brachte eine weitere Hiobsbotschaft – die Antwort aus Rom. Teilweise entsprach sie dem vom Forschungsamt mitgeschnittenen Wortlaut. Zudem machte sie die Unterstützung Italiens von derart abschreckenden Bedingungen abhängig – beispielsweise von «unverzüglichen Lieferungen an Kriegsmaterial und Rohstoffen durch Deutschland» – und war in einer Tonart abgefasst («Als loyaler Freund halte ich es unbedingt für meine Pflicht, Ihnen die ganze Wahrheit darzulegen ...»), dass Hitler sie nur als eine schmerzende Abfuhr bewerten konnte. Wie ein Tiger im Käfig ging er auf und ab und äusserte vor den Anwesenden zornige Kommentare. Von Attolico forderte er, die Materialwünsche Italiens zu quantifizieren. Keitel wies er an, festzustellen, wieweit sie erfüllt werden konnten. Nun glaubte er zu wissen, weswegen die Engländer das Abkommen ratifiziert hatten: Ciano oder der italienische König mussten ihre Gesinnungsgenossen am englischen Hof davon in Kenntnis gesetzt haben, dass Italien nicht auf der

Seite des Reiches stehe. Zu Oberst von Vormann sagte er: «Schlau müssen wir jetzt sein, schlau wie die Füchse!»

Er wies den Oberst an, Brauchitsch und Generalstabschef Haider herbeizubeordern. Aber Haider war unterwegs mit seinem Operationsstab, der vom Kriegsministerium in der Bendlerstrasse zu dem ausserhalb Berlins gelegenen Hauptquartier des Generalstabes in Zossen verlegt wurde. Nur Brauchitsch traf gegen 19 Uhr pflichtschuldig in Hitlers Reichskanzlei ein. Ruhig und gefasst erklärte er sich mit einer Verschiebung von Fall «Weiss» einverstanden. Er hiess die Verzögerung sogar gut, da so der Schwerpunkt von einem Überraschungsangriff auf eine planmässige Mobilmachung verlegt werden würde (es würde noch etliche Tage dauern, bis die letzten Truppentransportzüge nach Osten in Bewegung gesetzt werden konnten). Zudem hatte er sich von Anfang an gegen Hitlers Plan, Fall «Weiss» nur mit 27 Divisionen zu eröffnen, gestemmt. Er teilte Hitler nun mit:

«Geben Sie mir acht Tage Zeit, die Mobilmachung planmässig durchzuführen und den Aufmarsch zu fahren, so stehen dann über 100 Divisionen zu meiner Verfügung. ... Sie gewinnen so Zeit für Ihr politisches Spiel.»

Ausserdem versprach er: «Ich verpflichte mich, das bereits befohlene Antreten für den Angriff um 04.45 Uhr noch vor der Grenze aufzuhalten.»

Oberst von Vormanns unveröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen und Dokumenten kann man das nachfolgende dreissigminütige Drama entnehmen, als Hitler nämlich Haider zu erreichen versuchte, der sich jedoch irgendwo unterwegs nach Zossen befand. Um 19.45 Uhr wurde Vormann mit einem Wagen losgeschickt, um die Befehle Haider auf dem schnellsten Wege persönlich zu überbringen. Keitel diktierte mittlerweile einem Mitglied seines Stabes, Oberst Walter Warlimont, den schriftlichen Haltebefehl. Dieser wie auch die mündlichen Mitteilungen wiesen aber darauf hin, dass die geheime Mobilmachung der Wehrmacht und

der Bahntransport gemäss der bestehenden Zeittafel im Fall «Weiss» weitergeführt werden sollten. Als Hitler mit Göring telefonierte, erkundigte sich der Feldmarschall, wie lange er denn Fall «Weiss» zu verschieben gedenke. Hitlers aufschlussreiche Erwiderung lautete: «Ich muss herausbekommen, ob wir diese englische Einmischung aus der Welt schaffen können.» Göring war skeptisch: «Denken Sie wirklich, dass vier oder fünf Tage daran viel ändern werden?»

Eine Woche lang verharnte die Wehrmacht vor der polnischen Grenze, indes sich Hitler wieder den Diplomaten zuwandte.

Er hatte ruhiger geschlafen und sah entspannter aus, als er am 26. August um 10 Uhr vormittags in seinem Arbeitszimmer erschien. Dort erhielt er die Nachricht, dass die Heeresleitung die zum Angriff auf Polen ansetzenden Truppen hatte aufhalten können. Der Haltebefehl hatte lediglich eine Heerespatrouille nicht erreicht. Sie war auf polnischem Gebiet zum Angriff angetreten und hatte dementsprechende Verluste erlitten.

Die Freischärler der Abwehr und der SS gerieten in eine dramatischere Notlage. Eine kleine Kampforganisation der Abwehr unter Leutnant Herzner, die vor der Stunde X nach Polen entsandt worden war, um die äusserst wichtigen Eisenbahntunnels am Jablunka-Pass zu sichern, konnte nicht mehr zurückbeordert werden. Ihre bekümmerte Botschaft lautete, dass sie ihren Auftrag erfüllt hätte, aber nun, da die Masse der Armee nicht vorgerückt sei, von regulären polnischen Einheiten eingeschlossen werde. Hitler, weiterhin unschlüssig, wie lange er Fall «Weiss» verschieben sollte, gab der kleinen Gruppe von Desperados den Befehl, so lange wie möglich auszuharren. Den polnischen Behörden allerdings erklärten die Deutschen kühl, dass es sich bei Herzners Kampfverband um eine auf eigene Faust agierende slowakische Gruppe handle. Die von Heydrich geplanten Provokationen, bei denen SS-Agenten in Oberschlesien eingesetzt werden sollten, wurden im letzten Augenblick abgeblasen. Die vom KZ Dachau

zur Verfügung gestellten künftigen «getöteten Polen» erhielten einen Hinrichtungsaufschub.

Oberst von Vormann informierte Hitler über die Kriegsvorbereitungen der Westmächte. Botschafter Henderson flog nach London, um Hitlers Angebot seiner Regierung zu unterbreiten. In einem kurzen Schreiben hatte er versprochen, dass er nicht auf Zeitgewinn aus sei.

Nachts waren zwei bemerkenswerte Telegramme des deutschen Botschafters in Rom eingetroffen. Im ersten wurde anschaulich geschildert, wie Mussolini tags zuvor um 15.20 Uhr reagiert hatte, als er Hitlers ersten Brief las. Der Duce hatte «nachdrücklich betont», dass er bedingungslos und mit all seinen Kräften auf Hitlers Seite stehen werde. Das entsprach der ersten Fassung seiner Antwort, wie sie vom Forschungsamt aufgezeichnet worden war. Als dann Mackensen um 21.30 Uhr Hitlers zweites Schreiben übergab und sich nach Einzelheiten bezüglich des von Italien benötigten Materials erkundigte, änderte sich die Tonart. Mussolini wies darauf hin, dass Italien Flakschutz gegen französische Luftangriffe benötige und Rohstoffe wie Kupfer, Zinn, Blei, Nickel, Eisenerz, Kohle und Treibstoff. Eine ausführliche Liste würde nachgeliefert werden. Doch am 26. um 11.15 Uhr war die Liste noch immer nicht in Berlin eingetroffen.

Um 11.52 Uhr hörte das Forschungsamt ein Telefongespräch zwischen Ciano in Rom und Attolico in Berlin ab; Ciano gab laut eigener Aussage Mussolinis Forderungen durch: Italien fordere von Deutschland 150 Flakbatterien an, Millionen Tonnen Kohle, Stahl, Rohöl und unglaubliche Mengen an Molybdän (600 Tonnen!), Wolfram, Zirkonium und Titan. Man hatte die Forderungen bewusst in die Höhe geschraubt. Mittags trafen Keitel, Brauchitsch und Göring ein. (Göring, der eilends aus Karinhall gekommen war, erschien auffällig gewandert – mit weisser Uniform, Schuhen, Strümpfen, schwarzem Schlips, der in bayerischer Bauernart durch einen dicken Goldring gezogen war, den wiederum,

wie den Ring an seiner Hand, drei grosse Edelsteine in Rot, Weiss und Blau zierten.) Keitel legte dar, dass das OKW keinerlei Möglichkeiten sah, die Forderungen Italiens zu erfüllen.

Gegen 13.30 Uhr brachte Attolico die Liste (deren Inhalt Hitler bereits aus den braunen FA-Aufzeichnungen kannte). Neu war allerdings Attolicos Forderung, dass sämtliches Material «vor Beginn der Feindseligkeiten» in Italien eintreffen müsse – eine unsinnige Bedingung, die, wie Hitler wusste, nicht den ursprünglichen telephonischen Anweisungen an den Botschafter entsprach. Hitler bat ihn, sich zu erkundigen, ob da nicht ein Fehler unterlaufen sei. Vielleicht habe man zu viele Nullen hinzugefügt. Attolico versicherte ihm jedoch gelassen, dass sämtliche Zahlenangaben korrekt seien und verabschiedete sich dann. Um 14.30 Uhr wies Hewel Botschafter von Mackensen in Rom an, die Zahlen unmittelbar von Ciano bestätigen zu lassen. Mackensen wurde sodann an Mussolini verwiesen, dem er die Zahlenangaben vorlegen sollte – eine seiner Ansicht nach «befremdende» Instruktion, da die Zahlenangaben angeblich vom Duce selbst stammten.

Hitler verbiss sich seinen Ärger und setzte ein weiteres Schreiben an Mussolini auf. Er wies ausdrücklich auf Attolicos nicht der Wahrheit entsprechenden Zusatz hin und versprach, sein möglichstes zu tun, um die Forderungen Italiens zu erfüllen. Obzwar die Italiener Flakbatterien verlangt hatten, wollte Hitler ihnen, in seiner ersten Fassung, «Flak-Abteilungen» liefern. Göring war darüber bestürzt und wandte ein, dass das nicht in Frage komme. Hitlers zynische Erwiderung lautete: «Es kommt nicht darauf an zu liefern, sondern Italien jeden Vorwand zu nehmen, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen.»

Vor dem Mittagessen traf General Milch aus Karinhall ein. Er gab freimütig zu bedenken, dass Italiens wohlwollende Neutralität im Fall «Weiss» weitaus dienlicher sein würde. Deutschland könne so die ohnehin knappen Rohstoffe behalten, nötigenfalls weitere von Italien beziehen und ferner dadurch unterbinden, dass sich die

Gegner über Italien Zugang zum Reich verschafften, eine Gefahr, die man schon vorher erkannt hatte. Hitler schlug sich auf die Schenkel, und sein Gesicht heiterte sich auf. Das Schreiben, das schliesslich um 15 Uhr nach Rom durchgegeben wurde, machte die Verlagerung des Schwerpunktes deutlich: Hitler forderte von Italien lediglich ein wenig Säbelrasseln, damit so ein Teil der Streitkräfte der Westmächte gebunden werde. Wer brauchte schon die militärische Unterstützung der Italiener?

Beim Mittagessen besserte sich Hitlers Laune noch mehr. England würde sich gewiss nicht auf einen Kampf einlassen. Allerdings war auf sein Angebot noch keine Antwort aus London eingetroffen. Das war vermutlich der Grund dafür, weswegen *er* sich im Fall «Weiss» noch zu keiner Entscheidung hatte aufraffen können, als die Oberbefehlshaber um 16 Uhr die Reichskanzlei verliessen. Er hoffte weiterhin, Polen irgendwie isolieren zu können, und wollte den genauen Wortlaut des neuen englisch-polnischen Abkommens erfahren, um möglicherweise vorhandene Schlupflöcher ausfindig zu machen.

Mussolini teilte abends mit, dass Italien sich nicht aktiv beteiligen werde, nachdem Deutschland die von ihm erwünschten Materialien nicht liefern könne. Hitler antwortete darauf mit zwei massvollen Wünschen: Er ersuchte seinen Freund, der Welt keinen Hinweis auf Italiens enttäuschende Haltung zu geben; und er bat um die Entsendung von italienischen Industrie- und Landarbeitern ins Reich. Bereitwillig stimmte Mussolini dem zu.

Am selben Tag zeichnete das Forschungsamt einen Bericht der italienischen Botschaft in Berlin an General Alberto Pariani, den Chef des italienischen Generalstabes, in Rom auf. Canaris hatte dem befreundeten Militärattache behaglich geschildert, wie Hitler am vorhergehenden Abend Fall «Weiss» abgeblasen hatte. Hitler beorderte aufgebracht den ränkevollen Abwehrchef zu sich und rüffelte ihn wegen seiner unbegreiflichen Geschwätzigkeit, die, wenn man die vielfältigen Verbindungen zwischen Rom und Lon-

don bedachte, der Sache des NS-Staates nicht eben förderlich gewesen war.

Frankreichs Halbherzigkeit zeigte sich in dem Schreiben von Ministerpräsident Daladier, das der Botschafter am 26. August um 19 Uhr Hitler aushändigte:

«Sie waren wie ich selbst Frontkämpfer im letzten Kriege. Sie wissen wie ich, welche Abscheu und Verurteilung die Verwüstungen des Krieges im Gewissen der Völker hinterlassen haben, ganz gleich, wie der Krieg endet.»

Coulondre hielt nach der Überreichung des Briefes noch eine beschwörende Ansprache von etwa vierzig Minuten Dauer, worin er den «Führer», der ohne Blutvergiessen ein Reich aufgebaut hatte, bat, es sich zu überlegen, bevor er das Blut seiner Soldaten oder von Frauen und Kindern vergoss. Hitler hielt dem seine sattsam bekannten Behauptungen entgegen. Dennoch blieb die eindrucksvolle Unterredung nicht ohne Wirkung. Während des Abendessens verhielt sich Hitler schweigsam und machte sich hinterher Vorwürfe, dass er Coulondre nicht erwidert habe, er sei, wenn das Blut von «Frauen und Kindern» fließen sollte, dafür nicht verantwortlich, da er keinesfalls mit der Bombardierung der Zivilbevölkerung beginnen werde. Coulondre telephonierte Daladier in Paris, dass sein Appell auf taube Ohren gestossen sei. Daladier antwortete darauf: «Der Deutsche will also den Krieg? Dann vertraue ich auf Gott und auf die Stärke des französischen Volkes.» (Das Forschungsamt zeichnete das Gespräch auf.) Hitler zeigte Keitel Daladiers Brief und meinte, er beweise, dass Frankreich einen Krieg um den Korridor vermeiden wolle.

Anders als im September 1938 befanden sich diesmal die Kriegsgegner in Deutschland in der Minderzahl. Die NS-Partei befürwortete Fall «Weiss» aus einer Reihe von Gründen. Der Generalstab des Heeres erwartete ihn mit kaum verhohlener Begeisterung. Zwar legten Keitels Wirtschaftsexperten statistisches Datenmaterial vor, auf Grund dessen Deutschlands Kriegspotential bei ei-

nem Vergleich mit dem der Westmächte schlecht abschnitt, aber Hitler konterte mit der Ansicht, dass die Gefahr eines Krieges mit den Westmächten nicht gegeben sei; das Abkommen mit Stalin habe dafür gesorgt. Die einzigen Warnungen von einigem Gewicht, die Görings, wurden nicht beachtet. Er wies im privaten Kreis warnend darauf hin, dass sich die Vereinigten Staaten mit Sicherheit einmengen würden. Das Forschungsamt habe Mitte August hinsichtlich dieses Problems eine Lagebeurteilung angefertigt, aus der hervorgehe, dass die Vereinigten Staaten weitaus früher als im vergangenen Weltkrieg intervenieren würden. Göring unterhielt, unabhängig von Ribbentrop, über Mittelsmänner wie Wohlthat und den schwedischen Geschäftsmann Birger Dahlerus Kontakte zu hohen englischen Regierungsbeamten. Am Morgen des 26. August hatte Lord Halifax Dahlerus einen Brief an Göring übergeben. Göring legte ihn gegen Mitternacht Hitler vor. Darin wurde zwar der Wunsch Englands nach einer friedlichen Einigung bekräftigt, aber zugleich darauf hingewiesen, dass man dazu einige Tage benötige. War das abermals der Tenor der Beschwichtigungspolitik? Eine äusserst durchtriebene Vorgehensweise erschien angebracht. Hitler teilte Dahlerus einige Vorschläge mit, die dieser in London vortragen solle und schickte ihn zurück.

Danach lag er in seinem dunklen Schlafzimmer in der Reichskanzlei wach und grübelte darüber nach, ob er nun den Schritt ins Ungewisse wagen oder den Krieg um zwei Jahre verschieben solle, bis der Aufbau der Marine laut Raeders Z-Plan völlig abgeschlossen war. Sein Instinkt sagte ihm, dass er jetzt zuschlagen müsse. Andernfalls würde Polen im Winter, wenn Deutschland wegen des Wetters keine Offensive mehr beginnen konnte, Danzig besetzen. Überdies neigte sich die Waage von Monat zu Monat immer mehr zuungunsten des Reiches und zugunsten der Westmächte. Zwar ging aus den FA-Aufzeichnungen kaum hervor, dass die Westmächte Polen im Stich lassen würden, aber vielleicht

rechneten sie damit, dass Hitler abermals einlenken würde, wie er es schon am 25. getan hatte.

Am 26. ergingen dreimal Anweisungen zur Einberufung des Reichstages, der in jüngster Zeit nur selten zusammengekommen war. Und dreimal wurden die Aufforderungen unmittelbar zurückgezogen. Eine Flakbatterie bezog auf dem Hotel Adlon Stellung, wo der Grossteil der Abgeordneten abgestiegen war. Inzwischen schrieb man den 27. August. Obgleich bisher noch keine Antwort aus London eingetroffen war, zeigte sich Hitler optimistisch. Im Verlauf des Tages hatten die NS-Lauschspezialisten aufzeichnen können, wie Holman, der Sekretär des abwesenden englischen Botschafters, einem amerikanischen Kollegen versicherte, Henderson dränge in London darauf, einen Krieg zu vermeiden; den Polen solle man die Rückkehr Danzigs ins Reich und die Gewährung einer deutschen Landverbindung durch den Polnischen Korridor nach Ostpreussen nahelegen. Holman meinte ahnungsvoll, dass die polnische Unbeherrschtheit sich als ein grosses Hindernis erweisen könne.

Um 17.30 Uhr kam es schliesslich in der Reichskanzlei zu einer kurzen Begegnung zwischen Hitler und den vergrätzten Reichstagsabgeordneten. Man sah es ihm an, dass er eine schlaflose Nacht verbracht hatte. Er sprach heiser, und seine Bewegungen wie auch sein Mienenspiel wirkten fahrig. Bormann, der – wie auch Himmler, Heydrich und Goebbels – anwesend war, notierte in seinem Tagebuch: «Eine Reichstagssitzung findet zunächst nicht statt; nach einer kurzen Ansprache werden die Reichstagsabgeordneten vom Führer in die Heimat entlassen.»

Hitler teilte ihnen mit, dass die Lage sehr ernst sei. Aber er sei dennoch entschlossen, die Ostfrage «so oder so» zu lösen. Er habe Henderson gewisse Vorschläge gemacht und warte nun die Antwort der Engländer ab. Seine Mindestforderung sei die Rückgabe Danzigs und die Lösung der Korridorfrage. Seine Höchstforderung hänge vom Ausgang des Krieges ab. Und den Krieg würde er

«mit brutalsten und unmenschlichsten Mitteln» führen. Wie Friedrich der Grosse sei er gewillt, alles auf *eine* Karte zu setzen. Das Verhalten des Duce würde seiner Meinung nach zu ihrem Besten gereichen. Der Krieg werde sehr schwer, möglicherweise sogar aussichtslos sein. «Solange ich lebe, wird von Kapitulation nicht gesprochen.» Er bedauere, dass der Pakt mit Stalin vielfach missverstanden worden sei. Die UdSSR sei nicht mehr ein bolschewistischer Staat, so argumentierte er, sondern ein autoritärer Militärstaat. Er paktiere mit dem Satan, um den Teufel auszutreiben. Hitler versicherte den Reichstagsabgeordneten, dass Deutschland eine Blockade durch die Westmächte auf Grund der Teilautarkie und des neuen Abkommens nicht zu befürchten habe. «Wenn einer von Ihnen glaubt, dass ich nicht nur aus Liebe zu Deutschland handle, so gebe ich ihm das Recht, mich niederzuschossen.» Der Beifall fiel schwach aus. Mehrere Zuhörer hatten den Eindruck gewonnen, dass Hitler sich letztlich gegen die UdSSR wenden werde, auch wenn er sich formell dagegen verwahrt hatte. Am 28. August 1939 wurde ohne Vorankündigung die Lebensmittelrationierung eingeführt. Auch Seife, Schuhwerk, Textilien und Kohle wurden rationiert. Hitler missfiel diese Massnahme; er hätte einen Appell an das Ehrgefühl des Volkes vorgezogen. Die Rationierung wurde schon am selben Morgen an seiner Frühstückstafel deutlich: Seinen nicht eben erfreuten Mitarbeitern servierte man Ersatzkaffee und nur äusserst sparsam bemessene Butterportionen. Hitler selbst kam jedoch strahlender Laune herzu; in den Nachtstunden hatte er erfahren, dass der schwedische Geschäftsmann Dahlerus aus London mit der Nachricht für Göring zurückgekehrt sei, die Engländer würden sich Hitlers Angebot ernstlich überlegen. Hitler prahlte daraufhin vor seinen Mitarbeitern, ihm sei es gelungen, England – und damit auch Frankreich – herauszuhalten. Noch am selben Abend würde Henderson mit der ausführlichen Bestätigung in Berlin eintreffen. Als Brauchitsch sich in der Reichskanzlei einfand, machte Hitler

seine kurzfristige Strategie unverblümt deutlich: Er wollte Polen in eine ungünstige Verhandlungsposition drängen und sodann mit aller Macht nach seiner «grossen Lösung» streben, der militärischen Eroberung ganz Polens. Er würde Danzig verlangen, das Recht auf einen Zufahrtsweg durch den Korridor und eine Volksabstimmung wie damals im Saarland. England würde wahrscheinlich mit diesen Vorschlägen einverstanden sein; Polen würde sie ablehnen. Damit wäre die Abspaltung erreicht. Hitler wies das Auswärtige Amt an, auf Grund dieses Standpunktes eine Reihe formeller Vorschläge aufzusetzen, die der englischen Regierung zur Prüfung vorgelegt werden konnten. Die Vorschläge, sechzehn insgesamt, waren so massvoll, dass einer seiner Diplomaten sie als «ein echtes Dokument des Völkerbundes» bezeichnete. Die Ähnlichkeit mit dem Plan, den Hitler vor kurzem Brauchitsch dargelegt hatte, war unverkennbar. Vorgesehen war sogar, dass der neue, von Polen erbaute Hafen Gdingen im jetzigen Korridor eine polnische Enklave bleiben solle. Hitler las sie Keitel im Wintergarten der Reichskanzlei vor. Der General fand dafür die naiven Worte: «Ich finde das durchaus massvoll.»

Der neue Termin für den Fall «Weiss» würde also weiterhin letztlich von politischen Erwägungen abhängen. Gleichwohl teilte Brauchitsch von der Reichskanzlei aus um 15.22 Uhr dem Generalstab telephonisch mit, dass der vorläufige neue Termin der 1. September sei. Oberst von Vormann schrieb am Nachmittag:

«Führer glänzender Laune, hofft zuversichtlich, England soweit zu bringen, dass wir mit Polen allein zu tun haben. Grosses Rätselraten, was Henderson – Abflug London 16.30 Uhr – mitbringt. Bisher nichts durchgesickert.»

Um 16.34 Uhr erfuhr das Forschungsamt, dass die Antwort der englischen Regierung der Botschaft in Berlin telegraphisch für die Übersetzung ins Deutsche durchgegeben wurde. Henderson selbst sollte um 22 Uhr ankommen.

Henderson traf um 22.30 Uhr ein und erklärte die halbstündige

Verspätung mit seiner Müdigkeit (die Abhörspezialisten des Forschungsamtes berichteten jedoch, dass er zuvor seinen französischen Kollegen Coulondre besucht hatte).

Henderson – mit der üblichen dunkelroten Nelke im Knopfloch – wurde im Ehrenhof der Reichskanzlei von einer Ehrenwache mit Trommelwirbel empfangen. Meissner und Brückner geleiteten ihn zum Arbeitszimmer Hitlers. Dort überreichte er die Antwort der englischen Regierung auf Hitlers «Angebot» vom 25. Sie entsprach allerdings keineswegs dem, was Hitler erhofft hatte: Die englische Regierung teilte mit, sie habe von den Polen «die feste Zusicherung» erhalten, dass sie zu Verhandlungen bereit seien. Das war nun, was sich Hitler zu diesem Zeitpunkt keineswegs wünschte. Henderson hielt nach der Überreichung des Dokuments eine Ansprache, die weder Hitler noch Ribbentrop unterbrachen. Er wiederholte, dass England sein Polen gegebenes Wort nicht brechen könne. Hitler erwiderte darauf, er sei noch immer bereit, mit Polen auf «einer vernünftigen Basis» zu verhandeln. Zweifellos dachte er dabei an den noch nicht bekanntgegebenen Sechzehn-Punkte-Vorschlag. Hendersons direkter Frage, ob er willens sei, unmittelbar mit den Polen zu verhandeln, wich er jedoch aus. Er wandte sich lediglich Ribbentrop zu und wies ihn an, die Note der englischen Regierung mit Görings Hilfe zu überprüfen. Henderson teilte er mit, dass er am nächsten Tag darauf antworten werde. Henderson äusserte sodann: «Wir haben zwei Tage gebraucht, um unsere Antwort festzusetzen. Ich habe es nicht eilig.» «Aber ich!» entgegnete Hitler.*

Ein bemerkenswerter Auszug aus Heinrich Himmlers Tagebuch legt dar, wie Hitlers Psyche die Ereignisse an jenem Abend verarbeitete:

* «Henderson», schrieb Oberst von Vormann am nächsten Tag, «hat nicht das gebracht, was erwartet wurde, so sagt man wenigstens. Was nun kommt, liegt in der Zukunft dunklem Schosse.»

«Nachdem Botschafter Henderson um 22.30 Uhr zum Führer gekommen war und 23.45 Uhr die Reichskanzlei verlassen hatte, gingen Göring, Hess, Bodenschatz und ich zum Führer in den Wintergarten. Der Führer befand sich in Gesellschaft von Ribbentrop. Er erzählte uns den Inhalt des englischen Angebotes, das sehr höflich abgefasst war, aber keine unmittelbar greifbaren Dinge enthielt. Er war insgesamt sehr guter Laune und gab in unnachahmlicher Form wieder, was Henderson in deutscher Sprache mit englischem Akzent vorgebracht hatte.

Der Führer sprach dann darüber, dass nun ein Schriftstück an die Engländer bzw. an Polen gerichtet werden müsse, das ein Meisterstück an Diplomatie darstelle. Er wolle darüber jetzt nachts nachdenken; die klarsten Gedanken kämen ihm nämlich meistens in der Frühe zwischen 5 und 6 Uhr. Göring fragte daraufhin: ‚Mein Gott, schlafen Sie dann noch nicht, oder schlafen Sie dann schon wieder nicht?‘, worauf der Führer meinte, er schlafe oft von 3 bis 4 Uhr, dann wache er plötzlich auf, und dann wären die Probleme ihm in kristallener Klarheit vor Augen. Er stände dann auf und schreibe sich die Stichworte mit dem Bleistift auf. Er wisse selbst nicht, wie das komme, aber in diesen Morgenstunden falle offenkundig alles, was verwirren oder ablenken könne, ab.»

Als Hitler am Morgen des 29. August 1939 aufwachte, wird ihm seine Strategie jedenfalls klar gewesen sein. Er würde die englischen Vorschläge zu Verhandlungen mit Polen «annehmen», allerdings unter zwei geringfügigen Bedingungen. Ihm sagte insbesondere das englische Ansinnen einer internationalen Garantie zu. «Das gefällt mir!» äusserte er auflachend. «Von nun an werde ich alles auf internationaler Grundlage erledigen. Internationale Truppenverbände einschliesslich Russen sollen da reingehen!» (Er wusste, dass Warschau diese Bedingung nie hinnehmen würde.) Der anderen Forderung lag ein plötzlicher Einfall zugrunde: Er würde Warschau nur einen Tag Zeit lassen, einen Bevollmächtig-

ten nach Berlin zu schicken. Das würde man fraglos ablehnen. Falls die polnische Regierung damit einverstanden war, würde dennoch das neue Szenarium mit der Zeittafel im Fall «Weiss» in Einklang sein. Am 30. musste der Pole eintreffen. Am nächsten Tag würden die Gespräche abgebrochen werden, und am 1. September würde Fall «Weiss», wie geplant, anlaufen. Oberstleutnant Helmuth Groscurth schrieb darüber in seinem Tagebuch: «Der Führer hat Ribbentrop, Himmler, Bodenschatz u.a. gesagt: ‚Diese Nacht werde ich mir etwas Teuflisches ausdenken für die Polen, an dem sie krepieren werden.‘»

Weizsäcker, gleichermassen gut informiert, notierte knapp nach 3 Uhr früh in seinem Tagebuch: «Göring sagte zum Führer, wir wollen doch das Vabanquespiel lassen. Darauf der Führer: ‚Ich habe in meinem Leben immer va banque gespielt.‘

Hitler wollte noch immer nicht glauben, dass es England und Frankreich ernst war. Die Aufzeichnungen des Forschungsamtes wie auch weitere Beobachtungen erhärteten seine Ansicht. England hatte bisher noch keine Truppen nach Frankreich entsandt. Beide Länder hatten versichert, sie würden die Neutralität der Niederlande respektieren. Aber Deutschland am Westwall anzugreifen, wäre doch selbstmörderisch. Selbst wenn sie, um das Gesicht zu wahren, den Krieg erklären sollten, so würde es sich, davon war Hitler überzeugt, nur um einen Scheinkrieg handeln. «Tagsüber wird hier», heisst es weiter in Weizsäckers Tagebuch, «zwischen grösster Englandfreundschaft und Krieg ä tout prix geschwankt. Zwischen uns und Italien wird es immer kühler. Spät abends ist die Stimmung wieder völlig auf Krieg gerichtet: in zwei Monaten ist Polen erledigt, dann machen wir eine grosse Friedenskonferenz mit den Westmächten.»

Das Antwortschreiben, das Hitler um 19 Uhr dem englischen Botschafter aushändigte, spiegelte seine neue Strategie wider. Er sagte, dass er direkte Verhandlungen mit Warschau gutheisse und am nächsten Tag «mit der Ankunft» eines polnischen Bevollmäch-

tigten «rechne». Er sei auch mit einer Garantie der neuen polnischen Grenzen einverstanden, aber nur im Einvernehmen mit der sowjetischen Regierung. Die deutsche Regierung würde geeignete Vorschläge ausarbeiten und sie der englischen Regierung vorlegen (eine Anspielung auf die bisher noch nicht bekanntgegebenen sechzehn Punkte). «Das hat den Klang eines Ultimatums», wandte Henderson ein. Hitler erwiderte, der polnische Bevollmächtigte brauche für einen Flug von Warschau nach Berlin lediglich anderthalb Stunden. «Meine Soldaten fragen mich schon: Ja oder nein!» Als solle dieser Standpunkt noch unterstrichen werden, stiess Henderson beim Verlassen von Hitlers Arbeitszimmer draussen auf Brauchitsch und Keitel. Ironisch erkundigte er sich bei dem OKW-Chef: «Na, viel zu tun heute, Herr Generaloberst?» Um 20.28 Uhr konnte das Forschungsamt feststellen, dass die englische Botschaft eine Zusammenfassung von Hitlers Antwort nach London durchgab, der dann der volle Wortlaut folgte. Gleichermassen verfuhr man auch mit den englischen Botschaften in Warschau, Rom und Paris.

Beim Abendessen kam Hitler auf die gegenwärtige Krise und ihre Gründe zu sprechen und machte abermals die Bemerkung, dass er sich mit seinen fünfzig Jahren äusserst gesund fühle, dass es besser sei, solche Krisen jetzt anzupacken als sie vor sich her zu schieben. Er streifte die Hauptphasen bei der Verschlechterung der deutsch-polnischen Beziehungen und wies auf seine Vernünftigkeit gegenüber der Halsstarrigkeit seiner Widersacher hin. Seinen Tischgästen begann zu dämmern, dass Hitler an ihnen die Wirkung von Teilen seiner Reichstagsrede, die er nach dem Beginn von Fall «Weiss» zu halten beabsichtigte, erprobte.

Am nächsten Tag, dem 30. August 1939, wartete man in Berlin auf den polnischen Bevollmächtigten. Hitler konferierte den ganzen Nachmittag über mit seinen Oberbefehlshabern – Raeder ausgenommen, der wegen der Albrecht-Affäre weiterhin grollte. Sein Zeitplan liess ihm nur wenig Spielraum. Brauchitsch teilte er mit,

dass er den Angriff auf Polen im äussersten Notfall bis zum 2. September verschieben könne; darüber hinaus gehe es wegen der Wetterlage nicht. Göring wurde mehrmals von seinem Kontaktmann Dahlerus aus London angerufen. Das Foreign Office hielt Hitlers Bedingungen für unbillig. Hitler hingegen war sicher, dass kein polnischer Bevollmächtigter eintreffen werde, und die vom Forschungsamt in der vergangenen Nacht aufgezeichneten Telefongespräche in der englischen Botschaft ergaben, dass auch London dieser Ansicht war. Einer Aufzeichnung nach äusserte Henderson gegen 11 Uhr klagend: «Man kann schliesslich nicht einen polnischen Vertreter aus einem Hut hervorzaubern!» Er fügte hinzu, es werde nicht leicht sein, Warschau dazu zu bewegen.

Knapp nach 17 Uhr erreichte Hitler eine sonderbare FA-Aufzeichnung. Das Foreign Office hatte Henderson telephonisch mitgeteilt, dass Neville Chamberlain von dem Getöse aus der Reichskanzlei weniger beeindruckt sei als sein Botschafter, «denn er sei ja selbst drüben gewesen» und kenne deswegen die Leute. «Der Unbekannte [jemand vom Foreign Office] glaubt, man sei auf dem richtigen Weg. Sie [die Deutschen] könnten wirklich nicht erwarten, wiederum damit Erfolg zu haben, dass sie Leute herzitieren, ihnen Schriftstücke aushändigen und diese von ihnen auf der vorgedruckten Linie unterschreiben liessen. Das sei alles vorbei. Man müsse dies in Berlin ebenso wissen wie in London. Im übrigen sei man in London immer noch zu dem bereit, wozu Henderson gesagt habe, dass London bereit sei. Aber von den anderen Sachen wollten sie in London nichts wissen.»*

* So der Text der Abschrift der FA-Aufzeichnung. Eine zweite Kopie, ohne den aufgedruckten FA-Kopfteil, wurde eilends von Rudolf Likus zur Reichskanzlei gebracht. Obgleich beide archiviert sind, wurden sie nicht in der veröffentlichten Aktendokumentation wiedergegeben.

In deutlicher Sprache sagte das Hitler genug: London glaubte, dass er bluffe; London tat es zweifellos nicht und war auch nicht an irgendwelchen Vorschlägen interessiert, die Hitler machen würde. Das gab den Ausschlag: Hitler wies Ribbentrop an, Henderson, sobald der Botschafter am Abend eintraf, die Sechzehn-Punkte-Vorschläge zu verlesen, ihm aber keinesfalls das Dokument auszuhändigen. Um 21.15 Uhr wurde der Wortlaut des Dokuments der deutschen Botschaft in London telegraphisch durchgegeben, als geheim bezeichnet, da die Note jetzt noch nicht ausgehändigt werden dürfe; sie würde später zu Propagandazwecken verwendet werden. Um 22.30 Uhr hörte das Forschungsamt ein Mitglied der englischen Botschaft ab, Sir George Ogilvie-Forbes, der Attolico mitteilte, man warte auf das Antworttelegramm aus London und «drehe Daumen». Die Deutschen konnten daraus nur die – falsche – Schlussfolgerung ziehen, das Foreign Office verzögere absichtlich die Sache, bis der von Hitler auf Mitternacht festgesetzte Termin abgelaufen war.

Genau um Mitternacht traf Henderson in der Reichskanzlei ein. Als er fragte, ob die Vorschläge der deutschen Regierung mittlerweile ausgearbeitet worden seien, gab ihm Ribbentrop hochmütig zur Antwort, dass das geschehen sei. Allerdings seien sie inzwischen hinfällig geworden, da Polen keinen Bevollmächtigten geschickt habe. Ribbentrop verlas sie in deutscher Sprache, um zu beweisen, wie «vernünftig» sie seien.

Die OKW-Zeittafel zwang Hitler keineswegs, im Fall «Weiss» vor 15 Uhr am 31. August die endgültige Entscheidung zu fällen. Dennoch war er der Ansicht, dass er nun freie Hand habe. Nur wenige Minuten nach der Verabschiedung Hendersons liess Hitler seinen Wehrmachtsadjutanten Oberst Schmudt kommen. Um 00.30 Uhr liess er aus seiner Wohnung abermals das Stichwort «Fall Weiss» durchgeben. Unmittelbar darauf ging er zu Bett. Am 31. August war Hitler den ganzen Tag über ruhig und gefasst, für diejenigen, die ihn näher kannten, eine bedeutungsvolle Tatsa-

che. Sein Entschluss stand fest, und nichts würde ihn zu einer Änderung veranlassen können.

Für die Aktivitäten der ausländischen Diplomaten zeigte er nur noch beiläufiges Interesse. Überdies waren sie hinsichtlich der möglichen Reaktionen ihrer Regierungen bei Beginn von Fall «Weiss» wenig aufschlussreich und häufig verwirrend. Henderson war beobachtet worden, wie er dem polnischen Botschafter Joseph Lipski um ein Uhr nachts einen Besuch abstattete. Dem Forschungsamt war bekannt, dass er der polnischen Botschaft geraten hatte, Warschau dringend um telephonische Instruktionen zu bitten. Um 08.30 Uhr hatte Henderson abermals mit der polnischen Botschaft ein eindringliches Telefongespräch geführt und warnend darauf hingewiesen, dass er aus einer unbestreitbar zuverlässigen Quelle erfahren habe, es werde zum Krieg kommen, wenn Polen in den nächsten zwei oder drei Stunden nichts unternahme. Es gebe keine Zeit mehr zu verlieren. Lipski jedoch wollte nicht einmal ans Telefon gehen.

Henderson teilte das daraufhin telephonisch dem Foreign Office in London verschlüsselt mit und fügte hinzu, es sei möglich, dass die Deutschen blufften. Aber es bestehe auch die Möglichkeit, dass es sich nicht um einen Bluff handle. Aus der gleichen Besorgnis heraus telephonierte Henderson auch mit Coulondre; Warschau müsse unbedingt zur Vernunft gebracht werden. Josef Beck, der polnische Aussenminister, hatte allerdings nicht das Verlangen, es Hacha nachzumachen. Kurz nach zwölf Uhr mittags befanden sich die vom Forschungsamt aufgefangenen ausführlichen Anweisungen Becks an Lipski in Hitlers Händen. Lipski solle «sich auf keinerlei konkrete Verhandlungen einlassen» noch irgendwelche deutschen Vorschläge entgegennehmen; er solle lediglich eine formelle Mitteilung der polnischen Regierung übergeben. Damit wusste die NS-Regierung, dass die Polen nur auf Zeitgewinn aus waren.

Göring berief am selben Tag eine Ministerkonferenz auf seinem

Kommandostand ausserhalb von Potsdam ein. Staatssekretär Herbert Backe notierte sich darüber:

«Heute wieder auf Kommandostand Göring. Minister Frick, Funk, Darre, Seldte, Staats. [ekretäre] wie früher [Körner, Landfried, Backe, Neumann, Posse], Bormann, Behrens. i/» Stunden gewartet. ... Bormann optimistisch. G.[öring] sagte, dass Lage gut sei. Polen wollten hinauszögern. Wir seien entschlossen. Entscheidung in 24 bis 48 Stunden. Statt Mussolini-Stalin. Sprach [Göring] von Veröffentlichung von irgend etwas, wodurch eventuell England rauszuhalten wäre. Ich wusste nicht, ob Schriftwechsel Führer-Chamberlain oder Geheimklausel Russland. Jetzt wohl klar, dass ersteres gemeint war. Polen wird niedergeworfen. Überraschung leider vorbei, kostet paar hunderttausend mehr. Dann aber wir im Plus. Nur Grenze im Westen und Flugeinbruch ausser Westen Küste Holland bis Dänemark [müssten beachtet werden]. Grosse Gefahr für Ruhrgebiet. Da Grenze kurz, wahrscheinlich starke Beurlaubung der Soldaten nach Niederwerfung Polens. Und dann eiserne Rüstung gegen England.»

In Oberst von Vormanns Notizen vom selben Tag findet man weitere Belege für Hitlers Ansichten: «Der Führer glaubt fest, dass Frankreich und England nur so machen werden, als ob sie Krieg führen wollen.» Vielleicht würden beide Länder im Westen mit dem Säbel rasseln, bis Polen niedergeworfen sei, doch zu mehr werde es nicht kommen. Bei der Besprechung mit seinen Generalen nahm Hitler im Fall «Weiss» noch eine endgültige Änderung vor: Er verlegte die Stunde X um fünfzehn Minuten auf 04.45 Uhr am nächsten Morgen und entsprach damit den Erfordernissen der Luftwaffe. Wenige Minuten vor 13 Uhr am 31. August gab das OKW Hitlers offiziellen Befehl zum Krieg weiter. Als Ribbentrop kurze Zeit danach eintraf, eröffnete ihm Hitler: «Ich habe den Befehl gegeben. Die Sache rollt.»

Der Aussenminister erwiderte: «Ich wünsche viel Glück.»

Die letzten drei Tage waren damit so verlaufen, wie Hitler es geplant hatte. Als ihm Staatsminister Otto Meissner irgendwelche Dokumente zur Unterschrift vorlegte, meinte Hitler, er sei «heilfroh», dass Warschau sein Angebot nicht angenommen habe. Ribbentrop wies er an, den polnischen Botschafter, sollte er um eine Unterredung nachsuchen, «abzuwimmeln». Im Verlauf des Nachmittags kam Lipski tatsächlich um eine Unterredung mit Hitler oder mit Ribbentrop nach. Da man jedoch aus den FA-Aufzeichnungen die Instruktionen Warschaus an Lipski – sich nämlich auf keine Verhandlungen einzulassen – kannte, beeilte sich keiner, ihn zu empfangen. Zudem konnte Lipski nur eine Note aufweisen, in der es hiess, dass die Regierung die englischen Vorschläge zu direkten Gesprächen wohlwollend in Erwägung ziehen werde. Brauchitsch erfuhr durch Canaris von Lipskis Ersuchen um eine Unterredung und benachrichtigte Hitler. Hitler teilte um 16 Uhr mit, dass er ihn nicht empfangen und bekräftigte, dass Fall «Weiss» weiterhin durchgeführt werde.

Als Ribbentrop sich schliesslich um 18 Uhr herbeiliess, Lipski zu empfangen, wollte er von dem polnischen Botschafter lediglich erfahren, ob er zu Verhandlungen befugt sei – er wusste natürlich aus den «braunen Blättern» des Forschungsamtes, dass Lipski es nicht war. Die Unterredung, die erste zwischen diplomatischen Vertretern Polens und Deutschlands seit dem März 1939, war nach wenigen Minuten zu Ende. Lipski erkundigte sich nicht nach den Sechzehn-Punkte-Vorschlägen, die ihm Ribbentrop allerdings auch nicht anbot. Nachdem sich der Botschafter verabschiedet hatte, wurden sämtliche Telefonverbindungen zur polnischen Botschaft unterbrochen. (Inzwischen weiss man aus polnischen diplomatischen Dokumenten, dass Lipski seiner Regierung zuversichtlich mitgeteilt hatte, in Deutschland werde eine Revolution ausbrechen; das erklärt auch seine unangebrachte Gelassenheit.)

Hitler vertraute um 19 Uhr dem italienischen Botschafter an, dass

die Lage sich inzwischen zugespitzt habe. Zwei Stunden darauf unterbrach der deutsche Rundfunk sein Programm und brachte die Meldung von dem «überaus vernünftigen» Sechzehn-Punkte-Angebot, das Warschau nicht einmal hatte kennenlernen wollen. Gegen 22.30 Uhr kamen die ersten Rundfunkmeldungen von ernststen Grenzzwischenfällen, darunter ein bewaffneter «polnischer» Überfall auf den Rundfunksender Gleiwitz. Weitere «Provokationen durch die Polen» wurden aus Kreuzburg und Hochlinden, nordöstlich von Ratibor, gemeldet.

Über zwei Millionen Deutsche standen nun unter Waffen. Der endgültige Vormarsch zur polnischen Grenze hatte mittlerweile begonnen. Diesmal sollte er nicht mehr aufgehalten werden. Die dienstefrigen, unbestechlichen Beamten im Forschungsamt, die die Telefongespräche in der englischen und französischen Botschaft weiterhin abhörten, konnten feststellen, dass die Allianz der Westmächte die ersten Risse zeigte. Coulondre sprach mit Henderson telephonisch über Lipskis Besuch bei Ribbentrop und teilte mit, dass der Pole lediglich eine Note überreicht hätte, ohne die deutschen Vorschläge – die Henderson inoffiziell im Verlauf des Tages von Göring erhalten hatte – in Empfang zu nehmen. Henderson entgegnete aufgebracht: «Aber wozu bloss das? Das ist lächerlich, das Ganze.» In einem weiteren Gespräch versuchte Coulondre dem englischen Botschafter klarzumachen, dass die deutschen Vorschläge von Warschau nicht gut akzeptiert werden konnten, wenn die Polen von ihnen formell keine Kenntnis hatten. Henderson hielt dem entgegen, dass Lipski offensichtlich nicht einmal um Einsicht gebeten hatte. Es kam zu einer hitzigen Diskussion, die damit endete, dass beide Botschafter den Telephonhörer abrupt auf die Gabel legten.

Am Vorabend des Krieges war sich der Westen nicht einig.

Epilog: Sein Erster Schlesischer Krieg

Als Adolf Hitler erwachte und sich erhob, waren seine Heere bereits viele Kilometer weit in Polen vorgedrungen. Am Morgen des 1. September 1939 um 04.45 Uhr waren sie über die Grenze gestürmt, während die Luftwaffe Flugplätze und Nachschublager des Gegners bombardierte und Einheiten der Abwehr und der SS eingesetzt wurden, um wichtige Brücken und militärisch bedeutende Ziele zu sichern, bevor die Polen sie zerstören konnten. Die drei Zerstörer der polnischen Kriegsmarine hatten tags zuvor nach England entweichen können, eine peinliche Auswirkung von Hitlers Fehlstart vor sieben Tagen.

Mancherorts stiessen Hitlers handstreichartige Unternehmen auf hartnäckigen Widerstand. Polnischen Eisenbahnbeamten gelang es auf dem neutralen Territorium Danzigs, den von Ostpreussen zur Dirschauer Brücke fahrenden «Güterzug» beim nahegelegenen Bahnhof von Simonsdorf einige Minuten anzuhalten. Als dann der Zug mit seiner verborgenen Fracht von deutschen Pionieren und Infanteristen die Brücke erreichte, waren die Gleise blockiert, und heftiges Feuer schlug den Deutschen entgegen. Zwar hatte die Luftwaffe ihren Angriff auf die Zündschnüre rechtzeitig geflogen, aber tapfere Polen hatten sie wieder instandgesetzt, und somit konnte die kilometerlange Brücke über die Weichsel gesprengt werden. (Die polnischen Eisenbahnbeamten, die in Simonsdorf eingegriffen hatten, wurden deswegen am ersten Tag nach Beginn der Feindseligkeiten von der SA massakriert.)

Auf eine weitere Brücke bei Graudenz war – in Zivilkleidung – ein vorausgeschickter Sicherungstrupp der Abwehr angesetzt worden. Nachdem die Männer in polnisches Gebiet eingedrungen waren, wurden sie von einem übereifrigen deutschen Heeresleutnant angehalten und festgenommen. Sie hörten sodann, wie in

einiger Entfernung auch diese Brücke zerstört wurde. In Danzig konnte das polnische Postamt den ganzen Tag gehalten werden; polnische Heeresoffiziere, als Postbeamte verkleidet, leiteten die Verteidigung gegen die Belagerung. 38 polnische «Postbeamte» überlebten diesen Tag. Als man herausfand, dass die meisten von ihnen Unterwäsche der polnischen Armee trugen, wurden sie einen Monat später nach einer kriegsgerichtlichen Verhandlung durch das Heer standrechtlich erschossen. Mit Freischärlern machte man auf beiden Seiten in diesem Krieg kurzen Prozess. Ein Abwehr-Kampfverband, der von den Hauptleuten Ebbinghaus und Fleck aus Freiwilligen, SA-Freischärlern, dem Sudetendeutschen Freikorps, polnischen und deutschen Agenten zusammengestellt worden war, drang etwa gegen 3 Uhr früh in polnisches Gebiet vor, um Eisenbahnknotenpunkte, Kohlengruben und Fabriken vor den anstürmenden Wehrmachtseinheiten in seine Gewalt zu bringen. Schon am ersten Tag hatte der von Hauptmann Ebbinghaus und Hauptmann Fleck geführte Haufe von ursprünglich fünfhundert Buschkleppern 174 Tote und 133 Verwundete zu beklagen. Was den Jablunka-Pass anlangt, so hatten die Polen, gewarnt durch Hitlers Fehlstart vom 26. August, Zeit genug, die beiden Eisenbahntunnels zu sprengen.

Hitler zog an jenem Morgen erstmals eine lose sitzende feldgraue Uniform an. Die Parteimontur hatte er am vorhergehenden Abend endgültig abgelegt.

Gegen zehn Uhr fuhr er mit seinen Mitarbeitern über die nahezu menschenleeren Strassen Berlins zur Kroll-Oper, wo er seine Rede vor dem Reichstag halten würde. Er verspürte abermals eine nervöse Spannung, als die aus wenigen Wagen bestehende Kolonne in die fünf Meter breite Zufahrt einbog, in Berlin einer der günstigsten Plätze für einen Attentäter. Gut hundert Sitze vor ihm waren leer; die Reichstagsabgeordneten waren mit Millionen anderer Deutscher von der Wehrmacht eingezogen worden. Unter den Zuhörern herrschte die Partei- oder die Wehrmachtsuniform vor.

Goebbels machte einen erregten, Göring einen bekümmerten und Hess einen befremdend geistesabwesenden Eindruck.

Hitlers Rede, bar jeglicher Einsicht, wohleinstudiert, wurde mit lärmendem Beifall quittiert. Er verkündete offiziell, dass man sich im Krieg mit Polen befände. Seine Feinde hätten sich in ihm getäuscht, sagte er, sie hätten seine Friedensliebe mit Feigheit verwechselt. Er dankte seinem Freund Mussolini für seine verständnisvolle Haltung und für die «angebotene Unterstützung». Allerdings, fügte er hinzu, müssten die Italiener verstehen, dass er für die Durchführung dieses Kampfes keiner fremden Hilfe bedürfe. Seine Rede strotzte von hohlen Versprechungen: Der Westwall würde immer Deutschlands Grenze im Westen bleiben; sein Pakt mit Russland schliesse jede Gewaltanwendung zwischen den beiden Völkern für alle Zukunft aus. Auf seinen Uniformrock deutend, verkündete er mit Nachdruck: «Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg, oder ich werde dieses Ende nicht erleben!» –

Die Reichstagsabgeordneten spendeten ihm häufig Beifall; sie klatschten jedoch mit besonderer Hingabe, als er verkündete, er werde den Krieg ritterlich führen. «Ich will dabei die notwendigen Handlungen so vornehmen, dass sie weder gegen Frauen und Kinder gerichtet sind noch diese treffen.»

Über die weithin verlassen Strassen fuhr er sodann zurück zur Reichskanzlei. Obgleich er verkündet hatte, er sei «der erste Soldat des deutschen Reiches», blieb er in Berlin, da er meinte, dass die Zeit für diplomatische Massnahmen noch nicht verstrichen war. Die Reichskanzlei gab General Rommel telephonisch Bescheid, dass Hitler das Führerhauptquartier in Bad Polzin noch nicht beziehen werde. Am Morgen war aus London die Nachricht eingetroffen, dass Aussenminister Lord Halifax den deutschen Geschäftsträger Theo Kordt zu sich bestellt und gerügt hatte, das deutsche Vorgehen gegen Polen habe «eine sehr ernste Situation geschaffen». Diese betulichen Worte klangen keineswegs nach

einer Kriegserklärung Englands. Hitler fasste wieder Mut. Gegen 17.36 Uhr zeichnete das Forschungsamt Londons Instruktionen an Botschafter Henderson auf, wonach Berlin mitgeteilt werden solle, dass England zu Polen stehen werde, falls die deutschen Truppen nicht abgezogen würden. Es wurde jedoch kein Termin festgesetzt. Oberst von Vormann notierte sich um 18 Uhr:

«Natürlich ist noch nicht alles klar. Die grosse Frage: wird England wirklich zu Polen stehen, ist ganz offen ... Jetzt, 18 Uhr, tagt das Parlament und soeben haben sich nacheinander der englische und der französische Botschafter angemeldet.»

Henderson händigte Ribbentrop die Note der englischen Regierung gegen 21 Uhr aus. Aber bald darauf zeichnete das Forschungsamt die unbedachte Bemerkung eines Angehörigen der englischen Botschaft auf, wonach die Note *kein* Ultimatum, sondern nur eine Warnung darstelle.

In der Frühe des 2. September 1939 unternahm Mussolini einen grosssprecherischen Versuch, die Lawine aufzuhalten. Er schlug London und Berlin eine Feuereinstellung und eine unverzügliche Friedenskonferenz der fünf Mächte vor, während die deutschen Truppen in Polen an Ort und Stelle verbleiben sollten. Die endgültige Lösung, versuchten die Italiener Berlin einzureden, müsse zugunsten Deutschlands ausfallen. Frankreich sei bereits damit einverstanden. Hitler scheint einige Stunden lang die Möglichkeit, dass Mussolini ihn zu einer Feuereinstellung bewegen könne, ernstgenommen zu haben. Denn bei einer Besprechung am selben Tag verlangte Hitler von der Wehrmachtsführung ungeduldig, dass man in den nächsten paar Tagen soviel polnisches Territorium wie möglich in Besitz nehmen solle, vornehmlich den gesamten Polnischen Korridor. Um 09.20 Uhr teilte sein Heeresadjutant Hauptmann Engel telephonisch Rommel mit, dass er auch an diesem Tag nicht mit dem Eintreffen Hitlers in seinem Hauptquartier rechnen solle.

In der Reichskanzlei wimmelte es mittlerweile von Würdenträgern; die meisten begnügten sich mit einer Zuschauerrolle und waren beglückt, dass sie sich im Zentrum des Geschehens befanden. Oberst von Vormann notierte in seinem Tagebuch: «Stimmung sehr zuversichtlich.» Der hünenhafte Wilhelm Brückner patrouillierte regelmässig die Räume, fragte die Anwesenden nach ihrem Begehren und komplimentierte die Nichtstuer taktvoll hinaus zur Wilhelmstrasse.

Im Verlauf der Zeit wurde klar, dass das Ansinnen der Italiener keinen Erfolg zeitigte. Vor dem lärmenden Unterhaus hatte Neville Chamberlain darauf bestanden, dass sämtliche deutschen Truppen aus Polen zurückgezogen werden müssten. Das Forschungsamt konnte um 19.50 Uhr die telegraphische Übermittlung dieser Worte an die englische Botschaft aufzeichnen. Nach dieser Erklärung musste das Kabinett über die weitere Entwicklung entschieden haben, da der Nachsatz lautete: «Beachten Sie mein unmittelbar folgendes Telegramm.» Henderson hörte man Coulondre telephonisch mitteilen: «Ich weiss nicht, was das nächste Telegramm bringen wird, aber ich kann es mir denken.» Um 20.50 Uhr bestätigte der italienische Botschafter Ribbentrop, dass London als Vorbedingung zu weiteren Verhandlungen auf dem völligen Truppenabzug bestehe.

Ribbentrop sah allerdings noch eine Chance: Er wies seinen Presseattaché Fritz Hesse in London telephonisch an, Sir Horace Wilsons früher geäusserten Gedanken, dass dieser nämlich insgeheim zu einer Unterredung mit Hitler nach Berlin fliegen werde, um «die ganze Lage, einschliesslich Polen, vorbehaltlos zu besprechen», in die Tat umzusetzen. Hesse kam mit Wilson gegen 22 Uhr zusammen. Der englische Diplomat machte jedoch deutlich, dass sich die Wehrmacht zuvor aus Polen zurückziehen müsse. Diese Abfuhr wurde Ribbentrop gegen 2 Uhr früh mitgeteilt.

In der Zwischenzeit hatte Henderson eine halbe Stunde nach

Mitternacht – es war nun Sonntag, der 3. September – das «unmittelbar folgende Telegramm» erhalten. Der Wortlaut entsprach seinen Befürchtungen. «Bitte suchen Sie für Sonntag morgen 9 Uhr um eine Zusammenkunft mit dem Aussenminister nach. Instruktionen folgen noch.» Er hegte keine Zweifel darüber – wie auch Hitler nicht, als er die «braunen Blätter» mit der FA-Aufzeichnung las –, wie die Instruktionen ausfallen würden. Grossbritannien würde dem Reich ein auf Krieg hinauslaufendes Ultimatum stellen. Hitlers «Erster Schlesischer Krieg» begann sich wie eine Blutlache über das übrige Europa auszubreiten. Um 2 Uhr früh, als die Nachricht von Hesses Abfuhr durch Wilson eintraf, wies Hitler einen Adjutanten an, Rommel telephonisch Bescheid zu geben, dass man mit seiner Ankunft im Führerhauptquartier binnen 24 Stunden rechnen könne. Sein diplomatisches Zwischenspiel war vorbei. Nun würde er seine Heere von der Front in Polen aus persönlich kommandieren.

Am 3. September 1939 wurde Hitlers Unfehlbarkeitsanspruch schwer erschüttert. Ribbentrop litt darunter, dass es ihm misslungen war, eine gemeinsame Grundlage für Verhandlungen mit England zu schaffen. Von Weizsäcker und anderen wurde er geschmäht. (Weizsäcker soll vor Göring die Warnung geäussert haben: «Ribbentrop sei der erste, der baumeln werde, aber andere würden nachfolgen.» Und Brauchitsch habe er gemahnt: «Die Verantwortung vor der Geschichte, in diesen Krieg dennoch hineinzugehen, liege nunmehr beim Militär, d.h. bei ihm, Brauchitsch.») Hitler scheint befürchtet zu haben – was aus einer später gemachten Bemerkung zu schliessen ist –, dass sein arroganter, überempfindlicher Aussenminister sein persönliches Versagen, England herauszuhalten, dadurch offenbaren könne, dass er sich etwas antat. Hitler liess daraufhin durch einen Adjutanten Ribbentrop im Hotel Kaiserhof telephonisch bestellen, er möge die nächsten Stunden bei ihm in der Reichskanzlei verbringen.

Es war 9 Uhr. Im Auswärtigen Amt wurde einem Dolmetscher –

in Ribbentrops Abwesenheit – die undankbare Aufgabe übertragen, das englische Ultimatum von Henderson in Empfang zu nehmen. Ohne die geringste Spur von Betroffenheit überflog Hitler einige Minuten darauf die in aller Hast angefertigte Übersetzung. Das Ultimatum setzte ihm für den Rückzug aus Polen eine Frist von zwei Stunden. Er hatte allerdings nicht die Absicht, dem nachzukommen, und äusserte vor seinem Luftwaffenadjutanten von Below, dass England das offensichtlich auch nicht von ihm erwarte. Er wies an, dass Keitel und die drei Oberbefehlshaber sich am Nachmittag bei ihm einfinden sollten. Um 11 Uhr war das Ultimatum abgelaufen. Um 11.30 Uhr suchte Henderson Ribbentrop auf und teilte mit, dass England sich nun im Kriegszustand mit dem Reich befände. Zehn Minuten darauf hörte das Forschungsamt mit, wie die englische Botschaft London berichtete, dass Ribbentrop eine elfseitige Antwortnote ausgehändigt habe, in der er eine Zusicherung des Rückzugs deutscher Truppen ablehne und die ganze Schuld England zuschiebe. Die Botschaft habe ihren Geheimcode ausser Kraft gesetzt: «Die Deutschen waren sehr höflich.»

Oberst von Vormanns Augenzeugenbericht vom selben Tag verdient es, an dieser Stelle aufgeführt zu werden:

«Hochstimmung gestern abend, dass es gelingen würde, England und Frankreich zu einer zumindest zweifelhaften Haltung zu bringen. Und nun ist es heute doch geschehen! Um 9 Uhr erschien der Engländer mit dem Ultimatum bis 11 Uhr, und um 11 Uhr der Franzose mit dem Ultimatum bis 17 Uhr ... Ich mache nicht mies und sehe nicht schwarz, aber sehe sehr ernst in die Zukunft. Das wollten wir nicht. Bis heute früh herrschte der Glaube, irgendwie Zeit zu gewinnen und die Entscheidung hinziehen zu können. Der Führer glaubt auch heute noch, dass die Westmächte den Krieg sozusagen nur andeuten werden. Deshalb habe ich 13.50 dem Heer den Befehl übermitteln müssen, die Feindseligkeiten [im Westen] nicht von unserer Seite zu

beginnen. ... Ich kann diesen Glauben nicht teilen. Das ist eine Verkennung der englischen und französischen Psyche.»

Vorläufig sollte Hitler abermals recht behalten. Nachdem es England so schwer gefallen war, dieses Ultimatum überhaupt zu stellen, konnte Hitler das Widerstreben gegen einen Krieg zum gegenwärtigen Zeitpunkt ermessen. In diesem Sinne äusserte er sich am Nachmittag gegenüber Grossadmiral Raeder. (Es war übrigens der erste Meinungs austausch seit Juni.) Raeder liess sich nicht überzeugen und verfasste am selben Tag eine von Bitternis geprägte Lagebeurteilung, die mit den Worten begann: «Am heutigen Tag ist der Krieg gegen England-Frankreich ausgebrochen, mit dem wir nach den bisherigen Äusserungen des Führers nicht vor etwa 1944 zu rechnen brauchten und den der Führer bis zum letzten Augenblick glaubte vermeiden zu sollen (Vortrag vor den Oberbefehlshabern der Wehrmachtteile auf dem Obersalzberg am 22.8.), auch wenn dadurch eine durchgreifende Regelung der polnischen Frage hinausgeschoben würde.» Die deutsche Kriegsmarine befinde sich erst im Aufbaustadium. Sie könne allenfalls in Ehren untergehen und somit eine Tradition schaffen, auf der sich in späterer Zeit eine neue deutsche Kriegsmarine aufbauen liesse. Feldmarschall Göring stellte sich für einen sofortigen Flug nach London zur Verfügung. Seine Junkers-Maschine stand auf dem Berliner Flugplatz Staaken schon bereit. Doch Hitler untersagte ihm ein derartiges Unterfangen. In dem Raum mit der Aussicht auf den Garten auf und ab gehend, diktierte Hitler, ohne die zuhörenden Würdenträger und Minister zu beachten, in rascher Folge die Proklamationen an das deutsche Volk, an die NS-Partei und an die Wehrmacht im Osten und im Westen. Darin brandmarkte er England als den ewigen Kriegshetzer, dessen Ziel es seit zweihundert Jahren stets gewesen sei, die jeweils stärkste Macht auf dem Kontinent zu besiegen, wobei man zu diesem Zweck keine Lügen, Verleumdungen oder Täuschungen gescheut habe. Über Frankreich verlor Hitler kein unnötiges Wort, obwohl auch

Coulondre ihm ein Ultimatum überreicht hatte. Oberst Eduard Wagner vom Generalstab schrieb diesbezüglich: «Es ist amtlich, dass Frankreich bis zur letzten Minute gezögert hat und nur von England mitgerissen wurde. Man muss also doch wieder sagen: Gott strafe England!»

Die Proklamationen wurden von seinen getreuen Sekretärinnen eilends getippt. Hitler griff nach seiner Brille mit der Metallfassung, die auf einem der Tische lag, überflog die Entwürfe und gab sie für die Presse frei. Seine Sekretärin Christa Schroeder schrieb am Abend einer Freundin:

«In ein paar Stunden verlassen wir Berlin. ... Für mich heisst es nun, mit dem Chef durch dick und dünn gehen. Dass es zum letzten kommt, daran will ich noch nicht denken, aber wenn – dann liegt mir an meinem Leben nichts mehr.»

In einem anderen Raum harrten Göring, Raeder, Brauchitsch und Ribbentrop der Besprechung des Kriegskabinetts mit ihrem Führer, zu der es vorher nie gekommen war und zu der es auch nie mehr kommen sollte. Brauchitsch sagte den Sieg im Korridor binnen zwei Tagen voraus. Im Süden war die Warthe bereits überquert worden, die erste Vorbedingung für die Einschliessung Warschaws. Die Polen hatten die Initiative verloren. Alles hing nun davon ab, ob Frankreich am Westwall aktiv wurde. Hitler meinte zuversichtlich, dass Frankreich nichts unternehmen werde.

Ein Vierteljahrhundert zuvor waren die Heere Kaiser Wilhelms mit Blumen geschmückt durch jubelnde Menschenmengen beim Klang von Musikkapellen in die Schlacht marschiert. Wie anders verlief Adolf Hitlers Abreise zur polnischen Front am selben Abend!

Mit abgeblendeten Scheinwerfern rollte die Wagenkolonne über die dunklen Strassen Berlins zum nahezu menschenleeren Anhalter Bahnhof. Ein einsamer Stationsvorsteher wartete an der Sperre, um ihn und seine Mitarbeiter zu begrüßen. Der Sonderzug

«Amerika» stand auf dem abgesicherten Gleis bereit. Die Lokomotive stiess zischend Dampf aus. Die farbigen Signallichter des Bahnhofs wurden vom Metall der leichten Flakgeschütze widergespiegelt, die an jedem Zugende auf Plattformwaggons montiert waren.

Um 21 Uhr verliess der lange Zug den Bahnhof und fuhr den Schlachtfeldern entgegen.

«Allmächtiger Gott», hatte Hitler in ‚Mein Kampf‘ geschrieben, «segne dereinst unsere Waffen; sei so gerecht, wie du es immer warst; urteile jetzt, ob wir die Freiheit nun verdienen; Herr, segne unseren Kampf.»

Verwendete Abkürzungen

In den Anmerkungen verwendete Abkürzungen:

- AA Auswärtiges Amt. Ein Verzeichnis der Serien-Nummern mit den entsprechenden Mikrofilmnummern findet man bei George A. Kent, *A Catalog of Files and Microfilms of the German Foreign Ministry Archives 1920-1945*, Bd. III, S. 525 ff.
- BA Bundesarchiv in Koblenz (Zivilbehörden) und Freiburg (Militärisches)
- BDC Berlin Document Centre (der US Mission, Berlin)
- C Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten, z.B. 100-C
- CCPWE US Army Interrogation series (nun im NA)
- CIR Consolidated Interrogation Report (US Army)
- CO Cabinet Office-Akten
- CSDIC Combined Services Detailed Interrogation Centre
(diese britischen Unterlagen sind weiterhin streng geheim)
- D- Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten
- DIC Detailed Interrogation Centre (vgl. CSDIC)
- DIS Detailed Interrogation Summary (US Army)
- EC- Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten
- ED- Serienbezeichnung von IfZ-Dokumenten
- F- Serienbezeichnung von IfZ-Dokumenten
- FA Forschungsamt, Görings Abhörzentrale
- FIR Final Interrogation Report (US Army Interrogation)
- FO Foreign Office, London
- GRG Serienbezeichnung von CSDIC-Dokumenten
- II H- Wehrmachtsdokumente im Bundesarchiv in Freiburg
- IfZ Institut für Zeitgeschichte, München
- IIR Interim Interrogation Report (US Army Interrogation)
- IMT International Military Tribunal: *Trial of the Major German War Criminals at Nuremberg*
- Kl. Erw. kleine Erwerbung durch das Bundesarchiv in Koblenz

- L- Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten
 46-M Interrogations at Berchtesgaden, 1945; nun in der Bibliothek der University of Pennsylvania
- MD Milch-Dokumente, kürzlich von der englischen Regierung dem Bundesarchiv in Freiburg/Br. überlassene Originalakten des RLM; Mikrofilmaufzeichnungen stehen im Imperial War Museum, London, und demnächst im NA zur Verfügung. (Das Zitat MD 64/3456 bezieht sich auf Bd. 64, S. 3456).
- MISC Military Intelligence Service Centre (US Army Interrogations)
- ML- Serienbezeichnung von NA-Mikrofilmen
- N Nachlass, nachgelassene Unterlagen deutscher Militärs im Bundesarchiv Freiburg/Br.
- NA National Archives, Washington, D.C.
- ND Nuremberg Document, IMT-Dokument
- NS- Sammlung von NS-Dokumenten im Bundesarchiv Koblenz
- OCMH Office of the Chief of Military History, Washington
- P- Manuskript-Serie der US Army: nach Kriegsende von deutschen Offizieren in Kriegsgefangenenlagern gemachte schriftliche Aussagen (vollständige Sammlung im NA)
- PG/ Akten der deutschen Seekriegsleitung im Besitz des Bundesarchivs Freiburg/Br.
- PRO Public Record Office, London
- PS Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten
- R- Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten (z.B. R-100)
- R Sammlung von Dokumenten über das III.Reich im Bundesarchiv Koblenz (z.B. R 43II/606)
- RH Wehrmächtsdokumente im Bundesarchiv Freiburg/Br.
- RIR Reinterrogation Report (US Army)
- SAIC US Seventh Army Interrogation Centre
- T Serienbezeichnung von NA-Mikrofilmen. (Die Angabe T78/300/1364 bezieht sich auf Mikrokopie T78, Rolle 300, S. 1364.)

USFET US Forces, European Theatre
USSBS US Strategie Bombing Survey
VfZ Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
WR Wehrwissenschaftliche Rundschau
X- OCMH-Dokumentenserie im NA
X-P Serienbezeichnung der DIC-Befragungen (über versteckte
Mikrophone aufgezeichnete Gespräche unter den deutschen
Kriegsgefangenen, wie etwa beim CSDIC)
ZS- Zeugenschrift, Sammlung von schriftlichen oder mündli-
chen Aussagen im Besitz des IfZ
ZSg.- Zeitungssammlung im Bundesarchiv Koblenz

Anmerkungen

S. 25 Hugh Trevor-Roper hat in einem im November 1959 in München vor Historikern gehaltenen Vortrag auf Hitlers Zielstrebigkeit in der Aussenpolitik hingewiesen (*VfZ* 1960, S. 121 ff.). Vgl. ferner Karl Brachers Artikel über Hitlers anfängliche Aussenpolitik (*V/Z* 1957, S. 63 ff.) und Hitler, *Das Zweite Buch* (Stuttgart 1961).

S. 26 Die Polizeiberichte sind in den *VfZ*, 1963, S. 274ff. wiedergegeben. Die Rede in Salzburg vom August 1930 (s. oben S. 27 ff.) findet man im BA, NS 11/28. Was die zwei weiteren frühen Reden über die Juden in Wien vom Dezember 1921 und Juni 1922 anlangt, vgl. *VfZ*, 1966, S. 20/ff.

S. 30 Die Briefe Walther Hewels aus Landsberg befinden sich im Besitz seiner Witwe; Mikrofilme von Hewels Aufzeichnungen sind in der Sammlung Irving im IfZ und können mit ihrer Erlaubnis eingesehen werden.

S. 34 Das aufschlussreiche Zitat stammt aus Hitlers Geheimrede vor seinen Generalen vom 22. Juni 1944 (unveröffentlicht, BA, NS 26/51).

S. 41 Bei Blombergs erhalten gebliebenem Bericht über diese Affäre handelt es sich um ein Manuskript für die US Seventh Army, SAIC/FIR/46 vom 13. September 1945, und um unveröffentlichte Notizen im Besitz seiner Familie, die von Frau Elke Fröhlich vom IfZ transkribiert worden sind. Ich habe ferner die Tagebücher von Alfred Jodl und Wolf Eberhard verwendet; der letztere war Keitels Adjutant von 1936-1939. Ein Mikrofilm (DJ-74) und eine Transkription des Tagebuches von Eberhard sind in der Sammlung Irving im IfZ. Als von sekundärem Wert erweisen sich die Befragungen von Karl Wolff, Meissner, Keitel, Wiedemann, Bodenschatz, Puttkamer, Graf von der Goltz, Charlotte von Brauchitsch, Manstein, Siewert, Engel und Lammers, die

unveröffentlichten Erinnerungen von Hitlers Luftwaffenadjutanten von Below von 1946 und die Tagebücher von Görings Stellvertreter Erhard Milch (Übertragungen und Mikrofilme – DJ 56-59 – habe ich in der Sammlung Irving im IfZ hinterlegt).

S. 43 Die «gelbbraune Aktenmappe», der polizeiliche Bericht über Fr. Gruhn, ist als Dossier No. 7079 im Archiv der Westberliner Staatsanwaltschaft erhalten geblieben. Darin befinden sich keinerlei Hinweise auf irgendwelche Vorstrafen oder auf ein moralisch anstößiges Verhalten. Aus den Angaben von Miklas und Löwinger in den Akten lässt sich ihre Verwicklung in diese Affäre rekonstruieren. Ich habe sie 1970 in Westberlin aufgespürt; leider verweigerte sie eine Aussage.

S. 46 Fritschs persönliche handschriftliche Aufzeichnungen aus der Zeit von Februar 1938 bis zum 27. September 1938, die aus dem Heeresarchiv in Potsdam 1945 nach Moskau gebracht worden sind, wurden mir freundlicherweise von einer sowjetischen Quelle zugänglich gemacht. Ich habe Übertragungen im BA in dem Nachlass Fritsch, N33, und der Sammlung Irving im IfZ hinterlegt. Die Echtheit bestätigte mir Fritschs Adjutant Oberst Otto-Heinz Grosskreutz. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang auch Fritschs Privatbriefe an die Baronin Margot von Schutzbar – die Originale befinden sich derzeit – 1979 – in einem Kellerraum der Universität Oxford – und die Manuskripte von Hitlers Ex-Adjutanten Fritz Wiedemann vom Februar 1939 in der Library of Congress, Box 604 (vgl. meine Übertragung in der Sammlung Irving im IfZ).

S. 48 Fritsch wurde von den Gestapobeamten Dr. Werner Best und Franz Josef Huber am 27. Januar 1939 verhört. Das 83seitige Wortlautprotokoll – NA-Mikrofilm T82/272 – nimmt auf das Fritsch-Dossier ausführlich Bezug, wie auch Fritsch selbst in seinen Notizen.

S. 59 Meine Vorgänger halten fast ausnahmslos den 4. Februar 1938 für das Datum dieser Hitler-Rede; doch aus Fritschs Noti-

zen, den Tagebüchern von Milch und Eberhard und des nachmaligen Feldmarschalls von Leeb geht klar hervor, dass es der 5. war. Die besten Zusammenfassungen findet man bei Liebmann (IfZ, EDi), Felmy, Adam, Weichs, Hoth und Guderian.

S. 61 Heitz schilderte mehrmals diese Unterredung mit Hitler und Himmler, so gegenüber Weichs, Viebahn und von der Goltz; Heitz starb in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

S. 64 Meine Darstellung von Hitlers Rede vom 13. Juni 1938 zum Abschluss der Fritsch-Affäre stützt sich auf Fritschs Notizen, auf die Briefe von Haider und Karl-Heinrich von Stülpnagel an Beck vom 14. und 15. Juni (N28/3), auf die Tagebücher von Milch und Eberhard und die Gedächtnisprotokolle von Liebmann, Below, Adam, Felmy, Heeresrichter Rosenberg und General von Sodenstern.

S. 67 Das OCMH-Team unter Georg Shuster führte 1945 eine Reihe von aufschlussreichen Befragungen einst massgebender Persönlichkeiten in Deutschland – darunter Schacht, Dönitz, Schwerin von Krosigk und Ribbentrop – durch; sie alle äusserten sich freimütig über die Anfangsjahre. (Kopien in der Sammlung Irving im IfZ)

S. 68 Robert Ley verfasste vor seinem Selbstmord im Oktober 1945 in seiner Gefängniszelle in Nürnberg mehrere Manuskripte. Zwar hatte die in Nürnberg zuständige US-Behörde ihre Vernichtung angeordnet, aber glücklicherweise liessen sie sich unter Robert H. Jacksons Unterlagen auffinden (NA, RG-238, Jackson files, Box 181). Der von mir angefertigte Mikrofilm, DJ-79, befindet sich in der Sammlung Irving im IfZ. Vgl. ferner Leys Befragung vom 29. Mai 1945 (SAIC/30) und eine Beurteilung aus der DDR in den VfZ, 1970, S. 443 ff.

S. 70 Was die Entstehung der Autobahnen anlangt, so wurde mir dankenswerterweise Einsichtnahme in die im Familienbesitz befindlichen Unterlagen und Tagebücher Fritz Todts gewährt; ferner verwandte ich Shusters Befragung von Dorsch. Vgl. dazu

Dorschs Aussage vom 8. März 1950 im BA, Kl. Erw. 529/2. S. 72 Oron J. Haies Buch *The Captive Press in the Third Reich* (Princeton University Press, 1964) ist bislang die massgebliche Darstellung des NS.-Pressemonopols. Ich benützte ferner die Kabinettsakten (BA, R43I/1459), Shusters Befragung von Eugen Maier und Max Amann und die Befragungen durch die Seventh Army von Amann und Hans Heinrich Hinkel. Hinsichtlich des Darlehens von Epp vgl. seine Handakten (T84/24/9692).

S. 74 Zur Entstehung der SS und des Polizeistaates vgl. Shusters Befragung von Frick und Göring im Juli 1945. Himmlers Brief vom 18. Mai 1937 befindet sich auf NA-Mikrofilm: T175/40/O9Ö2f; Heydrichs Brief an Himmler vom 23. Mai 1939 befindet sich im BDC file 238/I. Meine Übertragung von Himmlers Notizen ist in der Sammlung Irving im IfZ.

S. 75 Nur allmählich werden sich Historiker der immensen Bedeutung von Görings Forschungsamt samt seinen Telephonabhörpraktiken bewusst. Formell unterstand es Görings Staatssekretär Paul («Pili») Koerner; aber abgesehen vom Budget hatte es keine Verbindung mit dem Reichsluftfahrtministerium, das lediglich für die Tarnung sorgte. Hinsichtlich einer Darstellung des FA vgl. mein Buch *Breach of Security* (London 1968) und das Manuskript ZS-1734 von Ulrich Kittel, einem massgebenden FA-Beamten, im IfZ-Archiv. Das FA wird ferner noch in den CCPWE-32-Befragungen von Göring, Steengracht und Ribbentrop in der Zeit von Juni bis Juli 1945 erwähnt.

S. 77 Hitlers Beziehung zu Hindenburg wurde von Lammers bei SAIC- und USFET-Befragungen geschildert. Vgl. ferner Hitlers Brief an den Präsidenten vom 5. April 1933 (T81/80/2044 f.).

S. 80 Hitlers vertrauliche Ansprache vom 3. Februar 1933 ist wohl der bedeutungsvollste Beweis dafür, dass seine Aussenpolitik von 1933 bis 1941 konstant blieb. Mellenthins Aufzeichnung befindet sich im IfZ-Archiv; ich habe zudem Liebmanns Notizen und Raeders Darstellung – in seinem Manuskript über Hitler und

die Partei (in den archivierten Unterlagen Robert H. Jacksons) – verwendet.

S. 83 Was den geheimen Aufbau der Luftwaffe betrifft, so habe ich die Unterlagen und Tagebücher Milchs und Kabinettsakten verwandt. Vgl. zudem mein Buch *Die Tragödie der deutschen Luftwaffe* (West-Berlin, 1970) und die offizielle deutsche historische Darstellung von Karl-Heinz Völker, *Die deutsche Luftwaffe 1933-1939* (Stuttgart 1967) und *Dokumente und Dokumentärs-tes zur Geschichte der deutschen Luftwaffe* (Stuttgart 1968).

S. 84 Raeders Darstellung der deutschen Marinepolitik von 1933-1945 befindet sich im NA unter den Jackson-Unterlagen; vgl. ferner Raeders Aussagen in Nürnberg vom 9. November 1945 und insbesondere die während des Krieges entstandenen Untersuchungen durch den Marinehistoriker Dr. Treue (BA Ordner PG/3396ja und 33966a); in ihnen wird auf viele Dokumente aus der Vorkriegszeit Bezug genommen, die nicht mehr auffindbar sind. Eine gute Einführung in die Dokumentation bietet ferner James Hine Belota mit seiner Dissertation aus dem Jahre 1954 für die Universität von Kalifornien; der von mir angefertigte Mikrofilm, DJ-47, ist in der Sammlung Irving im IfZ.

S. 86 Hitlers Anweisung wird in einem Brief Fritz Todts vom 14. November 1936 an Oberbaurat Koester erwähnt (Todt-Nachlass).

S. 89 Als Quellen über die zunehmende Spannung zwischen SA und dem Heer verwendete ich die Aufzeichnungen von Fritsch und Liebmann und die von Klaus-Jürgen Müllerin *Das Heer und Hitler* (Stuttgart 1969) veröffentlichten Dokumente, ferner Weichs Manuskript (N 19/6) – er war vorher für die Dauer eines Jahres Fritschs Stabschef gewesen. Ein Dokument im Nachlass Krüger (Tj80/265) trägt eine Randnotiz von Krfüger] vom März 1934, aus der hervorgeht, dass er glaubte, die Abwehr würde insgeheim gegen die SA intrigieren.

S. 92 Die Angabe stammt aus Vormanns Manuskript (IfZ, F34).

Keitel und eine Anzahl Heeresgenerale sagten aus, dass die SA illegale Waffenlager angelegt hatte. Vgl. zudem die diesbezüglichen Unterlagen im Aktenmaterial des Wehrkreises VII Ordner 1632 (BA).

S. 94 Raeders Notizen über die Unterredungen mit Hitler vom Juni 1934 befinden sich in den Handakten von Raeder (BA, Raeder 3) und Ordner PG/36794.

S. 97 Die aufschlussreichsten Angaben aus den Unterlagen des Wehrkreises VII Ordner 1652 (BA) sind von Professor Dr. Klaus-Jürgen Müller in den *Militärgeschichtlichen Mitteilungen*, 1968, S. 107 ff., veröffentlicht und analysiert worden. Ich verwendete ferner Milchs Tagebuch, seine Notizen und unveröffentlichten Erinnerungen, Unterlagen aus dem «Röhm-Prozess», München, Mai 1957, Shusters Befragungen von Göring und Frick vom Juli 1943 und die Aussagen Walter Buchs im CCPWE-32.

S. 98 Vgl. Theodor Eschenburgs Aufsatz in den *VfZ*, 1953, S. 71 ff. über die Ermordung Schleichers.

S. 99 Hitlers Verärgerung über die unnötigen Morde schildert Julius Schaub in seinen Privataufzeichnungen, die sich im Besitz seiner Familie befinden. (Eine gesperrte, Benutzungsbeschränkungen unterliegende Kopie ist in der Sammlung Irving im IfZ.) Auch Wilhelm Brückner berichtete darüber in mehreren eidesstattlichen Aussagen vor der Polizei in Traunstein im Jahre 1932, die sich gleichfalls in der Sammlung Irving befinden. Hinsichtlich des Berichts über Lutzes «betrunkenes Schwadronieren» vgl. die Akten des Reichsführers SS Himmler Ti73/33/1892 ff. Lutzes Version wird von Ley in einer ausführlichen, maschinengeschriebenen Aussage, «Thoughts on the Führer», angefertigt im Sommer 1943, glaubwürdig erhärtet (Nachlass R.H. Jackson, Kopie in Sammlung Irving, IfZ). Hinsichtlich der Liste der 83 Opfer vgl. T81/80/3436 ff.

S. 101 Hindenburgs verständnisvoller Kommentar war Kempka (Shuster-Interrogation), Funk (vgl. Henry Picker, *Hitlers Tischge-*

spräche, Stuttgart, 1963, S. 405) und Brückner (ein Gedächtnisprotokoll vom Mai 1949) bekannt.

S. 102 Adam berichtet von dieser bezeichnenden Prahlerei Hitlers in seinen geheimen Privataufzeichnungen (IfZ, ED 109), die 1945 in einem Kloster versteckt wurden und erst kürzlich nach einer langen Odyssee das IfZ erreichten. Vgl. Helmuth Auerbachs Artikel in den V/Z, 1964, S. 201 ff., über die Ermordung von Dollfuss. Ich habe ferner Papens (mitgeschnittene) Aussage vom 7. Mai 1945 (X-P3) und Shusters Befragung von Seyss-Inquart im Juli 1945 verwendet. Ausserdem veröffentlichte der österreichische Historiker Dr. Ludwig Jedlicka wichtige Dokumente über die SS, die 1964 aus dem Schwarzensee in der Tschechoslowakei geborgen wurden, in *Der 25. Juli 1934 im Bundeskanzleramt in Wien* (Wien 1965).

S. 105 Über die Beziehungen zwischen der Wehrmacht und der SS verfasste Walther Huppenkothen, ein Gestapobeamter, aufschlussreiche Untersuchungen, die sich in der Sondermappe Canaris im BDC befinden. Ich benützte ferner die Aufzeichnungen Fritschs und ein Manuskript von General Edgar Röhrich über Himmlers Kampf um militärische Macht vom März 1946 (IfZ).

S. 107 In den Tagebuchnotizen von Leeb und Milch wird auf Hitlers Rede am 3. Januar 1935 Bezug genommen; die aufschlussreichsten Aussagen findet man bei Raeder (August 1945), Admiral Hermann Boehm (IfZ, ZS12) und Dr. Werner Best (März 1949, IfZ).

S. 108 Die neueste Biographie Becks stammt von Dr. Nicholas Reynolds: *When Treason was no Crime* (London 1976).

S. 110 Blombergs wichtige Weisung vom 10. Juli 1935 ist bislang nicht aufgefunden worden, aber ihr Inhalt lässt sich Fritschs Befehl vom 3. März 1936 entnehmen (Marineakten, AA Serie 9944, S. E695 952 ff.). Vgl. auch Donald Watts überzeugende Argumentation darüber im *Journal of Contemporary History*, Oktober 1966, S. 193 ff.

S. 112 Hitlers Bemerkung vom 25. Mai 1935 wird von Kapitän z.S. Schulte-Mönting, Raeders Adjutant, berichtet, IMT, VIV, 337; vgl. ferner Shusters Befragung von Dönitz und Raeder und Wolfgang Malanowskis Aufsatz in der *WR*, 1955, S. 408 ff. Hinsichtlich einer geschichtlichen Darstellung der deutschen Marineleitung 1935-1941 vgl. Michael Salewski, *Die deutsche Seekriegsleitung 1935-1945* Bd. I (Frankfurt/M. 1970) und – Hitlers Standpunkt betreffend – die kurze Abhandlung, die sein Marineadjutant Konteradmiral Karl-Jesco von Puttkamer veröffentlichte, *Die unheimliche See* (München 1952).

S. 112 Eickens Notizen wurden auf Mikrofilm aufgezeichnet: NA special film ML/131; ich verwandte ferner die Befragung Eickens durch die Briten und Aufzeichnungen von Schaub.

S. 117 Frau Ursula Backe gewährte mir Einsicht in den Nachlass ihres verstorbenen Mannes. Was Hitlers Denkschrift vom August 1936 betrifft, vgl. Prof. Wilhelm Treues exzellente Darstellung in den *Vf7*, 1955, S. 184ff. Hitler kam auf seine Denkschrift indem Tischgespräch am 24. Januar 1942 kurz zu sprechen. Was den Ministerrat vom 4. September 1936 anlangt, vgl. ND, 416-EC.

S. 118 Milchs Aufzeichnungen sind wichtig, was die Bildung der Legion Condor anlangt. Ich benützte ferner Shusters Befragungen von Warlimont und Göring.

S. 120 Vgl. ND, 3474-PS, was Görings Bemerkungen (zu Milch, Bodenschatz und anderen) betrifft.

S. 121 Über die Hanfstaengl-Affäre gibt es mehrere glaubwürdige Berichte, so von Schaub, Brückner und Bodenschatz und von Göring in einer Befragung vom 15. August 1945. Im Juli 1937 untersagte Bormann durch eine vertrauliche Anweisung in ganz Deutschland jeglichen Pressehinweis auf Hanfstaengl (NS 11/19).

S. 122 Was die *Who's Who*-Eintragung betrifft, vgl. die Reichskanzleiakten «Persönliche Angelegenheiten Adolf Hitlers» (R43 II/960); das Zitat stammt aus seiner Rede vor Feldmarschällen und Generalen am 27. Januar 1944 (BA, Schumacher-Sammlung, 365).

S. 126 Below schildert in seinem Manuskript Hitlers wachsendes Interesse für Japan. Eine äusserst aufschlussreiche Quelle ist Shusters Befragung von Dr. Werner von Schmieden, der im AA die Fernost-Abteilung leitete.

S. 126 Was Hitlers anfängliche Sympathie für England betrifft, vgl. dazu z.B. G. Schubert, *Anfänge nationalsozialistischer Aussenpolitik* (Köln 1963) für die Zeit von 1922 bis 1923 und den wenig bekannten Artikel Hitlers in der Monatsschrift *Deutschlands Erneuerung*, 1924, S. 199 ff. (vgl. dazu Wolfgang Horn in den *VfZ.*, 1968, S. 280 ff.). Ribbentrop berichtete ausführlich über seine Bemühungen zur Festigung der englisch-deutschen Freundschaft in den Befragungen und in seinen Manuskripten: Von besonderem Interesse ist sein Manuskript vom 2. August 1945, das sich im Nachlass Robert Jacksons befand (NA); eine Transkription habe ich in der Sammlung Irving im IfZ hinterlegt. Ribbentrop erwähnte des Öfteren die von ihm 1936 Grossbritannien angebotene Allianz; das tat auch Hitler, so z.B. am 31. August 1944 (Helmut Heiber, *Hitlers Lagebesprechungen 1942-1945* [Stuttgart 1962], S. 614).

S. 128 Was Hitlers Verweise auf die Bemerkung von Lloyd George betrifft, vgl. seine Reden vom 30. 5. 1942 (Picker, S. 503) und vom 27. 1. 1944 und das Tischgespräch vom 18. 1. 1942.

S. 130 Vgl. Ribbentrops Unterredung über den Herzog von Windsor mit den bulgarischen Regenten am 19. Oktober 1943.

S. 132 Das Zitat stammt aus Hitlers vertraulicher Rede vor NS-Schriftleitern am 10. November 1938 (transkribiert, Februar 1940, im BA Ordner NS 11/28; eine fast identische Transkription wurde in den *VfZ.*, 1958, S. 175 ff., veröffentlicht, eine Zusammenfassung der Rede durch Rudolf Likus befindet sich in den Ribbentrop-Unterlagen, AA Serienbez. 43, 29 044ff.).

S. 132 Hitlers Agenten wie Keppler und dessen Assistent Dr. Edmund Veessenmayer gebührt eine grössere Beachtung, als sie ihnen von Historikern bisher zuteil wurde. Sie übten einen grösse-

ren unmittelbaren Einfluss auf die Aussenpolitik und die Ereignisse aus als Neurath, Ribbentrop und die Diplomaten. Ich habe sämtliche verfügbaren Befragungen (US State Department, OCMH, Shuster und ND) herangezogen und auch ihre Personalakte im BDC überprüft.

S. 135 Hinweise auf die Eisen- und Stahlverknappung im Jahre 1937 finden sich in Milchs Unterlagen, in den Akten der Seekriegsleitung und in Jodls Tagebuch. Dass die Rohstoffverknappung ein Anlass für die Hossbach-Konferenz war, ergibt sich aus den Milch-Akten MD 53/867, 53/849, 65/7510.

S. 136 François-Poncet berichtete über die Hossbach-Konferenz in zwei chiffrierten Telegrammen, No. 4409-10, am 6. November 1937 (bisher unveröffentlicht); dass diese vom FA entschlüsselt wurden, ergibt sich aus der Korrespondenz zwischen Blomberg, Raeder, Puttkamer und Wangenheim im Marinearchiv (PG/33272).

S. 137 Es gibt eine authentische, aber offensichtlich unvollständige Aufzeichnung der Hossbach-Konferenz am 5. November, angefertigt am 10. November 1937 (ND, 386-PS). Über ihre Echtheit kam es zu einer anhaltenden Kontroverse: vgl. z.B. Walter Bussmann in den *VfZ*, 1968, S. 373 ff. Ich halte sie für annehmbar, da Hitlers Adjutanten (Below, Puttkamer) mir versichert haben, sie hätten sie seinerzeit gesehen; sie wird ferner in Jodls Tagebuch erwähnt, in Becks entsetztem Kommentar vom 12. November (BA, N28/4) und indirekt in der Weisung an die Wehrmacht vom 7. Dezember 1937. Weitere nützliche Argumente: Kielmansegg in den *VfZ*, 1960, S. 268 ff und Hermann Gackenholtz, *Reichskanzlei 3. November 1937* (Berlin, 1958, S. 459 ff.) Ferner ist der Hinweis angebracht, dass es keine glaubwürdigen Beweise einer Opposition seitens Fritschs bei dieser Konferenz oder danach gibt. In seinen Privataufzeichnungen erwähnt er die Konferenz nicht einmal. Alan Bullock schildert in *Hitler, a Study in Tyranny* einen dramatischen Wortwechsel zwischen Hitler und Fritsch am

9. November. Er muss mit beträchtlicher Lautstärke geführt worden sein, da Fritsch diesen Tag in Berlin verbrachte und Hitler in München weilte.

S. 139 Der Brief des Hafenkommendanten Kapitän z.S. Schüssler an Raeder trägt das Datum vom 26. Juni 1937 (BA, PG/33 273). Am 10. Januar 1944 drückte Admiral Raeder die Ansicht aus, dass Hitler sich schon ziemlich früh zu einer Abrechnung mit der UdSSR entschlossen hätte, vornehmlich aus weltanschaulichen Gründen. «1937 oder 1938 deutete er an, dass er beabsichtigte, die Russen als Ostseemacht auszuschalten; sie müssten sodann zum Persischen Golf hingelenkt werden.» (PG/33 954^)

S. 140 Eine Schallplattenaufzeichnung der Rede vom 23. November 1937 befindet sich im BA Fj/EW. 68 368-68 400.

S. 141 Ribbentrops ausführliches Schreiben an Hitler, A. 5522, vom 27. Dezember 1937, befindet sich in der Bibliothek des FO. Allem Anschein nach ist eine Kopie davon im Mai 1945 von Ribbentrop Montgomery übergeben worden, damit der Wortlaut der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werde. Doch das Gegenteil trat ein: Bis vor kurzem galt sie als «unauffindbar.» Ich habe Transkriptionen dem AA, dem IfZ und dem BA übergeben.

S. 143 Eine falsch datierte und unsignierte Zusammenfassung von Hitlers Rede am 21. Januar 1938 befindet sich im BA Ordner RH26-10/255. Milch notierte in seinem Tagebuch: «Drei Stunden Ansprache des Führers vor RKM. Ganz gross!» Und Jodl: «Am Schluss des nationalpolitischen Lehrgangs spricht der Führer 2½ Stunden vor den Generalen über seine Auffassungen von Geschichte, Politik, Volk u. dessen Einheit, Religion u. Zukunft des deutschen Volkes.»

S. 148 Todts Schilderung ist in einem Brief vom 15. Juli 1937 an Dietrich enthalten (in Familienbesitz).

S. 151 Schreiben mit einer Liste der Hitler gezeigten Filme und mit seinen Kommentaren befinden sich unter den Akten seiner Adjutantur, z.B. NS 10/48.

S. 152 *Finis Austriae*: Die Ereignisse, die zum Zusammentreffen Hitlers mit Schuschnigg führten, wurden ausführlich in *Der Hochverratsprozess gegen Dr. Guido Schmidt* (Wien 1947) untersucht; darin sind auch Dokumente und aufschlussreiche Aussagen von Schmidt, Hornbostel, Tauschitz und anderen enthalten. Abgesehen von den zahlreichen Befragungen Papens (z.B. X-P 3), Keplers, Veessenmayers und Dirksens fand ich ferner die von den Nazis 1938 erbeutete unveröffentlichte Sammlung österreichischer Dokumente äusserst aufschlussreich: AA, Serienbez. 2935. S. 154 In seinen Befragungen, z.B. durch Angehörige des US State Department und in Nürnberg, gab Neurath für seine Entlassung als Aussenminister Scheingründe an.

S. 154 Ribbentrop wurde so von Stülpnagel Vormann geschildert (IfZ, F34). Ribbentrop hatte nur wenige Freunde; im privaten Kreis äussern sich allerdings etliche Diplomaten auch heute noch freundlich über ihn, so Hasso von Etzdorf, der mir gegenüber mehrere positive Eigenschaften erwähnte. In Anbetracht von Weizsäcker, eines professionellen Diplomaten, feindseliger Haltung Ribbentrop gegenüber sollte man die Aussagen in seinem Tagebuch cum grano salis nehmen: Ich habe den Verdacht, dass einige dieser Eintragungen – die teilweise auf lose Blätter geschrieben wurden – Jahre darauf von Weizsäcker interpoliert wurden. Ribbentrop teilte dem Amerikaner Shuster im Juli 1945 mit: «Meine einzige Funktion als Aussenminister war die Durchführung der Aussenpolitik des Führers mit diplomatischen Mitteln.» Das gleiche schrieb er Himmler am 6. September 1942 (T175/117/2473).

S. 157 Reinhard Spitzzy, Ribbentrops Sekretär, schilderte mir als Augenzeuge das Zusammentreffen auf dem Berghof. Minister Guido Zernattos Bericht über diese Ereignisse, veröffentlicht im *Candide* unter dem Titel «Die letzten Tage Österreichs», befindet sich unter den Unterlagen Botschafter von Mackensens (AA, Serienbez. 100, 65 372 ff.).

S. 158 Hinsichtlich der projektierten Hängebrücke in Hamburg befindet sich unter Todts Papieren ein informativer Brief von ihm an Generalmajor Hermann von Hanneken vom 1. April 1939: «Wenn wir auch für den eigentlichen Bau der Hochbrücke Hamburg, die die Voraussetzung für eine Vergrößerung des jetzigen Hafengeländes ist, eine Verlängerung der Bauermine vorgesehen haben, so hat doch der Führer ausdrücklich gewünscht, dass die Arbeiten in diesem Jahr beginnen.» Die Testbohrungen waren bereits abgeschlossen; ein Petroleumhafen hätte noch verlegt werden müssen, um Platz für den südlichen Pfeiler und den Brückenpfeiler zu schaffen.

S. 161 Schuschniggs Memoiren, *Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot* (Wien 1978, Seite 57), ist nicht zu trauen. Der von ihm angeführte Auszug aus Hitlers Rede vom 20. 2. («... Das deutsche Reich ist nicht mehr weiter gewillt, die Unterdrückung von 10 Millionen Deutschen an seinen Grenzen zu dulden ...») ist erfunden.

S. 162 Weitere Beweise dafür, dass Hitler kein *sofortiges* Vorgehen gegen Österreich plante, ergeben sich aus einem Brief seines Sonderagenten Keppler an Himmler vom 7. März 1938 (tags zuvor waren beide mit Ribbentrop zusammengekommen): «...Darf ich Sie noch daran erinnern, dass Sie Vorschläge unterbreiten wollten, welche Offiziere Sie für den Austausch mit Österreich in Betracht ziehen.» (Himmler-Dokumentensammlung T175/32)

S. 163 Als Winston Churchills Aufmerksamkeit auf die geheimen englischen Unterlagen über die Deutschland angebotenen Kolonien gelenkt wurde, schrieb er im Juli 1943: «Es wäre meiner Ansicht nach schade, wenn Mr. Edens Name direkt mit der Beschwichtigungspolitik verquickt werden sollte.» Auf seine Anweisung hin wurden die Unterlagen nie veröffentlicht. (Vgl. das Aktenmaterial im PRO.)

S. 165 Die OKH-Denkschrift vom 7. März 1938, von Beck entworfen, aber von Brauchitsch unterzeichnet, befindet sich in

den Marineakten PG/33311. Hitlers Reaktion wird aus Keitels Memoiren ersichtlich.

S. 169 Die FA-Aufzeichnungen der französischen Telegramme wurden Bodenschatz am 13. März 1938 telefonisch durchgegeben (ND, 2949-PS).

S. 170 Die Befragungen von Glaise-Horstenau im Jahre 1945 und vor allem seine Unterredung mit Ribbentrops Mitarbeiter Likus am 20. April 1938 (AA-Akten, Serienbez. 43, 28 926 ff.) lieferten den Grossteil der Fakten. Meine zeitliche Gliederung der Ereignisse stützt sich auf die Tagebucheintragen von Bormann, Eberhard und Jodl, auf die FA-Berichte (2949-PS) und auf die Befragungen von Göring, Papen, Keppler, Wiedemann und des Polizeigenerals von Grolmann nach Kriegsende.

S. 172 Hitlers Besorgnis wegen der Reaktion Mussolinis wird aus der FA-Aufzeichnung seines Telephongesprächs am 11. März 1938 mit Prinz Philipp von Hessen, seinem Kurier in Rom, ersichtlich (2949-PS). Am 12. März 1938 schrieb Jodl in sein Tagebuch: «... An ital. Grenze ist Schörner / Kommandeur des Gebirgskorps / vorgeschoben.» In einem Schreiben an das OKH und Ob.d.L., 28. März 1938, erwähnte Keitel: Der Führer frage, «ob die 3 Gebirgsdivisionen für eine erste Sicherung der neuen Südgrenze ausreichen und in welchem Ausmass ihre Verstärkung durch Grenzschutz geplant ist» (PG/33274). Ich habe eine Transkription der unveröffentlichten Tagebucheintragen Jodls vom 11. bis zum 18. März 1938 in der Sammlung Irving im IfZ hinterlegt.

S. 176 Was die nächtlichen Telephonanrufe für Hitler betrifft, vgl. Weizsäckers Brief an seine Mutter vom 13. März 1938: «Die letzten Tage waren gut besetzt. Auch bei Nacht, namentlich vom 11. auf den 12. (hat namentlich die Marianne schlecht geschlafen, da ich oft antelefoniert wurde).» Die meisten Anrufe kamen aus Wien, wie sich Weizsäcker am 26. März 1938 erinnerte: «Nach Erfolg der Ernennung von Seyss-Inquart hielt dieser den Ein-

marsch deutscher Truppen für überflüssig und bat davon abzusehen. Entsprechende Anregungen in der Nacht auf den 12. März, die vom Geschäftsträger von Stein, von General Muff und vom Oberbefehlshaber, General von Brauchitsch, unterstützt wurden, gingen zum Teil durch mich. Sie fanden in der Reichskanzlei aber kein Gehör.» Während ich an diesem Buch arbeitete, sind die Weizsäcker-Aufzeichnungen von Prof. Leonidas Hill (Berlin 1974) veröffentlicht worden. Dass Historiker (A.J.P. Taylor, Alan Bullock, Joachim Fest, John Toland) sie in ihren Werken ignoriert haben, ist unentschuldigbar.

S. 177 Viebahns Nervenzusammenbruch wird von Jodl in seinem unveröffentlichten Tagebuch und von Keitel in dem unveröffentlichten Teil seiner Memoiren geschildert.

S. 178 Dass Hitler sich für den Anschluss erst in Linz entschied, wird durch die Tagebucheintragungen Weizsäckers (am 26. März 1938) und Milchs und durch die Aussagen von Keitel, Keppler, Milch und des Sekretärs der österreichischen Gesandtschaft in Berlin Johannes Schwarzenberg belegt; Ribbentrop und Göring waren über Hitlers Entscheidung erstaunt.

S. 181 Hitlers Geste mit Daumen und Zeigefinger schilderte mir Wolf Eberhard. Nach Prag, im März 1939, erinnerte Keitel Eberhard daran.

S. 182 Ausser auf veröffentlichte und unveröffentlichte englische, französische, deutsche, tschechische, polnische und amerikanische Dokumente stütze ich mich in den folgenden Kapiteln insbesondere auf die Befragungen Ribbentrops, Andor Henckes (des Sekretärs der Gesandtschaft in Prag), General von Wietersheims, General von Salmuths, Haiders, General Kalman Hardys (des ungarischen Militärattachés), Nicolaus von Horthys, Brauchitschs und Blaskowitz' und auf die schriftlichen Aussagen von Below, Engel, Adam und Henleins Mittelsmann in Berlin Fritz Bürger. Neben den Tagebüchern von Weizsäcker, Jodl und Eberhard sind noch zwei weitere von grosser Bedeutung: das von

Hitlers Adjutanten Max Wünsche vom 16. Juni bis zum 20. November 1938 (NS 10/125) geführte, in dem die Ernennungen und Entscheidungen Hitlers aufgeführt werden, und das Tagebuch von Helmuth Groscurth, veröffentlicht als *Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940* (Stuttgart 1970).

S. 185 Zu Keitels Weisung vom 28. März 1938 vgl. Marineakten PG/33274.

S. 187 Hitler machte diese Bemerkung im Tischgespräch vom 21./22. Oktober 1941. Vgl. ferner die Befragungen von Albert Speer nach dem Krieg und – mit gebührender Vorsicht – seine Bücher, und die unveröffentlichte Dissertation von Dr. Armand Dehlinger über den vom NS-Regime geplanten Umbau Münchens und Nürnbergs (IfZ, MS8/1).

Schmundt machte in der Zeit von April bis Oktober 1938 Aufzeichnungen über Keitels und seine vertraulichen Unterredungen mit Hitler und archivierte die Notizen mit den Fall «Grün» betreffenden Telegrammen und Direktiven. Die ursprüngliche Aktenammlung (ND, 388-PS) wurde auf mein Ersuchen hin im NA auf Mikrofilm aufgezeichnet (NA-Film T77/1810). Ab Mai 1938 wurde ein formelles Kriegstagebuch von Helmuth Greiner für die Landesverteidigungsabteilung im OKW angelegt, wie sich aus einer Eintragung in Eberhards Tagebuch vom 22. November 1938, über Keitels tägliche Konferenz, ergibt: «Oberregierungsrat Greiner: Abmeldung nach Fertigstellung des Kriegstagebuches für die Zeit vom 21. Mai 1938 bis nach Abschluss der tschech. Krise. Wertvolles Material tageweise grossenteils nach Handnotizen des Chefs O.K.W. zusammengestellt. Adjutant der Wehrmacht [beim Führer] Oberstltm. Schmundt regt Notiz an, dass bei den Akten des Adjutanten der Wehrmacht weitere ergänzende Notizen liegen.» (Das Kriegstagebuch 1938 von Greiner hat sich bisher leider nicht auffinden lassen.)

S. 189 Likus berichtete am 26. April die Äusserungen Hitlers Sztojaj gegenüber (AA Serie 43, Blatt 28 929).

S. 191 Hitlers Rom-Besuch wird in vielen Quellen beschrieben – vornehmlich im Manuskript von Julius Schaub, in den Aufzeichnungen Engels und im San-Francisco-Manuskript Wiedemanns vom 28. März (1939?).

S. 195 Hitlers Äusserungen an Bord der *Conte Cavour* wurden am 13. August 1939 Ciano nahegebracht: Aus dem Entwurf (Loesch-Film, F5 oder Ti20/610) geht deutlicher als aus der endgültigen maschinegeschriebenen Fassung hervor, dass es Hitlers und nicht Mussolinis Bemerkungen waren.

S. 196 Speer und Schaub belegen Hitlers Dankbarkeit den Sozialdemokraten gegenüber für die Abschaffung der Monarchie; vgl. ferner Dr. Werner Koeppens Notizen über das abendliche Tischgespräch am 18. September 1941 (T84/387).

S. 198 Jeschonnes Bericht befindet sich im Marinearchiv PG/33 272.

S. 200 Unter den Akten des Reichsjustizministeriums befindet sich eine Notiz über das Schicksal der beiden tschechischen Polizisten (Koranda und Kriegl), die die zwei sudetendeutschen Bauern niederschossen. Am 20. Oktober 1940 entschied der Justizminister, dass gegen sie keine Anklage erhoben werden würde; dennoch ordnete Himmler eine lebenslängliche Haft an (BA, R22/4087).

S. 203 In Anbetracht ihrer Bedeutung habe ich Becks mit Bleistift geschriebene Notizen, die er während Hitlers Ansprache vom 28. Mai 1938 (N28/3) angefertigt hatte, vollständig entziffert; meine Transkription ist in der Sammlung Irving im IfZ. Auch Wiedemann berichtet über die Ansprache in seinem Manuskript von 1939 und von 1940 (Film DJ-19, Sammlung Irving) und in mehreren Befragungen. In seinem Tagebuch bemerkte Weizsäcker am 31. Mai 1938: «Der Führer instruiert am 28. Mai nachmittags in dreistündiger Rede seine Intimen dahin, dass die Vorbereitungen zu einer späteren Lösung der Tschechei-Frage unter grösstem Nachdruck zu fördern seien. Als Termin nennt er ...?» [Sic].

S. 204 Hitlers Anweisungen hinsichtlich des Westwalls werden in Fritz Todts Tagebuchaufzeichnungen und Dokumenten (in Familienbesitz), in Adams Memoiren und in den Berichten der Festungsbauabteilung des Generalstabs (T78/300) erwähnt.

S. 205 Puttkamer teilte Raeder am 24. Mai 1938 Hitlers Voraussage telegrafisch mit, dass England und Frankreich nun die Gegner des Reiches sein würden: vgl. Marinearchiv PG/36794, 33535 und hinsichtlich des Telegramms 34 162, dazu noch die Reihe von Konferenzen, die Hitlers Prophezeiung in der Marineleitung auslöste.

S. 206 Raeders Forderung erscheint abermals in einer Denkschrift der Seekriegsleitung vom 25. Oktober 1938 (PG/34 181): «Zielsetzung der Landoperationen die Inbesitznahme der Festlandküste bis zum Westausgang (Brest)», denn dieser Besitz würde «in einem Kriegsfall mit England-Frankreich von ausschlaggebendem Wert für die Kriegsmarine und Luftwaffe sein.» Raeder machte das zweifellos Hitler am 27. Mai klar, da Hitler in seiner vertraulichen Ansprache am nächsten Tag bestätigte (laut Becks verkappten Notizen): «Heute ist Ziel eines Westkrieges (Frankreich und England) Erweiterung unserer Küstenbasis (Belgien, Holland). Gefahr einer belgischen und tschechischen Neutralität. Daher Tschechei beseitigen.» Wolfgang Foerstlers Interpretation dieser Angaben in *Ein General kämpft gegen den Krieg* (München 1949) ist falsch: Er schliesst aus ihnen, dass die Vergrößerung der Basis (Belgien und Holland) das Ziel des Krieges mit den Westmächten gewesen sei; dabei war es in Wirklichkeit die *Voraussetzung*, wie sich aus Becks Originalaufzeichnung ergibt.

S. 209 Wünsches Tagebuch hatte sich – unerkannt – seit 1945 unter den Akten der Adjutantur des Führers befunden; inzwischen im BA Ordner NS10/125; vgl. ferner NS10/116. Fanpost zum Boxkampf Schmelings NS10/13 und NS10/88.

S. 211 Hinsichtlich Hitlers zitierter Anweisung im Fall von das Pornographische streifenden Vernehmungen von Frauen vgl.

Lammers-Akten R 43 II/1536 und Akten des Justizministeriums R 22/1085.

S. 213 Das Kempka betreffende Zitat stammt aus seinem RuS-HA-Dossier (BDC).

S. 214 Meine Schilderung der Beziehungen Hitlers zu Frauen beruht auf Wiedemanns Manuskript vom Februar 1939, Schaub's Aufzeichnungen, auf einem Manuskript von Henriette Hoffmann und der Zusammenfassung einer Befragung von Dr. Karl Brandt mit dem Titel «Women around Hitler» vom 6. August 1945. Was Geli Raubal betrifft, so interviewte ich ihren Bruder Leo Raubal in Linz und verwendete überdies die aufgezeichnete Befragung ihrer inzwischen verstorbenen Mutter Angela Hammitzsch (46M-13) und der Haushälterin Anni Winter (IfZ, ZS-494).

S. 215 Emil Maurice äusserte sich einmal über seine Stellung gegenüber einer Sekretärin Hitlers, die meine Informantin ist, aber nicht genannt werden möchte.

S. 219 Eva Brauns Tagebuch vom 6. Februar bis zum 28. Mai 1935 wird periodisch «wiederentdeckt» – so veröffentlichte es vor einiger Zeit Dr. Werner Maser in der Zeitschrift *Jasmin* Nr. 11/1973. Dass Eva Braun darin manches vortäuschte, wird von Marion Schönmann, einer ihrer damaligen Freundinnen, bestätigt.

S. 224 Speers Memorandum befindet sich unter den Akten der Parteikanzlei (T580/871).

S. 225 Todts Brief an Thorak befindet sich unter den Unterlagen im Besitz seiner Familie.

S. 227 Eine Transkription von Hitlers Geheimrede ist im BA Ordner NS26/51.

S. 229 Das Zitat entstammt seiner vertraulichen Ansprache vor NS-Schriftleitern am 10. November 1938. Vgl. meine Anmerkung zu S. 132.

S. 231 Hitlers «Denkschrift zur Frage unserer Festungsanlagen» trägt das Datum «Berchtesgaden, 1. Juli 1938» (ND, 1801-PS). Warlimont teilte in der Befragung mit: «Es ist eins der besten

Beispiele von Hitlers militärischem Talent.» Generaloberst a.D. Kurt Zeitzler äusserte in einem 1961 gehaltenen Vortrag (N 63/96), dass Hitler für die Nöte der kämpfenden Truppe grosses Verständnis gezeigt habe – so war er es gewesen, der auf den erforderlichen Einbau verbunkelter Latrinen im Westwall hingewiesen hatte. Die Skizze eines von Hitler entworfenen Festungsbunkers befindet sich im BA Ordner 75 134/38.

S. 234 Todt erwähnt seinen Besuch auf dem Berghof in einem Brief an Ministerialrat Schönleben vom 12. August 1938 (Todt-Nachlass).

S. 235 «Immer abschrecken, das Gebiss zeigen!» – das Zitat stammt aus Eberhards Tagebucheintragung vom 15. August 1938. Eszterházys Bericht an den ungarischen Generalstab befindet sich im Nationalarchiv in Budapest. Vgl. Prof. Jörg Hoenschs Standardwerk *Der ungarische Revisionismus und die Zerschlagung der Tschechoslowakei* (Tübingen, 1967). Winston Churchill, der Henlein am 13. Mai 1938 in London getroffen hatte, war von dessen Verständigkeit und offenbarer Unabhängigkeit von Hitler fraglos sehr eingenommen. (Vgl. Martin Gilbert, *Winston S. Churchill*, Bd. V, S. 939 ff.)

S. 236 Vgl. Wiedemanns Aufzeichnungen hinsichtlich dieses Besuches. Sir Alexander Cadogan, Chamberlains Berater, schrieb am 18. Juli 1938 in sein Tagebuch: «Er [Wiedemann] sagte, er wäre Hitlers Adjutant, als H. ein ‚Meldegänger‘ im Krieg war, musste einräumen, dass er seine Fähigkeiten nie vermutete – hielt ihn lediglich für einen tapferen, zuverlässigen Soldaten.» Was Försters Zusammentreffen mit Churchill anlangt, so veröffentlichte die sowjetische Regierung Churchills Bericht darüber, wie er unter den deutschen Akten aufgefunden wurde (*Dokumente und Materialien aus der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges*, 1937-1938, Bd. I [Moskau], S. 144).

S. 237 Jodls Tagebuch enthält die zuverlässigste Darstellung von Hitlers Ansprache auf dem Berghof (am 10. August). Die Schilde-

rungen Wietersheims, Keitels, Adams und Haiders sind späteren Datums, wie auch die Salmuths in einem Manuskript vom 2. Februar 1946, das sich in meinem Besitz befindet.

S. 239 Eberhard klebte eine vierseitige Aufzeichnung von Hitlers Geheimrede am 15. August in sein Tagebuch. Drei Monate darauf schrieb auch Liebmann einen Bericht (IfZ, ED 1).

S. 242 Die Veröffentlichungen von Exilungarn nach dem Krieg sind zurückhaltend, was die Unterstützung des NS-Regimes seitens Ungarns anlangt; aber die seinerzeitigen Berichte sind deutlich genug – insbesondere die ungarischen Aufzeichnungen der Gespräche mit Hitler, Göring, Keitel, Beck (!) und Brauchitsch in der Zeit vom 22. bis zum 26. August 1938, wobei die Position Ungarns einmal folgendermassen Umrissen wurde: «Ungarn hat die feste Absicht, im eigenen Interesse die Sache mit der Tschechoslowakei zu bereinigen, kann aber das genaue Datum nicht angeben» (T973/15/0326 ff.); vgl. ferner den Bericht des den ungarischen Streitkräften zugeteilten deutschen Generals aus dem Jahr 1941 (T78/458/5349). Ich verwandte überdies Weizsäckers private Aufzeichnungen, die Befragungen von Härdy und Horthy und Interviews von Spitzzy und Raeders Adjutanten Kapitän z.S. Herbert Friedrichs.

S. 245 Aufzeichnungen von Hitlers Konferenzen mit den für den Westwall zuständigen Generalen findet man unter den Unterlagen des Generalstabes ^78/300/1364!!.) und in Adams Memoiren (IfZ, ED 109/2) wie auch in Jodls Tagebuch.

S. 252 Das Schreiben, das das Datum 1. September 1938 trägt, befindet sich unter den Akten Schwerin von Krosigks (Ti 78/300/1302 ff.).

S. 260 Sämtliche «braunen Blätter» des FA, vom 14. bis zum 26. September 1938, mit den Aufzeichnungen der Telephonegespräche Beneschs mit Masaryk und anderen, wurden am 26. von der NS-Regierung dem englischen Botschafter in Berlin ausgehändigt (PRO, FO 371/21 742). In Prag und London verwarhten sich

die Tschechen (Hodza und Masaryk) damals empört dagegen; aber ein Mitarbeiter Masaryks gestand später dem englischen Autor Laurence Thompson – der die abgehörten Telefonate im Wortlaut nicht kannte –, dass die Gespräche stattgefunden hätten. (Vgl. *The Greatest Treason* [London], S. 121).

S. 262 Chamberlain selbst berichtet in seinen Aufzeichnungen über seinen Besuch auf dem Berghof, ferner Wünsche in seinem Tagebuch, der ehemalige Botschafter Ulrich von Hasseil in seinem Tagebuch – *Vom anderen Deutschland* (Frankfurt 1964) – am 17. September 1938 und zudem die Protokolle des englischen Kabinetts. Am 16. September schrieb Weizsäcker seiner Mutter: «Ich habe gestern etwa eine Stunde lang mit Ribbentrop vom Führer erzählt bekommen, wie sein Gespräch verlief. Es war sachlich und psychologisch wohl das Interessanteste für mich seit langer Zeit.»

S. 264 Vgl. Dr. Martin Broszats ausgezeichnete Studie in den *VfZ*, 1961, S. 30 ff., über das Sudetendeutsche Freikorps, und Röchlings Bericht vom 11. Oktober 1938 (ND, EC-366-1).

S. 270 Churchills versthohlene Stippvisite in Frankreich löste beiderseits des Kanals indignierte Reaktionen aus. Sir Maurice Hankey schrieb am 2. Oktober in sein Tagebuch: «Winston Churchills unverhoffte Reise nach Frankreich mit dem Flugzeug, in Begleitung von General [E.L.] Spears, und sein Zusammentreffen nur mit Mitgliedern der französischen Regierung wie Mandel, der gegen die Friedenspolitik eingestellt ist, war höchst ungehörig – Bonnet, der französische Aussenminister, hat sich darüber beklagt und gemeint, was wir denn sagen würden, wenn ihre prominenten französischen Politiker das gleiche täten.»

S. 281 Eine Chronik der Ereignisse am 28. September 1938 ist im Tagebuch von Hasseil, Eberhard, Jodl und Weizsäcker und im Telegramm des amerikanischen Geschäftsträgers an das US State Department vom 21. Oktober 1938 (*The Foreign Relations of the United States, 1938*, I, S. 727 ff.) enthalten. Ich benützte überdies

Likus' Bericht an Ribbentrop vom 3. Oktober (AA, Serienbez. 43, 28993). Laut Wiedemanns Aussage in einer Befragung im Jahre 1945 gestand Hitler Göring, dass die Mobilmachung der englischen Flotte der Grund für seinen Sinneswandel gewesen sei. «Wissen Sie, Göring», sagte Hitler einen Monat darauf, «im letzten Augenblick dachte ich mir dann, die englische Flotte würde schiessen.»

S. 284 Der Luftwaffenleutnant, der bei der privaten Zusammenkunft Hitlers mit den Italienern am 29. September als Dolmetscher fungierte, war Peterpaul von Donat. Vgl. seinen Bericht im *Deutschen Adelsblatt* vom 15. Juni 1971.

S. 287 «Dieses Papier» wurde als Geheime Reichssache klassifiziert und kam ins Archiv des AA. In einem Privatbrief vom selben Tag, am 30. September 1938, schrieb Fritz Todt: «Die letzten Wochen waren sehr scharf. Aber wir haben schliesslich in 4 Monaten an unserer Grenze beinah die gleiche Zahl Betonbunker?] gemacht wie die Franzosen an der Maginot-Linie in 4 Jahren. Diese Tatsache hat dann auch in den Verhandlungen sich ganz günstig ausgewirkt. ...»

S. 291 Hinsichtlich einer Darstellung der NS-Subversion in der Slowakei in jenem Winter vgl. Jörg Hoensch, *Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik* (Köln-Graz 1965). Aufzeichnungen über die Gespräche zwischen Vertretern des NS-Regimes und slowakischen Führern befinden sich auf Loesch-Film F18 bzw. T120/62 5. Was die tschechische Dokumentation anlangt, vgl. *Das Abkommen von München, Tschechoslowakische diplomatische Dokumente 1937-1939* (Prag 1968).

S. 295 Bezüglich dieser FA-Aufzeichnungen von Telephonaten vgl. die höchst bedeutsame FA-Zusammenfassung «Zu der englischen Politik vom Münchner Abkommen bis zum Kriegsausbruch» (N. 140098) in Woermanns AA-Handakte: «Dokumente: Ausbruch des Krieges» (Serienbez. 1132). Es überrascht, dass bislang alle Historiker, die über dieses Thema schrieben (darunter

A.J.P. Taylor, Walther Hofer, Joachim Fest), dieses Material übersehen haben. Ich habe es übersetzt in *Breach of Security* (London 1968) zusammen mit weiteren Belegen veröffentlicht.

S. 295 Thomas berichtet über Keitels Telephonat aus München in mehreren Befragungen nach dem Krieg und in einer Rede vor Rüstungsinspektoren am 29. März 1940 (vgl. die BA-Publikation *Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft 1918-1945*, Anhang III).

S. 300 Über Goebbels' skandalöses Verhalten berichten Groscurth am 30. Dezember 1938 und Hassell am 22. Januar 1939 jeweils in ihrem privaten Tagebuch. Rudolf Likus teilte seinem Chef, Ribbentrop, am 3. November 1938 in einer Notiz als Punkt 7 mit: «Skandalszenen im Gloriapalast von Freitag bis Sonntag bei Aufführung des Filmes *Spieler*. Lida Baarova ausgepiffen. Film Montag vom Spielplan abgesetzt.» (AA, Serie 43, 29042). Hitlers Hingezogenheit zu Magda Goebbels beruhte, wie er einmal einer Sekretärin gestand, auf ihrer Ähnlichkeit mit Geli Raubal.

S. 301 Fritz Todts Beschwerde ist in einem langen Schreiben vom 21. Oktober 1939 an Keitel enthalten (in Familienbesitz).

S. 302 Das Zitat entstammt Jodls Entwurf vom 19. Oktober 1938 (T77/775/0629).

S. 304 Zu den Problemen um die Juden in der Tschechoslowakei nach München vgl. Heinrich Bodensiecks Analyse in den *VfZ*, 1961, S. 249 ff. Helmut Heiber verfasste eine brillante Studie über den ungewöhnlichen Fall Grynspan in den *VfZ*, 1957, S. 134ff. Hier ist nicht der Ort, näher auf die ausgefallene Weise einzugehen, in der der geschickte französische Anwalt des mutmasslichen Attentäters die NS-Behörden dazu führte, von einem geplanten Prozess abzusehen (1942). Es genüge die Feststellung, dass Grynspan in einem Konzentrationslager den Krieg überlebte und in den jahren, soviel bekannt ist, in Paris wohnte.

S. 308 Der Bericht über die Aktion befindet sich im BDC Ordner 240II.

S. 309 Die auslösende Funktion von Goebbels' Rede an jenem Abend wird aus der Befragung von Ribbentrop am 13. September 1945 in Nürnberg deutlich, aus der von Julius Streicher (der davon aus erster Hand von dem SA-Gruppenführer Hanns-Günther von Obernitz erfuhr) und aus dem Bericht des Parteigerichts an Göring vom 13. Februar 1939 (ND, 3063-PS).

Die in jener Nacht zwischen hohen Dienststellen durchgegebenen Fernschreiben tragen gleichfalls zur Verdeutlichung des Ablaufs der Ereignisse bei: um 23.55 Uhr ein «auslösendes» Signal von der Gestapo Berlin (374-PS), um 01.20 Uhr eins von Heydrich aus München (3052-PS), um 02.20 Uhr eins von Eberstein (BDC Ordner 240/I) an die ihm unterstellten Staatspolizeileitstellen in Augsburg, Nürnberg, etc., mit Ergänzungen zu 374-PS – zweifellos vor Ebersteins Zurechtweisung durch Hitler; dann wurde um 02.56 Uhr das «abwiegende» Fernschreiben – wie zitiert (3063-PS) – ausgesandt und allen Gauleitern durchgegeben (BDC Ordner 240/I). Um 03.45 Uhr zog auch die Gestapo in Berlin nach (Abschrift unter Groscurths Dokumenten).

S. 310 Dass Hitler, Göring, Himmler und selbst Heydrich über Goebbels' eigenmächtiges Vorgehen aufgebracht waren, wird in zahlreichen zeitgenössischen Quellen in verschiedenen Abstufungen belegt: in den Tagebüchern von Groscurth und Hassell, in Wiedemanns Manuskript aus dem Jahre 1939 über das Pogrom, in den unveröffentlichten Memoiren des obersten Richters der Luftwaffe Christian von Hammerstein, in den Notizen von Engel und in dem Bericht von Likus vom 30. November 1938 (AA Serienbez. 43, 29067).

S. 310 Die Hauptzeugen für die Ereignisse in Hitlers Wohnung sind die Adjutanten Below und Schaub. Ich verwandte ferner die im IfZ befindlichen Aussagen von Karl Wolff, Max Jüttner, Wiedemann, Brückner, Engel und Schallermeier (Wolffs Adjutant: vgl. IMT Vol. XLIII, S. 511 ff.).

S. 312 Hinsichtlich Hitlers damaliger Einstellung gegenüber den

Juden vgl. seine Unterredung mit dem südafrikanischen Minister Pirow am 24. November 1938 und insbesondere die mit Oberst Josef Beck, dem polnischen Aussenminister, am 5. Januar 1939. In den Aufzeichnungen hierüber heisst es: «Hätte man von seiten der Westmächte mehr Verständnis für die deutsche Kolonialforderung aufgebracht, so hätte er [Hitler] ... vielleicht zur Lösung der Judenfrage ein Territorium in Afrika zur Verfügung gestellt, das zur Ansiedlung nicht nur der deutschen, sondern auch der polnischen Juden hätte verwendet werden können.»

S. 312 Zur Ansprache vom 10. November vgl. zu S. 132 und zudem Bruno Werners Roman *Die Galeere* (Frankfurt 1949), S. 157- S. 313 SS-Obergruppenführer Dr. Benno Martin, der Polizeipräsident von Nürnberg, war am 14. November anwesend, als Hitler die Bemerkung beim Essen machte.

S. 314 Weizsäcker kommt in seinem Tagebuch auf Hitlers Bemerkung von der «Rache» mehrmals zu sprechen – im Februar, am 16. März 1939, am 28. Januar 1940 und im Oktober 1939 in seinem Rückblick über die zum Krieg führenden Ereignisse.

S. 315 Hitlers Überlegungen im November wurden von Keitel in einer Notiz vom 26. November zusammengefasst und sodann am 1. Dezember 1938 der Führung der einzelnen Wehrmachtsteile zugeleitet (PG/33 316 und Loesch-Film F19 bzw. T120/624).

S. 316 Ein Bericht über die Sitzung des Reichsverteidigungsrates am 18. November befindet sich im Marinearchiv, PG/33 2725 besser ist Woermanns Notiz auf Loesch-Film F19 bzw. T120/624.

S. 320 Schacht wurde, worauf Schwerin von Krosigk nachdrücklich hinweist (IfZ, ZS A/20), entlassen; er trat nicht zurück. Was die zu Schachts Entlassung führenden Reichskanzlei-Dokumente anlangt, vgl. die Dokumentensammlung der Alliierten DE 482/DIS 202 vom 26. Oktober 1945 und 3520-PS.

S. 323 Diese drei vertraulichen Reden Hitlers – vom 18. und 25. Januar und vom 10. Februar 1939 – befinden sich mit der

Transkription seiner Reden vom 10. November 1938 und vom 11. März 1939 (S. 344) im BA Ordner NS11/28. Was die unterschiedlichen Transkriptionen von zwei von ihnen anlangt, vgl. IfZ-Unterlagen F19/10 und ED 57; und zudem die Tagebücher von Groscurth, Hassell, Milch und Eberhard und Likus' Bericht vom 2. Februar 1939.

S. 334 Zu Hitlers veränderter Haltung gegenüber der UdSSR vgl. die Befragungen von Gustav Hilger – und seine Memoiren *Wir und der Kreml* (Frankfurt 1955) –, von General Ernst Köstring, des seinerzeitigen Militärattachés in Moskau, von Friedrich Gaus, Ribbentrops Rechtsexperten, und E.M. Robertsons früh erschienene, aber sachkundige Cabinet-Office-Monographie *Barbarossa, the Origins and Development of Hitler's Plan to attack Russia* (März 1952), eine Abhandlung des englischen Ministerpräsidentenamtes.

S. 339 Wer sich dafür interessiert, findet Hitlers Ansichten über damals gängige Filme unter den Dokumenten seiner Adjutantur (BA, NS10/44 und 45).

S. 343 Ich fand Hewels Notiz über die Ereignisse am 10. März unter seinen nachgelassenen Papieren.

S. 345 Generalleutnant Josef («Beppo») Schmid, der Hitlers Brief Göring überbrachte, erinnerte sich bei einer Befragung an das Entsetzen des Feldmarschalls, als dieser ihn durchlas.

S. 346 Elisabeth Wagner, die Witwe des nachmaligen Generals, überliess mir leihweise seine Briefe im Umfang von insgesamt 2'000 Seiten; in ihrem Buch *Der Generalquartiermeister* hatte sie nur unbedenkliche Auszüge veröffentlicht.

S. 347 Meine Schilderung der sich bis in die späte Nacht hinziehenden, umstrittenen Zusammenkunft Hitlers mit Hacha stützt sich, abgesehen von Hewels Protokoll, auf die Aussagen von Keitel, Warlimont, des Dolmetschers Paul Schmidt, von Keppler, Göring, Werner Kiewitz und Schaub.

S. 350 «Ich fahre!» – Augenzeugen dieser Szene waren Keitel

und Schweppenburg, der später meinte, dass Hitler offensichtlich Mut habe: «Prag war am Nachmittag des 16. März 1939 bestimmt noch kein Aufenthalt für das deutsche Staatsoberhaupt.» In einem Privatbrief schrieb am 15. März 1939 Eduard Wagner – einer der Verschwörer im Jahre 1944! – von seiner Besorgnis: « ... Der Führer ist heute nachmittag bereits um 16.00 Uhr von ... nach Prag gefahren, was einiges Unbehagen bei uns wegen der pers. Sicherheit auslöste. ...»; vgl. ferner den Privatbrief Rommels vom selben Tag (T84/R275/0015).

S. 353 Was den Brief von Hachas Tochter betrifft, in dem sie Hitler für dessen Zuvorkommenheit dankt, vgl. die Adjutantur-Akten NS10/18. Propagandadirektiven an die Schriftleiter befinden sich im BA Ordner Zsg 101.

S. 354 Oberst Curt Siewerts Notiz über Hitlers Unterredung mit Brauchitsch am 25. März 1939 findet man als ND, R-100. Auf Stalins Rede vom 10. März anspielend, bemerkte Molotow am 31. August 1939: «Es ist nun offenkundig, dass man in Deutschland die Äusserungen des Genossen Stalin zum Grossteil richtig verstanden und praktische Schlussfolgerungen daraus gezogen hat [Gelächter].» Friedrich Gaus machte in Nürnberg die Aussage, Stalin habe, als Ribbentrop ihm am 23. August berichtete, dass der Führer die Rede im März als ein Angebot der Sowjets gedeutet hatte, erwidert: «Das war auch die Absicht.» (Nachlass R.H. Jackson)

S. 357 Belege dafür, dass Hitler am 31. März – d.h. erst nach Verkündung der englischen Garantieerklärung – OKW-Direktiven für den Fall «Weiss» anforderte, finden sich im Tagebuch von Eberhard, Bormann und Major Wilhelm Deyhle, Jodls Adjutanten (ND, 1796-PS), und in einer Befragung von Warlimont. Am 30. März 1939 schrieb Oberst Wagner: « ... Morgen ist der Ob. u. der Führer wieder hier und bis dahin müssen alle Vortragsnotizen fertig gemacht werden.»; am 1. April schrieb Wagner: « ... gestern bei der Führerentscheidung ...»

S. 366 Von Grawitz und Stumpfegger abgesehen, überlebten Hitlers Ärzte den Krieg. Fr. Haase berichtete mir, dass ihr Mann 1945 in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager zu Tode geprügelt worden sei. Morell, Giesing, Brandt und Hasselbach wurden ausgiebig befragt (vgl. z.B. USFET MISC-Berichte OI-CIR/2 und /4), wie auch Hitlers Zahnarzt Blaschke (OI-FIR/31). Unglücklicherweise sind die einst im Besitz von Dienststellen der US-Army befindlichen Aufzeichnungen Morells über Hitler verlorengegangen. Die übrigen befinden sich auf NA-Mikrokopie T253. habe Giesing und Hasselbach interviewt und von Morells Witwe Privataufzeichnungen ihres Mannes aus ihrer Sammlung erhalten. Die Aufzeichnungen des Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten Dr. Eicken über die an Hitler durchgeführte Behandlung befinden sich auf NA special films ML/125 und /131. Eine überraschende Anzahl von Leuten aus Hitlers Umgebung fand Morell ganz passabel. Brandt schrieb allerdings im September 1945 über ihn eine Stellungnahme, in der er die gegenteilige Ansicht schroff ausdrückte (BA, Kl. Erw. 441-3). Ferner überprüfte ich die Personalakte aller Ärzte im BDC und liess Morells Rezepte durch einen medizinischen Experten, durch Prof. Ernst-Günther Schenck, begutachten.

S. 380 Die einzige Aufzeichnung von Hitlers Ansprache am 23. Mai 1939 stammt von Rudolf Schmundt (ND, L-079). Es gibt allerdings Gründe, zu zahlreich, als dass sie hier aufgeführt werden könnten, für die Annahme, dass die Aufzeichnung viel später verfasst wurde, vermutlich für das kriegsgeschichtliche Archiv des OKW. Mindestens fünf Passagen scheinen anachronistisch zu sein, weswegen ich sie übergangen habe. Haider schilderte die Ansprache wohl zuverlässig erstmals in der USSBS-Befragung am 25. Juni 1945. Vgl. ferner seine Studie OKH-OKW vom 7. August 1945 (CSDIC report GRGG 3326C).

S. 382 Den Besuch des Prinzregenten Paul schilderten mir Winifred Wagner, Fr. Schmundt und Fr. Engel; Schaub, Below und der

Chefdolmetscher Schmidt haben darüber geschrieben. Akten über die Planungen befinden sich im Ordner NS10/126.

S. 385 Brückners Sohn überliess mir leihweise die nachgelassenen Papiere seines Vaters (Kopie in Sammlung Irving im IfZ nur mit Genehmigung einzusehen). Schaub's Aufzeichnungen sind umfangreich, aber freimütig und lohnen eine geduldige Sichtung (dto. wie oben). Oberst von Below gewährte mir Einsichtnahme in seine unveröffentlichten Erinnerungen.

S. 388 Zu der ungewöhnlichen Albrecht-Affäre kam es schon im Juni 1939 und nicht im Juli, wie aus dem «Tagebuch» Engels hervorgeht. Vgl. Albrecht-Unterlagen im BDC. Below erfüllte am 8. Juli bereits einige seiner Aufgaben (vgl. z.B. die Handakte Weizsäcker, Serie 97, Blatt 108413). Ich stütze mich ferner auf Aussagen von Puttkamer, Admiral Gerhard Wagner, Karl Brandt, Vormann und die beiden Adjutanten Raeders, Friedrichs und Kurt Freiwald, und auf Groscurths Tagebuch. Christa Schroeder erinnerte sich, dass sie Hitler einmal von der Kritik in der Öffentlichkeit darüber berichtet hätte, wie ältere Parteigrössen sich bedenkenlos von ihren Frauen zugunsten jüngerer Lebensgefährtinnen scheiden liessen. Hitler erwiderte: «Den tapfersten Kämpfern gebühren auch die schönsten Frauen!» Darauf meinte sie: «Dann, mein Führer, hätten Sie eine *grosse* Schönheit verdient!»

S. 391 Hitlers Haltung gegenüber dem kirchlichen Establishment und den religiösen Doktrinen verdeutlichen ausführlich die Tischgesprächs-Notizen von Heim und Bormann und von Rosenbergs Verbindungsoffizier Koeppen im Jahre 1941 (T84/387) und die von mir zitierten Tagebucheinträge Hewels. In einem offiziellen Rundschreiben vom 10. Dezember 1935 heisst es: «Der deutsche Reichskanzler ist als Katholik geboren und getauft; er gehört auch heute noch der katholischen Religion an, doch macht er von ihrer Einrichtung im Sinne des regelmässigen Besuchs von Kirche und Gottesdienst keinen Gebrauch.» (BA Ordner R 43II/961) Laut seinem Arzt Dr. Hasselbach zahlte Hitler bis zum

Ende seine Kirchensteuer (Aussage in der *Frankenpost* am 12. März 1947).

S. 399 Niemöller führte selbst 1945 noch zu Kontroversen. Material über ihn ist enthalten in den anschaulichen Aufzeichnungen der Befragungen von Meissner, Schwerin von Krosigk und Lammers, in Engels Notizen, in Likus' Berichten an Ribbentrop, in Hans Buchheims Studie in den *VfZ*, 1956, S. 307ff., über den Niemöller-Prozess und im Schwerin-von-Krosigk-Konvolut im *IfZ* (ZS A/20).

S. 401 Ich bin auf eine Menge amüsanter Quellen hinsichtlich der FA-Aufzeichnung dieser Telefonate und Hitlers Konfrontation mit Niemöller am 25. Januar 1934 gestossen, darunter eine Befragung Görings und ein handgeschriebener Bericht von Lammers vom Juli 1945 (OCMH). Rosenberg schrieb sechs Jahre darauf am 19. Januar 1940 in sein Tagebuch: «Der Führer schilderte dann den Empfang der Kirchenführer, auf dem die «Bekennnistreuer und die «Deutschen Christen sich fast wegen der Deputate geprügelt hätten. Er ahmte dann die salbungsvollen Redensarten Niemöllers nach, dessen vorheriges im Matrosenjargon [geführtes] Telefongespräch der Führer sogleich verlesen liess. Folge: peinliches Zusammensinken der Brüder.»

S. 403 Viele gemässigte Deutsche hielten Niemöllers Internierung für wohlberechtigt, darunter auch Dönitz – ehemaliger Kamerad des Pastors auf der Marineakademie –, Lammers und Schwerin von Krosigk (OCMH): denn schliesslich rief Niemöller von der Kanzel zum offenen Aufruhr auf. Die Befrager der Alliierten gaben zu Protokoll, dass Niemöllers Persönlichkeit «für die AMG-Beauftragten Grund zur Besorgnis» gebe [AMG, Allied Military Government]. Am 28. Juli 1943 trug Feldmarschall Wolfram von Richthofen in sein Tagebuch Görings Bemerkung ein, «der Führer habe alles versucht, um eine Reichskirche auf lutherischer Basis zu schaffen, aber die Starrsinnigkeit der Kirchenführer hat jeden Versuch vereitelt.»

S. 405 Die verkappten Vorbereitungen in Danzig werden in dem Kriegstagebuch des militärischen Befehlshabers in Danzig (BA, RH 53-20/v. 25) und des Divisionsarztes der Kampfgruppe Eberhardt (BA, P. 1355) erwähnt. Vgl. ferner das von Feldmarschall Fedor von Bock geführte Tagebuch (N22/1) und seinen formellen Vorschlag über die Operationen, der am 27. Mai 1939 Brauchitsch vorgelegt wurde (BA, II-H.821). Himmler legte die Rolle der SS-Heimwehr in Danzig in seiner Rede vom 3. August 1944 dar, *VfZ*, 1953, S. 357ff. Vgl. ferner Ausgaben des *Danziger Vorposten*.

S. 407 Die Vorführungen in Rechlin werden in Milchs Aufzeichnungen ausführlich belegt. Vgl. meine Anmerkung zu S. 40/41 auf S. 483 und insbesondere MD 51/5667ff., MD 62/5293 und 5470, MD 65/7326 und 7347 und MD 56/2678.

S. 410 August Kubizek schildert die Episode aus dem Jahre 1906 in seinem Buch *Adolf Hitler mein Jugendfreund* (Göttingen 1953). Sie wurde von seiner Witwe, Paula Kubizek, in Eferding, Österreich, und von Winifred Wagner in von mir geführten Interviews bestätigt.

S. 413 Wohltats Bericht vom 24. Juli 1939 befindet sich auf NA special film ML/123; vgl. ferner Dirksens Bericht vom 21. Juli. Diese Geheimgespräche wurden vom *Daily Telegraph* und vom *News Chronicle* am 22. und am 23. Juli ausposaunt. Die bisher beste Studie schrieb darüber Helmut Metzbacher in den *VfZ*, 1966, S. 370 ff.

S. 416 Die kuriose Korrespondenz zwischen Bormann und Hanfstaengl befindet sich im Bormann-Konvolut NS19/171. Das übrige berichtete mir Winifred Wagner.

S. 418 Ich stütze mich auf Lossbergs unveröffentlichtes Manuskript und nicht auf sein späteres Buch *Im Wehrmachtsführungsstab* (Hamburg 1949).

S. 420 Hitler schwadronierte hernach von dem von ihm nach Croydon entsandten Agenten. Vgl. Hauptmann Wolf Junges un-

veröffentlichtes Manuskript (beschränkte Einsichtnahme, Sammlung Irving, IfZ).

S. 420 Dieser Auszug aus Lahousens Tagebuch entstammt ND, 3047-PS.

S. 421 Heydrich trug den Plan zur Herbeiführung von «Grenz-zwischenfällen» erstmals auf einer Konferenz mit SS-Standartenführer Trummler, SS-Oberführer Otto Rasch und SS-General Heinrich Müller – von der Gestapo – am 8. August 1939 in Berlin vor. Der nachmalige General der Polizei Otto Hellwig war zugegen und verfasste eine Aufzeichnung, die sich in meinem Besitz befindet. Die bekannt gewordene Operation in Gleiwitz wurde erstmals bei der zweiten Konferenz – am oder um den 11. August – entworfen. Vgl. Hasseils Tagebucheintragung vom 15. August und Dr. Jürgen Runzheimers Aufsatz in den *VfZ*, 1962, S. 408 ff. (er überliess mir zudem weiteres unveröffentlichtes Material).

S. 424 Die Szene, wie Hewel eilends eintrat, schilderte der Dolmetscher Eugen Dollmann in einem (mitgeschnittenen) Gespräch am 4. Juni 1945 (CSDIC report CMF/X 173).

S. 426 Die Konferenz auf dem Berghof vom 14. August 1939 wird im Tagebuch Haiders, Bormanns und Milchs erwähnt. In den nachfolgenden Seiten stütze ich mich zumeist auf Akten im Marinearchiv PG/33 9⁴, PG/33 979» PG/32 201 und die AA-Unterlagen über Polen, Danzig und den Kriegsausbruch.

S. 427 Was die Täuschungsmanöver anlangt, vgl. die Akten über *Die Meistersinger* (BA, Schumacher Sammlung, S. 368) und über die Tannenbergsfeier (MD 65/7323). Der amerikanische Gesandte liess sich völlig täuschen und kabelte Washington am 8. August, es sei «unwahrscheinlich, dass irgendeine Aktion, zu der in hohem Masse Züge und andere Transportmittel eingesetzt werden müssten, von Deutschland von der zweiten Augusthälfte bis Mitte September gestartet werden könnte» (NA, 740. 00/2026); vgl. zudem Meissners Brief an Brückner vom 15. August (NS 10/12).

S. 428 Über die Operationen hinsichtlich des Jablunka-Tunnels

und der Dirschauer Brücke ist bereits ausführlich in der massgeblichen deutschen Abhandlung *Mosty und Dirschau 1939* von Herbert Schindler (Freiburg 1971) berichtet worden. Ich habe zudem Lahousens Tagebucheintragungen vom 17. August und von den folgenden Tagen und seine Aussagen nach Kriegsende verwandt, Canaris' Notiz über eine Unterredung mit Keitel am 17. August (ND, 795-PS), Haiders Tagebucheintragung vom selben Tag und – mit Vorsicht – Groscurths aus zweiter Hand stammende Version in seiner Tagebucheintragung am 25. August und das Kriegstagebuch der 8. Armee, Eintragungen vom 31. August 1939, wie auch ein Abwehr-Konvolut im BA, OKW-74.

S. 433 Hitler hat häufig auf den Einfluss der Ernteaussichten auf seine strategischen Planungen hingewiesen; vgl. dazu Liebmanns Manuskript vom November 1939 (IfZ, ED 1), Eberhards Tagebucheintragung am 15. August 1938, Admiral Albrechts Tagebucheintragung vom 22. August 1939 und das mittägliche Tischgespräch vom 10. Mai 1942.

S. 433 Die vom OKW ergangene Einladung vom 19. August befindet sich im Marinearchiv PG/33984. Über Hitlers Ansprache am 22. August gibt es fünf zeitgenössische Versionen: von Haider, Albrecht, Boehm (ND, Raeder-27), Bock und Canaris (ND, 789-PS und 1014-PS); vgl. zudem Groscurths Tagebucheintragung vom 24. August 1939. Kurz erwähnt wird die Rede auch im Tagebuch von Milch, Leeb und Felmy (dem Stabschef der 8. Armee, N 67/2). Es gibt zwar noch weitere Versionen, aber sie sind nur von sekundärem Wert. Die sensationellen Aufzeichnungen (ND, 003-L), die von der Canaris-Oster-Gruppe dem Gegner in die Hand gespielt wurden, sind völlig wertlos. Vgl. dazu Winfried Baumgarts sachkundige Untersuchung in den *VfZ*, 1968, S. 120 ff.

S. 436 Hitler bestritt nicht, dass die Westmächte den Krieg erklären könnten (aber er glaubte nicht, dass sie es zum Kampf kommen lassen würden). Bock zitierte später seine Worte: «Ob die

Engländer in den Krieg gegen uns antreten werden oder nicht, weiss ich nicht.» Vormann wurde von Keitel am 24. August instruiert, dass Hitler noch immer hoffe, es allein mit Polen zu tun zu bekommen; aber dem Führer sei klar, dass sich England und Frankreich feindselig verhalten würden und sogar die diplomatischen Beziehungen abbrechen und mit einem Wirtschaftskrieg gegen das Reich beginnen könnten.

S. 436 Der Hinweis auf die Brechung auch des geringsten Widerstandswillens – oder wörtlich: der lebendigen Kräfte – in Polen wurde von den Anklagevertretern der Alliierten in Nürnberg falsch verstanden. Hitler machte damit nur die grundsätzliche militärische Tatsache klar, dass das strategische Ziel die Vernichtung des Gegners und nicht das Erreichen einer Linie auf der Landkarte ist. Die anwesenden Berufssoldaten verstanden das völlig (vgl. z.B. Bocks Tagebucheintragung). Bemerkenswert ist noch, dass Hitler dieselbe Redewendung in seiner Ansprache an die Generale am 12. Dezember 1944 vor der Ardennen-Offensive gebrauchte (Heiber, a.a.O., S. 721).

S. 437 Wahrscheinlich berief Göring am nächsten Tag, am 23. August 1939, die wichtige Konferenz mit den führenden Reichsministern ein, über die Dr. Herbert Backe, Staatssekretär im Ernährungsministerium in einem Privatbrief am 31. schrieb: «Am Sonntag [20. August] kam ich nach Berlin. Am ... [sic, wohl nach dem 23.] waren wir nach Karinhall gebeten. Göring, Funk, Darre, Körner, Landfried, ich, Behrens, Neumann, Posse. Göring teilte streng geheim mit, dass Angriff auf Polen beschlossen. Fragte wegen Kriegsvorbereitungen [des Ernährungsministeriums]. Kartensystem. Wir erreichten, dass Brot und Kartoffeln für erste vier Wochen bezugsscheinfrei bleiben sollten wegen guter Vorratslage. Es ist ein grosses Glück, dass G. [öring] widerstrebend zustimmte. Um Überraschungsmoment zu sichern, verlangte G. sehr ernst strengstes Stillschweigen. Stimmung bei den Herren optimistisch. Angriff war auf Freitag den 25. [August]

vorgesehen. ... Nach Karinhall war mir klar, dass Gegner nur Polen war – kein Weltkrieg – und also dieses riskiert werden konnte.»

S. 446 Hinsichtlich des Wortlauts von Mussolinis erstem Brief an Hitler vom 25. August (später rückgängig gemacht) vgl. Cianos Schreiben an den König unter Mussolinis persönlichen Akten (T586/405/0237).

S. 447 Der Zeitpunkt – 15.02 Uhr – ist in dem Privattagebuch von vier damals anwesenden Personen bezeugt – von Vormann, Weizsäcker, Haider und Wagner. Vgl. ferner das Kriegstagebuch des Führerhauptquartiers (T77/858/4392 ff.) und Rommels begeisterte Briefe an seine Frau (T84/R273a) und das Kriegstagebuch der Marineleitung, 25. August, 15.30 Uhr.

S. 450 Manche Beobachter meinten, dass Hitler nach dem Fiasko vom 25. August 1939 den Fall «Weiss» gänzlich abblasen müsse. Eduard Wagner, repräsentativ für die Einstellung des Generalstabs, schrieb seiner Frau am nächsten Tag: «Kam gestern abend nicht zum Schreiben, da der Abend sehr bewegt. Kannst ruhig sein, es wird voraussichtlich nichts passieren!» Vormanns Brief vom 26. August zeichnet gleichfalls ein anschauliches Bild von den Ereignissen des vorangegangenen Tages (Abschriften in Sammlung Irving, IfZ).

S. 450 Leutnant Herzners handschriftlicher Bericht über die ausweglose Operation am Jablunka-Pass ist in Besitz von Günther Peis, München, wie auch Hellwigs Schilderung vom Widerruf der anlaufenden «polnischen» Zwischenfälle in Oberschlesien in letzter Minute.

S. 451 Die «braunen Blätter» des FA über das Telefongespräch Cianos mit Attolico, N. 125,894 und N. 125,910, befinden sich unter den Akten des OKW (T77/545). Vgl. zudem die Mackensen-Unterlagen, AA Serienbez. 100. Was Italiens Haltung anlangt, war Göring erstaunlich verständnisvoll. In Backes Brief vom 31. heisst es ferner: «Sonntag [27. August] auf Gefechtsstand [Gö-

rings] in Wildpark [bei Potsdam] ... G. gab streng vertraulich bekannt, dass Italien nicht mitmache. Dieses der Grund, dass Angriff abgeblasen ... Man müsse nun sehen, wie man rauskomme. Ein Glück sei Stalin. Neben dem Russenpakt gebe es ja noch ein geheimes Zusatzabkommen (schon in Karinhall teilte er uns das mit. Scheinbar über Auflösung Polens; Warschau sollte zu uns kommen.). Göring trat für Mussolini und dessen Tragik warm ein, sagte dann allerdings, wenn er ein Kerl wäre, hätte er Königshaus gestürzt. Schwere Lage für uns. An Krieg nicht zu denken. Wenn wir mit Danzig rauskommen, wäre das schon gut. Vielleicht noch etwas vom Korridor. Besprechung (Funk) ergab, dass aus neuer Situation auch Plus für uns herauskäme, da wir mit Frankreich keine Differenzen, sondern nur Italien; wenn wir also Italien preisgäben, wäre Möglichkeit, Frankreich rauszulassen ... Vermeidung eines Krieges. Möglichst Gesicht wahren.»

S. 454 Gegen Mitternacht – vom 26. auf den 27. August – beorderte Goebbels Backe zu sich, offenbar um ihn wegen der niedrigen vereinbarten Hülsenfrüchte- und Teeration zu rüffeln. Backe schrieb hernach: «G.[oebbels] wandte sich äusserst scharf gegen die Geheimniskrämerei des AA. Alle wüssten, dass Henderson und Coulondre beim Führer gewesen seien, nur der deutsche Rundfunk melde nichts. Also sei der Deutsche ... gezwungen, ausländische Sender zu hören. Ich klärte über Ernst der Ernährungslage auf. ... Goebbels machte glänzenden Eindruck: sachlich, ernst, entschlossen. Er bat [seinen Staatssekretär] Gutterer, dem Führer die Schwierigkeiten des AA vorzutragen, was den Eindruck hinterliess, als sei er abgehängt.»

S. 454 Keitels Wirtschaftsexperte Georg Thomas wies in einem Vortrag vom 29. März 1940 auf zwei ungünstige Berichte hin, die er vorgelegt hatte: In dem einen wurde vor Verknappung an Treibstoff und Munition gewarnt und eine wirtschaftliche Mobilmachung hinsichtlich der Möglichkeit des Krieges mit den West-

machten empfohlen (vermutlich das Dokument mit dem Datum 9. August 1939 auf dem Film T77/312/4349); Hitlers Antwort darauf lautete: «Kein Westkrieg, nur Polenkrieg.» Am 26. August 1939 legte Thomas OKW-Chef Keitel einen zweiten Bericht vor, den Keitel widerstrebend Hitler zeigte. Hitler wies ihn mit den Worten ab: «Lassen Sie mich endlich mit dem verdammten West-Fall in Ruhe!»

S. 455 Die Aufzeichnungen der Telephonate durch das FA sind in meinem Buch *Breach of Security* abgedruckt. Hinsichtlich einer weiteren FA-Aufzeichnung vgl. Haiders Tagebucheintragung vom 28. August: «Gegner kennen Termin (26. August) und Verschiebung. England und Frankreich der Ansicht, dass Nachgeben nicht möglich, solange Truppen an der Grenze. Henderson arbeitet auf Zeitgewinn. Chamberlain empört über persönliche Beschimpfung.»

S. 456 Unter den weiteren Aufzeichnungen von Telefongesprächen, die Hitler vorgelegt wurden, befand sich eins, das sich aus der Überwachung des Telefonanschlusses des Kronprinzen im Cäcilienhof bei Potsdam ergeben hatte. General Joachim von Stülpnagel, eben ernannter Oberbefehlshaber des 740'000 Mann starken Ersatzheeres, hatte seine Ernennung telefonisch durchgegeben und einen baldigen Besuch zugesagt, «um die Befehle seiner Hoheit entgegenzunehmen». Hitler schasste ihn noch am selben Tag und ersetzte ihn durch General Fritz Fromm.

S. 457 Von seiner Rede vor den Reichstagsabgeordneten gibt es keine Niederschrift; aber sie wird im Tagebuch Haiders, Groscurths, Hassells und Weizsäckers hinlänglich Umrissen und auch in Backes Brief vom 31. August erwähnt. Vgl. zudem Likus' Bericht vom 27. August (AA Serienbez. 43, 29617). Was Hitlers geheime Absichten im Hinblick auf die UdSSR anlangt, so erinnerte sich der Gestapobeamte Dr. Werner Best später: «Als der Moskauer Vertrag vom 23. August 1939 abgeschlossen wurde, wurde gleichzeitig intern ‚beruhigend‘ erklärt, man solle sich da-

durch nicht irre machen lassen; in längstens zwei Jahren beginne der Krieg gegen Russland» (IfZ, ZS-207). Und Hassell meinte am 11. Oktober 1939: «Es ist sehr gut möglich – nach der Rede Hitlers vor den Reichstagsabgeordneten sogar wahrscheinlich dass Hitler in seinem Innersten sich für später den Angriff auf Sowjetrußland vorbehält.»

S. 459 Das Datum des Sechzehn-Punkte-Vorschlags ist nicht klar. Die Kopie unter Ribbentrops Akten trägt das Datum vom 28. August 1939. Aus anderen Quellen geht hervor, dass sie am nächsten Tag entstand.

S. 463 Ich habe die FA-Aufzeichnung in *Breach of Security* veröffentlicht. Bis auf das bedrohlich wirkende FA-Kopfteil befindet sich die gleiche Transkription unter Ribbentrops Akten (Serienbez. 43, 29636).

S. 470 Die Kämpfe der «Freischärler» werden im Kriegstagebuch des militärischen Befehlshabers in Danzig geschildert und in dem des Grenzschutzes (Abschnittskommando 3) (BA, Ordner E.271/1). Was die Rolle der SA anlangt, vgl. Viktor Lutzes Schreiben an Brauchitsch vom 13. Oktober 1939 (RH i/v.58) und die Rede seines Stabschefs Schepmann vom 6. Oktober 1943 (T175/119/5023 ff.).

S. 478 Hitlers Gebet ist in der Ausgabe von *Mein Kampf* aus dem Jahre 1936, S. 715, enthalten. Viele seiner Mitarbeiter lernten es auswendig – vgl. dazu z.B. Heinz Assmann, *Some Personal Recollections of Adolf Hitler*, in US Naval Institute Proceedings, vol. 79, 1289.

Anhang I



ADOLF HITLER

Köln
BERLIN, DEN 30. März 1938

31.3.18¹⁰

Sehr geehrter Oberst!

Sie kennen das Urteil, dem Sie sich
Mufflers verschrieben ist. Ich habe es nicht beabsichtigt
jeglicher Bestätigung. Denn Sie sind ein Mann, der für seinen
Vorsatz auf jeden Fall stehen mußte, Sie haben sich
auch in vielen der Ordnung unerschütterlich gehalten.
Ich wünsche an die jüngeren Offiziere unserer Regimenter,
sowie an Generalen, Offizieren und Soldaten, daß sie
sich nicht scheuen.

Sie sind ein Mann, der in den Augen der deutschen
Völker nicht belächelt werden und vor allem nicht belächelt
werden darf. Sie sind ein Mann, der am 12. März
dieses Jahres zum erstenmal befohlen hat, die
Friede aber erfordere eine schnelle Besichtigung der Maßnahmen
sind Ihre Arbeit!

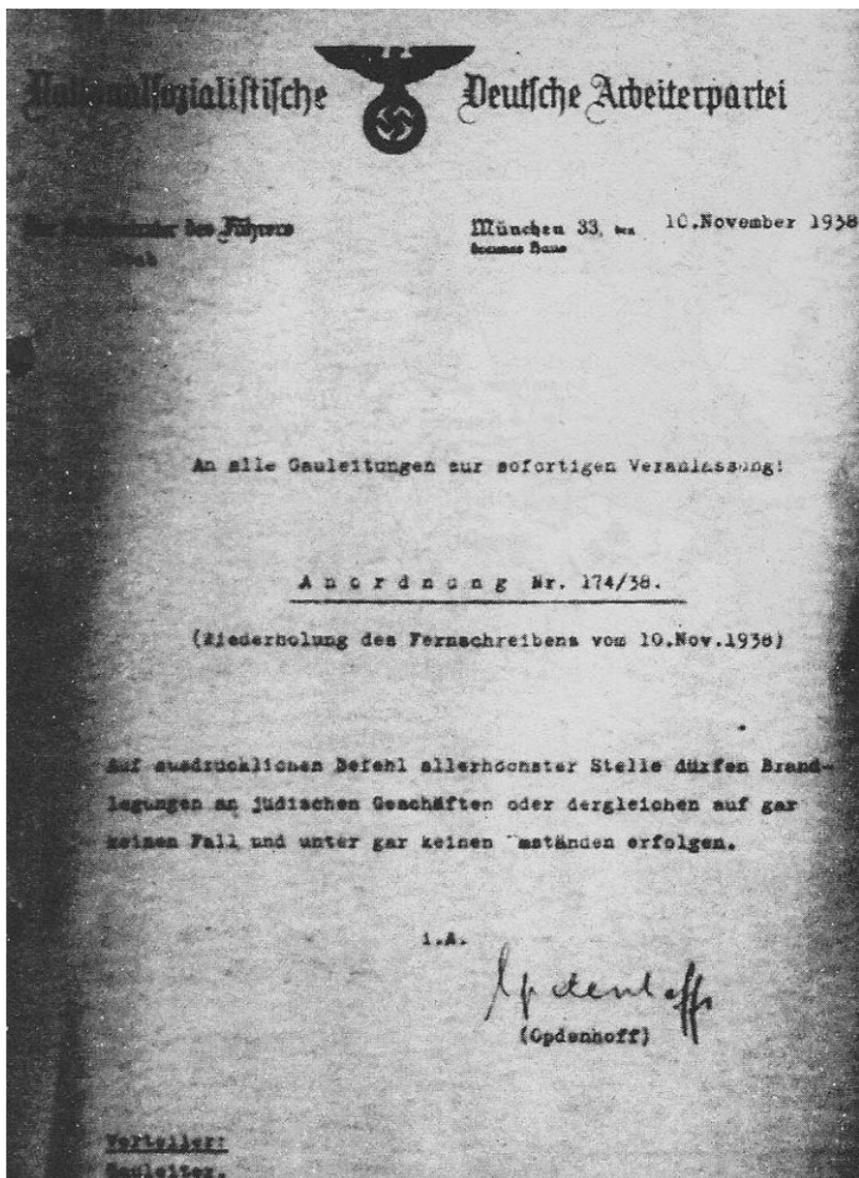
Ich werde das die Nation für Ihre Kameraden bringen.

Mit dem Dankbuch und mit herzlichsten
Wünschen bin ich Ihr

Adolf Hitler

Hitlers Entschuldigungsschreiben an Generaloberst von Fritsch vom 30. März 1938. (Aus russischen Archiven).

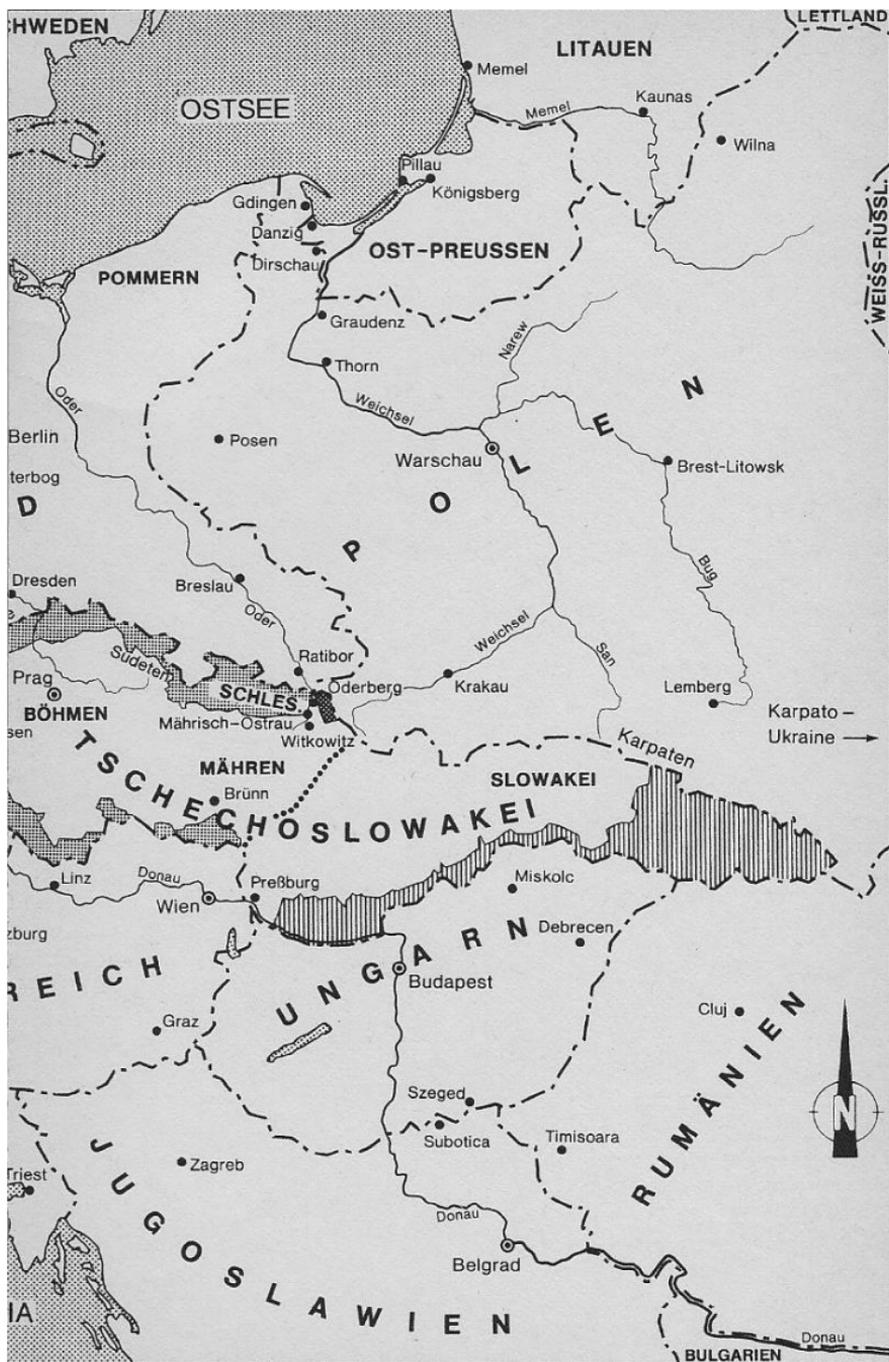
Anhang II



Anordnung Nr. 174/38 (Wiederholung des Fernschreibens vom 10. Nov. 1938)
an alle Gauleitungen zur sofortigen Veranlassung.

EUROPA 1933 – 1939





Register

A

- Aachen, 115, 245
Adam, Wilhelm, ‚Röhm-Putsch‘ 96,
Ermordung von Dollfuss 102, Bau
des Westwalls 230, Wirksamkeit des
Westwalls 245, Hitlers Kritik der
Generalität in Nürnberg 258
Albrecht, Alwin-Broder, Ernennung
zum Marineadjutanten 209,
Heirat 213, 388
Altmark, 245
Amann, Max 72
‚Anglo-German Fellowship‘, 413
Antikominternpakt (1936), 126
Asch, 260, 279
Astachow, 380
Attlee, Clement, 261, 271
Attolico, Bemardo, Einmarsch in die
Tschechoslowakei 281, 282, Krieg
mit Polen 446, 448, 451

B

- Baarova, Lida, 300
Backe, Herbert, 466
Bad Polzin, 444
Badoglio, Pietro, 194
Balbo, Italo, 194
Barth, Luftwaffenvorführung, 227
Beaverbrook, Lord, 127
Bechstein, Carl, 221
Bechstein, Helene, 221
Beck, Josef, 317, 337, Hitler fordert
Danzig 357, Ablehnung von Ver-
handlungen 465
Beck, Ludwig, Fritsch-Krise 48 ff.,
überholte Vorstellungen 108, 186,
Einstellung hinsichtl. eines Angriffs
gegen die Tschechoslowakei 185 ff.,
Kampagne gegen das OKW 186 ff.,
Hitler verwirft seine Kritik 229,
plant Rücktritt 241, Entlassung 242
Beecham, Sir Thomas, 127
Below, Nicolaus von, 125, 157, Luft-
waffenadjutant bei Hitler 209
Benesch, Eduard, Behandlung der su-
detendeutschen Minderheit 182,
Mobilisierung der Truppen an der
Grenze 201, Forderung der engl.
Regierung nach Abtretung der su-
detendeutschen Gebiete 264, trach-
tet nach Zeitgewinn 268, ordnet
Mobilmachung an 275, gegen die
Verhandlungen in Bad Godesberg
276, Flucht in die Vereinigten Staa-
ten 292
Berghof, Bau 146, Alltag 210, Einzug
Eva Brauns 219
Bergmann, Professor, 370
Bemdt, Alfred-Ingemar, 173, 197,
259, 269
Best, Werner, 53, 107, 130
Birkett, Richter in Nürnberg, 320
Bismarck, 136, 205 ff., 296
Bismarck, Otto von, 312
Blaschke, Johannes, III
Blomberg, Eva von (Eva Gruhn), 42 ff.
Blomberg, Werner von, Skandal we-
gen seiner Heirat 41 ff., Rücktritt
49, Spannungen zwischen Wehr-
macht und SA 88 ff., Vorbereitun-

- gen zur Operation ‚Schulung‘ gegen die Tschechoslowakei 110, Rheinlandbesetzung 115, ‚Fall ‚Grün‘ 135 ff., über Verschlechterung des Lebensstandards 319
- Blum, Leon 271
- Bock, Fedor von, 177
- Bodenschwingh, Friedrich von, 400
- Bodenschatz, Karl, Bericht über angeblichen Militärputsch durch Fritsch 107, Bericht über Hanfstaengl-Affäre 121
- Boehm, Hermann, 435
- Böhm (sudetendeutscher Bauer) 200
- Bonnet, Georges, 267, 282, 305
- Bormann, Albert, 385
- Bormann, Martin, über den Röhmputsch 99, Verwaltung des Berghofs 146 ff., Bau des ‚Adlerhorstes‘ 265, Verhältnis zu seinem Bruder Albert 385
- Bouhler, Philip, 331
- Brandt, Karl, 216, 307, 368
- Brauchitsch, Walter von, Ernennung zum Oberbefehlshaber des Heeres 55 gegen Bildung des OKW 164 ff., Charakter 165, Vorbereitungen zum Einmarsch in Österreich 169 ff., Vorbereitungen zum Einmarsch in die Tschechoslowakei 185 ff., duldet Hitlers Abkehr von der Meinung der Generalität 280, Hitlers Verabschiedung unzuverlässiger Militärs 303, Vorbereitungen für den Fall ‚Weiss‘ 426 ff.
- Braun, Eva, 216, 218 ff.
- Braun, Otto 196
- Bredow, General von, 98, 101
- Breslau, Sängerfest (1937), 132
- Bruckmann, Elsa, 221
- Brückner, Wilhelm, Überspannungen mit der SA 96, 99, Persönliches 385
- Bryant, Arthur, 413
- Bubestinger, Rosei, 213
- Bücker, 54
- Budweis, 299
- Burckhardt, Carl-Jacob, 422
- Bürger, Fritz, 351

C

- Cadogan, Sir Alexander, 178
- Canaris, Wilhelm, Fritsch-Krise 59, Argwohn gegenüber der SS 106, stellt Francos Emissäre Hitler vor 118, Vorbereitungen von Täuschungsmanövern gegen Österreich 161, Ausbildung von Henlein 184, Unzulänglichkeit der Abwehr 186, Vorbereitungen zum Einmarsch in die Tschechoslowakei 257, ‚Zwischenfälle‘ an der tschechischen Grenze 264, Besorgnis wegen eines Zweifrontenkrieges 280, Vorbereitungen für Fall ‚Weiss‘ 421 ff., Kritik Hitlers wegen Durchsickerns von Informationen 453
- Casagrande, Arthur, 376
- Chamberlain, Neville, bietet Deutschland koloniale Expansion an 163, bietet Abtretung der Sudetengebiete an 260 ff., Verhandlungen in Bad Godesberg 273 ff., Beneschs Hoffnungen auf seinen Sturz 272, Münchner Abkommen 284 ff., Aufrüstungsprogramm 293, Einkreisungspolitik gegen Deutschland 332, bietet Polen Unterstützung an 336 ff., allgem. Wehrpflicht 373, er-

neuerte Appeasement-Politik 380,
 Bedenken gegenüber Bündnis mit
 Stalin 379, Vorbereitungen für Kon-
 ferenz mit Hitler 413, Garantie an
 Polen 440, 442, bezweifelt Hitlers
 Kriegsabsichten 464, Forderung
 nach Rückzug deutscher Truppen
 aus Polen 473
 China, Hitlers Politik gegenüber, 125
 Churchill, Winston, Zusammentref-
 fen mit Förster 236, Einvernehmen
 mit Masaryk 261 ff., bestärkt tsche-
 chische Unnachgiebigkeit 270, über
 Münchner Abkommen 293
 Chvalkovsky, Frantisek, 293 ff., 317
 ff.
 Ciano, Graf Galeazzo, bei Konferenz
 in München 283, Unterzeichnung
 des ‚Stahlpaktes‘ 382, Konferenz
 auf dem Berghof 423, Materialfor-
 derungen in Zusammenhang mit
 Fall ‚Weiss‘ 451
 Clausewitz, Carl von, 248
 Colvin, Ian, 358
 Condor, Legion, 119 ff.
Conte Cavour, 195, 423
 Cooper, Duff, 293
 Coulondre, Roben, hon von geplan-
 ter Besetzung der Resttschechei
 341, versucht Hitler vom Krieg ab-
 zubringen 454 ff., überreicht Ulti-
 matum 477
 Croneiss, Theo 93

D

DAF (Deutsche Arbeitsfront), 69
 Dahlerus, Birger, 455, 457
Daily Express, 161, 294

Daily Telegraph, 412
 Daladier, Edouard, Forderungen an
 Benesch 263, Abkommen von
 München 284, bittet Hitler, Krieg
 mit Polen zu vermeiden 454
 Danzig, von Hitler geplante Wie-
 deringliederung 336, Völker-
 bundsmandat 405, Bildung eines
 ‚Freikorps‘ 406 ff.
 Daranowski, Gerda, 386
 Daranyi, Koloman, 290 ff.
 Deuss, 76
Deutschland, 427
 Dietrich, Otto, 210
 Dietrich, Sepp, 98
 Dirksen, Herben von, 222, 252
 Dirksen, Viktoria von, 222
 Dirschau, Brücke von, 428
 Dollfuss, Engelbert, 102
 Durcansky, Ferdinand, 291

E

Ebbinghaus, Hauptmann, 470
 Eberhard, Wolf, 239, 247, 292, 303
 Eberhardt, Georg, 406
 Eberstein, Friedrich Karl von, 310
 Eben, Friedrich, 215
 Eckart, Dietrich, 146
 Eden, Anthony, 89, 111, 271
 Eduard VIII., König von England,
 115, 130 ff.
 Eger, 259
 Eher-Verlag, 72
 Eicken, Carl von, 112, 369
 Engel, Gerhard, 203, Zeuge von Hai-
 ders Zusammenbruch bei Fall
 ‚Grün‘ 281, Heeresadjutant bei Hit-
 ler 387

Ernst, Karl, 93, 97
Eszterházy, 233

F

FA (Forschungsamt), Struktur 75, Informationen über Röhms 91, Informationen über Frankreich 92, 136, 169, 186, Informationen über England 282, 295, 313, 437, über die Tschechoslowakei 235, 261, 271, 275, über Niemöller 401, über Polen 463
Falkenhausen, Alexander von, 125
Faulhaber, Kardinal Michael von, 399
Faupel, Wilhelm, 119
Felmy, Hellmuth, 280
Fischböck, Hans, 139
Fleck, Hauptmann, 470
Forschungsamt, s. FA
Förster, Albert, 236, 405, 409
Förster, Otto 233
Franco, Francisco, 123
François-Poncet, Andre, Kontakte zu Röhms 91, Bericht über die Hossbach-Konferenz 137, über die Österreichpolitik 152, Überreichung des Bonnet-Plans 282, Hitlers Sympathie für F.-P. 298, bietet Frankreich ein Bündnis an 298 ff.
Frank, Hans, 217
Frank, Karl-Hermann, 230, 259, 260
Frankreich, Abkommen mit Russland 114, Reaktion auf deutsche Besetzung des Rheinlands 114 ff., Reaktion auf die Politik gegenüber der Tschechoslowakei 263 ff., Teilmobilmachung 276, Überreichung des Ultimatums 477

Freikorps (Henlein), 264, 288
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, 196
Frisch, Achim von, 60 ff.
Fritsch, Werner von, Krise wegen des Vorwurfs der Homosexualität 61 ff., Ernennung zum Oberbefehlshaber des Heeres 87, seine Beziehung zu Hitler 87 ff., Besetzung des Rheinlandes III, Hossbach-Konferenz 136 ff.
Füller, J. F. C., 128
Funk, Walter, 86

G

Gdingen, 336
Georg V., König von England, 128
Georg VI., König von England, 130, 280
Gestapo, Vorgehen gegen Fritsch 61 ff.
Geyer, Hermann, 304
Geyr von Schweppenburg, Freiherr Leo, 129, 133
Giesler, Hermann, 187
Glaise-Horstenau, Edmund, 169, 172
Gleiwitz, Sender, 421, 468
Globocnik, Odilo, 171
Gneisenau, 203
Goebbels, Helmuth, 300
Goebbels, Joseph, Ernennung zum Minister für Volksaufklärung und Propaganda 71, Einfluss auf Hitler 114, Direktiven an NS-Schriftleiter 183, Ansehen in der Öffentlichkeit 226, berichtet Hitler von pazifistisch eingestellter Bevölkerung 283, Eheprobleme 299, organisiert antijüdische Demonstrationen nach

der Ermordung vom Raths 308 ff., wird von Hitler gedeckt III, propagandistische Rede in Danzig vor Kriegsausbruch 406

Goebbels, Magda, 299, 415

Goltz, Graf Rüdiger von der, 60 ff.

Göring, Emmy, 220

Göring, Hermann, Krise wegen Blombergs Eheschliessung 41 ff., Fritsch-Krise 61 ff., FA 75 ff., Röhm-Putsch 95 ff., Generalbevollmächtigter im Rahmen des Vierjahresplanes 117, Ausbau der Luftwaffe 120, Hossbach-Konferenz 136 ff., Abkommen mit Schuschnigg auf dem Berghof 156 ff., Vorbereitung der Luftwaffe auf Krieg mit England 161, Einmarsch in Österreich 175 ff., Hitlers Stellvertreter 190, Vorbereitungen zum Einfall in die Tschechoslowakei 205, 228 ff., Bericht über Ausführung des Limesplans 230, täuscht Frankreich über Stärke der Luftwaffe 242, von der Un Vermeidbarkeit des Krieges überzeugt 280, betreibt die Loslösung der Slowakei 291 ff., Aufbau der Luftwaffe 296, Haltung während der antijüdischen Ausschreitungen 311 ff., Einmarsch der Tschechen in die Slowakei 343, FA-Überwachung Niemöllers 401, Reaktion auf Fall ‚Weiss‘ 436 ff., Warnung vor Intervention der USA 455, Kontakte mit England über Dahlerus 455, 457, vor dem Einmarsch in Polen 470 ff.

Graf, Ulrich, 40

Graf Spee, 427, 441

Grawitz, Ernst-Roben, 370

Graziani, Rodolfo, 194

Grille, 243, 248, 2J4

Groener, Wilhelm, 41

Groscurth, Helmuth, 299, 316

Grossbritannien, englisch-deutsches Marineabkommen (1935) 112, Reaktion auf die deutsche Besetzung des Rheinlandes 115, Zeitungskampagne gegen Hitler 161, 294, bietet Deutschland Kolonien an in, ermuntert Österreich zum Bruch des Berchtesgadener Abkommens 198, Reaktion auf Politik Hitlers gegen die Tschechoslowakei 202, 236 ff., fordert Benesch zur Preisgabe des Sudetengebiets auf 264, Konferenz in Bad Godesberg 273 ff., Mobilisierung der Royal Navy 277, Abkommen von München 284, Empörung über antijüdische Pogrome 311, bietet Polen Unterstützung an 357, 447, Unterzeichnung des Paktes mit Polen 447, schlägt deutsch-polnische Verhandlungen vor 459, Ultimatum 475

Gruhn, Eva, s. Blomberg, Eva von Grynspan, Herschel, 306

Guderian, Heinz, 108, 173, 334

Günsche, Otto, 220

Gürtner, Franz, 51, 211

H

Haase, Werner, 368

Habicht, Theo, 103

Hacha, Emil, 304, 344 ff.

Haig, Earl, 128

Haider, Franz, Einmarsch in öster-

- reich, 177, Nachfolger Becks, 200, 242, Ausarbeitung der Pläne gegen die Tschechoslowakei 256, Nerven-zusammenbruch 281, Vorbereitung von Fall ‚Weiss‘ 378, Haltebefehl im Fall ‚Weiss‘ 450
- Halifax, Lord, bietet Hitler Kolonien an 141, Reaktion auf deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei 236, zeigt sich hinsichtl. Polens konzessionsbereit 420, für Unterstützung Polens 440, Reaktion auf Krieg gegen Polen 471
- Hammerstein, Kurt von, 78, 87
- Hanfstaengl, Emst ‚Putzi‘, 120, 416
- Hanke, Karl, 415
- Härdy, Kalman, 245
- Hasselbach, Hanskarl von, 183, 367
- Haug, Jenny, 214
- Haushofer, Karl, 221
- Heitz, Walter, 61
- Helldorf, Wolf Graf von, 43, 155
- Henderson, Sir Neville, Einschätzung durch Hitler 162, bietet Hitler koloniale Expansion an 162, Göring stellt ihm FA-Aufzeichnung von Telefongesprächen tschechischer Politiker zur Verfügung 277, versucht Fall ‚Weiss‘ abzuwenden 438, unterbreitet Hitlers Vorschläge London 451 ff., treibt Lipski zur Eile an 465
- Henlein, Konrad, Besprechung mit Hitler über einzuschlagende Taktik 184, Achtpunkteplan 190, 249, Besprechung auf dem Berghof 251
- Herriot, Edouard, 271
- Herzner, Leutnant, 450
- Hess, Rudolf, zum Testamentsvollstrecker Hitlers ernannt 107, be-
richtet Hitler von Geli Raubais Tod 217
- Hesse, Fritz, 438, 473
- Hewel, Walther, Bindung an Hitler 30, über Hitlers Meinung von den Intellektuellen 205, Einmarsch tschechischer Truppen in die Slo-wakei 343, berichtet von Stalins Verhandlungsbereitschaft 425, zur Person 386
- Heydrich, Reinhard, zur Person 74, Einstellung zu antijüdischen Aus-schreitungen 309 ff., seine Populari-tät im Protektorat 353, Planung von Zwischenfällen in Schlesien im Rahmen von Fall ‚Weiss‘ 421
- Hier!, Konstantin, 245
- Himmler, Heinrich, Beteiligung an der Krise um Fritsch 61 ff., Kon-trolle über den Polizeiapparat 73, Rolle im Röhm-Putsch 99 ff., Auf-stieg der SS 105, Kritik an Goebbels 300, Pogrome 309
- Himmler, Marga, 193
- Hindenburg, Paul von, Reichspräsi-dent, Hitlers Bemühen um Aner-kenning 77, Hitler erwägt Wie-dereinführung d. Monarchie 196, H. billigt Austritt aus dem Völker-bund 86, Information über ‚Röhm-Putsch‘, warnt Hitler vor Italien 113
- Hitler, Adolf
und die Wehrmacht: die Krisen um Blomberg und Fritsch 41 ff., Bil-dung des OKW 165, erste Kontakte mit der Generalität 78, Einführung der allgem. Wehrpflicht 109, Auf-bau der SS 10j, Spannungen zwi-schen Wehrmacht und SA 106 ff.

und Österreich: plant Sturz des Dollfuß-Regimes 102, Zusammentreffen mit Schuschnigg auf dem Berghof 152 ff., Schuschniggs geplante Volksabstimmung 167, Einmarsch in Österreich 174

und die Tschechoslowakei, plant Zerschlagung der Tschechoslowakei 133 ff., plant Einmarsch 182, Instruktionen an Henlein 184, Chamberlain für Abtretung der Sudetengebiete 260 ff., Verhandlungen in Godesberg 273 ff., Abkommen von München 283, Reise durch das Sudetengebiet 288, 298, Interesse für die Slowakei 290, beordert Hacha nach Berlin 304, 344 ff., Besuch in Prag 3 jo

und Herausbildung seiner politischen Anschauungen- Reden im Jahre 1919 und 1920 2j ff., ultranationalistische Vorstellungen 27, Wiederaufbau der Partei 29, Putsch in München 29, Aufstieg zur Macht

und Grossbritannien: Abschluss des Marineabkommens 112, zieht Gr. als Bündnispartner Italien vor 113, Entfremdung 126, Angebot von Kolonien in, Pressekampagne gegen 161, Entsendung von Ribbentrop zur Erkundung von Chamberlains Absichten 172, Abkommen von München 283 ff., Information über Mobilmachung der Navy 277, über die Rücksichtslosigkeit Grossbritanniens beim Ausbau des Empire 324, Aufkündigung des Marineabkommens 377, Chamberlain hinsichtl. Polen konzessionsbereit

380, 420, Ausarbeitung des Sechzehnpunktevorschlages 458, englische Kriegserklärung 475

und Ungarn-, Bemühen um Unterstützung für Einmarsch in die Tschechoslowakei 242, 269, 290
und Italien- Beziehungen zu Mussolini 123 ff., Mussolini-Besuch i2j, Rom-Besuch 191, Italien fällt in Albanien ein 361, Mussolinis Materialforderungen im Rahmen von Fall ‚Weiss‘ 448 ff., Italiens Neutralität im Fall ‚Weiss‘ 452, Mussolini verwendet sich für Feueereinstellung in Polen 472

un d die Juden: Reden gegen die Juden 27 ff., Ermordung vom Rath 307 ff., Pogrome nach vom Rath Tod 304 ff., Deportationsprogramm 317

und die Aussenpolitik: Austritt aus dem Völkerbund 86, Bündnis mit Japan 126, Rheinlandbesetzung III, Bürgerkrieg in Spanien 123, gibt China zugunsten von Japan auf 125, Eingliederung Memels 337, 3jj, Schmähung Roosevelts 377, Beziehungen zu Jugoslawien 382
und persönliche Aspekte: Ambitionen 2 j ff., Macht über seine Gefolgschaft 30, Einfluss auf Arbeiterschaft 85, Bau des Berghofs 146, Alltag auf dem Berghof 208, Interesse für Filme 339, Testament 107, erwägt Rücktritt 195, Ansichten über die Monarchie 196, der volkstümliche Diktator 212, Beziehungen zu Frauen 214 ff., Beziehung zu Geli Raubal 215 ff., Bau des ‚Adlerhorsts‘ 265, Alltag in Berlin 339, 50.

Gebunstag 363 ff., Gesundheitszustand 366, Mitarbeiter 385 ff., Verhältnis zur Kirche 391 ff., und zur Kunst 410 ff.

und Polen: Bemühen um Unterstützung bei der Krise um die Tschechoslowakei 269 ff., poln. Besetzung von Teschen 289, Plan zur Wiedereingliederung Danzigs 336, England bietet Polen Unterstützung an 356 ff., Kündigung des Nichtangriffspaktes mit Polen 377, informiert Generalität über seine Kriegspläne 433, Bildung des Freikorps in Danzig 406 ff., zeitliche Schwierigkeiten im Fall ‚Weiss‘ 417 ff., überzeugt von pazifistischer Einstellung der Westmächte 426, Interesse für Dirschauer Brücke 428 ff., Verzögerung von Fall ‚Weiss‘ 449, Reichstagsrede bei Kriegsbeginn 457, Italien setzt sich für Feuereinstellung ein 472

und Beziehungen zu Militärs, Ministern und Diplomaten: Blomberg 41 ff., Fritsch 61 ff., Himmler 74, Hindenburg 77 ff., Ribbentrops Ernennung zum Aussenminister 154, Keitel 57 ff., Meinung über Viktor Emanuel III. 191, Beziehung zu Raeder 84 ff., 388, verwirft Beck's Denkschriften 229, Kritik der Generalität in Nürnberg 258, Sympathie für François-Poncet 298, Meinung über Masaryk 313, tolerante Haltung gegenüber Goebbels 311, Vertrauen zu Dr. Morell 367 ff., Haltung bei Eheschliessung Albrechts 312, 388 ff.

und die SA: Verhältnis zu Röhm 88, 9i, 94 ff-» 99

und die Sowjetunion: Unvermeidbarkeit des Krieges 139 ff., erste Anzeichen einer Verständigungsbereitschaft 334, Haltungsänderung 357, 408, Reise Ribbentrops nach Moskau 414, 430, 447

und Vorbereitung zum Krieg: Besetzung des Rheinlands 114 ff., industrieller Aufschwung 116 ff., Hossbach-Konferenz 137 ff., Bau des Westwalls 230 ff., Inspektion des Westwalls 246

Hoffmann (sudetendeutscher Bauer), 2CO

Hoffmann, Heinrich, 210 ff.

Hoffmann, Henriette, 123, 214 ff.

Hohenlohe, Stephanie, Prinzessin von, 76

Holburn, James, 379

Holman, 438

Horthy, Nikolaus von, 242 ff., 269, 290

Hossbach, Friedrich 43 ff.

‚Hossbach-Konferenz‘, 136 ff.

Hueber, Franz, 173

Hugenberg, Alfred, 67, 73

I

Imredy, Bela von, 243, 269, 291

Innitzer, Kardinal Theodor, 179, 399

Ironside, Sir Edmund, 426

Italien, Einmarsch in Abessinien m, Bündnis mit Hitler 382, Reaktion auf Einmarsch in Österreich 175 ff., Hitler-Besuch in Italien 190 ff.,

Aufschub von Fall ‚Grün‘ 281, Information Cianos über Fall ‚Weiss‘ 424 ff., Materialforderungen Italiens 448 ff.

J

Jablunka-Pass, 428, 450
Jackson, Roben H., 180
Japan, Hitlers Politik 126
Jeschonnek, Hans, 198, 321, 334
Jodl, Alfred, 149, 154, 162, Vorbereitungen für Einmarsch in die Tschechoslowakei 254
Jones, T. E., 127
Juden, Hitlers frühe Reden 27 ff., Antisemitismus in der Tschechoslowakei, Frankreich, Polen 305 ff., Pogrome nach vom Raths Tod 308 ff., Deportationsprogramm 317, Hitlers Drohungen 317
Jung, Edgar, 98
Jüterbog, Artillerieschule, 238

K

Kaltenbrunner, Ernst, 173
Kánya, Kolomán von, 186, 243, 269
Karmasin, Franz, 291, 342
Karpato-Ukraine, Ungarns Forderungen 290, Angebot an Polen für Danzig 337
Keitel, Wilhelm, Bildung des OKW 57 ff., Beck's Einwände 186 ff., Vorbereitungen für Angriff gegen die Tschechoslowakei 256 ff., Hitlers Revirement 301 ff., Hitlers 50. Geburtstag 363 ff.
Kempka, Erich, 177, 213

Kennedy, Joseph, 198
Keppler, Wilhelm, Ernennung zum Bevollmächtigten für österreichische Angelegenheiten 132 ff., Abkommen auf dem Berghof 156, warnt vor Schuschnigg 160, bei Einmarsch in Österreich 168, 173, 178, Aktivität in der Slowakei 342 ff.
Kerrl, Hans, 402
King, Cecil, 128
King, Mackenzie, 129
King-Hall, Stephen, 412
Klein, Ada, 214
Koch, Erich, 139
Köchling, Friedrich 265
Koemer, Paul, 96, 117
Konzentrationslager, 74, 179
Kordt, Theo, 471
Köstring, 384
Krosigk, Iutz Graf Schwerin von, 252
Kubizek, August, 411
Kyffhäuserbund, 106

L

Laffert, Baroness Sigrid, 219
Lahousen, Erwin, 420
Lammers, Hans, Chef der Reichskanzlei 77, informiert Hindenburg über Ermordung von Dollfuß 104, über Hitlers Privatsphäre auf dem Berghof 210, 288, über Vernachlässigung von Staatsgeschäften 316
Ledebur, Frau von, 211
Leeb, Wilhelm von, 185, 238, 241, 299
Leitgen, Alfred, 231
Leopold, Josef, 153, 162
Ley, Robert, 68, 107

Libau, 441
Liebmann, Curt, 239, 304
Likus, Rudolf, 161
Limes-Plan (s. auch Westwall), 229, 233
Link, The, 413
Lipetsk, 334
Lipski, Josef, Besprechung mit Hitler 269, zur Juden-Frage 306, Hitler fordert Danzig 337, 357, Henderson treibt zur Eile 465, letztes Gespräch mit Ribbentrop 467
Litauen, Rückgabe Memels 355
Litwinoff, Maxim, 362
Lloyd George, David, 128
Locarno, Vertrag von, 114
Lohse, Heinrich, 309
Londonderry, Lord, 267
Lorenz, Werner, 184
Lossberg, Bernd von, 418
Louis, Joe, 208
Löwinger, Heinrich, 44
Ludendorff, Erich, 39 ff.
Lutze, Viktor, 97, 99, 210

M

Macdonald, Jeanette, 339
Mackensen, Hans Georg von, 188, 451
Maginot-Linie, 316
Manstein, Erich von, 165, 185, 238
March, Werner, 187
Maree, Emmi, 214
Masaryk, Jan, über Verhandlungen der engl. Regierung mit Hitler 260 ff., Forderung der engl. Regierung nach Abtretung der Sudetengebiete 263, 267, Bericht über Verhandlungen in Godesberg 276

Massimo, Prinz, 195
Maurice, Emil, 214, 216
Meisinger, Josef, 61
Meissner, Otto, Bestallung durch Hitler 77
Mellenthin, Horst von, 80
Memel, Hitlers Forderung nach 337
Merekalov, Alexej, 334
Miklas, österr. Bundespräsident, 161, 174
Milch, Erhard, Aufbau der Luftwaffe 83, über ‚Röhm-Putsch‘ 97, über angeblichen Coup durch Fritsch 106, Beteiligung am spanischen Bürgerkrieg 119, über Hitlers Lebensraum-Rede 240, Täuschungsmanöver über wahre Stärke der Luftwaffe 242
Mitford, Unity, 76, 128
Model, Walter, 239
Molotow, 380
Morell, Dr. Theodor, 367 ff.
Mosley, Sir Oswald 128
Muff, Wolfgang, 174, 177
Mühlmann, Kajetan, 159
Müller, Heinrich, 422
Müller, Ludwig, 400
Münchner Neueste Nachrichten, 269
München, Putsch in 29 ff., Ludendorffs Begräbnis 39 ff.
München, Abkommen von, 283
Mussolini, Benito, Unterstützung des Dollfuss-Regimes 103, Protest bei Einführung der allgem. Wehrpflicht in Deutschland 109, Einmarsch in Abessinien 111, Bruch des Vertrags von Locarno 114, Hitlers Verhältnis zu 123, Deutschland-Besuch im Sept. 1937 124, Reaktion auf Einmarsch in Österreich 175, Hitler

bittet um Unterstützung für Krieg gegen die Tschechoslowakei 189, Hitler-Besuch in Italien 191, 24Stündiger Aufschub von Fall ‚Grün‘ durch Mussolini 281, Abkommen von München 284 ff., Einmarsch in Albanien 361, Unkenntnis über Fall ‚Weiss‘ 381, Materialforderungen in Zusammenhang mit Fall ‚Weiss‘ 448, verspricht Neutralität 452, Vorschlag zur Feueereinstellung in Polen 472

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, 33 ff., Führungsauslese 34, Gleichschaltung der Presse 72 ff., Spannungen zwischen Wehrmacht und SA 88 ff., antijüdische Ausschreitungen 304 ff.

Neurath, Freiherr von, Anschluss von Österreich 103, ‚Hossbach-Konferenz‘ 136, Treffen Hitler-Schuschnigg auf dem Berghof 152 ff.

Niemöller, Martin, 399 ff.

Norman, Montagu, 320

Noske, Gustav, 196

Nuffield, Lord, 294

Nürnberg, Ausbau geplant, 313

Nürnberg, 409

O

Obernitz, Hanns-Günther von, 308

The Observer, 412

Ogilvie-Forbes, Sir George, 464

OKW (Oberkommando der Wehrmacht), Bedenken des Generalstabs 165, Vorbereitungen für Krieg gegen Tschechoslowakei 197,201,254

Olga, Prinzessin von Jugoslawien, 382

Oshima, Hirosho, 126

Österreich, geplanter Sturz des Dollfuss-Regimes 102, Vorbereitungen zu Fall ‚Otto‘ 132, NS-Partei in Österreich 152 ff., Schuschniggs Volksbefragung 167, Einmarsch in Österreich 178, Entscheidung Hitlers über ‚Anschluss‘ 178

P

Papen, Franz, von Sondergesandter in Wien 104, 152, Berchtesgadener Abkommen 152 ff.

Pariani, Alberto, 257, 453

Paul, Prinzregent von Jugoslawien, 382

Pfeffer, Franz von, 78

Phillimore, Harry 320

Phipps, Sir Eric, 163, 272

Pillau, 139

Polen, Hitlers Plan zur Lebensraumgewinnung 32, Hitlers Kontakte zu 369, Polen fordert Gebiet von Teschen 189, Antisemitismus 306, Hitler fordert Danzig und Zugang zu Ostpreussen 336, Teilmobilmachung 355, Unterstützung durch England 356 ff., Hitler kündigt Nichtangriffspakt 377, zeitl. Schwierigkeiten im Fall ‚Weiss‘ 417 ff., engl. Garantie an Polen 440, 442, Verzögerung von Fall ‚Weiss‘ 449

Prinz Eugen, 242

Puttkamer, Karl-Jesco von, informiert Raeder über Hitlers geplante Besprechung 205, Verhältnis zu Hitler 385 ff.

R

- RAD, 258 ff.
- Raeder, Erich, Aufbau der Kriegsmarine 84 ff., 94, ‚Hossbach-Konferenz‘ 136 ff., Beschleunigung des Aufbaus 198, 206, Möglichkeit eines Seekrieges mit England 244, Z-Plan 297, Spannung wegen Albrechts Eheschliessung 388, bei Kriegsausbruch 476
- Rath, Ernst vom, 307
- Rattenhuber, Hans, 212
- Ratz, Jenö, 185, 243
- Raubal, Angela, 214, 218
- Raubal, Geli, 214 ff.
- Rechlin, 407
- Rehborn, Anni, 368
- Reichenau, Walter von, Bindung an Hitler 79, ‚Röhm-Putsch‘ 88 ff., Berchtesgadener Abkommen 157, Opposition der Generalität gegen Hitlers Pläne 237, Vorbereitungen zur Invasion in die Tschechoslowakei 255
- Reiter, Mitzi, 214
- Ribbentrop, Joachim von, Hitlers Ansicht über 120, Ernennung zum Außenminister 154, Haltung bei den von Goebbels inszenierten Pogromen 304 ff., Berchtesgadener Abkommen 152 ff., Bemühen um Unterstützung Ungarns für Einmarsch in die Tschechoslowakei 243, Verhandlungen in Godesberg 274, Münchner Abkommen 283 ff., Abkommen mit Hacha in Berlin 344 ff., gegen Ausrufung des ‚Protektorates‘ 3J1, Abschluss des Marineabkommens mit England 112, als Botschafter nach London 127, über engl. Haltung gegenüber dem Reich 141, Überreichung der Sechzehnpunktevorschläge 458, Mussolini-Besuch in Deutschland 124, strebt dreiseitigen Bündnispatk mit Italien und Japan an 126, Lipskis Forderung nach Gebiet um Teschen 269, R. bietet Karpato-Ukraine für Danzig an 354, letztes Gespräch mit Lipski 467, Abschluss des Paktes mit Stalin 414, 430, 441
- Ribbentrop-Büro, 126, 155
- Riefenstahl, Leni, 105, 218
- Rintelen, Anton, 102
- Roatta, Mario, 119
- Röhm, Ernst, 88, 91 ff., 94, 99
- Rommel, Erwin, 444
- Roosevelt, Franklin D., 261, 376
- Rosenberg, Alfred, 120, 408
- Rothermere, Lord, 58, 278
- Runciman, Lord, 250, 263
- Rundstedt, Gerd von, Vorbereitungen zum Einmarsch in die Tschechoslowakei 254 ff., zum Krieg gegen Polen 383

S

- SA (Sturmabteilung), Demilitarisierung durch Hitler 90, Waffenarsenale 91, ‚Röhm-Putsch‘ 92 ff.
- Saarbrücken, 115, 293
- Salzberger, 213
- Schachleitner, Abt Albanus, 398
- Schacht, Hjalmar, 68, 320
- Scharnhorst*, 205
- Schaub, Julius, 210, 213, 220, 301, 310, 319, 332, 385

- Scheubner-Richter, 40
 Schiedermayer (Architekt) 223
 Schleicher, Kurt von, 42, 98, 101
Schleswig-Holstein, 429
 Schmeling, Max, 208
 Schmid, Wilhelm, 96
 Schmidt, Guido, 152, 156
 Schmidt, Otto, 48 ff., 60 ff.
 Schmunt, Rudolf, 167, 189, 387
 Schneidhuber, August, 96
 Schörner, Ferdinand, 322
 Schreck, Julius, 369
 Schroeder, Christa, 99, 209, 231, 349, 363, 386
 Schulenburg, Werner Graf von der, 362
 Schulte-Mönting, Erich, 84
 Schuschnigg, Kurt von, Zusammen-
 treffen mit Hitler auf dem Berghof
 152, 156, 224, Volksabstimmung
 167, Einmarsch in Österreich 174,
 im Konzentrationslager 184
 Seeckt, Hans von, 42, 78, 123
 Seldte, Franz, 77
 Semper, Gottfried, 223
 Severing, Carl, 196
 Seyss-Inquart, Arthur, Berchtesgade-
 ner Abkommen 156 ff., Einmarsch
 in Österreich 171 ff.
 Schleicher, Kurt von, 98
 Sidor, Karol, 344
 Simon, Sir John, 111
 Simonsdorff, 469
 Slowakei, abwartende Haltung Un-
 garns 242 ff., Hitlers Interesse 290,
 Annäherung an das Reich 291, 342,
 Tuka fordert Unterstützung 291,
 342, Einmarsch tschechischer
 Truppen 343
 Sowjetunion, Hitlers Erwerb von Le-
 bensraum 32, Hitlers Handlungsän-
 derung 334, Ribbentrop-Reise nach
 Moskau 414 ff.
 Speer, Albert, Bau der Reichskanzlei
 187, Verhältnis zu Hitler 210,
 Chefarchitekt Hitlers 223
 Sperrle, Hugo, 157
 Spitzzy, Reinhard, 123, 134, 169, 234,
 287
 SS (Schutzstaffel), Vorwürfe gegen
 Fritsch 61 ff., Gegnerschaft zu SA
 91 ff., versuchter Sturz des Doll-
 fuss-Regimes 102 ff., Aufbau der
 Waffen-SS 105
 Stalin, Reorganisation der Streitkräfte
 335, wünscht Bündnis mit Hitler
 408, verlangt poln. Ukraine 419,
 Unterzeichnung des Paktes 441
 Stehlin, Paul, 362
 Stempfle, Pater Bernhard, 99
 Stinnes, Hugo, 72
 Stojadinowitsch, Milan, 224
 Strasser, Gregor, 99
 Strang, William, 261
 Strassburg, 234
 Streicher, Julius, 76, 305
 Stresa, Front von, 109
 Stülpnagel, Carl Heinrich von, 134
Der Stürmer, 303
Sunday Express, 161, 412
 Sztójay, Dome, 189
- T**
- Tauschitz, Stefan, 132, 161
 Temple, Shirley, 339
 Teschen, 270, 289
Thetis, 413
 Thomas, Georg, 257, 293

Thorak, Wilhelm, 225
The Times, 412
 Tippeiskirch, 314
 Tirpitz, Admiral von, 129
Tirpitz, 205, 296
 Tiso, Pater, 342
 Todt, Fritz, Autobahnbau 70, 8 5, Bau
 des Westwalls 205,231, Aufrüstung
 234, kritische Haltung der Heeres-
 generalität 301
 Töpken, 211
 Trier, 115
 Troost, Gerti, 222
 Troost, Ludwig, 221 ff.
 Tschechoslowakei, gegen sie gerich-
 tete Operation ‚Schulung‘ 110, Hit-
 ler plant ‚Zerschlagung‘ 133, Politik
 gegenüber dt. Minderheit 182, Mo-
 bilisierung der Truppen an der
 Grenze 201, Kriegerrecht in Eger
 259, Chamberlain fordert Abtre-
 tung des Sudetengebiets 260 ff., Ge-
 neralmobilmachung 275, Münchner
 Abkommen 284 ff., Hitler plant Be-
 setzung der Resttschechei 293,
 Einmarsch tschechischer Truppen
 in die Slowakei 343, Hacha reist
 nach Berlin 345, dt. Einmarsch 348,
 Profit für Deutschland 352
 Tschiang Kaischek, 125
 Tuka, Vojtech, 291, 342

U

Ulex, Wilhelm, 304
 Ungarn, Hitlers Bemühen um 242,
 269, Besorgnis um die Slowakei 269,
 fordert Slowakei 290
 Urbsys, Juozas, 355

USA, Kritik Hitlers an Roosevelt 261,
 376

V

Vatikan, Beziehungen des NS-Staates
 zum 398
 Veesebmayer, Edmund, 343
 Viktor Emanuel III. von Italien, 191
 Viebahn, Max von, 177, 200
Völkischer Beobachter, 72, 265, 268,
 318
 Vormabb, Nikolaus von, 444
 Vuillemin, Josephe, 242

W

Wachenfeld, Haus, 146
 Wagener, Otto, 300
 Wagner, Eduard, 94, 346
 Wagner, Verena, 373
 Wagner, Winifred, 373, 410
 Warlimont, Walter, 232, 449
 Welczek, Johannes Graf von, 252, 307
 Weichs, Maximilian von, 90
 Weingärtner (Krimineller), 49, 54
 Weitzel, Fritz, 212
 Weiszäcker, Ernst von, Krise um
 östereich 164, 171, 180, Einmarsch
 in die Tschechoslowakei 196, über
 Hitler-Besuch in Italien 194,
 Chamberlains Angebot des Sude-
 tengebiete 262, über Hitlers Pläne
 279, 340. 359 ff-
 Wermelskirch, Fritz, 48, 50
 Westwall, Bau 205 ff., Inspektion
 durch Hitler 246, 293
 Wiedemann, Fritz, 113, über Vorbe-

reitungen zum Einmarsch in die Tschechoslowakei 203 ff., über Hitlers Beliebtheit 226, Entlassung 321
Wietersheim, Gustav von, 237
Willikens, Werner, 233
Wilson, Sir Horace, über Gespräche auf dem Berghof 261, über Verhandlungen in Godesberg 273 ff., droht mit engl. Intervention 278, konzessionsbereit hinsichtl. Polen 420, 438, bei Einmarsch in Polen 473
Windau, 441

Winter, Anni, 215
Witzeil, Karl, 108
Witzleben, Erwin von, 379
Wohlthat, Helmut, 413
Wolf, Johanna, 196
Wolff, Karl, 309
Woroschilow, K. E. 361
Wünsche, Max, 209, 212

Z

Zeitler, Kurt, 232
Zernatto, Guido, 171

Deutschland und Europa vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs

Irving schildert den unheimlichen Bann, in den das deutsche Volk 1933 geraten war. Er schildert aber auch die von Hitler geweckte Gefolgschaftstreue, die alle Vorstellungen sprengende Führerverehrung, die Leistungen beim Aufbau des Wirtschaftslebens, der Wehrmacht und die Stärkung des Selbstwertgefühls des deutschen Volkes. Außerdem enthüllt er auch in allen Einzelheiten – aufgrund von ihm zugänglich gemachten Dokumenten aus erster Hand – die unaufhaltsame Durchführung der rassistischen und nationalsozialistischen Ziele, zu denen auch die Konzentrationslager, die SS und schließlich die Endlösung gehören.

David Irving ist ein international anerkannter Zeitgeschichtsforscher, der über Hitler, das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg arbeitet. Seine Bücher erregen Aufsehen durch Aufdeckung bisher unbekannter Quellenmaterials, durch neue Gesichtspunkte und kontroverse Darstellung geschichtlicher Zusammenhänge.

HEYNE GESCHICHTE

Die Reihe «Heyne Geschichte» hat die Aufgabe, sowohl die grossen Epochen als auch wesentliche Marksteine bis hin zu entscheidenden Tagesereignissen in der Geschichte aller Völker und Zeiten im Taschenbuch darzustellen.

German Arciniegas
**Geschichte und Kultur
Lateinamerikas**
9 / DM 10,80

Marlis G. Steinert
**Die 23 Tage
der Regierung Dönitz**
10 / DM 8,80

Fritz Schachermeyr
Griechische Geschichte
11 / DM 8,80

William L. Shirer
**Der Zusammenbruch
Frankreichs**
12 / DM 17,60 (2
Bände)

Wilhelm von Schramm
Aufstand der Generale
13 / DM 7,80

Paul Sethe
**Morgenröte der
Gegenwart**
14 / DM 9,80

Dick Wilson
**Mao Tse-tungs
Langer Marsch**
15 / DM 8,80

Matthias Pusch
Der Dreissigjährige Krieg
16 / DM 6,80

Maurice Ashley
**Das Zeitalter
des Absolutismus**
17/DM 9,80

Alfred Mühr
Die deutschen Kaiser
18 / DM 8,80

E. J. Feuchtwanger
Preussen
19/ DM 8,80

Waldemar Erfurth
**Der sssnische Krieg
1941-1944**
20 / DM 8,80

Kurt Frischler
**Das Abenteuer
der Kreuzzüge**
21 / DM 8,80

Paul Dreyfus
Die Resistance
22 / DM 8,80

Reinhard Raffalt
Grosse Kaiser Roms
23 / DM 8,80

Donald Bullough
**Karl der Grosse
und seine Zeit**
24 / DM 9,80

Emst Walter Zeeden
**Das Zeitalter der
Gegenreformation**
25 / DM 7,80

Franz Herre
**Anno 70/71
Der Deutsch-
Französische Krieg**
26 / DM 8,80

Götz Bergander
Dresden im Luftkrieg
27 / DM 12,80

Michael Freund
**Die grosse Revolution
in England**
28 / DM 9,80

Karl-Heinz Janssen
Das Zeitalter Maos
29 / DM 8,80

Christopher Dufly
**Die Schlacht
bei Austerlitz**
30/DM 7,80

Joseph Vogt
Die Römische Republik
31/DM 9,80

Charles L. Mee
**Die Potsdamer
Konferenz 1945**
32/DM 8,80

Henry Kamen
**Die spanische
Inquisition**
33 / DM 8,80

Rolf Bauer
Österreich
34/DM 9,80

J.H.Elliot
**Das geteilte Europa
1559-1598**
35/DM 9,80

Richard O'Connor
Der Boxeraufstand
36 / DM 10,80